



Hansjörg Dilger, Gisela Welz,
Beate Binder, Thomas G. Kirsch (Hg.)

PUBLIC ANTHROPOLOGY

*Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen
der ethnologischen Fächer*



campus

Hansjörg Dilger ist Professor für Sozial- und Kulturanthropologie an der Freien Universität Berlin.

Gisela Welz ist Professorin für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie an der Goethe Universität Frankfurt.

Beate Binder ist Professorin für Europäische Ethnologie und Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Thomas G. Kirsch ist Professor für Ethnologie und Kulturanthropologie an der Universität Konstanz.

Hansjörg Dilger, Gisela Welz,
Beate Binder, Thomas G. Kirsch (Hg.)

Public Anthropology

Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen
der ethnologischen Fächer

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Das Netzwerk »Public Anthropology: Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer« und dieser Reader wurden durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (Projektnummer 464994376) gefördert.

Die Publikation wurde des Weiteren ermöglicht durch eine Ko-Finanzierung für Open-Access-Monografien und -Sammelbände der Freien Universität Berlin sowie des Publikationsfonds und des Zentrums für kulturwissenschaftliche Forschung (ZKF) der Universität Konstanz.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz »Creative Commons Namensnennung-Nicht kommerziell-Keine Bearbeitungen 4.0 International« (CC BY-NC-ND 4.0) veröffentlicht. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

Verwertung, die den Rahmen der CC BY-NC-ND 4.0 Lizenz überschreitet, ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für die Bearbeitung und Übersetzungen des Werkes. Die in diesem Werk enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Quellenangabe/Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



ISBN 978-3-593-51982-1 Print

ISBN 978-3-593-45943-1 E-Book (PDF)

DOI 10.12907/978-3-593-45943-1

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Einige Rechte vorbehalten.

© 2025 Campus Verlag in der Verlagsgruppe Beltz, Werderstr. 10, 69469 Weinheim, info@campus.de

Umschlaggestaltung: Verlagsgruppe Beltz

Umschlagmotiv: © Imad Gebrael, Berlin | www.imadgebrayel.com

Satz: DeinSatz Marburg UG | tn

Gesetzt aus: Alegreya und Alegreya Sans

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag (ID 15985-2104-1001).

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung: Public Anthropology in den ethnologischen Fächern	13
<i>Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder und Thomas G. Kirsch</i>	
Öffentlichkeiten	
Öffentlichkeiten – Einleitung	47
<i>Hansjörg Dilger, Thomas G. Kirsch und Beate Binder</i>	
Policy Publics: Doing Public Anthropology in kulturpolitischen Öffentlichkeiten	57
<i>Jens Adam</i>	
Ethnografische Objekte als Akteure: ein Gespräch über Museumspraktiken in umkämpften Öffentlichkeiten	79
<i>Magdalena Buchczyk und Hansjörg Dilger mit Sofia Botvinnik, Benjamina Efua Dadzie und Paola Ivanov</i>	
Das Gespräch suchen: interessierte Öffentlichkeiten und die Ethnologie	95
<i>Magnus Treiber</i>	
Shitstorms und Social Media als Öffentlichkeiten	105
<i>Marion Näser-Lather</i>	
Public Anthropology und klandestine Öffentlichkeiten	113
<i>Clandestine Publics Research Group</i>	

Public Anthropology im Spätindustrialismus	127
<i>Janine Hauer und Asta Vonderau</i>	

Kollaborationen

Kollaborationen – Einleitung	147
<i>Beate Binder, Hansjörg Dilger und Thomas G. Kirsch</i>	

Is it labor or is it work?

Kollaborative Arbeit in der Public Anthropology	159
<i>Katharina Schramm</i>	

Von Kollaboration zu Ko-Artikulation: Potentiale und Grenzen kollaborativen Forschens mit sozialen Bewegungen	177
<i>Beate Binder und Sabine Hess</i>	

Kokreation und Ko(l)laboration: Denkanstöße für dekoloniales Zusammenarbeiten in universitären Lehr- und Forschungsprojekten	195
<i>Amal Abbass, Hansjörg Dilger, Kristina Mashimi, Stephen Muthusi Katembu und Primerose Lucy Maposa</i>	

Passagiere ohne Fahrschein: Wissensproduktion durch interkontinentale Schreibexperimente	213
<i>Ursula Rao und Kavita Dasgupta</i>	

Collaboration Rewind: Anthropologie öffentlich machen	231
<i>Thomas Stodulka und Ferdiansyah Thajib</i>	

Positionierungen

Positionierungen – Einleitung	249
<i>Thomas G. Kirsch, Beate Binder und Hansjörg Dilger</i>	

Strategische Netzwerke inmitten konfligierender Positionalitäten: Public Anthropology in der südafrikanischen Landreform	259
<i>Olaf Zenker</i>	

Zwischen Dissemination und Impact: Notizen zu einem Zielkonflikt bei der strategischen Kommunikation anthropologischen Wissens	279
<i>Hans Peter Hahn und Sylvestre Kouakou</i>	
Rückkehr zum Dialog: Public Anthropology und die Untersuchung von <i>repugnant others</i>	293
<i>Thomas G. Kirsch</i>	
Dynamiken der Selbst- und Fremdpositionierung: Navigieren in konflikthaften Feldern am Beispiel von Forschungen zu antifeministischen Diskursen	305
<i>Marion Näser-Lather</i>	
 Vermittlung	
Vermittlung – Einleitung	329
<i>Gisela Welz und Hansjörg Dilger</i>	
Epistemische Sozialitäten der Public Anthropology: Plädoyer für ein praxeologisches Verständnis der Beglaubigung von Wissen in Projekten engagierten Forschens	339
<i>Victoria Huszka und Ove Sutter</i>	
Persönliche Geschichten, »öffentliche Ängste«: kollaborative Narrative im filmischen Co-Telling	359
<i>Marcos Freire de Andrade Neves</i>	
Zwischen »Public Anthropology« und »Anthropology in Public«. Schreiben vor, für, mit und gegen Öffentlichkeiten: die boasblogs	375
<i>Ehler Voss</i>	
Public Anthropology im Studium – ein Gespräch	391
<i>Götz Bachmann, Helene Bode, Carla Hartmann, Esther Klein, Tom Lagodny und Mirjam Lüdecke</i>	
Forschendes Lernen in den Nachfolgefächern der Volkskunde	403
<i>Gisela Welz</i>	

Kollektiv Polylog: studentisch initiiertes Forschen und Lernen in der Sozial- und Kulturanthropologie ›nach Bologna‹	409
<i>Hansjörg Dilger und Kristina Mashimi</i>	

Transformationen

Transformationen – Einleitung	421
<i>Gisela Welz, Hansjörg Dilger und Thomas G. Kirsch</i>	
Global Belly: Anthropologie und Theater	429
<i>Anika König</i>	
Soziale Welten in Bilder bringen: EthnoGraphic Novels als Modus ethnographischer Forschung und Präsentation	447
<i>Beate Binder</i>	
Deicing Fieldwork: ein ethnographisches Experiment	463
<i>Gisela Welz</i>	
Multimodales Arbeiten in der Public Anthropology – A Map of Interventions und kein Territorium. Ein Manifest	479
<i>Judith Albrecht, Tomás Criado, Ignacio Farías, Andrew Gilbert, Carla J. Maier und Nasima Selim</i>	
Autor:innen	497

Vorwort

Public Anthropology – das Öffentlichmachen und öffentliche Zur-Diskussion-Stellen der eigenen wissenschaftlichen Befunde und Erkenntnisse – stellt heute eines der herausfordernden sowie epistemologisch, methodisch und thematisch weichenstellenden Aufgabengebiete der ethnologischen Fächer dar. Kontrovers verhandelte Sachverhalte wie die Vielfalt gegenwärtiger Gesellschaften fordern Ethnolog:innen zu öffentlichen Positionierungen heraus, sowohl mit Blick auf die mit dieser Vielfalt verbundenen sozialen Verteilungs- und Abgrenzungskämpfe als auch, um sich für neue Formen von Solidarität und Gemeinschaft einzusetzen. Zudem stellen weltumspannende ökologische und gesundheitliche Krisen ebenso wie gegenwärtige politische Polarisierungen (u. a. im medialen Raum) Ethnolog:innen vor Herausforderungen, die vor wenigen Jahren noch kaum in diesem Ausmaß antizipiert worden waren. International wird Public Anthropology in den ethnologischen Fächern schon seit Anfang der 2000er Jahre vertieft diskutiert. Im deutschsprachigen Raum hingegen stehen fachliche Auseinandersetzungen über die ›öffentliche Ethnologie‹ noch relativ am Anfang – und dies, obwohl zahlreiche Fachvertreter:innen bereits (zum Teil umfangreiche) Erfahrungen bei der Durchführung einzelner Projekte und Initiativen in diesem Bereich gesammelt haben.

An dieser Ausgangssituation setzt der vorliegende Reader an, der aus der Zusammenarbeit zwischen 20 Vertreter:innen der ethnologischen Fächer im wissenschaftlichen Netzwerk *Public Anthropology: Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer* hervorgegangen ist, das von 2022 bis 2025 durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft unter der Ko-Sprecher:innenschaft von Hansjörg Dilger (Freie Universität Berlin) und Gisela Welz (Goethe-Universität Frankfurt) gefördert wurde.¹ Die Mehrheit der Autor:innen des Bandes gehört einem der beiden ethnologischen Fachverbände an – der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und der Deutschen Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie. Die meisten von ihnen forschen und lehren an Universitätsinstituten und Forschungseinrichtungen, die ihre gegenwärtigen Denomi-

¹ <https://anthro-publics.de/> (Zugriff am 18.04.2024).

nationen erhielten, nachdem die Bezeichnungen Volkskunde oder Völkerkunde abgelegt worden waren. Auf Seite der ehemaligen Völkerkunde umfassen diese Denominationen die Ethnologie, Sozialanthropologie oder Sozial- und Kulturanthropologie (bzw. Kultur- und Sozialanthropologie); bei der früheren Volkskunde handelt es sich um Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft.

Auf diese verschiedenen Fachbezeichnungen und -kulturen beziehen wir uns in diesem Reader mit den Bezeichnungen ›ethnologische Fächer‹ und ›Ethnolog:innen‹ – im Bewusstsein, dass gerade diese Bezeichnungen mit ihrer Betonung des ›ethnos‹ kritisch diskutiert wurden und werden. Unsere Motivation für die Zusammenarbeit im Netzwerk war jedoch weniger die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen fachlichen Genealogien an sich oder mit der Frage, wie diese sich in einer (weitgehend fortbestehenden) institutionellen Trennung der ethnologischen Fächer an Universitäten und Forschungseinrichtungen im deutschsprachigen Raum niedergeschlagen haben. Vielmehr wollten wir mit unseren Diskussionen im Netzwerk beleuchten, wie spezifische Fachgeschichten und Fachdebatten – und damit verbundene thematische, theoretische und regionale Schwerpunktsetzungen von Vertreter:innen der ethnologischen Fächer – eine Vielfalt des öffentlich-wissenschaftlichen Engagements hervorgebracht haben, das gerade im Zusammenspiel eine wichtige Expertise für die Auseinandersetzung mit aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen bereitstellen kann.

Im intensiven Austausch zwischen den Angehörigen beider ethnologischen Fächer wurden in unseren Netzwerkdiskussionen zum einen ähnliche Problemdiagnosen und viele Überschneidungen in den disziplinären Debatten deutlich. Zwar begründen gerade die Erfahrungen mit fachspezifisch unterschiedlichen Öffentlichkeiten und Arbeitsmärkten sowie mit gesellschaftlich formierten Erwartungen an die jeweiligen Expertisen der Fächer spezifische Perspektiven, was die Umsetzung und Weiterentwicklung der Public Anthropology angeht – gleichwohl ergänzen sich diese in produktiver Weise. Zum anderen sind in jüngerer Zeit in beiden Fächern inter- und transdisziplinäre Entwicklungen wichtige Impulsgeber der Public Anthropology im deutschsprachigen Kontext geworden, die sich inzwischen auch als Studienfächer und Forschungsgebiete institutionalisiert haben. Hier sind nicht nur die Frauen- und Geschlechterforschung zu nennen, die sich heute als intersektionale Gender bzw. Queer Anthropology verorten und denen die Public Anthropology einen reichen Erfahrungsschatz engagierter Forschung und signifikante theoriepolitische Entwicklungen verdankt. Auch sind etwa in den Science and Technology Studies, der Critical Medical Anthropology, den Urban and Environmental Studies und dem wachsenden Feld der Museums- und Sammlungsforschung wegweisende kollaborative und experimentelle Forschungsansätze erprobt worden, die auch für die Public Anthropology von großer Bedeutung sind.

Vor dem Hintergrund dieser vielschichtigen Entwicklungen diskutierten wir im Netzwerk – unter Einbeziehung von Kolleg:innen verschiedener Karrierestufen aus den unmittelbaren Arbeitszusammenhängen der Netzwerkmitglieder sowie von Gästen aus dem In- und Ausland – in mehreren Workshops die Herausforderungen des Zusammenarbeitens mit staatlichen, kommunalen und zivilgesellschaftlichen Akteur:innen, Fragen des Herstellens und Navigierens umkämpfter Öffentlichkeiten sowie Dynamiken des Wissenstransfers in fragmentierten öffentlichen Räumen. Bei regelmäßigen Netzwerktreffen reflektierten wir zudem die Modalitäten und Zielsetzungen unseres eigenen Zusammenarbeitens im Netzwerk jenseits fachlicher (Selbst-)Verortungen. Dabei waren die inhaltlichen und konzeptuellen Debatten ebenso wichtig für unseren Austausch wie das persönliche Kennenlernen über disziplinäre und Institutsgrenzen hinweg. Federführend für die Organisation dieser Zusammenkünfte waren die jeweils gastgebenden Institute: das Ethnologische Seminar an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, das Institut für Sozial- und Kulturanthropologie an der Freien Universität Berlin, das Institut für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin, das Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung in Halle/Saale und das Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie an der Georg-August-Universität Göttingen.

Gerade durch die vielen persönlichen Begegnungen und das direkte Kennenlernen unserer jeweiligen Arbeitszusammenhänge konnten wir – über die Diskussion inhaltlicher und konzeptueller Fragen hinaus, deren Ergebnis wir in diesem Reader unter fünf inhaltlichen Schwerpunkten und in unterschiedlichen Textformaten vorstellen (vgl. EINLEITUNG ZUM READER) – ein weiteres zentrales Anliegen der Netzwerkarbeit erfolgreich realisieren: die Herstellung einer überfachlichen Vernetzung, die wir für eine wesentliche Grundlage für die Stärkung von Synergien zwischen den öffentlich-gesellschaftlichen Interventionen der ethnologischen Disziplinen auch in der Zukunft halten. Wir wünschen uns, dass die hierbei gewonnenen Erkenntnisse in die Lehre und Forschung der ethnologischen Institute – ebenso wie benachbarter sozial- und geisteswissenschaftlicher Fächer – einfließen werden, wo sich Studierende, Promovierende und etablierte(re) Kolleg:innen gegenwärtig öffentlich engagieren oder ein öffentliches Engagement erst noch anstreben. Für sie sollen die Beiträge des Bandes eine Anregung dafür bieten, wie Public Anthropology heute betrieben werden kann und welche Formate, Konzepte und Methoden ihnen dafür zur Verfügung stehen. Diese Impulse stellen zugleich eine Einladung dar, sich an deren Weiterentwicklung zu beteiligen.

Die auf diesem Weg entstehenden Projekte und Initiativen können zum einen dabei helfen, die ethnologischen Fächer sichtbarer zu machen und sie mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten zu vernetzen. Zum anderen sollen sie aber auch neue Formen der Kooperation zwischen Ethnolog:innen unterschiedlicher Fachtraditionen etablieren, für die Public Anthropology ein zentra-

les Anliegen ist. Unsere gemeinsamen Erfahrungen aus der Zusammenarbeit im Netzwerk zeigen, dass die kritische Reflexion über Initiativen – und zukünftige institutionelle Verankerungen – der Public Anthropology und ethnologisch-gesellschaftliches Engagement insgesamt in beiden Fächern ein zentrales Anliegen darstellt.

*

Gerne möchten wir folgenden Personen und Einrichtungen unseren Dank aussprechen, ohne die der vorliegende Reader nicht zustande gekommen wäre. Für ihre tatkräftige Unterstützung unserer Zusammenarbeit im Netzwerk *Public Anthropology* – sowie unserer Arbeit im Redaktionsteam und bei der redaktionellen Bearbeitung der Beiträge – danken wir Selene Raible von der Freien Universität Berlin. Mit Imad Gebrail konnten wir mit einem ideenreichen Designer zusammenarbeiten, der mit uns das Cover und die Graphiken der Sektionsunterteilungen entwickelt hat: Zusammen machen sie aus unserer Sicht neugierig auf das Buch und transportieren das Anliegen des Readers auf visuell ansprechende Weise. Eva Janetzko vom Campus Verlag hat die Veröffentlichung des Readers von Anfang an mit großem Enthusiasmus unterstützt und stand uns stets für unsere Rückfragen und Anliegen zur Verfügung. Sven Bastian von *pict design* hat die Website des Netzwerks (<https://anthro-publics.de/>) in engem Austausch mit Gisela Welz und Hansjörg Dilger gestaltet. Der Deutschen Forschungsgemeinschaft danken wir für die Förderung unserer Zusammenarbeit im Netzwerk *Public Anthropology: Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*.

Berlin, Frankfurt am Main,
Konstanz im November 2024

Hansjörg Dilger, Gisela Welz,
Beate Binder, Thomas G. Kirsch

Einleitung: Public Anthropology in den ethnologischen Fächern

Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder und Thomas G. Kirsch

Abstract

Die Orientierung auf nichtwissenschaftliche Öffentlichkeiten und gesellschaftliche Kontexte hat in den ethnologischen Fächern eine lange Geschichte, ist heute aber sowohl im internationalen als auch im deutschsprachigen Fachkontext zu einem systematischen Bestandteil von Forschung und Lehre geworden. Die Einleitung gibt zunächst einen Überblick über rezente Debatten zur Public Anthropology und diskutiert zudem zentrale Ansätze, Herausforderungen und Wirkungen öffentlich-ethnologischen Arbeitens. Zweitens skizziert sie die bis heute zumeist unterschiedlich verlaufenden Geschichten öffentlicher Wissenschaft in den ethnologischen Fächern in Deutschland, bevor sie sich drittens mit den strukturellen Rahmenbedingungen befasst, die das Doing Public Anthropology gegenwärtig an Universitäten und Forschungseinrichtungen prägen. Schließlich werden die fünf thematischen Sektionen vorgestellt, unter denen der Reader die aktuellen Neu- und Feinjustierungen konkreter Praktiken und Formate von Public Anthropology verortet: Öffentlichkeiten, Kollaborationen, Positionierungen, Vermittlung und Transformationen. Es folgen Hinweise auf die unterschiedlichen Formate der Texte.

Keywords: Öffentliche Wissenschaft; Geschichte der ethnologischen Fächer; strukturelle Rahmenbedingungen von Forschung und Lehre; Inter- und Transdisziplinarität; Zusammenarbeit mit gesellschaftlichen Akteur:innen; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Dilger, Hansjörg, Gisela Welz, Beate Binder und Thomas G. Kirsch. 2025. »Einleitung: Public Anthropology in den ethnologischen Fächern.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 13–42. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_001

Von Ethnolog:innen wird heute erwartet, dass sie sich zu aktuellen sozialen Problemen und Debatten positionieren. Medien fragen an, welche Erklärungen und Empfehlungen Fachvertreter:innen angesichts der Herausforderungen zunehmender gesellschaftlicher Diversität und der ambivalenten Effekte der Globalisierung haben. Universitäten und Forschungseinrichtungen fordern von Ethnolog:innen vermehrt die Zusammenarbeit mit zivilgesellschaftlichen Akteur:innen und in inter- bzw. transdisziplinären Teams, um die gesellschaftliche Relevanz ihrer Forschungen unter Beweis zu stellen. Zugleich sehen sich aber auch immer mehr Ethnolog:innen selbst in der Verantwortung, die im Rahmen ihrer Forschungen gewonnenen Befunde und Erkenntnisse an breitere Öffentlichkeiten zu vermitteln. Diese Selbstverpflichtung speist sich in erheblichem Maß aus der unmittelbaren Begegnung mit Personen und sozialen Gruppen, mit denen Ethnolog:innen im Rahmen ihrer Forschungen zusammenarbeiten. So können etwa aktivistische Akteur:innen – ebenso wie andere Personen in Feldforschungen, die unseren Fragen und Ansätzen kritisch gegenüberstehen – die historischen, epistemologischen und methodischen Prämissen ethnologischen Arbeitens oft sehr grundsätzlich herausfordern und die fachinterne Reflexion über die eigenen Arbeitsweisen nachhaltig befördern.

Die gesellschaftlichen Entwicklungen und Krisen der letzten Jahrzehnte stellen in allen diesen Zusammenhängen vielfältige inhaltliche, konzeptuelle und ethische Herausforderungen an die öffentliche Rolle der ethnologischen Fächer: Welchen Beitrag können Ethnolog:innen zu öffentlichen Diskussionen über Themen wie Flucht und Migration, Klimawandel und das Erstarken rechtspopulistischer Bewegungen leisten? Welche Rolle sollten ethnologische Perspektiven in Debatten über kolonial bedingte Verwerfungen und Ungleichheiten zwischen ›Globalem Norden‹ und ›Globalem Süden‹¹ spielen? Welche Möglichkeiten und welche Verantwortung haben Ethnolog:innen bei der Mitgestaltung öffentlicher Auseinandersetzungen über konfliktives urbanes Zusammenleben – wie sie etwa zuletzt in vielen Städten Deutschlands im Kontext des Nahostkonflikts geführt wurden –, oder beim gesellschaftlichen Umgang mit ethisch kontroversen Themen wie Leihmutterschaft und assistiertem Sterben? In sozialen und kulturellen Konfliktsituationen, die häufig mit globalen und transnationalen Kontexten verwoben sind, können ethnologische Sichtweisen und ethnologisches Wissen wichtige Analyse- und Handlungsperspektiven bieten. Für Ethnolog:innen stellt sich zugleich aber immer auch die Frage, welchen konkreten Beitrag sie zu einer bestimmten Thematik mit ihrer spezifischen inhaltlichen

1 Die Begriffe ›Globaler Norden‹ und ›Globaler Süden‹ beziehen sich nicht auf die geographische Lage einzelner Länder oder Regionen, sondern auf ihre gesellschaftliche Stellung, insbesondere ihre Privilegierung oder Marginalisierung und/oder Dominanz oder Abhängigkeit, im globalen Kontext (Sud und Sánchez-Ancochea 2022).

und ethnographischen Expertise leisten können – und an welchen Punkten sie mit ihren Erkenntnismöglichkeiten und Arbeitsweisen an Grenzen geraten.

Dieser Reader gibt einen Überblick über Ansätze, Praktiken und Formate, mit denen Public Anthropology an ethnologischen Instituten im deutschsprachigen Raum gegenwärtig umgesetzt und weiterentwickelt wird, sowie über die damit einhergehenden Herausforderungen. Mit diesem Anliegen leistet der Band erstmals eine Zusammenschau der unterschiedlichen Initiativen und Aktivitäten, mit denen sich Ethnolog:innen aus beiden disziplinären Traditionen, die sich aus der ehemaligen Völkerkunde und Volkskunde entwickelt haben, im öffentlichen Raum engagieren. Sowohl etablierte Wissenschaftler:innen als auch Vertreter:innen beider Fächer in frühen Karrierephasen erproben aktuell verschiedene Formate von Public Anthropology im Rahmen ihrer Tätigkeiten in Forschung und Lehre, suchen neue Ansätze und setzen sich mit den daraus entstehenden Herausforderungen auseinander.

Vor diesem Hintergrund richtet sich der vorliegende Band an Studierende und Wissenschaftler:innen der ethnologischen Fächer, die mit einigen der hier diskutierten Begriffe und Debatten bereits vertraut sind und für die Public Anthropology in ihrem weiteren beruflichen Werdegang eine wichtige Rolle spielen wird. Ebenso wenden wir uns aber auch an interessierte Leser:innen aus benachbarten Disziplinen der Sozial- und Kulturwissenschaften, in denen die öffentliche Rolle von Wissenschaft aktuell ebenfalls stark diskutiert wird, z. B. hinsichtlich einer Public History oder einer Public Sociology. Schließlich wollen wir mit diesem Band an ethnologischen Perspektiven interessierte Kooperationspartner:innen aus der Zivilgesellschaft und in kommunalen bzw. staatlichen Einrichtungen erreichen, mit denen Ethnolog:innen in unterschiedlichen thematischen und organisatorischen Kontexten zusammenarbeiten.

Wie wir in diesem einführenden Beitrag aufzeigen werden, hat die Orientierung auf nichtwissenschaftliche Öffentlichkeiten und breitere gesellschaftliche Kontexte in den ethnologischen Fächern eine lange Geschichte, wird aber zunehmend zu einem systematischen Bestandteil von Forschung und Lehre. Dies führt zu veränderten epistemologischen, methodologischen, forschungsethischen und wissenschaftspolitischen Konfigurationen, die neue Fragen an das ethnologische Arbeiten und dessen Repräsentation in verschiedenen Öffentlichkeiten stellen. Zudem fordern diese fachlichen Entwicklungen die Fachvertreter:innen heraus, ihre Beziehungen zu jenen Akteur:innen, sozialen Gruppen und Institutionen neu zu durchdenken, die im Zentrum ethnologischer Kollaborationen stehen und für deren Anliegen Ethnolog:innen sowohl kritischen Input als auch transformatorisches Potenzial bereitstellen können.

Im Folgenden geben wir zunächst einen Überblick über die Debatten zur Public Anthropology, die sich in der jüngeren Vergangenheit sowohl im internationalen als auch im deutschsprachigen Fachkontext mit den Ansätzen, Herausforderungen und

Wirkungen öffentlich-ethnologischen Arbeitens befasst haben. Zweitens skizzieren wir die (bis heute zumeist getrennt verlaufenden) Geschichten öffentlicher Wissenschaft in den ethnologischen Fächern in Deutschland, bevor wir uns drittens mit den strukturellen Rahmenbedingungen befassen, die Tätigkeiten im Bereich der Public Anthropology gegenwärtig an Universitäten und Forschungseinrichtungen prägen. Schließlich stellen wir die fünf thematischen Sektionen des Readers vor, unter denen wir die aktuellen Neu- und Feinjustierungen konkreter Praktiken und Formate von Public Anthropology verorten: Öffentlichkeiten, Kollaborationen, Positionierungen, Vermittlung und Transformationen. Es folgen Erläuterungen zu den Textformaten, mittels derer wir uns diesen Themenfeldern im vorliegenden Band nähern.

Public Anthropology als selbstreflexive Wissenspraxis

Ethnologisches Wissen wird heute durch die Verwendung verschiedener Medien und Kooperationsformate in diverse gesellschaftliche Kontexte eingebracht. Dazu gehören das Engagement von Fachvertreter:innen in sozialen Medien und Onlinepublikationen, der Einsatz von Film, Fotografie und Theater (vgl. Eriksen 2016: 28) sowie die Museums- und Ausstellungsarbeit (Pink und Abram 2015; Macdonald 2020). Auch haben Ethnolog:innen vielfältige Formate zur Vermittlung ihres Wissens in unterschiedliche öffentliche Kontexte entwickelt, die – über visuelle und partizipative Methoden (z. B. kollaborative Filmprojekte) hinaus – unter anderem die Ansätze einer die sinnliche Erfahrung ansprechenden *sensuous scholarship* (Stoller 1997) sowie des *ethnographic story-telling*, z. B. im Format von Graphic Novels (Atalay et al. 2019; Pandian und McLean 2017), umfassen. Eingesetzt werden diese unterschiedlichen Formate in vielfältigen Formen der Zusammenarbeit mit zivilgesellschaftlichen, staatlichen und Bildungsakteur:innen (z. B. Bayer et al. 2009), unter anderem im Rahmen transdisziplinärer Lehr- und Studienprojekte (z. B. Dilger et al. 2017).

Während Ethnolog:innen schon lange mit verschiedenen (auch nichttextuellen) Formaten der Wissensvermittlung arbeiten, sind das Feld der ›öffentlichen Ethnologie‹ und die damit verbundenen Themen, Konzepte und Praktiken in der jüngeren Vergangenheit verstärkt in den Fokus der Fachdiskussionen gerückt. Aktuelle Verständnisse von Public Anthropology im deutschsprachigen Raum sind dabei insbesondere von anglophonen Fachdebatten² geprägt – sowohl aus dem Bereich der Public und Engaged Anthropology als auch damit verbundenen Perspektiven der Feminist Anthropology –, aus denen jeweils zentrale Elemen-

2 Die vergleichsweise schwache Rezeption von Ansätzen z. B. aus der französischsprachigen Anthropologie ist kennzeichnend für die Entwicklungen beider ethnologischer Fächer in Deutschland insgesamt.

te in diesen sich gegenwärtig neu formierenden Teilbereich ethnologischen Arbeitens einfließen (Low und Merry 2010). Gleichzeitig gibt es Überschneidungen mit Ansätzen der praxisorientierten Ethnologie (Applied Anthropology), die sich heute sowohl als »wissenschaftsorientierte Praxis« als auch als »anwendungsorientierte Wissenschaft« versteht (Rylko-Bauer et al. 2006: 182; Klocke-Daffa 2019). Die konzeptuellen Perspektiven der Public und Engaged Anthropology mit ihren Einflüssen aus verschiedenen sozialen Bewegungen sowie der Applied Anthropology halten wir daher in ihrer wechselseitigen Komplementarität für die Zugänge und Fragestellungen dieses Readers besonders relevant.³

Besteman (2013) definiert Engaged Anthropology als eine kollaborative und (selbst)reflexive Praxis, die vor allem durch ihre Werteorientierung hinsichtlich eines von allen an einer Zusammenarbeit beteiligten Personen, Gruppen und Organisationen geteilten Ziels gesellschaftlicher Transformation geprägt ist. Die hiermit einhergehende Bereitschaft zur politischen Konfrontation mit einer Vielzahl staatlicher und nichtstaatlicher Akteur:innen (Kirsch 2018) – und eine oft explizit Stellung beziehende Haltung gegenüber sozialen Problemkonstellationen – mündet häufig in Advocacy-Arbeit, die jedoch nicht notwendigerweise in den weiteren öffentlichen Raum hineinwirken will, sondern z. B. auf bestimmte Community-Kontexte beschränkt bleiben kann (Besteman 2013: 4). Low und Merry (2010: 214) begreifen ethnologisches »Engagement« des Weiteren als ein breites Spektrum, das neben kollaborativer Advocacy-Arbeit und dem praktischen Engagement für Forschungspartner:innen »teaching and public education« ebenso wie »social critique in academic and public forums« umfassen kann. Je nach Definition ist die Grenze zwischen Public und Engaged Anthropology also fließend, wobei sich Public Anthropology meist expliziter mit der Vermittlung anthropologischen Wissens in breite Öffentlichkeiten befasst, während die Engaged Anthropology oft gezielt auf die spezifischen sozialen Problemlagen der jeweils direkt beteiligten Akteur:innen gerichtet ist (Besteman 2013: 3).

Public Anthropology unterscheidet sich auch von der Applied Anthropology hinsichtlich ihrer Herangehensweise: Die Angewandte Ethnologie ist insbesondere durch ihren starken Praxisbezug geprägt und aufgrund ihrer häufig schwachen theoretischen Fundierung (Rylko-Bauer et al. 2006: 182) innerhalb der universitären Ethnologie oft nur wenig anerkannt (Borofsky und De Lauri 2019). Im deutschsprachigen Raum führte diese Marginalisierung angewandter Ansätze insbesondere in der außereuropäischen Ethnologie (Antweiler 1998: 222) – seit

3 Die Hinwendung zur Public bzw. Engaged Anthropology gilt dabei gegenwärtig für beide ethnologischen Fächer in Deutschland, auch wenn die Nachfolgefächer der Volkskunde andere Bezüge auf und Abgrenzung von früheren Formen der Anwendungsorientierung haben (vgl. Bendix und Welz 2002).

den 1980er Jahren in enger Verknüpfung mit der »Ethnologie der Entwicklung« (Schönhuth 2002: XIXf.) – zu einer letztlich unproduktiven Aufteilung von »angewandten« Forschungsansätzen und »Grundlagenforschung« (Gibbons et al. 1994; Antweiler 2016: 20).⁴ Zwar teilen Public Anthropology und anwendungsorientierte (außereuropäische) Ethnologie heute das Anliegen, dass Ethnolog:innen »eine Aufgabe in der Öffentlichkeit« (Schönhuth 2004: 95) haben und auf eine »Verbindung zwischen Theorie und Praxis« hinwirken sollen (Klocke-Daffa 2019: 7). Jedoch definiert sich die anwendungsorientierte Ethnologie in dieser Fachtradition noch immer stark über die »Nutzung ethnologischer Theorien, Methoden und wissenschaftlicher Erkenntnisse zur Lösung praktischer Probleme und Anliegen« (ebd.: 3) sowie über das Potenzial von Ethnologie-Absolvent:innen für den Arbeitsmarkt (Stülß und Adam 2004).

Im Unterschied zur außereuropäischen Ethnologie gab es in der aus der Volkskunde hervorgegangenen Fächergruppe schon früh keine strenge Trennung zwischen theoriebasierter und anwendungsorientierter Forschung, zumal die universitäre Ausbildung Absolvent:innen und Promovierte hervorbrachte, die häufig außerhalb von Forschung und Lehre ihre Berufsfelder fanden. Entwicklungen wie etwa die einer Public Folklore in den USA (vgl. Bendix und Welz 2002) seit den 1980er Jahren, die die Rolle der Volkskunde als *cultural broker* in der Vermittlung zwischen Bevölkerungsgruppen mit unterschiedlichen kulturellen Traditionen begriff, wurden in Deutschland allerdings nicht aufgegriffen (Welz 1996). Seit den 1970er Jahren wandte sich die reformierte Volkskunde vielmehr zunehmend gesellschaftlichen Problemlagen zu und untersuchte beispielsweise Strukturwandel in ländlichen Regionen sowie zunehmend auch Alltagswelten und sozialen Wandel in Großstädten, durchaus auch außerhalb Deutschlands. Auch sind kulturhistorische Museen, Denkmalpflege und Kulturerbe nach wie vor wichtige Tätigkeitsfelder, für die ausgebildet wird. Gerade im gesellschaftlich engagierten Museumsbereich haben sich dabei seit Jahrzehnten Formen der Kooperation mit unterschiedlichen sozialen Akteur:innen etabliert, die z. B. mit der partizipativen Museumsarbeit (Geser et al. 2020) wichtige Anknüpfungspunkte für die Public Anthropology bieten.

4 Historisch war die Entstehung der außereuropäischen Ethnologie im 19. Jahrhundert dabei unmittelbar durch ihre Verknüpfung mit der Praxis, und hier insbesondere der Museumsarbeit, gekennzeichnet. Die damit einhergehende Verstrickung mit dem Kolonialismus – und später (in Deutschland) dem Nationalsozialismus – war einer der Gründe für die lange Trennung zwischen akademischer Grundlagenforschung und gesellschaftlicher Anwendung (vgl. auch den Abschnitt »Gesellschaftliche Erwartungen an die Public Anthropology« in dieser Einleitung). In internationalen Fachzusammenhängen wiederum waren und blieben Anwendungsorientierung und das Engagement für soziale Probleme vielfach ein integraler, wenn auch nicht unumstrittener, Bestandteil ethnologischen Arbeitens. Dies betraf sowohl die in den USA durch Franz Boas, Margaret Mead, Ruth Benedict, Zora Neale Hurston u. a. etablierte Cultural Anthropology als auch »nicht-westliche« Fachtraditionen mit explizitem Gesellschaftsbezug z. B. in Lateinamerika und Asien (Fleischer 2007; Das 2003; vgl. auch S. 20–21 in dieser Einleitung).

Im Gegensatz zu eher theoriefernen Ansätzen der Angewandten Ethnologie verstehen sich gegenwärtige Zugänge zur Public Anthropology in der Regel in beiden ethnologischen Fächern als inhärent theoriegeleitet. In der wechselseitigen Verschränkung von Methode, Theorie und Praxis kommt es dabei idealerweise sowohl zu einer Öffnung der ethnologischen Fächer für gesellschaftliche Prozesse – und damit auch zum Entstehen neuer beruflicher Perspektiven innerhalb wie außerhalb der Akademie – als auch zur Transformation der konzeptuellen Grundlagen der ethnologischen Forschung und Lehre selbst (Beck 2009: 9). Die Public Anthropology macht es sich nicht nur zur Aufgabe, gesellschaftliche Prozesse und öffentlich ausgetragene Kontroversen aus einer theorieinformatierten Perspektive und kritisch-reflexiven Distanz zu analysieren (vgl. Beyer 2020; Hauer et al. 2021). Auch ist Public Anthropology mit der theoretischen Analyse eigener öffentlicher Formate und Interventionen befasst und reflektiert systematisch die ethischen, epistemologischen und politischen Implikationen, die sich aus dem untrennbar verwobenen Nexus von Theoriebildung, Methodologie und (Re-)Präsentationspraxis für öffentlich-ethnologisches Arbeiten ergeben (vgl. zur Engaged Anthropology Kirsch 2018).

Vor diesem Hintergrund können ethnologische Perspektiven nicht nur »Sand im Getriebe« gesellschaftlicher und wissenschaftlich-interdisziplinärer Praxis sein, mit der sich das Fach kritisch auseinandersetzt (Eriksen 2016: 35; unsere Übersetzung). Sie können auch neue Perspektiven für das öffentliche Zusammenleben entwerfen (ebd.) und ihr Wissen in unterschiedliche gesellschaftliche Kontexte hinein vermitteln (Besteman 2013: 4). Die neue Aufmerksamkeit für Public Anthropology schafft dabei einen öffentlichen Resonanzraum für teils schon länger bestehende Kritikpositionen in den ethnologischen Fächern, z. B. mit Blick auf Geschlechter- und postkoloniale Asymmetrien und darüber hinausweisende soziale Ungleichheiten in mitunter hochpolarisierten Zusammenhängen gegenwärtiger Gesellschaften (vgl. Kornes 2020; Binder und Hess 2013). Ferner stellt Public Anthropology eine öffentliche Plattform für methodologische Debatten über experimentelle Formen der Ethnographie (Faubion und Marcus 2009) und kollaborative Forschungsformate (Estalella und Criado 2017; Boyer und Marcus 2021) sowie über neue methodologische und epistemologische Positionen in den ethnologischen Fächern bereit. Solche Forschungsansätze bringen innovative Formate ethnologischer Konzeptualisierung und Repräsentation hervor, in denen ethnographische Forschung und politische Intervention untrennbar miteinander verbunden sind (Criado und Estalella 2023; Kasmani 2023).⁵

5 Wichtige Impulse gehen in dieser Hinsicht zum Beispiel von Teilen des transdisziplinären Forschungsprogramms der Science and Technology Studies (Beck et al. 2012; Niewöhner 2016; Mares et al. 2018; Schramm 2017) sowie der Critical Medical Anthropology (Knecht 2012; Klausner et al. 2015; Dilger und Falge 2019; Criado und Duclos 2020) aus, die experimentelle Formen des Forschens, Schreibens und Veröffentlichens von Forschungsergebnissen entwickelt haben.

In diesem Reader gehen wir davon aus, dass die explizite Verortung der Public Anthropology in fachlich definierten Konzepten und Methodologien der Wissensproduktion und -vermittlung zentral für ihre Konstitution als *ethnologische* Form sozialer bzw. inter- und transdisziplinärer Kritik und Praxis ist (siehe auch Besteman 2013: 4f.). Diese Prämisse schließt nicht nur den Aspekt der ›Popularisierung‹ ethnologischen Wissens in Bezug auf unterschiedliche Publika ein (Fassin 2013: 625f.) – eine Anrufung, die diese Öffentlichkeiten oft nur vage definiert und gleichwohl entscheidende Auswirkungen auf das ethnologische Schreiben und andere wissenschaftliche Repräsentationsformate hat (ebd.: 627). Dabei sind Konzepte wie die ›Übersetzung‹ von komplexen sozialen und kulturellen Zusammenhängen für breitere Öffentlichkeiten (Bangstad et al. 2017) ebenso von Bedeutung wie die Relevanz ›multipler Perspektiven‹ für das Verstehen möglicher oder bereits bestehender alternativer Lebensweisen (Waterson 2019: 9). Ferner schließen Debatten über die ›intellektuelle und politische Verpflichtung‹ von Ethnolog:innen (Fabian 2012: 441) heute insbesondere die Frage nach ethischer Verantwortung in Forschung, Lehre und anwendungsorientiertem Arbeiten ein, die die ethnologischen Fächer zu einer differenzierten Reflexion über öffentliches Engagement unter je spezifischen politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Konstellationen herausfordert (Beck 2009: 3ff.; Dilger et al. 2015).

Wie eng diese Fachdebatten mit den jeweiligen gesellschaftlichen Kontexten verwoben sind, in denen sie geführt werden, zeigen aktuelle Diskussionen um die Dekolonisierung (Bhambra et al. 2018) bzw. Diversifizierung von akademischen Wissensräumen (Çağlar und Chan de Avila 2021), aber auch damit einhergehende Forderungen nach einer rassismuskritischen Lehre (Selim 2023). Interessant ist dieser Aspekt zudem mit Blick auf ›nicht-westliche‹ Verständnisse einer gesellschaftlich intervenierenden Ethnologie (Antweiler 2016: 21), in denen die Grenzen zwischen ›theoretischer‹ und ›angewandter‹ Ethnologie oft bereits seit Entstehung der Disziplinen fließend sind. Nicht nur ist beispielsweise in den postkolonialen Gesellschaften Süd- und Südostasiens die Zusammenarbeit von Ethnolog:innen mit staatlichen und nichtstaatlichen Organisationen in Bezug auf Gemeinwohl schon seit Langem etabliert (Dave 2012; Das 2003; Zaman 2005). Auch ist etwa in Brasilien (Fleischer 2007) und den Philippinen (Castillo 2015) die Rolle von Fachvertreter:innen mit wissenschaftlich-aktivistischen Positionen (vgl. Gomes 2013: 5) zentral für öffentlich ausgetragene Debatten zu Minderheiten- und Menschenrechten sowie zu Themen wie Umweltschutz und Gesundheit (Carino und Diniz 2019).

Eine solche Tendenz zur Auflösung von Grenzen zwischen akademischer und gesellschaftlicher Wissensproduktion findet sich auch in bestimmten Fachtraditionen Europas wieder, so etwa in den nordischen Ländern oder in Portugal, wo Stadtplanungsämter und kommunale Sozialbehörden häufig Ethnolog:innen be-

schäftigen. Auch die Schuldenkrise in den südeuropäischen Ländern zu Beginn der 2010er Jahre zeigte die hohe gesellschaftliche Sichtbarkeit von Ethnolog:innen, die sich als Aktivist:innen engagierten und die Überlebensstrategien und Protestformen der Bevölkerung zu Forschungsthemen machten (Dalakoglou und Agelopoulos 2018). Kennzeichnend für die sich in solchen Zusammenhängen abzeichnenden fachlichen Entwicklungen ist dabei, dass transnationale Mobilitäten ebenso wie ökonomische und politische Verflechtungen in den letzten Jahrzehnten die Unterscheidung zwischen ethnologischer Forschung »zu Hause« und bei »anderen« – wie sie insbesondere in Deutschland⁶, aber auch in anderen europäischen Ländern mit Blick auf die institutionelle Trennung zwischen »Europäischer« und »Außereuropäischer Ethnologie« lange Zeit kennzeichnend war – zunehmend infrage gestellt haben.⁷ Heute lassen sich die Zuständigkeiten der Disziplinen daher auch im deutschsprachigen Raum immer weniger über ihre territoriale Zuschreibung fassen, was insbesondere für Forschungen in Europa gilt, die inzwischen zunehmend von Vertreter:innen beider ethnologischen Fächer durchgeführt werden (Welz 2013).

Fachhistorische Verortungen ethnologischen Arbeitens im deutschsprachigen Raum

Auch wenn die aktuellen Entwicklungen im Feld der Public Anthropology im deutschsprachigen Raum nicht losgelöst von Debatten in anderen europäischen und außereuropäischen Kontexten gedacht werden können, müssen sie vor dem Hintergrund der spezifischen Entstehungsgeschichten der ethnologischen Fächer in Deutschland betrachtet werden. Diese verliefen mit Blick auf bestimmte Theorie- und Methodendebatten teils parallel, sind aber gleichzeitig durch die anhaltende institutionelle Trennung der beiden Fächergruppen gekennzeichnet. Um Perspektiven für die gemeinsame Entwicklung einer Public Anthropology durch die beiden ethnologischen Fächer im deutschsprachigen Raum zu formulieren, müssen daher die unterschiedlichen historischen Entwicklungslinien nachvollzogen werden, die für die Vorgängerdiziplinen Volkskunde und Völkerkunde das

6 Die seit der Etablierung der ethnologischen Fächer in den deutschsprachigen Ländern bestehende Trennung zwischen einer außereuropäisch forschenden Völkerkunde und einer primär im deutschsprachigen Raum aktiven Volkskunde wurde in Westdeutschland nach dem Zweiten Weltkrieg so weitergeführt, während in der DDR eine neue Wissenschaftssystematik die Ethnographie als eine beide Orientierungen vereinende Disziplin einführte (vgl. S. 25–26 in dieser Einleitung).

7 Solche kolonial etablierten Grenzziehungen zwischen »Europa« und »dem Rest der Welt« wurden im deutschsprachigen Kontext in beiden Fachtraditionen u. a. auch durch die Beforschung kulturellen Lebens durch internationale und gerade auch außereuropäische Forscher:innen in epistemologischer Hinsicht infrage gestellt (Hauschild und Warneken 2003; Schlehe und Hidayah 2013).

jeweilige Verhältnis zu außerakademischen Öffentlichkeiten geprägt bzw. problematisch gemacht haben. Insbesondere sind dabei die öffentlich-gesellschaftlichen Positionierungen der Fächer während der Kolonialzeit und im Kontext des Nationalsozialismus sowie im Nachkriegsdeutschland seit 1945 und im Nachwende-deutschland seit 1989 zu reflektieren, wenn sich beide Disziplinen nun verstärkt den internationalen sozial- und kulturanthropologischen Debatten um Public Anthropology öffnen.

Bevor sich beide Fächer im späten 19. Jahrhundert als Universitätsdisziplinen etablierten, prägten vorwissenschaftliche Aktivitäten und außerakademische Interessen ihr fachbezogenes Wirken in der Gesellschaft. Beide ethnologische Disziplinen entstanden *de facto* »aus der Praxis« (Klocke-Daffa 2019: 11, Hervorhebung im Original), auch wenn diese Spuren im heutigen wissenschaftlichen Selbstverständnis beider Fächer unterschiedlich präsent sind bzw. teils sogar explizit marginalisiert wurden (siehe oben).

Die öffentliche Wahrnehmung der Volkskunde war dabei vor allem durch ihre Sicherungs- und Sammlungstätigkeiten, die Dokumentation (und Produktion) von Volkskultur und -literatur sowie die gesellschaftliche Vermittlung von Deutungen volkstümlicher Gegenstände – u. a. schulpädagogisch im Fach Heimatkunde – gekennzeichnet. Dabei war das Fach seit seiner Entstehung eng mit autodidaktischen Sammlungs- und Forschungsaktivitäten, getragen u. a. durch Vereine, verbunden (Imeri 2019). Auch die akademische, an den Universitäten verankerte Volkskunde blieb bis weit in das 20. Jahrhundert hinein eine »praktische Wissenschaft, die ihre Interessen und Erkenntnisse unmittelbar in traditions- und kulturpflegerische Aktivitäten umzusetzen versucht[e]« (Kaschuba 1999: 49; Hervorhebung im Original) und das von ihr hervorgebrachte Wissen medienwirksam und populär zu verbreiten verstand (Davidovic-Walther et al. 2009).

Die Völkerkunde wiederum stand in einer langen Tradition von Handelsreisen, Missionstätigkeiten und (natur)wissenschaftlichen Expeditionen in außereuropäischen Gesellschaften, bevor sie sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als universitäres Fach konstituierte. Im Zuge dieser Aktivitäten, die ab dem Ende des 19. Jahrhunderts mit den kolonial-imperialistischen Expansionen des Deutschen Reichs zusammenfielen, erhoben völkerkundlich interessierte Personen nicht nur botanisches und geographisches Wissen, sondern auch detaillierte Informationen über außereuropäische Kulturen und Sprachen. Zudem spielten sie eine zentrale Rolle bei der oft gewaltsamen Aneignung von Objekten für die rapide wachsenden Sammlungen der Völkerkundemuseen, mittels derer sich das urbane Bürgertum der deutschen Kolonialmetropolen seiner eigenen ›Weltgewandtheit‹ vergewisserte (Penny 2002: 18). Schnell wurde deutlich, dass sich mit der Akkumulation von Wissen und materiellen Gütern nicht nur das Streben nach ›Aufklärung über und Bewahren von Kulturen‹ verband, die aus Sicht von

Völkerkundler:innen⁸ wie Adolf Bastian vom Untergang bedroht waren. Ebenso trugen Vertreter des Fachs durch die Ausstellung von massenhaft angehäuften Ethnographica aus kolonialen Kontexten – sowie durch die in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts organisierten Völkerschauen (Laukötter 2007) – zu einem wachsenden völkischen Selbstverständnis in der Gesellschaft bei, in dem die Kategorien ›Rasse‹ und ›Kultur‹ unmittelbar miteinander verquickt waren (vgl. Tolia-Kelly 2016: 903). Fachvertreter:innen aus der Völkerkunde nahmen vor diesem Hintergrund ein breites Spektrum an Positionen innerhalb des weiten Felds von Täter- und Mitläuferschaft – teilweise aber auch von Opfern – in Bezug auf das aufkommende nationalsozialistische Regime ein (Hauschild 1995: 80).

In der Zeit des Nationalsozialismus florierte die deutsche Volkskunde, die sich Ende des 19. Jahrhunderts mit der Erforschung, Dokumentation und Förderung von Brauchtum und Traditionen zu institutionalisieren begann, durch ihren starken Fokus auf die Bedeutung von ›Volkskultur‹ als nationalem Kulturerbe. Die Nationalsozialisten banden diese Ideen in ihre rassistischen und imperialistischen Doktrinen ein, wobei der Begriff der ›Volkskultur‹ dem Nationalsozialismus als kulturpolitisches Instrument diente, mit dem die Volkstumsideologie anschaulich demonstriert werden konnte (Bausinger 2002: 69ff.; Götz 2011: 98ff.) Auch institutionell profitierte das Fach im Nationalsozialismus durch die Etablierung von Lehrstühlen an mehreren Universitäten. Weil im Nationalsozialismus die Volkskunde als angewandte Wissenschaft die Blut-und-Boden-Ideologie bedient und folkloristische Darbietungen mitproduziert hatte, sahen große Teile der Fachvertreter:innen nach dem Zweiten Weltkrieg die eigene berufliche Perspektive darin, zukünftig ausschließlich methodisch strenge, quellenbasierte, kulturhistorische Forschung zu betreiben, die als wissenschaftlich solide und ideologiefrei gelten konnte, und sich in diesem Zuge vollkommen von öffentlichkeitsorientierten Aktivitäten zu enthalten, die politisch gedeutet oder funktionalisiert werden konnten. Gleichzeitig wurde jedoch verkannt, dass frühere Formen volkskundlichen Wissens gesellschaftlich weiterhin wirksam waren. Zudem blieb die grundsätzlich konservative Ausrichtung des Faches zunächst unhinterfragt (Welz 1996: 52ff.).

Auch die Völkerkunde profitierte zwischen 1933 und 1945 von ihrer bereits Anfang des 20. Jahrhunderts etablierten Verbindung zur ›Rassenkunde‹ sowie von ihrer – nicht zuletzt auch damit einhergehenden – Nähe zu den Ideologien und Praktiken des Nationalsozialismus. In beiden Bereichen spielte das Fach nicht nur eine Rolle durch die Nutzbarmachung ihrer Theorien über vorgeblich ›weniger zivilisierte‹ und intellektuell bzw. materiell ›weniger entwickelte‹ außereuropäi-

8 Im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert prägten zwar insbesondere männliche Vertreter die Entstehung und den Aufbau des Fachs im deutschsprachigen Raum, doch trugen auch Frauen als Reisende und Forscherinnen zu dessen Etablierung und Entwicklung bei (Beer 2007).

sche Gesellschaften. Auch lieferte sie für diese Annahmen umfangreiche empirische Materialien, die sie sowohl im Rahmen der musealen Sammlungen als auch im Kontext der physischen bzw. biologischen Anthropologie akkumulierte. In der Zeit des Nationalsozialismus erhielt das Fach vier neue Lehrstühle und acht neue Professuren und erfuhr damit einen signifikanten Zuwachs (Fischer 1990: 20ff.). Zudem entstanden im 1929 etablierten Fachverband der Gesellschaft für Völkerkunde (ab 1938 »Deutsche« Gesellschaft für Völkerkunde) Bestrebungen, das »Führerprinzip« zu einem integralen Bestandteil der Verbandsarbeit zu machen (Lentz und Thomas 2015: 234). Obwohl die Fachgesellschaft diese Bestrebungen nicht in die Tat umsetzte und 1936 zum (bis 1946 vorläufig) letzten Mal tagte (ebd.: 231), blieb die Zahl der expliziten Kritiker:innen des politischen Systems unter den Verbandsmitgliedern gering. Zusammenfassend konstatiert Hauschild (1995: 7f.), dass »fast alle einflußreichen deutschen Völkerkundler [...] letztlich zum Gebäude der nationalsozialistischen Ideologie und Praxis bei[trugen]«.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kamen die Distanzierung vom und die Aufarbeitung der Indienstnahme durch den Nationalsozialismus – sowie im Fall der Völkerkunde durch kolonial-imperialistische Politiken – in beiden Fächern nur stockend in Gang. Umfassende fachhistorische Studien (u. a. Dow und Lixfeld 1994; Jacobeit et al. 1994) erschienen in der Volkskunde erst in den 1990er Jahren. Diese zeitliche Verzögerung erstaunt, da eine junge Generation von Doktorand:innen und Habilitierenden im Zuge der Gesellschaftskritik der (durchaus heterogenen) Studierendenbewegung bereits Ende der 1960er Jahre lautstark eine rückhaltlose Aufarbeitung der Verstrickungen der Volkskunde mit dem Nationalsozialismus gefordert hatte; sie leiteten in den Folgejahren und -jahrzehnten eine Neuorientierung des Faches ein als gegenwartsorientierte, kritische und jeglichem Nationalismus misstrauisch gegenüberstehende Forschungsrichtung (u. a. Jeggle 1988). Zum einen widmeten sich in der Folge zahlreiche Forschungsprojekte und Veröffentlichungen der Aufarbeitung der Rolle volkskundlicher Akteur:innen und Institutionen im Nationalsozialismus. Zum anderen begann eine jüngere Generation von westdeutschen Fachvertreter:innen an den Universitäten Tübingen, Marburg, Frankfurt/Main und anderen Standorten eine aktivere Rolle des Faches bei der Lösung gesellschaftlicher Probleme zu fordern (vgl. Bendix und Welz 2002). Teilweise wurde bereits damals der Name Volkskunde durch andere Fachbezeichnungen abgelöst, u. a. Empirische Kulturwissenschaft, Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie. Damit einher ging eine Hinwendung zur »Praxis«: Aktuelle gesellschaftliche Probleme und Phänomene wurden zu Forschungsthemen und Lehrinhalten. Der soziale Wandel in ländlichen Regionen, die Integration von Vertriebenen, Flüchtlingen und zunehmend auch von Gastarbeitsmigrant:innen, städtische Lebenswelten und Populärkultur, neue Konsumstile und Geschmackskulturen gehörten hierzu.

Volkskundler:innen sahen ihre Aufgabe dabei in der Fürsprache für sozial benachteiligte Bevölkerungsgruppen sowie in der Parteinahme für herrschaftskritische Bewegungen und linksalternative Proteste (vgl. Warneken 2006). Dies führte in den 1970er Jahren auch zu neuen Lehr- und Lernformen, in denen Student:innen und Professor:innen gemeinsam mit zivilgesellschaftlichen Akteur:innen in Projekten des forschenden Lernens arbeiteten. Damit einher ging zudem eine Transformation der volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Methodik: Diese beinhaltete zunächst eine starke Orientierung an der empirischen Sozialforschung, dann aber auch eine Öffnung zu neuen sozial- und alltagshistorischen Ansätzen, zu den Cultural Studies britischer Provenienz und eine zunehmende Orientierung an Arbeitsweisen der außereuropäischen Ethnologie; ethnographische Feldforschung wurde in diesem Zusammenhang neben alltagshistorisch quellenbasierter Forschung und Oral History zu einer der zentralen Methoden in der Europäischen Ethnologie (vgl. Welz 2004; Warneken 2006).

Demgegenüber war die Volkskunde in der DDR nach dem Zweiten Weltkrieg »mit einer antifaschistisch legitimierten und an den Ideen des Sozialismus orientierten Sichtung« (Kaschuba 1999: 87) deutscher Volkskultur und Volkskunst befasst und übernahm – u. a. in der Kulturpflege und Bildungsarbeit, z. B. in der heimatkundlichen Arbeit des Kulturbundes – eine im Sinne des Staatssozialismus anwendungsorientierte Rolle. In der sowjetischen Ethnologie wurden analog zur historisch-materialistischen Perspektive der marxistischen Anthropologie (Kraeder 1973) europäische und außereuropäischen Wissensgebiete nicht getrennt behandelt. Beide ethnologischen Disziplinen durchliefen in der DDR deswegen »eine Entwicklung, die wesentlich durch den Versuch gekennzeichnet war, die zuvor getrennten Fächer ›Völkerkunde‹ und ›Volkskunde‹ konzeptionell unter dem Begriff ›Ethnographie‹ zu verbinden« (Kreide-Damani et al. 2024: 1). So wurden an der Humboldt-Universität zu Berlin beide Fächer in den 1950er Jahren in einem Institut für Völkerkunde und Deutsche Volkskunde zusammengeführt und in den 1960er Jahren neu strukturiert als Bereich Ethnographie in der Sektion Geschichte.⁹

Auch in der Völkerkunde, die an den westdeutschen Universitäten nach dem Zweiten Weltkrieg zunehmend in Ethnologie umbenannt wurde,¹⁰ kam es nach 1945

9 Ab den 1980er Jahren wurde eine von Anfang an existierende, immer stärker werdende staatliche Einhegung und politische Funktionalisierung der DDR-Volkskunde unübersehbar. Diese Ansätze der Wissensproduktion fanden mit der Wende 1989/90 keine unmittelbare Weiterführung (vgl. Kreide-Damani et al. 2024: 1).

10 Zur Geschichte der Völkerkunde in der DDR siehe vorheriger Absatz und vgl. auch Rössler (2007: 23–25). In der BRD unterschied sich die Entwicklung des Fachs an den Universitäten zudem von der Entwicklung der Disziplin in den Museen, die die Bezeichnung ›Völkerkunde‹ teils noch viele Jahrzehnte im Namen trugen (Kraus 2015). Auch die Fachgesellschaft, die Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde, benannte sich erst 2017 in Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie um – wobei diese Umbenennung trotz der langen und weitgehenden Abwesenheit des Begriffs an den Universitäten zu einer heftigen Kontroverse im Fach führte (Dilger et al. 2017).

zu einer Neubestimmung des Faches. Während emigrierte Fachvertreter:innen sowohl in die damalige BRD als auch in die DDR zurückkehrten, wurde bei anderen Ethnolog:innen die Nähe ihrer völkerkundlichen Arbeit zu den rassenkundlichen Ansätzen der physischen Anthropologie kritisch hinterfragt, was in Westdeutschland jedoch nicht notwendigerweise zu ihrem Ausschluss aus dem Universitätsdienst führte (Lentz und Thomas 2015: 238). Gleichzeitig versuchten Ethnolog:innen in der Bundesrepublik, ihren gesellschaftlichen Auftrag neu zu definieren und sich als »Brücke« zu positionieren, »die von uns zur Außenwelt und damit zu anderen Völkern führt, die in ihrem Werden und Sein zu verstehen eine unserer Hauptaufgaben ist« (Termer 1946: 9, zitiert in Lentz und Thomas 2015: 236). Die westdeutschen Fachvertreter:innen der 1950er und 1960er Jahre verknüpften diese »Sehnsucht nach der Ferne« dabei nicht nur mit wissenschaftlichen Erkenntnisinteressen, sondern ebenso oft mit der Kritik am »deutschen Mief« (Haller 2012: 62). Ein entscheidender Einschnitt in der Fachgeschichte war vor diesem Hintergrund die Tagung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde in Göttingen im Jahr 1969, während der die kolonialen und nationalsozialistischen Verstrickungen des Faches erstmals explizit angeprangert und einzelne, insbesondere männliche Fachvertreter zugleich »mit Vorwürfen der *Counter-insurgency* [im Kontext des Kalten Krieges konfrontiert]« wurden (Braukämper 2002: 311).

Ab den 1970er Jahren kam es zu einer wachsenden Politisierung der ehemaligen Völkerkunde an westdeutschen Universitäten, die zugleich mit dem steigenden Einfluss kritischer Theoriebildung und der Forderung nach »gesellschaftlicher Relevanz« in der Ethnologie einherging (Haller 2012: 181ff.). In den Folgejahren etablierte sich zudem unter dem wachsenden Einfluss internationaler Debatten, vor allem der britischen Social Anthropology und der US-amerikanischen Cultural Anthropology (Rössler 2007: 25), eine wachsende Vielfalt konzeptueller Perspektiven, die neomarxistische und historische Ansätze ebenso einschloss wie ab den 1980er bzw. 1990er Jahren Debatten über Globalisierung und *Writing Culture*. Während die aus der Fachtradition der Völkerkunde hervorgegangene universitäre Ethnologie in diesem Zeitraum zudem stark expandierte (Lentz und Thomas 2015: 246), wurde die bereits in den 1960er Jahren einsetzende institutionelle Abgrenzung von den ethnologischen Museen kaum infrage gestellt (Haller 2012: 126). Auch die angewandte Ethnologie und eine explizite Interdisziplinarität (z. B. mit Blick auf die Zusammenarbeit mit der Medizin) blieben, wie oben ausgeführt, an den Universitäten eher marginal (ebd.: 301ff.; Antweiler 2016: 13).

Seit den 1990er Jahren hat sich das Verhältnis beider ethnologischen Fächer zu inner- und außeruniversitären Öffentlichkeiten sukzessive neu justiert, wobei u. a. der wachsende Einfluss inter- und transdisziplinärer Forschungsfelder – nicht zuletzt im Zuge groß angelegter Förderprogramme wie der Exzellenzinitiativen des Bundes seit Mitte der 2000er Jahre – eine Rolle spielte. In der Europäischen

Ethnologie wurden – unter dem Einfluss wissenschaftssoziologischer und diskursanalytischer Ansätze, später auch beeinflusst durch die angloamerikanische Wissenschafts- und Technikforschung bzw. Science and Technology Studies (STS) – volkscundliche Wissenstransfers in die Gesellschaft sowie die Ausrichtung der Wissensproduktion auf spezifische Anwendungsbereiche und Öffentlichkeiten sowohl historisch als auch gegenwartsbezogen analysiert.¹¹ In der außereuropäischen Ethnologie wiederum verbanden sich das wachsende Interesse der Fachvertreter:innen am Körper und an performativen Ansätzen sowie die Wiederbelebung fachlicher Auseinandersetzungen mit dem Materiellen (vgl. Hahn 2014) ab Mitte der 1990er Jahre unter anderem mit der Etablierung der Medical Anthropology sowie einer stetigen Zunahme von STS- (Schramm 2017) und sammlungsbezogenen Forschungen (Edenheiser und Förster 2019). Insgesamt entwickelte sich in beiden Fächern ein wachsendes Interesse an globalen und transnationalen Prozessen, das sich mit einer starken Konzentration auf Flucht und Migration (Nieswand und Drotbohm 2014; Hess und Näser 2015), der politischen Durchdringung und Mediatisierung von Religion (Schiffauer 2000; Schulz 2011) und einem neuen Fokus auf die Anwendungsorientierung ethnologischer Perspektiven (Klocke-Daffa 2019) verband.

Gesellschaftliche Erwartungen an die Public Anthropology

Die Verflechtung ethnologischen Arbeitens mit öffentlichen Debatten und die damit verbundenen gesellschaftlichen und institutionellen Anforderungen an die Fachvertreter:innen haben die Diskussionen in beiden ethnologischen Fächern in Bezug auf Public Anthropology in den letzten Jahren stark geprägt. Die Fokussierung auf gesellschaftspolitische Themen reflektiert dabei zum einen veränderte Erwartungen der Medien in einer durch Globalisierung und Mobilitätsprozesse geprägten Gesellschaft, die – sicherlich auch als Effekt unermüdlicher Aufklärungsarbeit von Fachvertreter:innen – Ethnolog:innen zunehmend nicht alleine als Zulieferer:innen folkloristischer oder exotisch anmutender Details begreifen (vgl. Lentz 1999). Aber selbst die nach wie vor üblichen jährlichen Anfragen von Medienvertreter:innen etwa zum Ritual weihnachtlichen Schenkens oder zu den kulturellen Ursprüngen des sogenannten ›Zuckerfests‹ (Fastenbrechen; *Eid al-Fitr* im Arabischen) im Islam verbinden Ethnolog:innen heute meist mit aufklärenden und gesellschaftskritischen Perspektiven, wenn sie den Medien hierzu ethnologisch fundierte Informationen geben.

11 So z. B. im Verbundprojekt *Volkscundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer: Zur Produktion kultureller Wissensformate im 20. Jahrhundert* (vgl. Davidovic-Walther et al. 2009; vgl. auch Beck 1997; Welz 1996).

Medien wenden sich an Ethnolog:innen aber auch mit der Frage nach der ›kulturellen Integrationsfähigkeit‹ bzw. ›Integrationsbereitschaft‹ verschiedener Migrant:innengruppen – ein Thema, das insbesondere im Kontext konfliktreicher Ereignisse und Entwicklungen Konjunktur hat und Ethnolog:innen regelmäßig dazu auffordert, jegliche Zuschreibung von (positiv oder negativ konnotierten) Eigenschaften an die *Gesamtheit* ethnisch oder national definierter Bevölkerungsgruppen zu kritisieren und zu entkräften. Die COVID-19-Pandemie und die landesspezifisch sehr unterschiedlichen gesundheitspolitischen und alltagsweltlichen Reaktionen darauf sind in den letzten Jahren ebenso wie die Bedrohung von Lebensräumen indigener Gruppen durch den Klimawandel weitere Themenbereiche, zu denen Ethnolog:innen um Auskunft gebeten wurden und werden. Schließlich besteht unvermindert starkes mediales Interesse an der ethnologischen Einordnung gewaltsamer Krisen und Konflikte in Gesellschaften, in denen Fachvertreter:innen oft über lange Zeiträume hinweg geforscht haben und zu denen sie wichtige Hintergrundinformationen und Perspektiven vermitteln können – und dies nicht nur, wenn die entsprechenden Krisen und Konflikte direkt in den deutschsprachigen Raum hineinwirken.¹²

Zum anderen formulieren aber auch Universitäten und Forschungseinrichtungen sowie Förder- und Wissenschaftsorganisationen verstärkt den Anspruch an die ethnologischen Fächer, die gesellschaftliche Bedeutung ihrer Forschungen öffentlich zu vermitteln und bereits bei der Konzeption ihrer Forschungsvorhaben zu berücksichtigen (vgl. Wissenschaftsrat 2020: 9). Nicht nur haben inzwischen fast alle größeren Wissenschaftsorganisationen wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft, das Bundesministerium für Bildung und Forschung und die VolkswagenStiftung Programme zur Förderung des Wissens- und Erkenntnistransfers aufgelegt, über die im Idealfall neben den Wissenschaftler:innen selbst auch gesellschaftliche Akteur:innen und Organisationen von einer intensivierte Kooperation profitieren sollen.¹³ Auch unterstützen zahlreiche Förderprogramme ganz explizit die Zusammenarbeit mit solchen zivilgesellschaftlichen ›Stakeholdern‹, um wissenschaftliches Wissen und wissenschaftliche Praxis durch »neue Zugangsweisen und Methoden« (Fischer 2014: 14) zu dynamisieren und deren Relevanz für die Gesellschaft sichtbarer zu machen.

12 Vgl. zu den verschiedenen Themen, zu denen Ethnolog:innen um öffentliche Positionierung angefragt werden, sowie den damit verbundenen Fachdiskussionen die Übersicht des Pressereferats der früheren Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde: <https://www.dgska.de/dgska/pressereferat/> (Zugriff am 19.12.2023).

13 Vgl. hierzu z. B. das Programm der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur Förderung von Transferprojekten in Sonderforschungsbereichen: <https://www.dfg.de/de/foerderung/foerderungsmoeglichkeiten/programme/koordinierte-programme/sfb/antragsteller/programmelement-transfer> (Zugriff am 19.12.2023).

Innerhalb der Universitäten können diese Kooperationen zudem gerade aus Sicht der Leitungsebenen neue interdisziplinäre »Lerngemeinschaften« (Groth und Ritter 2021: 11) etablieren; sie sind zum Sinnbild des institutionellen Versprechens geworden, Reflexivität und innovative Formen der Wissensgenerierung zu ermöglichen. Dieses Versprechen adressiert dabei auch Akteur:innen jenseits der Wissenschaft, die im Kontext von »community based research« oder »citizen science« gesucht werden (ebd.: 12). In diesen Zusammenhängen ist das Zusammenarbeiten mit außerakademischen Akteur:innen in beiden ethnologischen Fächern daher nicht zuletzt zu einer von mehreren möglichen Strategien geworden, um alternative Formen von Forschung und Lehre unter Einbindung verschiedener Öffentlichkeiten zu konzipieren und durchzuführen (siehe dazu auch Sektion KOLLABORATIONEN). Zugleich verstärken inter- und transdisziplinäre Kollaborationen auch die eigene Sichtbarkeit universitärer Fächer innerhalb und außerhalb akademischer Einrichtungen – eine Dynamik, die unmittelbar mit neoliberalen Prozessen des Wettbewerbs und der Selbstdarstellung verbunden ist (Hefferman et al. 2021). Diese Prozesse bergen damit sowohl Risiken für die Entwicklung der ethnologischen Fächer, gerade wenn diese sich sehr stark an gesellschaftlichen Debatten orientiert oder gar durch diese vereinnahmt wird, als auch neue Chancen, über ebensolche Vernetzungen und Kooperationen ihre fachspezifischen Ansätze zu überdenken – durchaus vergleichbar dem Ziel des von der DFG geförderten Netzwerks Public Anthropology, aus dem dieser Reader hervorgegangen ist (vgl. VORWORT ZU DIESEM READER).

All diese Entwicklungen, die im Kontext aktueller gesellschaftlicher und wissenschaftspolitischer Dynamiken neue Erwartungen an die ethnologischen Fächer stellen, werden innerhalb der Disziplinen durchaus kontrovers diskutiert. Während von Seiten der Medien ein wachsendes Interesse an ethnologischen Inhalten, z. B. im Zusammenhang mit Debatten über Migration und Rassismus, besteht, ist damit gleichzeitig die Anforderung verbunden, komplexes ethnologisches Wissen in kurzen, auf schnelle und alltagstaugliche Verständlichkeit ausgerichteten Statements und Beiträgen zu vermitteln. Ethnolog:innen erhalten unter solchen Bedingungen daher nicht nur die Möglichkeit, ihr Wissen tagesaktuell und relativ barrierefrei zugänglich zu machen. Sie müssen sich in diesem Zuge auch fragen, wie bzw. ob sie komplexen Themen wie rassistischer Diskriminierung oder bestimmten kulturellen oder religiösen Praktiken mit derartigen »populären Übersetzungen« gerecht werden können und wollen (Fassin 2013). Zugleich laufen sie Gefahr, sich mit ihren derart komprimierten Äußerungen der öffentlichen Kritik oder gar einem medialen Shitstorm (Bender et al. 2018) von verschiedenen politischen Seiten auszusetzen – eine Dynamik, die auch zu einem strategischen und zugleich hochproblematischen Mittel öffentlicher Provokation und Selbstdarstellung werden kann, wenn sie von

Ethnolog:innen selbst zur Herstellung von Öffentlichkeiten für eigene Positionen eingesetzt wird.¹⁴

In den ethnologischen Fächern wird aber auch die zunehmende Erwartung von Universitäten und anderen Forschungseinrichtungen sowie von Wissenschaftsorganisationen an die öffentliche Vermittlung – und Vermittelbarkeit – von Forschungsergebnissen kontrovers diskutiert. Nicht nur kann das Kollaborieren mit unterschiedlichen Institutionen und Gruppen Konflikte über divergierende Erwartungen an die Bedingungen, Modalitäten und Ergebnisse einer derartigen ›mehrsseitigen‹ Zusammenarbeit auslösen (Zenker und Vonderau 2023: 136f.). Mitunter wird auch befürchtet, dass übersteigerte Erwartungen an die (gesellschaftspolitische und ökonomische) ›Verwertbarkeit‹ ethnologischer Forschung die ethnographische Praxis selbst nachhaltig – und nicht notwendigerweise positiv – verändern könnten, wenn Forschungen mit zunehmend auf gesellschaftliche Relevanz ausgerichteten Fragestellungen, Ansätzen und Methoden durchgeführt werden. Diese Erwartungen können schließlich unangemessenen Druck auf *Early Career Researchers* ausüben, die den vielfältigen und stetig wachsenden Anforderungen der neoliberalen Akademie in überwiegend befristeten Beschäftigungsverhältnissen nicht gerecht werden können oder wollen (Dilger et al. 2023; vgl. auch Loher und Strasser 2019).

Es erstaunt daher nicht, dass diese Entwicklungen unter vielen Ethnolog:innen Vorbehalte gegenüber einem (zu) starken öffentlichen Engagement in den Fächern wecken, das nur unter oft erheblichem, in der Regel über sonstige Tätigkeiten in Forschung und Lehre weit hinausreichenden Einsatz geleistet werden kann. Auch stellt sich für viele Fachvertreter:innen die Frage, wie die Herausforderungen, die mit der Hinterfragung epistemologischer und methodologischer Grundlagen der eigenen Arbeit verbunden sind, angesichts immer knapperer Ressourcen überhaupt bewältigt werden können. Ebenso müssen sich Ethnolog:innen im Kontext solcher gesellschaftlicher Entwicklungen und Erwartungshaltungen fragen (lassen), *für wen* sie eigentlich Public Anthropology betreiben: Geht es ihnen primär um die eigene Reputation oder gar um das eigene ›Gefühl, richtig zu handeln‹ – oder aber vorwiegend um die Gruppen, mit denen sie zusammenarbeiten (vgl. dazu Nyamnjoh 2015)?

Gleichzeitig sind in den ethnologischen Fächern in den letzten Jahren vor dem Hintergrund dieser Problematisierungen aber auch zahlreiche Initiativen entstanden, die solche Herausforderungen an das öffentlich-ethnologische Arbeiten explizit aufnehmen und Perspektiven für die produktive Integration dieser Herausforderungen

14 Vgl. hierzu z. B. die Kritik an der von Susanne Schröter organisierten Konferenz »Migration steuern, Pluralität gestalten. Herausforderungen und Konzepte von Einwanderungspolitikern« im April 2023, durch die »ein Raum geschaffen wurde, der rassistischen und Holocaust-relativierenden Äußerungen Vorschub leistet« (Stellungnahme des Instituts für Ethnologie der Goethe-Universität Frankfurt, »Nein: nichts ist gut!«: https://www.uni-frankfurt.de/136463135/2023-04-29_Stellungnahme_pdf, Zugriff am 10.04.2024).

und damit einhergehender Veränderungen in institutionelle und strukturelle Zusammenhänge formulieren. Auf eine solche erhöhte Aufmerksamkeit für Belange von Public Anthropology verweisen zum einen die Gründungen von Arbeitsgruppen in beiden ethnologischen Fachgesellschaften, die sich inhaltlich mit solchen Fragen auseinandersetzen, beispielsweise der bereits 2014 gegründeten AG Europäisierung/Globalisierung: Ethnographien des Politischen¹⁵ in der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft sowie der AG Public Anthropology¹⁶ in der Deutschen Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie im Jahr 2019. Zum anderen haben beide Fächer in den letzten Jahren zum Thema der Wissenschaftskommunikation einschlägige Veranstaltungen initiiert, die die Initiativen des Pressereferats der früheren Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde¹⁷ ebenso umfassen wie Workshops und Vortragsreihen zur Public Anthropology bzw. zur Rolle der ethnologischen Fächer in Kontexten gesellschaftlicher Krisen/Transformationen und in verschiedenen außeruniversitären Berufsfeldern. Auch die rezenten Umbenennungen der beiden Fachgesellschaften in Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie (2017) bzw. Deutsche Gesellschaft für empirische Kulturwissenschaft (2021) sind jeweils mit fachintern breit geführten Debatten über die öffentlich-gesellschaftliche Positionierung und Wahrnehmung der ethnologischen Disziplinen verbunden gewesen. Dies gilt in gleicher Weise für die in der jüngeren Vergangenheit veröffentlichten Stellungnahmen der Fachgesellschaften zu Fragen der Forschungsethik, des Forschungsdatenmanagements und zu Open-Access-Publikationsstrategien, die gegenwärtige Prozesse der wissenschaftspolitischen Professionalisierung in beiden ethnologischen Fächern begleiten.

Zunehmend diskutieren die ethnologischen Fächer die bei stärkeren öffentlichen Positionierungen entstehenden Herausforderungen auch im Dialog mit Vertreter:innen benachbarter Disziplinen. Eine von 14 Fachgesellschaften verfasste Stellungnahme zur Wissenschaftskommunikation (DGSKA 2019)¹⁸ verweist dabei sowohl auf das Interesse der sozial- und geisteswissenschaftlichen – einschließlich der ethnologischen – Fächer an wissenschaftspolitischen Initiativen zu ›Public Outreach‹ und ›Wissenstransfer‹¹⁹ als auch auf den großen Bedarf der

15 <https://dgekw.de/netzwerk/kommissionen/europaeisierung-globalisierung-ethnografien-des-politischen/> (Zugriff am 08.07.2024).

16 <http://publicanthropology.de/> (Zugriff am 08.07.2024).

17 <https://www.dgska.de/dgska/pressereferat/> (Zugriff am 19.12.2023).

18 <https://www.dgska.de/gemeinsame-stellungnahme-zur-wissenschaftskommunikation/> (Zugriff am 29.10.2020).

19 Diese Tendenz wurde im November 2019 durch den Vorschlag der damaligen Bundesministerin Karliczek bekräftigt, zukünftig verstärkt Maßnahmen der Wissenschaftskommunikation als Kriterien der Mittelvergabe bei Förderungen des Bundes zu berücksichtigen und damit einen »Kulturwandel hin zu einer kommunizierenden Wissenschaft« zu vollziehen (https://www.bmbf.de/SharedDocs/Publikationen/DE/1/24784_Grundsatzpapier_zur_Wissenschaftskommunikation.pdf, Zugriff am 22.08.2024).

verschiedenen Fächer an einer kritischen Auseinandersetzung mit den damit verbundenen Implikationen für disziplinäres Arbeiten. Analog dazu warnen internationale Fachdiskussionen vor der Funktionalisierung einer vornehmlich an gesellschaftlichen Öffentlichkeiten orientierten Public Anthropology als Leistungsparameter im Rahmen einer wettbewerblich organisierten Hochschulentwicklung (Borofsky und De Lauri 2019), die mit einem zunehmenden Druck auf ›Output‹ und das Einwerben von Drittmitteln sowie auf die Vermittlung berufsrelevanter Kompetenzen in einem neoliberal ausgerichteten Wissenschafts- und Lehrbetrieb einhergeht (vgl. Strathern 2000). Die in diesen Debatten formulierte Kritik hat wiederholt betont, dass sich die öffentliche Präsenz ethnologischen Wissens – und wissenschaftlichen Arbeitens insgesamt – nicht in einen quantifizierbaren Impact übersetzen lässt und zudem zum Teil problematische Auswirkungen auf das professionelle Arbeiten in der Forschung und der Lehre selbst hat, wenn z.B. rigide Formen der Ethikbegutachtung die offenen und reflexiven Prozesse ethnographischen Arbeitens grundsätzlich beschneiden würden (Unger et al. 2016).

In unserem fachhistorischen Rückblick hat sich die interne Diversität der beiden ethnologischen Fächer bereits angedeutet. Auf das Thema des vorliegenden Readers bezogen, bedeutet dies auch, dass Fachvertreter:innen die Rolle und Bedeutung der Public Anthropology für das gegenwärtige ethnologische Arbeiten unterschiedlich beurteilen. Nicht alle unsere Kolleg:innen zeigen Interesse an und Engagement in diesem Bereich und es gibt auch Positionen, die vor einer dem wissenschaftlichen Erkenntnisprozess abträglichen Überbewertung der Public Anthropology warnen. Vor diesem Hintergrund verfolgt dieser Reader nicht den Anspruch, dieser Diversität in all ihren Facetten und Nuancen gerecht zu werden. Im Gegenteil: Die hier versammelten Autor:innen sind sich in ihrem Anliegen einig, der Public Anthropology in den ethnologischen Fächern der deutschsprachigen Wissenschaftslandschaft mehr Gewicht zu verleihen. Ihnen gemeinsam ist, dass sie die Potenziale der Public Anthropology in zukunftsweisender Form ausloten wollen, um in öffentlichen Auseinandersetzungen mehr gehört zu werden und die diesbezügliche fachliche Professionalisierung zu befördern. So kommt es, dass sich in den Beiträgen dieses Readers zwar verschiedene Ansätze, Gewichtungen und Perspektiven auf Public Anthropology zeigen, sie sich in ihrer Gesamtheit jedoch alle einer geteilten Programmatik verpflichtet sehen, nämlich dem Wunsch, die öffentliche Wissenschaftskommunikation in den ethnologischen Fächern systematischer und im besten Sinne des Wortes selbstreflexiver zu betreiben, als dies in der Vergangenheit weitgehend der Fall war.

Sektionen und Formate

Wir haben den Reader in fünf Sektionen unterteilt, die jeweils eigene Schwerpunkte setzen. Da jede Sektion durch eine Sektionseinleitung eingeführt wird, sollen hier einige Stichworte zu den jeweiligen zentralen Fragen genügen.

Die Sektion **ÖFFENTLICHKEITEN** setzt am Kernbegriff der Public Anthropology an und fragt vor dem Hintergrund gegenwärtiger sozialer, politischer, infrastruktureller und medialer Bedingungen und Herausforderungen danach, was gemeint ist, wenn wir davon sprechen, »in die Öffentlichkeit« zu gehen. Was ist eine Öffentlichkeit aus ethnologischer Perspektive und wer kann sich gegenwärtig in welcher Weise und gegenüber welchen Öffentlichkeiten Gehör verschaffen? Wie steht dies im Verhältnis zu den konzeptuellen Prämissen und methodischen Vorgehensweisen der ethnographischen Forschung? Die in den Beiträgen dieser Sektion diskutierten Fallbeispiele reflektieren, wie Ethnolog:innen den Prozess des Herstellens von spezifischen Öffentlichkeiten (besser) verstehen und mitgestalten können, thematisieren aber auch das oft spannungsreiche und teils konflikthafte Verhältnis ethnologischer Forschungen und Arbeitsweisen zu unterschiedlichen Öffentlichkeiten.

Das Schlagwort der **KOLLABORATIONEN** der zweiten Sektion schließt hier unmittelbar an, denn ohne die unterschiedlichen Formen der Zusammenarbeit mit zivilgesellschaftlichen, staatlichen und/oder kommunalen Akteur:innen und Institutionen, die sich schon länger in den ethnologisch untersuchten gesellschaftlichen Feldern engagieren, ist das Anliegen der Public Anthropology nicht zu realisieren. Die Beiträge dieser Sektion geben Einblicke in praktische Erfahrungen mit solchen Kollaborationen und diskutieren unterschiedliche Formen und Modalitäten der Zusammenarbeit, potentielle Reibungsflächen sowie Techniken des »Moderierens« eventueller Konflikte unter Bedingungen struktureller Abhängigkeit und Asymmetrien (z. B. postkolonialen Wissens- und Mobilitätsregimen, Förderbedingungen).

In welcher Weise kollaborative Herangehensweisen und die öffentliche Wissenschaftskommunikation von Ethnolog:innen mit Fragen der **POSITIONIERUNG** verbunden sind, steht in der dritten Sektion im Mittelpunkt. Gerade weil in Projekten der Public Anthropology Forschungspartner:innen, verschiedene Öffentlichkeiten wie auch betroffene Personen(gruppen) mitgedacht werden, die medial vermittelt das Forschungsgeschehen verfolgen und ihrerseits darauf reagieren können, erhält die Frage nach sozialen, politischen, epistemologischen und forschungsethischen Positionierungen erhöhte Brisanz. Die Beitragenden zu dieser Sektion diskutieren vor dem Hintergrund eigener Forschungserfahrungen, zu welchen Verwerfungen es dabei kommen kann und welche Faktoren die wechselseitigen Selbst- und Fremdzuschreibungen prägen.

Die Sektion **VERMITTLUNG** beschäftigt sich mit Formen und Formaten der Wissensvermittlung, mit denen nicht nur Wissenschaftler:innen erreicht, sondern

die außerakademischen Öffentlichkeiten angesprochen werden können. Neue Publikationsgenres und der Anspruch, als Übersetzer:innen und Mediator:innen bisher ungehörter bzw. ignorierte Positionen aktiv zu werden, verändern absehbar auch die universitären Ausbildungsbedingungen und die in den ethnologischen Fächern seit Langem etablierten Formen des forschenden und praxisorientierten Lernens: In welcher Weise sollen bzw. müssen Qualifikationsziele der ethnologischen Studiengänge angepasst werden und wie kann ein erfolgreiches Agieren in und Interagieren mit verschiedenen Öffentlichkeiten im Studium vermittelt werden? Antworten auf diese Frage erfordern eine Auseinandersetzung mit universitären Wissenshierarchien und Anerkennungsverhältnissen für Absolvent:innen der ethnologischen Fächer – und bedeuten, konsequent weitergedacht, dass sich die ethnologischen Ausbildungsinstitute neu entwerfen müssen.

Dass das ›going public‹ in den ethnologischen Fächern auch ein Experimentieren mit neuen Ästhetiken, Darstellungs- und Veröffentlichungsformaten erfordert, wird in der Sektion TRANSFORMATIONEN thematisiert. Damit verbunden sind kritische Reflexionen des Stellenwerts wissenschaftlichen Wissens im Allgemeinen und der ansonsten geläufigen ethnologischen Wissens- und Repräsentationspraktiken. Wie verändern sich durch die Hinwendung zur Public Anthropology die Autorität und Geltung wissenschaftlichen Wissens? Welche neuen – multimodalen und dialogischen – Formate können im Sinne der Public Anthropology entworfen bzw. genutzt werden und in welcher Weise knüpfen diese an bereits etablierte Formate und multimediale Veröffentlichungsgenres an?

Um diesen vielschichtigen Fragen nachzugehen, bereits vorliegende Erfahrungen mit Public Anthropology zu reflektieren und mit diesem Reader zugleich abwechslungsreiche Leseerfahrungen zu ermöglichen, stehen neben dem klassischen Format des wissenschaftlichen Aufsatzes auch andere Textgenres.

Die THINK PIECES sind als kurze Essays angelegt, in denen Thesen zu zentralen Konzepten und Herausforderungen der Public Anthropology zugespitzt vorgetragen werden. Sie wollen zum Nachdenken und zur Diskussion anregen. Orientiert am aktuellen Stand der Debatten in der Public Anthropology stellen diese Beiträge ein Problem, eine Beobachtung oder auch ein Dilemma zur ergebnisoffenen Diskussion.

Demgegenüber nehmen die längeren FORSCHUNGSPERSPEKTIVEN konzeptuelle und/oder theoretische Problemstellungen der Public Anthropology zum Ausgangspunkt. Auch diese Texte sind mit je eigenen Forschungs- und Lehrerfahrungen verbunden, aber das ethnographisch-empirische Material wird hier stärker analytisch durchdrungen und zu einem Fazit geführt.

Schließlich finden sich in diesem Reader KURATIERTE GESPRÄCHE, bei denen sich mehrere ethnologische Fachvertreter:innen über einen thematischen Aspekt der Public Anthropology austauschen. Zusammengebracht werden damit unter-

schiedliche Perspektiven auf eine Frage- oder Problemstellung, ohne dass die Unterschiede der Sichtweisen damit notwendigerweise aufgelöst werden. Vielmehr geht es hier darum, die (intellektuelle) Arbeit von Public Anthropology in ihrer Prozesshaftigkeit sichtbar zu machen und gemeinsam zu reflektieren.

Ergänzt werden die Texte teilweise durch kurze SCHLAGLICHTER, in denen eine spezifische Themen- bzw. Problemkonstellation in der Public Anthropology skizziert wird. Sie beginnen mit einer Vignette, einer kurzen empirischen Schilderung, die zum Thema hinführt, welches dann weiter aufgefächert wird.

Literatur

- Antweiler, Christoph. 1998. »Ethnologie als gesellschaftlich relevante Humanwissenschaft. Eine Systematisierung praxisorientierter Richtungen und eine Position.« *Zeitschrift für Ethnologie* 123(2): 215–255. <http://www.jstor.org/stable/25842559>.
- Antweiler, Christoph. 2016. »Angewandte Ethnologie heute. Arbeits- und Minenfelder jenseits des Kokons.« *Ethnoscripts* 17(2): 11–39. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:18-8-8955> (Zugriff am 27.11.2024).
- Atalay, Sonya, Letizia Bonanno, Sally Campbell Galman, Sarah Jacqz, Ryan Rybka, Jen Shannon, Cary Speck, John Swogger und Erica Wolenceck. 2019. »Ethno/Graphic Storytelling: Communicating Research and Exploring Pedagogical Approaches through Graphic Narratives, Drawings, and Zines.« *American Anthropologist* 121(3): 769–772. <https://doi.org/10.1111/aman.13293>.
- Bangstad, Sindre, Irfan Ahmad, Ilana Feldman, John R. Bowen, Angelique Haugerud, David H. Price, Richard Ashby Wilson und Mayanthi L. Fernando. 2017. »Anthropological Publics, Public Anthropology.« *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 7(1): 489–508. <https://doi.org/10.14318/hau7.1.034>.
- Bausinger, Hermann. 2002. »Volkskunde in der Umbruchzeit.« In *Kulturwissenschaft und Öffentlichkeit. Amerikanische und deutschsprachige Volkskunde im Dialog*, Kulturanthropologie NOTIZEN Band 70, herausgegeben von Regina Bendix und Gisela Welz, 67–75. Frankfurt am Main: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Goethe Universität Frankfurt.
- Bayer, Natalie, Andrea Engl, Sabine Hess und Johannes Moser (Hg.). 2009. *Crossing Munich. Texte zur Migration aus Kunst, Wissenschaft und Aktivismus*. München: Silke Schreiber Verlag.
- Beck, Sam. 2009. »Introduction: Public Anthropology.« *Anthropology in Action* 16(2): 1–13. <https://doi.org/10.3167/aia.2009.160201>.
- Beck, Stefan. 1997. *Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte*. Berlin: Akademie Verlag.
- Beck, Stefan, Jörg Niewöhner und Estrid Sörensen (Hg.) 2012. *Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung*. Bielefeld: Transcript Verlag. DOI: 10.14361/transcript.9783839421062.3332.

- Beer, Bettina. 2007. *Frauen in der deutschsprachigen Ethnologie: ein Handbuch*. Köln: Böhlau.
- Bender, Cora und Ehler Voss. 2018. »Die unerträgliche Leichtigkeit des Lokalen. Der Streit um das Firmenlogo des Mainzer Dachdeckerbetriebs Neger. Revision einer Debatte.« *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 12(2): 177–185. <https://doi.org/10.14361/zfk-2018-120214>.
- Bendix, Regina und Gisela Welz. 2002. »Einleitung. Kulturvermittlung und ›Public Folklore‹: Formen volkswissenschaftlichen Wissenstransfers in Deutschland und den USA.« In *Kulturwissenschaft und Öffentlichkeit. Amerikanische und deutschsprachige Volkskunde im Dialog*, Kulturanthropologie NOTIZEN Band 70, herausgegeben von Regina Bendix und Gisela Welz, 15–39. Frankfurt am Main: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Goethe Universität Frankfurt.
- Besteman, Catherine. 2013. »Three Reflections on Public Anthropology.« *Anthropology Today*, 29(6): 3–6. <https://www.jstor.org/stable/24030378>.
- Beyer, Judith. 2020. »On Being Voices of Prudence in Times of a Pandemic.« *Allegra Lab*. <https://allegralaboratory.net/on-being-voices-of-prudence-in-times-of-a-pandemic-corona/> (Zugriff am 25.10.2024).
- Bhambra, Gurinder K., Dalia Gebrial und Kerem Nişancioğlu (Hg.). 2018. *Decolonising the University*. London: Pluto Press. <http://library.oapen.org/handle/20.500.12657/25936> (Zugriff am 27.11.2024).
- Binder, Beate und Sabine Hess. 2013. »Eingreifen, Kritisieren, Verändern. Genealogien Engagierter Forschung in Kulturanthropologie und Geschlechterforschung.« In *Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen Ethnographisch und Gendertheoretisch*, herausgegeben von Beate Binder et al., 22–54. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Borofsky, Robert und Antonio De Lauri. 2019. »Public Anthropology in Changing Times.« *Public Anthropologist* 1: 3–19. <https://doi.org/10.1163/25891715-00101002>.
- Boyer, Dominic und George Marcus (Hg.). 2021. *Collaborative Anthropology Today. A Collection of Exceptions*. Ithaca: Cornell University Press. <https://doi.org/10.7591/cornell/9781501753343.001.0001>.
- Braukämper, Ulrich. 2002. »Trauma einer Ethnologen-Generation? – Die Tagung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde in Göttingen 1969.« *Zeitschrift für Ethnologie* 127(2): 301–319. <https://www.jstor.org/stable/25842870>.
- Çağlar, Gülay und Jennifer Chan de Avila. 2021. »Das Inklusionsversprechen oder ›the dark side of diversity‹? Diversitätspolitik an Universitäten.« In *Umkämpfte Vielfalt. Affektive Dynamiken institutioneller Diversifizierung*, herausgegeben von Hansjörg Dilger und Matthias Warstat, 318–334. Frankfurt a. M.: Campus.
- Carino, Giselle und Debora Diniz. 2019. »Deforestation and Brazil's Indigenous Population.« *The Lancet* 394(10216): 22–41. [https://doi.org/10.1016/S0140-6736\(19\)32620-0](https://doi.org/10.1016/S0140-6736(19)32620-0).
- Castillo, Rosa Cordillera. 2014. »The Emotional, Political, and Analytical Labor of Engaged Anthropology Amidst Violent Political Conflict.« *Medical Anthropology* 34(1): 70–83. <https://doi.org/10.1080/01459740.2014.960564>.
- Criado, Tomás Sánchez und Vincent Duclos. 2020. »Care in Trouble: Ecologies of Support from Below and Beyond.« *Medical Anthropology Quarterly* 34(2): 153–173. <https://doi.org/10.1111/maq.12540>.

- Criado, Tomás Sánchez und Alfonso Estalella (Hg.). 2023. *An Ethnographic Inventory: Field Devices for Anthropological Inquiry*. Milton Park: Taylor & Francis. <https://doi.org/10.4324/9781003253709>.
- Dalakoglou, Dimitris und Georgios Agelopoulos (Hg.). 2018. *Critical Times in Greece. Anthropological Engagements with the Crisis*. London: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315299037>.
- Das, Veena (Hg.). 2003. *The Oxford India Companion to Sociology and Social Anthropology*. Delhi: Oxford University Press.
- Dave, Naisargi N. 2012. *Queer Activism in India: A Story in the Anthropology of Ethics*. Durham (u. a.): Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822395683>.
- Davidovic-Walther, Antonia, Michaela Fenske und Lioba Keller-Drescher. 2009. »Akteure und Praktiken. Explorationen volkskundlicher Wissensproduktion.« *Berliner Blätter: Ethnographische und ethnologische Beiträge*. *Volkskundliches Wissen: Akteure und Praktiken* 50: 6–14. Münster: Lit-Verlag.
- De Lauri, Antonio. 2018. »Why Public Anthropologist?« *Public Anthropologist*. <http://publicanthropologist.cmi.no/2018/06/20/why-public-anthropologist> (Zugriff am 25.10.2024).
- Dilger, Hansjörg, Cordula Dittmer, Kristina Dohrn, Daniel F. Lorenz und Martin Voss. 2017. »Studentisches Forschen in Not- und Sammelunterkünften für Geflüchtete: (Selbst-)Kritische Reflexionen aus der Sozial- und Kulturanthropologie und Katastrophenforschung.« *Zeitschrift für Fluchtforschung* 1(1): 124–139. <https://doi.org/10.5771/2509-9485-2017-1-124>.
- Dilger, Hansjörg und Christiane Falge. 2019. »Kollaboratives Forschen und Wissen für die Öffentlichkeit: Gesellschaftliche Interventionen der Medizinethnologie.« In *Angeordnete Ethnologie: Perspektiven einer anwendungsorientierten Wissenschaft*, herausgegeben von Sabine Klocke-Daffa, 479–497. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-25893-1_23.
- Dilger, Hansjörg, Susann Huschke und Mattes, Dominik (Hg.) 2015. »Ethics, Epistemology and Engagement: Encountering Values in Medical Anthropology.« *Medical Anthropology* 34(1): 1–10. <https://doi.org/10.1080/01459740.2014.960565>.
- Dilger, Hansjörg, Kristina Mashimi und Saloua Nyazy. 2023. »Affective Ambiguities and Incompatible Value Frameworks: Sustaining Collaborations Within and Beyond Neoliberal Academia.« *Public Anthropologist* 5(2): 183–210. <https://doi.org/10.1163/25891715-bja10049>.
- Dilger, Hansjörg, Birgitt Röttger-Rössler und Olaf Zenker. 2017. »Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde e. V. in Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie e. V. am 6. Oktober 2017 in Berlin.« *Zeitschrift für Ethnologie* 147(2): 133–140. https://www.dgska.de/wp-content/uploads/2018/07/ZfE_Bericht-Umbenennung-DGV-DGSKA_DRUCK_2018.pdf (Zugriff am 27.11.2024).
- Dow, James und Hannjost Lixfeld. 1994. *The Nazification of an Academic Discipline. Folklore in the Third Reich*. Bloomington: Indiana University Press.
- Edenheiser, Iris und Larissa Förster (Hg.) 2019. *Museumsethnologie – Eine Einführung. Theorien – Debatten – Praktiken*. Berlin: Reimer.
- Eriksen, Thomas Hylland. 2016. »Public Anthropology in the 21st Century, with Some Examples from Norway.« *Český lid* 103(1): 23–50. <https://doi.org/10.21104/CL.2016.1.01>.

- Estalella, Adolfo und Tomás Sánchez Criado (Hg.). 2017. *Experimental Collaborations. Ethnography through Fieldwork Devices*. Oxford, New York: Berghahn Books. <https://doi.org/10.3167/9781785338533>.
- Fabian, Johannes. 2012. »Cultural Anthropology and the Question of Knowledge.« *The Journal of the Royal Anthropological Institute* 18(2): 439–453. <https://doi.org/10.1111/j.1467-9655.2012.01751.x>.
- Fassin, Didier. 2013. »Why Ethnography Matters: On Anthropology and Its Publics.« *Cultural Anthropology* 28(4): 621–646. <https://doi.org/10.1111/cuan.12030>.
- Faubion, James D. und George E. Marcus (Hg.). 2009. *Fieldwork is not what it used to be. Learning Anthropology's Method in a Time of Transition*. Ithaca, London: Cornell University Press.
- Fischer, Hans. 1990. *Völkerrunde im Nationalsozialismus. Aspekte der Anpassung, Affinität und Behauptung einer wissenschaftlichen Disziplin*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- Fischer, Roland. 2014. »Interdisziplinarität als Bewegung.« In *Interdisziplinär und transdisziplinär forschen: Praktiken und Methoden*, herausgegeben von Gert Dressel, Wilhelm Berger, Katharina Heimerl, and Verena Winiwarter, 13–16. Bielefeld: Transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839424841.13>.
- Fleischer, Soraya. 2007. »Antropólogos »anfíbios«? Alguns comentários sobre a relação entre antropologia e intervenção no Brasil.« *Revista Antropológicas* 18(1): 37–70. <https://periodicos.ufpe.br/revistas/revistaantropologicas/article/view/23652> (Zugriff am 27.11.2024).
- Gesser, Susanne, Nina Gorgus und Angela Jannelli (Hg.) 2020. *Das subjektive Museum. Partizipative Museumsarbeit zwischen Selbstvergewisserung und gesellschaftspolitischem Engagement*. Bielefeld: Transkript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839442869>.
- Gibbons, Michael, Helga Nowotny, Simon Schwartzman, Peter Scott und Martin A. Trow. 1994. *The New Production of Knowledge*. Thousand Oaks: SAGE Publications.
- Gomes, Alberto. 2013. »Anthropology and the Politics of Indigeneity.« *Anthropological Forum* 23(1): 5–15. <https://doi.org/10.1080/00664677.2012.749179>.
- Götz, Irene. 2011. *Deutsche Identitäten. Die Wiederentdeckung des Nationalen nach 1989*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag.
- Groth, Stefan und Christian Ritter. 2021. »Zusammen arbeiten. Modalitäten – Settings – Initiativen.« In *Zusammen arbeiten. Praktiken der Koordination und Kooperation in kollaborativen Prozessen*, herausgegeben von Stefan Groth und Christian Ritter, 7–22. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839442951-001>.
- Hahn, Hans Peter. 2014. *Materielle Kultur: eine Einführung*. Berlin: Reimer. <https://doi.org/10.5771/9783496030287>.
- Haller, Dieter. 2012. *Die Suche nach dem Fremden. Geschichte der Ethnologie in der Bundesrepublik 1945–1990*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Hauer, Janine, Friederike Faust und Beate Binder. 2021. »Kooperieren – Kollaborieren – Kuratieren: Zu Formen des Zusammenarbeitens in der ethnographischen Forschung.« *Berliner Blätter* 83: 3–17. <https://www.berliner-blaetter.de/index.php/blaetter/article/view/1107> (Zugriff am 27.11.2024).
- Hauschild, Thomas. 1995. »»Dem lebendigen Geist.« Warum die Geschichte der Völkerrunde im »Dritten Reich« auch für Nichtethnologen von Interesse sein kann.« In *Lebenslust und Fremdenfurcht: Ethnologie im Dritten Reich*, herausgegeben von Thomas Hauschild, 13–61. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

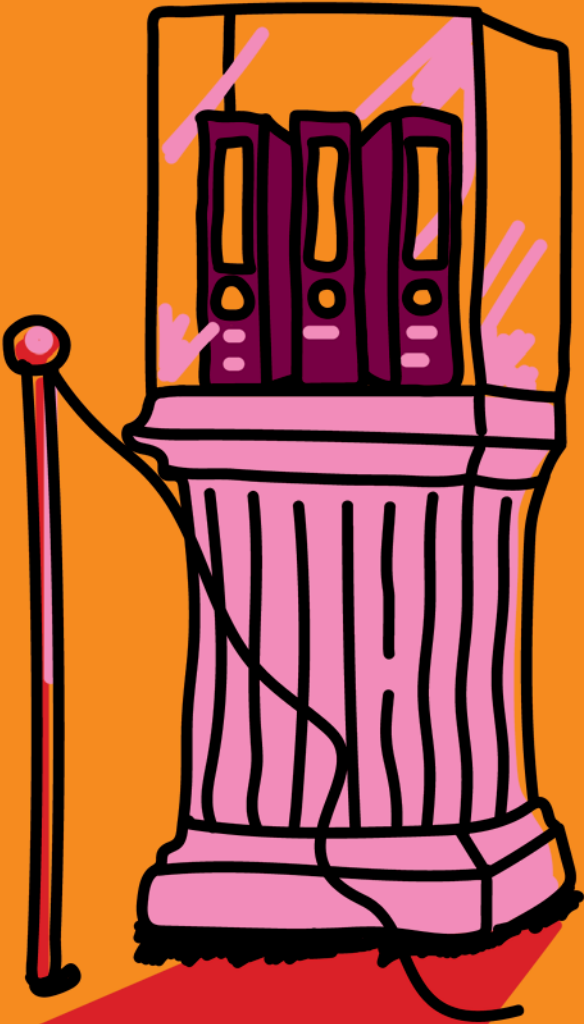
- Hauschild, Thomas und Bernd Jürgen Warneken (Hg.) 2003. *Inspecting Germany. Internationale Deutschland-Ethnographie der Gegenwart*. Münster: Lit Verlag.
- Hefferman, Emma, Fiona Murphy und Jonathan Skinner (Hg.) 2021. *Collaborations. Anthropology in a Neoliberal Age*. London: Routledge.
- Hess, Sabine und Thorsten Näser (Hg.) 2015. *Movements of Migration. Neue Positionen im Feld von Stadt, Migration und Repräsentation*. Berlin: Panama Verlag.
- Imeri, Sabine. 2019. *Wissenschaft in Netzwerken. Volkskundliche Arbeit in Berlin um 1900*. Berlin: Panama Verlag.
- Jacobeit, Wolfgang, Hannjost Lixfeld und Olaf Bockhorn (Hg.) 1994. *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Wien: Böhlau.
- Jeggle, Utz. 1988. »Volkskunde im 20. Jahrhundert.« In *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, herausgegeben von Rolf Wilhelm Brednich, 51–71. Berlin: Reimer.
- Kaschuba, Wolfgang. 1999. *Einführung in die Europäische Ethnologie*. München: C. H. Beck.
- Kasmani, Omar. 2023. *Pakistan Desires: Queer Futures Elsewhere*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9781478027317>.
- Kirsch, Stuart. 2018. *Engaged Anthropology. Politics Beyond the Text*. Berkeley: University of California Press. <https://doi.org/10.1515/9780520970090>.
- Klausner, Martina, Milena D. Bister, Jörg Niewöhner und Stefan Beck. 2015. »Choreografien klinischer und städtischer Alltage. Ergebnisse einer ko-laborativen Ethnografie mit der Sozialpsychiatrie.« *Zeitschrift für Volkskunde* 111.2: 214–235.
- Klocke-Daffa, Sabine. 2019. »Angewandte Ethnologie – Zwischen anwendungsorientierter Wissenschaft und wissenschaftsorientierter Praxis.« In *Angewandte Ethnologie – Perspektiven einer angewandten Wissenschaft*, herausgegeben von Sabine Klocke-Daffa, 3–76. Wiesbaden: Springer VS.
- Knecht, Michi. 2012. »Ethnographische Praxis im Feld der Wissenschafts-, Medizin- und Technikethnologie.« In *Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung*, herausgegeben von Stefan Beck, Jörg Niewöhner und Estrid Sörensen, 245–273. Bielefeld: Transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839421062.251>.
- Kornes, Godwin. 2020. »The Limits of Negotiation. Some Thoughts on Public Anthropology and Critical Scholarship.« *Boasblogs The End of Negotiations!?*. https://boasblogs.org/endofnegotiations/the-limits-of-negotiation/#disqus_thread (Zugriff am 27.11.2024).
- Krader, Lawrence. 1973. *Ethnologie und Anthropologie bei Marx*. München: Hanser.
- Kraus, Michael. 2015. »Quo vadis, Völkerkundemuseum? – Eine Einführung.« In *Quo vadis, Völkerkundemuseum? Aktuelle Debatten zu ethnologischen Sammlungen in Museen und Universitäten*, herausgegeben von Karoline Noack und Michael Kraus, 7–37. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839432358-001>.
- Kreide-Damani, Ingrid, Sabine Imeri, Karoline Noack und Leonore Scholze-Irrlitz (Hg.). 2024. *Ethnologie als Ethnographie. Interdisziplinarität, Transnationalität und Netzwerke der Disziplin in der DDR*. Münster: Waxmann Verlag. <https://doi.org/10.18452/29099>.
- Laukötter, Anja. 2007. *Von der »Kultur« zur »Rasse« – vom Objekt zum Körper? Völkerkundemuseen und ihre Wissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts*. Bielefeld: transcript. <https://www.>

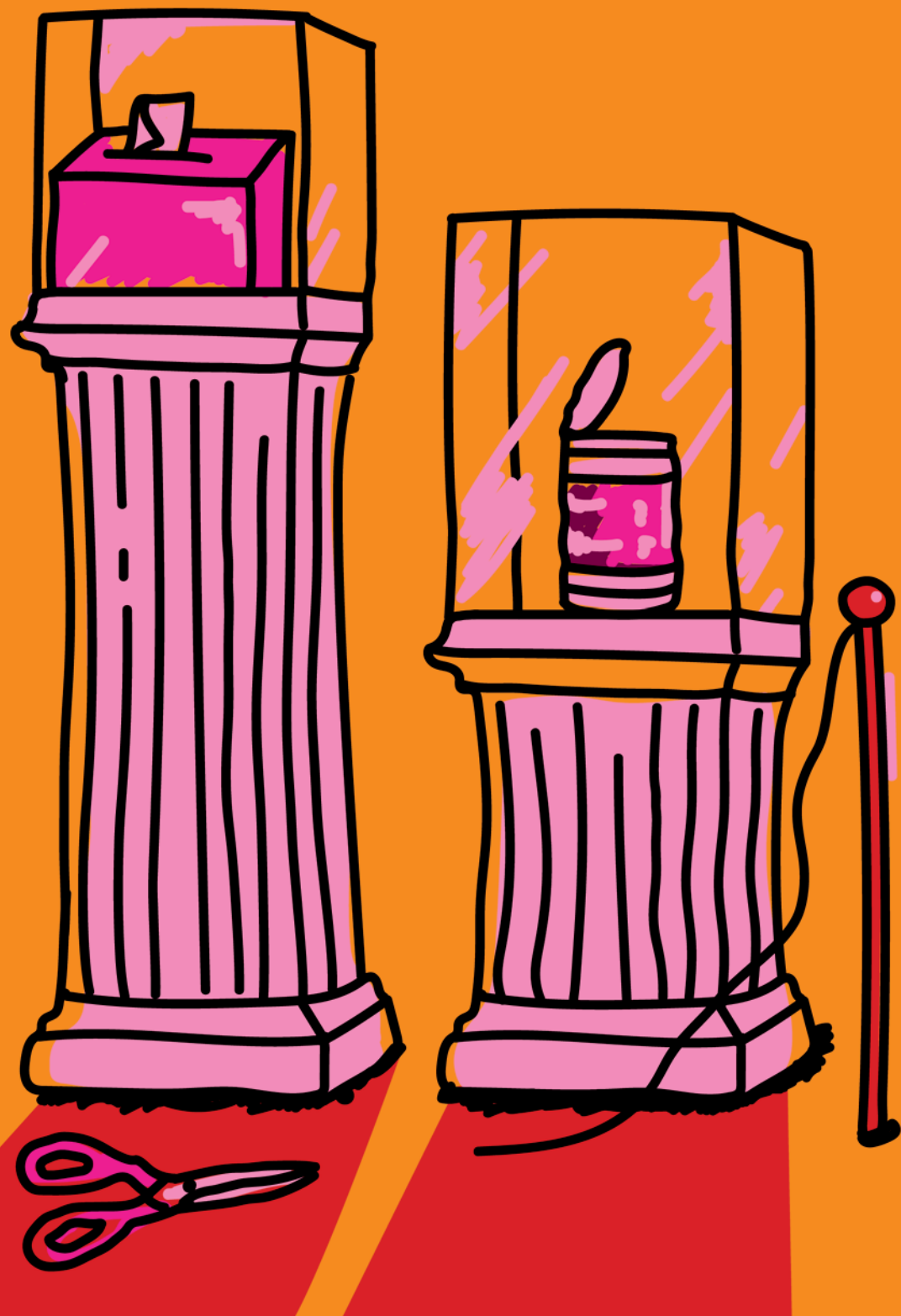
- transcript-verlag.de/shopMedia/openaccess_epaper/oa9783839407929/#p=1 (Zugriff am 27.11.2024).
- Lentz, Carola. 1999. »Die Lust am Exotischen. Anmerkungen zum Spannungsverhältnis von Medieninteresse.« In *Die Media-morphose der Ethnologie*, herausgegeben von Matthias Drisner et al., 48–51. Waghäusel: Gillar-Druck. <https://www.dgska.de/wp-content/uploads/2016/08/Mediamorphose.pdf> (Zugriff am 27.11.2024).
- Lentz, Carola und Silja Thomas. 2015. »Miszellen der Ethnologieggeschichte. Die Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde. Geschichte und aktuelle Herausforderungen.« *Zeitschrift für Ethnologie* 140: 225–253.
- Loher, David und Sabine Strasser. 2019. »Politics of Precarity: Neoliberal Academia Under the Austerity Measures and Authoritarian Threat.« *Social Anthropology* 27(2): 5–14. <https://doi.org/10.1111/1469-8676.12697>.
- Low, Setha und Sally Engle Merry. 2010. »Engaged Anthropology: Diversity and Dilemmas. An Introduction to Supplement 2.« *Current Anthropology* 51 (Supplement 2): 203–226. <https://doi.org/10.1086/653837>.
- Macdonald, Sharon. 2020. »Transforming the Ethnographic: Anthropological Articulations in Museum and Heritage Research.« In *Across Anthropology. Troubling Colonial Legacies, Museums, and the Curatorial*, herausgegeben von Margareta von Oswald und Jonas Tinius, 49–64. Leuven: Leuven University Press. <https://www.jstor.org/stable/j.ctv125jqxp.7>.
- Marres, Noortje, Michael Guggenheim und Alex Wilkie (Hg.). 2018. *Inventing the Social*. Manchester: Mattering Press. <https://doi.org/10.28938/9780995527768>.
- Nieswand, Boris und Heike Drotbohm (Hg.). 2014. *Kultur, Gesellschaft, Migration: Die reflexive Wende in der Migrationsforschung*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-03626-3>.
- Niewöhner, Jörg. 2016. »Co-Laborative Anthropology: Crafting Reflexivities Experimentally« [English-language manuscript]. In *Ethnologinen tulkinta ja analyysi. Kohti avoimempaa tutkimusprosessia*, herausgegeben von Jukka Jouhki und Tytti Steel, 81–125. Helsinki: Ethnos.
- Nyamnjoh, Francis B. 2015. »Beyond an Evangelising Public Anthropology: Science, Theory and Commitment.« *Journal of Contemporary African Studies* 33(1): 48–63. <https://doi.org/10.1080/02589001.2015.1021214>.
- Pandian, Anand und Stuart J. McLean (Hg.). 2017. *Crumpled Paper Boat: Experiments in Ethnographic Writing*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822373261>.
- Penny, H. Glenn. 2002. *Objects of Culture: Ethnology and Ethnographic Museums in Imperial Germany*. Chapel Hill, NC: The University of North Carolina Press. <https://search.ebscohost.com/login.aspx?direct=true&db=e000xww&AN=99943&site=ehost-live> (Zugriff am 27.11.2024).
- Pink, Sarah und Simone Abram (Hg.). 2015. *Media, Anthropology and Public Engagement*. Oxford: Berghahn Books. <https://doi.org/10.3167/9781782388463>.
- Rössler, Martin. 2007. *Die deutschsprachige Ethnologie bis ca. 1960: Ein historischer Abriss*. Köln: Institut für Ethnologie. <https://kups.ub.uni-koeln.de/1998/> (Zugriff am 27.11.2024).
- Rylko-Bauer, Barbara, Merrill Singer und John Van Willigen. 2006. »Reclaiming Applied Anthropology: Its Past, Present, and Future.« *American Anthropologist* 108(1): 178–190. <https://doi.org/10.1525/aa.2006.108.1.178>.

- Schiffauer, Werner. 2000. *Die Gottesmänner – Türkische Islamisten in Deutschland*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schlehe, Judith und Sita Hidayah. 2013. *Transcultural Ethnography in Tandems: Collaboration and Reciprocity Combined and Extended*. Freiburg: Institut für Ethnologie.
- Schönhuth, Michael. 2002. *Entwicklung, Partizipation und Ethnologie: Implikationen der Begegnung von ethnologischen und partizipativen Ansätzen im Entwicklungskontext*. Habilitationsschrift an der Universität Trier, Fachbereich IV – Ethnologie.
- Schönhuth, Michael. 2004. »Ist da wer? Strategien und Fallstricke einer populären Ethnologie.« In *Aus der Ferne in die Nähe. Neue Wege der Ethnologie in die Öffentlichkeit*, herausgegeben von Ursula Bertels, Birgit Baumann und Silke Dinkel, 77–104. Münster: Waxmann.
- Schramm, Katharina. 2017. »Postkoloniale STS: Einführung.« In *Science and Technology Studies: klassische Positionen und aktuelle Perspektiven*, herausgegeben von Susanne Bauer, Torsten Heinemann und Thomas Lemke, 471–494. Berlin: Suhrkamp.
- Schulz, Dorothea. 2011. *Muslims and New Media in West Africa: Pathways to God*. Bloomington: Indiana University Press. <https://search.ebscohost.com/login.aspx?direct=true&db=e000xww&AN=412393&site=ehost-live> (Zugriff am 27.11.2024).
- Selim, Nasima. 2023. »Doing Public Anthropology in the Classroom: (Un) Learning ›Race‹, White Fragility, and Mobilizing Antiracist Pedagogy in Germany.« *Boasblogs. Undoing Race and Racism*. <https://boasblogs.org/undoingraceandracism/doing-public-anthropology-in-the-classroom/> (Zugriff am 27.11.2024).
- Stoller, Paul. 1997. *Sensuous Scholarship*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press. <https://doi.org/10.9783/9780812203134>.
- Strathern, Marilyn (Hg.) 2000. *Audit Cultures: Anthropological Studies in Accountability, Ethics, and the Academy*. London & New York: Routledge.
- Stülß, Magdalena und Yvonne Adam. 2004. »Was arbeiten eigentlich Medizinetnologinnen? Herausforderungen im Spannungsfeld zwischen ›Forschung‹ und Anwendung.« *Curare*, 27(1–2): 73–87.
- Sud, Nikita und Diego Sánchez-Ancochea. 2022. »Southern Discomfort: Interrogating the Category of the Global South.« *Development and Change* 53(6): 1123–1150. <https://doi.org/10.1111/dech.12742>.
- Termer, Franz. 1946. *Bericht über die Tagung der deutschen Ethnologen zu Frankfurt a. M. vom 19. bis 21. September 1946*. Hamburg: Hamburgisches Museum für Völkerkunde. https://www.dgska.de/wp-content/uploads/2016/09/Tagungsbericht_1946.pdf (Zugriff am 27.11.2024).
- Tolia-Kelly, Divya P. 2016. »Feeling and Being at the (Postcolonial) Museum: Presencing the Affective Politics of ›Race‹ and Culture.« *Sociology* 50(5): 896–912. <https://doi.org/10.1177/0038038516649554>.
- Unger, Hella von, Hansjörg Dilger und Michael Schönhuth. 2016. »Ethics Reviews in the Social and Cultural Sciences? A Sociological and Anthropological Contribution to the Debate.« *Forum Qualitative Sozialforschung Forum: Qualitative Social Research* 17(3). <https://doi.org/10.17169/fqs-17.3.2719>.
- Warneken, Bernd Jürgen. 2006. »Was und wie nützt Ethnographie?« In *Die Ethnographie populärer Kulturen. Eine Einführung*, herausgegeben von Bernd Jürgen Warneken, 338–349. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag.

- Waterson, Alisse. 2019. »Intimate Ethnography and the Anthropological Imagination: Dialectical Aspects of the Personal and Political in *My Father's Wars*.« *American Ethnologist* 46(1): 7–19. <https://doi.org/10.1111/amet.12730>.
- Welz, Gisela. 1996. »Wissenschaft als kulturelle Praxis.« In *Inszenierungen kultureller Vielfalt Frankfurt am Main und New York City*, herausgegeben von Gisela Welz, 25–98. Berlin: Akademie Verlag.
- Welz, Gisela. 2004. »Volkskunde, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie: De- und Rekonstruktion von Disziplinarität.« In *Namen und was sie bedeuten. Zur Namensdebatte im Fach Volkskunde*, herausgegeben von Regina Bendix und Tatjana Eggeling, 29–44. Göttingen: Schmerse Verlag.
- Welz, Gisela. 2013. »Europa: Ein Kontinent – zwei Ethnologien? Nachdenken über einen Grenzfall.« In *Ethnologie im 21. Jahrhundert*, herausgegeben von Thomas Bierschenk, Matthias Krings und Carola Lentz, 211–227. Berlin: Reimer Verlag.
- Wissenschaftsrat. 2020. *Wissenschaft im Spannungsfeld von Disziplinarität und Interdisziplinarität*. Positionspapier. Köln. <https://www.wissenschaftsrat.de/download/2020/8694-20.html> (Zugriff am 27.11.2024).
- Zaman, Shahaduz. 2005. »History of BRAC Health Interventions: Experiences and Learning.« In *Learning to Reach Health for All: Thirty Years of Instructive Experience at BRAC*, herausgegeben von John E. Rohde, 36–96. Dhaka: University Press Ltd.
- Zenker, Olaf und Asta Vonderau. 2023. »Collaborations and Contestations in Publicly Engaged Anthropologies: An Exposition.« *Public Anthropologist* 5(2): 129–152. <https://doi.org/10.1163/25891715-05020001>.

ÖFFENTLICHKEITEN





Öffentlichkeiten – Einleitung

Hansjörg Dilger, Thomas G. Kirsch und Beate Binder

Abstract

Die Sektion Öffentlichkeiten setzt an einem Kernbegriff der Public Anthropology an und fragt, was gemeint ist, wenn Ethnolog:innen vor dem Hintergrund aktueller sozialer, politischer, infrastruktureller und medialer Bedingungen und Herausforderungen davon sprechen, »in die Öffentlichkeit« zu gehen: Was ist eine Öffentlichkeit und wer kann sich in welcher Weise und gegenüber welchen Öffentlichkeiten Gehör verschaffen? Wie stehen diese Fragen im Verhältnis zu den epistemischen Grundhaltungen, konzeptuellen Prämissen und methodischen Vorgehensweisen der ethnographischen Forschung? Vor dem Hintergrund der in dieser Sektion versammelten Beiträge wird in der Einleitung reflektiert, wie Ethnolog:innen den Prozess des Herstellens von spezifischen Öffentlichkeiten (besser) verstehen und mitgestalten können. Auch thematisieren die Autor:innen das oft spannungsreiche und teils konflikthafte Verhältnis ethnologischer Forschungen und Arbeitsweisen zu unterschiedlichen Öffentlichkeiten.

Keywords: Herstellung von Öffentlichkeiten; ethnographische Wissenspraktiken; Politik- und Meinungsräume; Mediatisierung; transnationale und globale Entgrenzung; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Dilger, Hansjörg, Thomas G. Kirsch und Beate Binder. 2025. »Öffentlichkeiten – Einleitung.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 47–56. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_002

Ethnolog:innen, die Public Anthropology betreiben, sind in besonderer Weise gefordert, sich mit dem Konzept von Öffentlichkeit auseinanderzusetzen: Was ›ist‹ Öffentlichkeit und wie können ethnologische Arbeitsweisen spezifische Öffentlichkeiten (mit-)hervorbringen? Welche sozialen, politischen, infrastrukturellen und medialen Bedingungen beeinflussen die Beziehungen zwischen Akteur:innen, Diskursen und Praktiken in den Öffentlichkeiten gegenwärtiger Gesellschaften? Und: Welche konzeptuellen und methodologischen Zugänge stellen die ethnologischen Fächer für die Analyse dieser Dynamiken bereit?

In diesem Reader begreifen wir Öffentlichkeiten als historisch eingebettete, kulturell verfasste und sozial hergestellte Formationen, die aus dem Interagieren von Personen, Diskursen, Handlungsweisen, affektiven und politischen Aspirationen und Technologien entstehen – wobei die jeweils involvierten Personen zuvor oft nicht miteinander in direktem Austausch standen (Warner 2002: 56; vgl. auch Langwick 2015: 494). Die aus diesen Interaktionen hervorgehenden Formationen sind als dynamische Konstellationen zu verstehen, die als zentraler Aspekt politisch-demokratischer Willensbildung aktiv aufeinander Bezug nehmen (vgl. Habermas 2022), sich aber auch ›nur‹ gegenseitig tolerieren oder voneinander abgrenzen bzw. ostensiv ignorieren können. Öffentlichkeiten entstehen zudem dann, wenn die involvierten Akteur:innen diese Formationen *als* Öffentlichkeit anrufen (Warner 2005: 87) und »sich [zugleich] über die Bedingungen auseinandersetzen [...], die sie als eine Öffentlichkeit zusammenbringen« (ebd.: 12; eigene Übersetzung). Ebenso gehen Öffentlichkeiten nicht allein aus freien Meinungsäußerungen einzelner Akteur:innen oder Kollektive hervor; ihr (Inter-)Agieren ist immer fallspezifisch im Kontext ihrer jeweiligen technologischen, politischen und marktwirtschaftlichen Durchdringungen zu verstehen (Graan 2022).

Ausgehend von diesen Grundannahmen analysieren die Beiträge dieser Sektion, welche konkreten Öffentlichkeiten sich aus dem Aufeinandertreffen bestimmter Akteur:innen, Interessen, Praktiken und Kommunikationsformate formieren. Sie illustrieren, dass Public Anthropologists mit diesen – zeitlich sowie räumlich oft limitierten – Öffentlichkeiten jeweils auf spezifische Art und Weise interagieren und in diesem Zuge in unterschiedlichem Maße an ihrer Hervorbringung beteiligt sind. Auch benötigen Ethnolog:innen für diese öffentlichen Interaktionen meist über ihre (bisherigen) fachlichen Expertisen hinausgehende methodologische und technologische Kompetenzen ebenso wie zeitliche, finanzielle und emotionale Ressourcen: Deren Einforderung erfolgt häufig durch die an diesen Öffentlichkeiten beteiligten Akteur:innen selbst (vgl. EINLEITUNG, Sektion KOLLABORATIONEN) und wirft folglich Fragen nach der Positionierung von Ethnolog:innen in weiteren gesellschaftspolitischen Zusammenhängen auf (vgl. EINLEITUNG, Sektion POSITIONIERUNGEN).

Die Sektion beginnt mit der Forschungsperspektive von JENS ADAM, der die aktive Einbindung von Ethnolog:innen in Policy-Prozesse im Kontext der auswärtigen Kulturpolitik analysiert und die vielschichtigen Herausforderungen beleuchtet, mit denen öffentlich arbeitende Ethnolog:innen bei der Mitgestaltung dieser Prozesse sowie beim Navigieren durch damit verbundene Machtkonstellationen konfrontiert sind. Ausgehend von seinem (letztlich erfolglosen) Versuch, im Zuge seiner Einbeziehung in den Strategieprozess einer Arbeitsgruppe des Auswärtigen Amtes einen postkolonial informierten Kulturbegriff im Sinne von »Verflechtung« zu etablieren, legt er dar, dass Policy-Prozesse als Arenen der Aushandlung verstanden werden müssen, in denen Akteur:innen, Institutionen, Ressourcen und politische Ambitionen in neue Beziehungen zueinander gebracht werden sollen. Die Involvierung von Ethnolog:innen in diese Aushandlungsprozesse ermöglicht nach Adam nicht nur ein empirisches und theoretisches Verständnis der verschiedenen »Mikro-Öffentlichkeiten« und »Policy Publics«, innerhalb derer die beteiligten Akteur:innen ihre spezifischen Handlungsstrategien zur Veränderung kulturpolitischer Strukturen und Grundannahmen entwickeln. Auch können Ethnolog:innen durch die Analyse dieser institutionellen Prozesse und Verfahren – welche letztlich nicht unähnlich zu denjenigen in ihrem eigenen akademischen Arbeitsumfeld sind – Interventionspunkte identifizieren, von denen ausgehend sie kulturpolitische Orientierungen und Leitkonzepte mit fachlich basierten Perspektiven befragen und potentiell transformieren können.

Das von MACDALENA BUCHCZYK und HANSJÖRG DILGER moderierte Gespräch mit den Kuratorinnen bzw. Forscherinnen SOFIA BOTVINNIK, BENJAMINA EFUA DADZIE und PAOLA IVANOV behandelt ebenfalls Herausforderungen, mit denen Ethnolog:innen im Kontext institutioneller Transformationen im Kulturbereich gegenwärtig konfrontiert sind. Die Gesprächsteilnehmer:innen thematisieren diese mit Blick auf die mögliche Dekolonisierung ethnologischer Museen sowie die damit einhergehende Herstellung *diverser* Öffentlichkeiten durch das kollaborative Arbeiten mit nichtakademischen Publika. Das Gespräch geht dabei davon aus, dass ethnographische Objekte selbst eine aktive Rolle bei der Herstellung und Transformation musealer Öffentlichkeiten spielen: Die ästhetische, affektive und dingliche Wirkkraft dieser Gegenstände wird sowohl zum Motor als auch zum Referenzpunkt für das Hinterfragen institutioneller Gewissheiten und Routinen und damit die Ermöglichung ihres Wandels. Gleichzeitig nehmen diejenigen Akteur:innen und Communitys, aus denen die Dinge und Gegenstände in ethnologischen Museen ursprünglich stammen, eine zentrale Position in den hier entstehenden Dynamiken ein: Sie erzeugen unter anderem mittels digitaler Vernetzungen und sozialer Medien neues Wissen über die von ihnen aufgerufenen Kulturgüter und stellen darüber hinaus neue Fragen in Bezug auf den angemessenen institutionellen Umgang mit diesen. Ethnolog:innen fungieren in diesen Zusammenhängen

vorrangig als Mittler:innen im Kontext konfliktiver Machtbeziehungen, in denen sie sich häufig mit bestimmten Bedürfnissen und Interessen dieser (stets heterogenen) Akteur:innen und Communitys identifizieren. Gleichzeitig sehen sie sich teilweise aber auch mit Widerständen ihrer eigenen Institutionen konfrontiert und sind darüber hinaus oft heftigen Angriffen aus vorwiegend konservativen Teilen der medialen und gesellschaftlichen Öffentlichkeiten ausgesetzt.

Das Think Piece von MAGNUS TREIBER wählt einen anderen Ansatz zur Analyse der möglichen Transformation öffentlicher Politik- und Meinungsräume im Rahmen der Public Anthropology. In seinem Fallbeispiel situiert er diese Öffentlichkeiten nicht im institutionellen Kontext, sondern in den »interessierten Öffentlichkeiten« des bürgerlichen Bildungsmilieus in Süddeutschland, welche sowohl einen demokratischen Raum für kritische Auseinandersetzungen mit Flucht und Migration als auch für wechselseitige Lernprozesse von Ethnolog:innen und ihren Gesprächspartner:innen im Rahmen von Vortrags- und Weiterbildungsveranstaltungen darstellen. Einerseits resultieren diese öffentlichen Interaktionen aus dem Interesse von Bürger:innen an der Ethnologie, welche durch den Dialog mit dem Experten nicht nur ihr Wissen erweitern möchten, sondern auch etablierte Annahmen hinterfragen und sich auf das Nachdenken über eigene Stereotype und Vorurteile in Bezug auf diese Themen einlassen (wollen). Andererseits bieten solche Vortrags- und Weiterbildungsformate aber auch Möglichkeiten des Lernens für den Ethnologen selbst, der sich für die kritische Überprüfung wissenschaftlicher Positionen durch nichtakademische Publika öffnen und Bereitschaft zur Weiterentwicklung eigener Erkenntnisse und Grundannahmen investieren muss (und will). Mit interessierten Öffentlichkeiten ins Gespräch zu kommen, bietet für Public Anthropologists die Möglichkeit, ihre Kernkompetenzen – die Übersetzung und Vermittlung zwischen heterogenen Positionen – unter Beweis zu stellen. Gleichzeitig können Ethnolog:innen damit aktiv zum gegenseitigen Vertrauensaufbau und zu Dialogprozessen im Kontext gesellschaftlich polarisierter Debatten beitragen, die die Lebenssituationen von Geflüchteten und Migrant:innen in Deutschland massiv betreffen.

Zusammengenommen machen die ersten drei Beiträge dieser Sektion deutlich, dass Ethnolog:innen die Entstehung und Mitgestaltung – ebenso wie die potentielle Transformation – hegemonialer Öffentlichkeiten immer im Kontext weiterer Machtbeziehungen verorten. Die Öffentlichkeit der bürgerlichen Gesellschaft, wie Jürgen Habermas (1990 [1962]) sie beschrieben hat, war geprägt durch die politischen und wirtschaftlichen Eliten ebenso wie die Medien der Bundesrepublik nach dem Zweiten Weltkrieg. Diese haben sich »zu einem Sprachrohr für die gemeinsame Politik der Herrschenden von oben« entwickelt – »nicht hermetisch, aber in der Gesamttendenz« (Meyer 2022). Unter diesen Bedingungen formierten sich *Gegenöffentlichkeiten* mit ihren eigenen Kommunikationsweisen und Machtdynamiken insbesondere im Kontext sozialer Protestbewegungen

ab den späten 1960er Jahren, die der als elitär wahrgenommenen Öffentlichkeit »der Mächtigen« ihre eigenen Themen und Agenden »aufzwingen« (ebd.). Auch in der früheren Geschichte gibt es zahlreiche Beispiele für »alternative« oder Gegenöffentlichkeiten, die hegemoniale Öffentlichkeiten kritisiert, unterwandert und (teilweise) transformiert haben (Fraser 1990): Dies zeigte sich etwa in der frühen Arbeiter- und Frauenbewegung, aber auch in künstlerischen und literarischen Kreisen des 19. Jahrhunderts (ebd.) sowie bei Impfgegner:innen. Dass die analytische Trennung von hegemonialen und Gegenöffentlichkeiten dabei oft nicht so deutlich vorgenommen werden kann, wie es die erwähnten Studien suggerieren, verdeutlichen die oben vorgestellten Beiträge, in denen (nicht zuletzt auch) Ethnolog:innen selbst innerhalb gesellschaftlich dominanter Institutionen bzw. Öffentlichkeiten agieren, diese aber zugleich aktiv (mit)transformieren wollen.

Über die komplexen Hervorbringungen und wechselseitigen Durchdringungen von hegemonialen und Gegenöffentlichkeiten hinaus zeigen die Beiträge dieser Sektion, dass sich das in den Sozialwissenschaften lange Zeit vorherrschende Verständnis vor allem nationalstaatlich geprägter Öffentlichkeiten (vgl. Habermas 1990 [1962]) im Kontext rezenter Globalisierungsprozesse verschoben hat (Fraser 2007; Salvatore et al. 2013). In grenzüberschreitenden Prozessen von Mobilität, Mediatisierung und Ökonomisierung haben sich Öffentlichkeiten und Gegenöffentlichkeiten sowie das (eurozentrisch definierte) Verhältnis zwischen »öffentlich« und »privat« (Zillinger 2017) über eine Vielzahl sozialer, materieller und virtueller Kontexte hinweg pluralisiert bzw. fragmentiert (Hirschkind et al. 2017) – eine Dynamik, die in dieser Sektion die Diskussionen über internationale Kulturpolitik, koloniales Erbe, Migration und Flucht sowie die postindustrielle Transformation eindrücklich verdeutlichen. Insgesamt verweisen diese Entwicklungen auf die Herausforderung des Umgangs mit den vielfältigen »Reibungen« (*frictions*) in einer globalisierten Welt (Tsing 2005) und damit der Übersetzung zwischen unterschiedlichen sozialen und kulturellen Registern, die sich aus den vielschichtigen Begegnungen (sowie deren aktiver Verhinderung, etwa durch Migrationsregime und sozioökonomische Barrieren, vgl. Balibar und Williams 2002) in translokalen und transnationalen Öffentlichkeiten ergeben (Schmitt und Vonderau 2014).

Dass Ethnolog:innen im Kontext solcher multidirektionalen Reibungen und Konflikte sehr unterschiedliche Wege für ihr Engagement im Bereich von Public Anthropology wählen können – und müssen –, verdeutlicht das Schlaglicht von MARION NÄSER-LATHER zu den öffentlichen Angriffen auf das von ihr mitbearbeitete Forschungsprojekt *KRiSE der GeschlechterVERhältnisse? Anti-Feminismus als Krisenphänomen mit gesellschaftsspaltendem Potenzial (REVERSE)*. Nachdem bereits in Reaktion auf die Ankündigung über die Beantragung des Projektes auf der Homepage ihrer Universität eine kritische Einlassung auf einem Gender-Studies-feindlichen Blog erschienen war, formierte sich nach der erfolgten Förderzusage des Projekts

durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung ein Shitstorm in sozialen und anderen Medien, der den gesamten Forschungsverlauf begleitete. Am Beispiel dieser Erfahrungen arbeitet Näser-Lather die rhetorischen Muster und affektiven Dynamiken solcher ›Stürme der Entrüstung‹ in Bezug auf universitäre Forschungszusammenhänge heraus, die von zuspitzenden Vereinfachungen und Falschdarstellungen bis hin zum Schüren von Empörung durch »Feindseligkeit, Spott, Schmähungen und Ad-personam-Argumenten« (NÄSER-LATHER, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN) reichen. Da Wissenschaftler:innen oft weder über die zeitlichen noch die handwerklichen Ressourcen zur Entwicklung einer effektiven Kommunikationsstrategie in solchen Situationen verfügen, rät sie dazu, zeitnah den Beistand von Kolleg:innen, Universitätsleitungen, Opfer- und/oder rechtlichen Beratungsstellen zu suchen, und verweist zudem auf das von ihr mitentwickelte Schutzkonzept (vgl. NÄSER-LATHER, Sektion POSITIONIERUNGEN).

Die Thematik ›feindseliger‹ Öffentlichkeiten steht auch im Fokus des Beitrags der CLANDESTINE PUBLICS RESEARCH GROUP, der danach fragt, wie Öffentlichkeiten, die den Anliegen ethnologischer Forschungsbemühungen ablehnend gegenüberstehen oder deren Realisierung potentiell verhindern wollen, umgangen werden können. Insbesondere thematisiert dieses Think Piece dabei die Gefahren, die mit dem öffentlichen Zugänglichmachen bestimmter (künstlerischer, aktivistischer und/oder anthropologischer) Diskurse und Praktiken – unter anderem als Konsequenz »ubiquitärer Überwachung«, nicht zuletzt durch soziale Medien – einhergehen und die aus Sicht des Kollektivs spezifische Strategien des »Verbergens« sowie des Rückzugs (z. B. in *safe spaces*) erfordern. Aufbauend auf Beispielen des verschlüsselten Aufrufs zur Demonstration einer queerfeministischen Gruppierung zum feministischen Kampftag am 8. März sowie der ›verdeckten‹ Aktion eines Kunstkollektivs in einem öffentlichen Galerieraum zeigen die Autor:innen, dass die scheinbar widersprüchlichen Praktiken des »Geheimhaltens« bzw. »Öffentlichmachens« als untrennbar miteinander verflochten verstanden werden müssen, um die komplexen Möglichkeiten und Risiken politisierter Öffentlichkeiten nachvollziehen zu können. Abschließend formuliert das Kollektiv fünf Methoden für eine *Clandestine Public Anthropology*, die sich sowohl an den Taktiken der hier vorgestellten aktivistischen bzw. künstlerischen Interventionen orientieren als auch auf einen Fundus anthropologischer Konzepte und Debatten (wie etwa zur Forschungsethik oder dem Adressieren bestimmter Öffentlichkeiten durch spezifische Publikationsformate, vgl. EINLEITUNG, Sektion VERMITTLUNG) zurückgreifen können.

Während es im Beitrag der CLANDESTINE PUBLICS RESEARCH GROUP somit vorrangig um die Möglichkeiten der *Beschränkung* von Öffentlichkeiten geht, beleuchtet das Think Piece von JANINE HAUER und ASTA VONDERAU die gezielte, zugleich jedoch ebenfalls ambivalente Herstellung neuer Öffentlichkeiten im Rahmen

spätindustrieller Transformationsprozesse im mitteldeutschen Braunkohlerevier durch das Format der Bürgerbeteiligung. In diesen Zusammenhängen verstehen die Ethnologinnen sich vor allem als Zeuginnen dieses Wandels und intervenieren nur punktuell in die hier entstehenden Auseinandersetzungen. Zum einen machen sie deutlich, dass die Herstellung dieser Öffentlichkeiten mit dem politischen Versprechen verbunden ist, einen demokratisch-partizipativen Übergang für die Bewältigung der durch die spätindustriellen Wandlungsprozesse bedingten Brüche und Reorientierungen zu schaffen – wobei es sich realiter als kaum möglich erweist, die hieraus resultierenden Öffentlichkeiten in ihrer (möglicherweise politisch nicht beabsichtigten) Zusammensetzung zu antizipieren. Zum anderen verdeutlichen sie, dass ethnologische Forschung eine Langzeitperspektive auf diese Aushandlungsprozesse entwerfen kann, um die mit dem Spätindustrialismus verbundenen, oft konfligierenden Imaginationen von Zukunft sowie die Ängste und Sorgen vor den damit verbundenen Langzeitfolgen herauszuarbeiten. Für die hier entstehenden Konstellationen schlagen Hauer und Vonderau eine Form der Public Anthropology vor, die zum einen die Notwendigkeit der im Rahmen der Bürgerbeteiligung ausgetragenen Kontroversen (z. B. über den Umgang mit toxischen Hinterlassenschaften der fossilen Industrie) betont und die zum anderen einen kritisch-analytischen Blick auf die »Privatisierung« und »Depolitisierung« demokratischer Prozesse durch politische Strategien von »Standardisierung« und »Zwangsbeschleunigung« wirft.

Die zunehmende Fragmentierung und Unübersichtlichkeit von hegemonialen und Gegenöffentlichkeiten sowie der zwischen diesen Öffentlichkeiten bestehenden, oft hochdiversen Interaktionsmodi machen es schwierig, Öffentlichkeiten unterschiedlichster politischer Couleur und räumlicher bzw. zeitlicher Reichweite in ihrer ›Gesamtheit‹ zu erfassen, geschweige denn mit Blick auf die Herstellung der notwendigen Dialogfähigkeit in Bezug auf demokratische Meinungsbildung zu ›steuern‹. In Kombination mit den politischen und ökonomischen Machtkonstellationen und sektionalen Interessen, die diesen Öffentlichkeiten sowie deren wechselseitiger Konstituierung zugrunde liegen, erhöhen die hier entstehenden Interaktionen sowohl das Potenzial für soziale Selbstreferenzialität und »Blasenbildung« (Habermas 2022: 54) als auch für die Verletzlichkeit sozialer Gemeinschaften und politischer Institutionen insgesamt (vgl. Deutscher Ethikrat 2023). Unter diesen Bedingungen suchen Gesellschaften und Regierungen aktiv Möglichkeiten für die Schaffung neuer Öffentlichkeiten, in denen konfliktive Themen wie der Übergang in eine postfossile (Energie-)Wirtschaft, umstrittene öffentliche Bauvorhaben oder der gesellschaftliche Umgang mit Flucht und Migration demokratisch verhandelt werden können – wobei solche politisch kuratierten Öffentlichkeiten immer auch Gefahr laufen, auf die funktionale Legitimierung bereits feststehender Entscheidungen reduziert zu werden.

Aus Perspektive der Public Anthropology sind jenseits dieser ambivalenten Entwicklungen der politischen Herstellung von Öffentlichkeiten aber gerade auch die emanzipatorischen Potenziale von Interesse, die mit der physisch-materiellen Entgrenzung von Öffentlichkeiten im Zuge translokaler, transnationaler sowie virtueller Vernetzungen einhergehen. Prozesse der sozialen und digitalen Vernetzung sind zentral für zivilgesellschaftliches Engagement in »superdiversen« Gesellschaften (Vertovec 2007), die neue (politische, soziale, religiöse, ethisch-moralische) Anliegen in unterschiedlichen Teilen der Welt öffentlich etablieren wollen und können (Udupa und Kramer 2023). Sehr deutlich macht dies die Rolle sozialer Medien für die Konstitution von international weitreichenden ebenso wie sozialräumlich begrenzteren Öffentlichkeiten, die z. B. mit Blick auf den »Arabischen Frühling« oder die Mobilisierung feministischer und dekolonialer Anliegen beschrieben wurde – die zugleich jedoch immer auch Gefahr läuft, bestehende, intersektional verschränkte Ungleichheiten in globalen und Migrationszusammenhängen zu verstärken (Udupa und Dattatreya 2023).

Vor dem Hintergrund dieser unterschiedlichen Dynamiken verfolgen die Beiträge in dieser Sektion zusammenfassend drei Anliegen mit Bezug auf die ethnologische Analyse der (Mit-)Hervorbringung von Öffentlichkeiten. Zum einen beleuchten die Autor:innen – teils auf Grundlage ihrer ethnographischen Forschungen, teils mit Blick auf ihr Agieren als Public Anthropologists – das Zustandekommen bzw. Funktionieren spezifischer Öffentlichkeiten im Kontext gesellschaftspolitischer Prozesse und Machtdynamiken. Sie untersuchen diese Öffentlichkeiten als affektiv bzw. politisch umkämpfte (vgl. Lünenborg 2019) Formationen, in denen Ethnolog:innen teils selbst beruflich agieren und/oder in die sie aufgrund persönlicher Interessen aktiv eingebunden sind. Zum anderen ergründen die Beiträge die unterschiedlichen Strategien, mit denen Public Anthropologists in diesen Öffentlichkeiten mittels ethnologischer Arbeitsweisen intervenieren bzw. diese mit Blick auf die mit ihnen verbundenen Möglichkeiten und Risiken navigieren können: Diese Strategien beinhalten die Beteiligung an Policy-Prozessen ebenso wie die Etablierung neuer Ausstellungspraktiken oder öffentliche Interventionen im Rahmen von Vortrags- und Weiterbildungsveranstaltungen. Schließlich setzen sich die Beiträge mit den eigenen Motivationen und Rollen von Ethnolog:innen in der Herstellung von Öffentlichkeiten in oft stark polarisierten Zusammenhängen auseinander: Sie machen deutlich, dass diese Positionierungen das Ziel der »Popularisierung« anthropologischen Wissens (Fassin 2018) und politisch-transformativer Ansprüche ebenso einschließen können wie das Anliegen von Zeug:innenschaft (*witnessing*) oder das aktive Sichentziehen von bzw. Sichschützen vor bestimmten Öffentlichkeiten – oder aber unterschiedliche Kombinationen derselben.

Literatur

- Balibar, Etienne und Erin M. Williams. 2002. »World Borders, Political Borders.« *PMLA* 117(1): 71–78. <http://www.jstor.org/stable/823250>.
- Deutscher Ethikrat. 2023. *Mensch und Maschine: Herausforderungen durch Künstliche Intelligenz. Stellungnahme*. Online: <https://www.ethikrat.org/publikationen/stellungnahmen/mensch-und-maschine/> (Zugriff am 19.09.2024).
- Fassin, Didier. 2018. »The Public Presence of Anthropology: A Critical Approach.« *kritisk etnografi – Swedish Journal of Anthropology* 1(1): 13–23. <https://doi.org/10.33063/diva-355992>.
- Fraser, Nancy. 1990. »Rethinking the Public Sphere: A Contribution to the Critique of Actually Existing Democracy.« *Social Text* 25/26: 56–80. <https://doi.org/10.2307/466240>.
- Fraser, Nancy. 2007. »Transnationalizing the Public Sphere. On the Legitimacy and Efficacy of Public Opinion in a Post-Westphalian World.« *Theory, Culture & Society* 24(4): 7–30. <https://doi.org/10.1177/0263276407080090>.
- Graan, Andrew. 2022. »Marketing Logics and the Politics of Public Spheres: On Discursive Engineering and Enclosure.« *Journal of Linguistic Anthropology* 32(2): 301–325. <https://doi.org/10.1111/jola.12360>.
- Habermas, Jürgen. 1990 [1962]. *Strukturwandel der Öffentlichkeit: Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen. 2022. *Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit und die deliberative Politik*. Berlin: Suhrkamp.
- Hirschkind, Charles, Maria José A. de Abreu und Carlo Caduff. 2017. »New Media, New Publics? An Introduction to Supplement 15.« *Current Anthropology* 58(S15): 3–12. <https://doi.org/10.1086/688903>.
- Langwick, Stacey A. 2015. »Partial Publics: The Political Promise of Traditional Medicine in Africa.« *Current Anthropology* 56(4): 493–514. <https://doi.org/10.1086/682285>.
- Lünenborg, Margreth. 2019. »Affective Publics.« In *Affective Societies. Key Concepts*, herausgegeben von Jan Slaby und Christian von Scheve, 319–329. Abingdon: Routledge.
- Meyer, Thomas. 2022. »Jürgen Habermas über das destruktive Potenzial ›sozialer‹ Medien. Noch ein Strukturwandel der Öffentlichkeit.« *Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte* 1(2). Online: <https://www.frankfurter-hefte.de/artikel/noch-ein-strukturwandel-der-oeffentlichkeit-3356/> (Zugriff am 19.09.2024).
- Salvatore, Armando, Oliver Schmidtke und Hans-Jörg Trenz (Hg.). 2013. *Rethinking the Public Sphere through Transnationalizing Processes. Europe and Beyond*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Schmitt, Caroline und Asta Vonderau (Hg.). 2014. *Transnationalität und Öffentlichkeit: Interdisziplinäre Perspektiven*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839421543>.
- Tsing, Anna Lowenhaupt. 2005. *Friction: An Ethnography of Global Connection*. Princeton: Princeton University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctt7s1xk>.
- Udupa, Sahana und Ethiraj Gabriel Dattatreyan. 2023. *Digital Unsettling. Decoloniality and Dispossession in the Age of Social Media*. New York: New York University Press. <https://doi.org/10.18574/nyu/9781479819164.001.0001>.

- Udupa, Sahana und Max Kramer. 2023. »Multiple Interfaces. Social Media, Religious Politics, and National (Un)belonging in India and the Diaspora.« *American Ethnologist* 50(2): 247–259. <https://doi.org/10.1111/amet.13117>.
- Vertovec, Steven. 2007. »Super-Diversity and Its Implications.« *Ethnic and Racial Studies* 30(6): 1024–1054. <https://doi.org/10.1080/01419870701599465>.
- Warner, Michael. 2002. »Publics and Counterpublics.« *Public Culture* 14(1): 49–90. <https://doi.org/10.1215/08992363-14-1-49>.
- Warner, Michael. 2005. *Publics and Counterpublics*. Princeton: Princeton University Press.
- Zillinger, Martin. 2017. »Graduated Publics: Mediating Trance in the Age of Technical Reproduction.« *Current Anthropology* 58(S15): 41–55. <https://doi.org/10.1086/689740>.

Policy Publics: Doing Public Anthropology in kulturpolitischen Öffentlichkeiten

Jens Adam

Abstract

Wie kann es gelingen, ethnografisch generiertes Wissen und anthropologische Konzepte in politische Prozesse einzubringen? Diese Frage steht im Zentrum dieses Beitrags, der Beispiele eines Doing Public Anthropology in unterschiedlichen Verhandlungs- und Gestaltungsräumen der deutschen Auswärtigen Kulturpolitik diskutiert. Konzeptionell plädiert er für eine engere Verknüpfung der Anliegen der Public Anthropology mit den Herangehensweisen der *Anthropology of Policy*. Die hier vorgestellten Begriffe »Policy Public« und »Mikroöffentlichkeit« zielen darauf ab, das Verständnis von möglichen Einstiegspunkten, Settings und Handlungsspielräumen einer öffentlich sichtbaren und intervenierenden Anthropologie zu erweitern. Gerade die »Mobilität« durch unterschiedliche Formen von Öffentlichkeit bietet besondere Potenziale nicht nur für eine Public Anthropology, sondern auch für eine mit ihr verbundene ethnografische Wissensproduktion.

Keywords: Auswärtige Kulturpolitik; Anthropology of Policy; Policy Publics; Mikroöffentlichkeiten; Verflechtung; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Adam, Jens. 2025. »Policy Publics: Doing Public Anthropology in kulturpolitischen Öffentlichkeiten.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 57–78. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_003

»Mich interessiert der konzeptionelle Rahmen, mit dem Sie arbeiten, die *Anthropology of Policy*. Könnten Sie hierzu etwas sagen?«, richtet die Moderatorin der Diskussionsveranstaltung *Spielräume der Kulturpolitik* das Wort an mich. Gemeinsam mit einer syrischen Schriftstellerin, dem ehemaligen Leiter des inzwischen geschlossenen Goethe-Instituts in Belarus sowie einem Vertreter der Open Society Foundations sitze ich im Oktober 2022 auf einem Podium im Goethe-Institut im Exil – einem temporären »Begegnungsort, Schutzraum und Bühne für Kulturschaffende, die in ihrem Heimatland nicht mehr arbeiten können«,¹ den die sonst primär außerhalb Deutschlands aktive Mittlerorganisation² in einem Berliner Kulturzentrum eingerichtet hat. Über einen Zeitraum von zwei Jahren können sich hier Künstler:innen, Filmemacher:innen und Intellektuelle aus der Ukraine, aus Belarus, Syrien und Afghanistan treffen, ihre Arbeiten ausstellen und mit einer urbanen Öffentlichkeit ins Gespräch kommen. An diesem Ort, zwischen Dichter:innenlesungen und Filmvorführungen, sind wir eingeladen, über *shrinking spaces* für Kulturschaffende und Kulturmittler:innen zu diskutieren: »Rechtspopulismus, Einschränkung der Menschenrechte – die Handlungsräume der Zivilgesellschaft und von internationalen Mittlerorganisationen werden durch diese und andere Herausforderungen immer enger. Welche Rolle kommt der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik angesichts dieser Entwicklungen zu? Wie ist ihre Bedeutung im Zusammenhang mit dem russischen Krieg gegen die Ukraine zu bewerten?«³

Unsere Diskussionsrunde ist der Auftakt einer Reihe, die in sechs Veranstaltungen sich aktuell verschärfende kulturpolitische Problemstellungen thematisiert: Kriege, Krisen, Klimawandel, Desinformationskampagnen und gesellschaftliche Polarisierungen bilden laut Ankündigungstext die Koordinaten für eine *Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik unter Druck*.⁴ Gleichzeitig werden diese Herausforderungen mit der Frage nach der Umsetzung von im Koalitionsvertrag zwischen SPD, Bündnis 90/Die Grünen und FDP im Dezember 2021 neu formulierten Zielsetzungen verknüpft: »Welchen Stellenwert haben Vielfalt und Femi-

1 So der Projekthomepage entnommen: <https://www.goethe.de/prj/gex/de/uv2.html> (Zugriff am 06.09.2024).

2 »Mittlerorganisationen« ist die offizielle Bezeichnung für die institutionellen Akteure – wie etwa das Goethe-Institut, den Deutschen Akademischen Austauschdienst oder die Zentralstelle für das Auslandsschulwesen –, die Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik de facto umsetzen. In ihrem *Bericht zur Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik für das Jahr 2022* listet die Bundesregierung etwa drei Dutzend solcher Mittlerorganisationen, die hierzu Förderung aus dem Bundeshaushalt erhalten (Deutscher Bundestag 2023: 61ff.).

3 So zu lesen in der Veranstaltungsbeschreibung auf dem YouTube-Kanal des Goethe-Instituts. Hier ist die Diskussion weiterhin online einsehbar: <https://www.youtube.com/watch?v=PmKSxWL4iO> (Zugriff am 06.09.2024).

4 So der Titel der Veranstaltungsreihe, die durch das Deutsche Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung, das Goethe-Institut und die Open Society Foundations im Herbst 2022 an unterschiedlichen Orten in Berlin sowie online organisiert wurde. Siehe hierzu: DeZIM 2022.

nismus für die Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik? Wie lassen sich Diversität, Digitalisierung, demokratische Teilhabe und Nachhaltigkeit zusammendenken?« (DeZiM 2022: 1) Im Laufe der Diskussion bittet mich die Moderatorin, zu diesen »progressiven *Policy*-Zielen« Stellung zu beziehen:

»Feministische Außenpolitik, eine Diversitätsstrategie für die Auswärtige Kulturpolitik⁵, das sind Themen, die im Koalitionsvertrag der aktuellen Regierung Erwähnung finden. Könnten Sie im Lichte Ihrer Forschung eine Analyse dieser Zielsetzungen vornehmen? Was sind hier die Risiken oder wie schätzen Sie die Chancen ein, dass solche weitreichenden *Policy*-Ziele für die Mittlerorganisationen und andere Akteur:innen wirklich relevant werden?«⁶

Doing Public Anthropology in politischen Feldern

Die Einladung, eigene Forschungsergebnisse und disziplinäre Perspektiven in eine öffentliche Diskussion einzubringen, bildet den Ausgangspunkt, um in diesem Beitrag Bedingungen und Vorgehensweisen eines *Doing Public Anthropology* in politischen Feldern zu reflektieren. Im Anschluss an Didier Fassins (2017a) Überlegungen zu den *Politics of Public Ethnography* möchte ich mich hierbei auf zwei Fragekomplexe konzentrieren.

Erstens interessieren mich die Konstellationen und Momente, in denen sich ethnografisch generiertes Wissen oder anthropologische Begrifflichkeiten in die Aushandlungs- und Gestaltungsprozesse eines Politikbereiches einbringen lassen. Denn es sind nicht zwingend die ganz großen politischen und medialen Bühnen, sondern häufig überschaubare, temporäre und netzwerkartige Foren, zu denen Anthropolog:innen Zugang erhalten. In diesem Artikel schlage ich mit »Policy Publics« und »Mikroöffentlichkeiten« zwei Termini vor, um die Vorstellung von den Arenen, in denen eine *Policy* zum Gegenstand öffentlicher Diskussionen werden kann, zu pluralisieren und somit zugleich unser Verständnis von möglichen Settings und Einstiegspunkten für ein *Doing Public Anthropology* zu differenzieren.

Auch wenn die beiden Begriffe sich überlappen, betonen sie jeweils eine Besonderheit: Im Falle der »Mikroöffentlichkeiten« geht es mir zunächst eher »technisch« um Zuschnitt und Format – etwa von Arbeitsgruppen, Partizipationsforen, Netzwerken –, die eine direkte Interaktion zwischen den Teilnehmenden mög-

5 Diese etwas kürzere Variante wird häufig synonym für die offizielle Bezeichnung »Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik« genutzt.

6 Auch die Formulierung »progressive *Policy*-Ziele« und die hier zitierten Fragen der Moderatorin finden sich online in dem Mitschnitt der Diskussion auf dem YouTube-Kanal des Goethe-Instituts (wie FN 3; Übersetzung aus dem Englischen durch den Autor).

lich machen oder sogar explizit darauf ausgerichtet sind. Entsprechend bieten sich hier für Anthropolog:innen vergleichsweise niedrigschwellige Zugänge und Möglichkeiten, das Wort zu ergreifen. Unter ›Policy Publics‹ verstehe ich hingegen sehr unterschiedlich skalierte und ausgestaltete Öffentlichkeiten, die sich um die Diskussion der Zielvorstellungen, Rahmenbedingungen und Umsetzung einer *Policy* herum entwickeln. Diese können den Charakter von ›Mikroöffentlichkeiten‹ haben, diesen aber auch deutlich überschreiten, etwa wenn Fragestellungen eines Politikbereichs auf den großen öffentlichen Bühnen (also etwa im Parlament oder medial) diskutiert werden. ›Mikroöffentlichkeiten‹ bilden sich wiederum auch ganz unabhängig von *Policies* zur Bearbeitung der unterschiedlichsten gesellschaftlichen, (trans)lokalen oder auch alltagsbasierten Problemstellungen. Um die Position dieser beiden Ausformungen von Öffentlichkeit in längerfristigen und multipolaren Prozessen analytisch besser greifen zu können, werde ich in diesem Beitrag für die Integration der Begriffe und analytischen Instrumente der *Anthropology of Policy* (Shore und Wright 1997a; Shore, Wright und Però 2011; Adam und Vonderau 2014) in die konzeptionellen Grundlagen der Public Anthropology plädieren: Lässt sich auf dieser Basis besser verstehen, unter welchen Umständen und mittels welcher Strategien (Fassin 2017b: 10; Cunha 2017) es gelingen kann, mit disziplinären Perspektiven an der Formulierung einer *Policy* mitzuwirken? Und ist eine solche Position im Hinblick auf wissenschaftliche Autonomie und Integrität in machtdurchzogenen Feldern überhaupt wünschenswert (Dubois 2017)? Diese Fragen werde ich auf Grundlage eigener – letztlich nicht erfolgreicher – Bemühungen, im Rahmen einer solchen ›Policy Public‹ einen postkolonial informierten Begriff von ›Verflechtung‹ als neues kulturpolitisches Leitkonzept einzubringen, aufwerfen – wenn auch nicht final beantworten.

Zweitens möchte ich an Positionen anknüpfen, die das Aufgabenspektrum der Public Anthropology nicht auf die öffentliche Vermittlung und Übersetzung ethnografischen Wissens oder disziplinärer Begrifflichkeiten begrenzen. So hat etwa Didier Fassin (2017b; 2017c) vorgeschlagen, die Begegnung von Anthropolog:innen mit Öffentlichkeiten sowie die hierdurch hervorgerufenen Reaktionen selbst zum Gegenstand von Ethnografie zu machen. In der Konsequenz lässt sich auch eine gescheiterte oder semierfolgreiche anthropologische Intervention in eine öffentliche Arena zur Vertiefung unserer Kenntnisse sowie zur Entwicklung neuer Fragestellungen zu den Machtverhältnissen und Hierarchien, zu umkämpften Ressourcen und Narrativen in einem politischen Feld produktiv machen. *Doing Public Anthropology* umfasst aus dieser Perspektive eine mit wechselnden Öffentlichkeiten verwobene Praxis, die die aktive Mitwirkung an Diskussionen zu den konzeptionellen Grundlagen und Rahmenbedingungen einer *Policy* mit langfristiger ethnografischer Wissensproduktion verbindet (vgl. EINLEITUNG ZUM READER).

Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik als Public Policy

Diese Fragestellungen möchte ich vor dem Hintergrund eigener Positionierungen, Kooperationen und Interventionsversuche in kulturpolitischen Konstellationen diskutieren. Im Zentrum steht hierbei die Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik – also der Bereich der deutschen Außenpolitik, der auf die Förderung und Realisierung internationaler Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen ausgerichtet ist und den ich hier als Paradebeispiel für eine *Public Policy* betrachte: Die Schaffung und der Unterhalt von weltweiten institutionellen Präsenzen, Netzwerken und Infrastrukturen, in denen künstlerische Ko-Produktionen, wissenschaftlicher Dialog und kultureller Austausch stattfinden können, ist im hohen Maße von öffentlichen Zuwendungen und deren wechselhaften Konjunkturen abhängig. Für das Jahr 2022 stellte die Bundesregierung etwa Finanzmittel in Höhe von rund 2,1 Milliarden Euro für die Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik zur Verfügung (Deutscher Bundestag 2023: 9). Kürzungen im Bundeshaushalt schlagen sich direkt in den Förderprogrammen und Infrastrukturen, so etwa in Schließungen von Goethe-Instituten, nieder, sie können also nur schwer durch andere Finanzierungsquellen kompensiert werden.

Auch die Zielsetzungen des Politikbereichs werden von Regierungsseite, federführend durch das Auswärtige Amt, gesetzt. Hierbei gibt es einerseits einen durch die Jahrzehnte stabilen Kern: Die ›Förderung der deutschen Sprache‹ im Ausland oder die weltweite ›Vermittlung zeitgenössischer Deutschlandbilder‹ durch Formate der kulturellen Selbstdarstellung und Kooperation wurden bereits in den Anfangsjahren der Bundesrepublik als Leitgedanken etabliert (Adam 2018: 10 und 85ff.). Andererseits bildeten sich in Folge von Regierungswechseln oder geopolitischen Veränderungen immer wieder auch neue Schwerpunkte und Zielvorstellungen heraus (Lentz 2021).

Zentrale öffentliche Debatten und gesellschaftliche Problemstellungen durchziehen auch kulturpolitische Felder und finden in ihnen transnationale Resonanzräume. Die eingangs erwähnte Veranstaltungsreihe vermittelt hiervon einen Eindruck: Feministische Ansätze, Klimawandel und Nachhaltigkeit, Diversität und die ›Aufarbeitung kolonialer Vergangenheit‹ werden aktuell in ihrer Relevanz für die internationalen Kulturbeziehungen diskutiert (siehe exemplarisch: Deutscher Bundestag 2023). Die Mittlerorganisationen, denen die praktische Umsetzung Auswärtiger Kulturpolitik obliegt, müssen in ihrem Arbeitsalltag mit hieraus erwachsenden Spannungen umgehen:⁷ Formell eigenständig, aber mit einem offiziellen Auftrag

7 Dies gilt auch für die – als Reaktion auf Russlands vollumfänglichen Angriffskrieg gegen die Ukraine – von Seiten von Politiker:innen vorgenommene stärkere Betrachtung der ›Kulturpolitik‹ durch das Prisma der ›Sicherheitspolitik‹ (Baerbock 2023) oder auch für die zunehmende Indienstnahme der Spracharbeit des Goethe-Institutes für eine ›Vorintegration‹ zukünftiger ›Fachkräfte‹, etwa aus Südostasien oder Afrika, für den deutschen Arbeitsmarkt (siehe hierzu exemplarisch: <https://www.tagesschau.de/ausland/asien/steinmeier-vietnam-100.html>, Zugriff am 06.09.2024).

ausgestattet und von der Zuweisung öffentlicher Gelder abhängig, entwickeln Goethe-Institut oder Deutscher Akademischer Austauschdienst entlang von politisch definierten Zielsetzungen Kooperationsformen, Programme und Veranstaltungsformate in inhaltlicher und organisatorischer Eigenverantwortung.⁸

So stellen sich die Rahmenbedingungen und Akteurskonstellationen dieser *Public Policy* in aller Kürze dar. An ihrem Beispiel möchte ich nun einige Voraussetzungen und mögliche Vorgehensweisen für ein *Doing Public Anthropology* in politischen Feldern herausarbeiten. Hierzu werde ich anhand eigener Erfahrungen zunächst unterschiedliche Zugänge aufzeigen, die Kulturpolitik als Berufs-, Forschungs- und Interventionsfeld für Anthropolog:innen bietet. Ergeben sich vielleicht gerade aus der Möglichkeit des Positionswechsels besondere Potenziale, ethnografische Wissensbestände und anthropologische Perspektiven in unterschiedliche Foren des Politikbereichs einzubringen?

Zugänge und Positionswechsel

Kulturpolitische Kontexte bieten Kultur- und Sozialanthropolog:innen eine Vielzahl von Zugangsmöglichkeiten. Berührungspunkte ergeben sich etwa aus partiell ähnlichen Arbeitsbedingungen im Kultur- und Wissenschaftsbereich, aus der Parallelität der hier jeweils zur Debatte stehenden gesellschaftspolitischen Fragestellungen oder aus der Bedeutung, die der Sammlung, Verarbeitung und Mobilisierung von Wissen sowohl in der ethnografischen Forschung als auch in der Projektarbeit von Kultureinrichtungen oder Museen zukommt (Adam 2018: 179; vgl. auch BUCHCZYK et al., Sektion ÖFFENTLICHKEITEN).

Das Spektrum möglicher disziplinärer Positionierungen lässt sich vor diesem Hintergrund entlang gradueller Verwebungen mit kulturpolitischen Feldern skalieren. Zwischen den beiden Außenpositionen – einer universitären Tätigkeit einerseits sowie einem Beschäftigungsverhältnis in einer Kultureinrichtung andererseits – liegen: ein temporäreres Engagement, etwa in Form eines Auftritts als primär an der Universität verankerte:r »Expert:in« an einer Diskussionsveranstaltung (vgl. TREIBER, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN); eine längerfristige Kooperation mit Künstler:innen oder Kulturinstitutionen zur Erarbeitung eines gemeinsamen Produktes, beispielsweise einer Ausstellung oder eines Veranstaltungsformates; die Partizipation in einem Netzwerk oder Gremium zur Formulierung neuer kulturpolitischer Zielsetzungen oder die freiberufliche Anfertigung einer Auftragsforschung, deren Parameter durch institutionelle oder ministeriale Akteur:innen

8 Siehe vertiefend zur Rolle dieser Mittlerorganisationen und zu ihrem Verhältnis zu Auswärtigem Amt und politischen Entscheidungsträger:innen: Adam 2018: 9f. und 135ff.

gesetzt sind. Jede dieser Positionierungen bietet andere Perspektiven auf Kulturpolitik als ein Forschungs-, Arbeits- oder Interventionsfeld und zugleich spezifische Potenziale, ethnografisch-anthropologische Wissensbestände einzubringen.

In den letzten zwei Jahrzehnten habe ich selbst einige dieser Rollen erprobt. Nach meinem Studienabschluss in Europäischer Ethnologie arbeitete ich für mehrere Jahre im Rahmen zweier Förderprogramme des Auswärtigen Amtes und einer deutschen Stiftung als Kulturmanager in Polen (2002–2006). Um von diesen Positionen aus, als Programmmitarbeiter polnischer Kultureinrichtungen, erfolgreich deutsche Gelder akquirieren zu können, musste ich politische Zielsetzungen – wie beispielsweise ›Vermittlung eines zeitgenössischen Deutschlandbildes‹ oder ›Förderung des deutsch-polnischen Dialogs‹ – in flexibler Weise bedienen. Europäisch-ethnologische Herangehensweisen an einige Schlüsselbegriffe der Förderzusammenhänge deutsch-polnischer Kulturbeziehungen wie etwa ›Kultur‹, ›Erbe‹ oder ›Erinnerung‹ ließen sich hierbei immer wieder produktiv einbringen. Parallel beobachtete ich die durch die damalige rot-grüne Bundesregierung vorangetriebene stärkere Ausrichtung der Auswärtigen Kulturpolitik auf Konfliktgebiete und Krisenkonstellationen. Um diese Veränderungen nachzuzeichnen, wechselte ich meine Rolle zu einem Forscher und führte 2009/10 mehrmonatige ethnografische Feldforschungen in den Goethe-Instituten in Ramallah und Sarajevo durch. Fragestellungen und Methoden der *Anthropology of Policy* aufgreifend, verfasste ich eine Dissertation, in der ich die Übersetzung der in politischen Papieren und Reden formulierten Zielsetzung ›Konfliktprävention durch Kulturdiallog‹ in Praxis – Arbeits- und Sprechweisen, Kooperationsformen und Projektformate – untersuchte (Adam 2018). Diese Forschung führte zu diversen Einladungen als Experte – etwa zu einem Vortrag im Auswärtigen Amt, zu einer Publikation für die Bundeszentrale für politische Bildung (Adam 2016) und schließlich zur Teilnahme an dem groß angelegten ›Strategieprozess‹ des Auswärtigen Amtes zur Neuformulierung der deutschen internationalen Kulturpolitik.

Eine 2020 neu begonnene Forschung zu den jüngeren, eher sanft-autoritären Tendenzen in Polen (Adam, Steinhauer und Randeria 2022; Adam und Hess 2023) bildete die Grundlage für weitere Anfragen, als Referent an öffentlichen Diskussionsrunden und Seminaren zu dem Thema ›Kulturarbeit in illiberalen Kontexten‹ teilzunehmen. Hier konnte ich meine ethnografischen Beobachtungen zu der Kultur- und Erinnerungspolitik der – im Herbst 2023 wieder abgewählten – nationalkonservativen polnischen Regierung ebenso einbringen wie die Spezifik eines disziplinär verankerten praxeologischen Zugangs zur Erforschung autoritärer oder illiberaler Regierungsmodi. Gleichzeitig ermöglichten es mir diese Diskussionen mit Kulturmittler:innen, die weltweit in illiberalen Kontexten arbeiten, die Ergebnisse meiner Fallstudie neu zu kontextualisieren und verfeinerte analytische Fragen zu den kulturpolitischen Konsequenzen autoritärer und rechtspopulistischer Entwicklungen zu entwickeln. Darüber hinaus verfolge ich seit zumindest 20 Jahren als Bürger die Berichterstattung über

das Auf und Ab in der Auswärtigen Kulturpolitik: Ankündigungen von Mittelkürzungen und deren partielle Rücknahme, die Einrichtung neuer Programme zur Unterstützung von Künstler:innen, die vor Krieg und Unterdrückung fliehen, oder Debatten zu der Frage, ob Russlands Angriffskrieg jahrzehntelang gehegte Hoffnungen auf politische Annäherung durch ›Kulturdialog‹ zunichtegemacht hat.⁹

Diese Positionswechsel bringen unterschiedliche Formen der Verwebung mit einem *Policy*-Feld mit sich und eröffnen zugleich jeweils spezifische Perspektiven auf kulturpolitische Aushandlungs- und Gestaltungsforen. Die Möglichkeit, explizit als Anthropolog:in das Wort zu ergreifen oder ethnografische Wissensbestände einzubringen, stellt sich in jedem Fall auf eine besondere Weise dar. Mich interessieren an dieser Stelle die Potenziale, die sich aus der ›Mobilität‹ durch unterschiedliche Settings und Arenen einer *Public Policy* für die Anliegen der Public Anthropology ergeben. Jörg Niewöhner (2014: 212) hat in Anschluss an Stefan Hirschauer von »Reflexivität als Mobilität« gesprochen und die »Kritikfähigkeit« betont, die »immer und notwendig aus dem Vergleich verschiedener Formen von Involviert-Sein in Feld(ern)« entsteht. In ähnlicher Weise wachsen im Zuge von regelmäßig praktizierten Positionswechseln innerhalb eines *Policy*-Feldes sukzessive die Expertisen von den Konstitutionsbedingungen der öffentlichen Arenen, mit denen Anthropolog:innen – partizipierend, kooperierend oder intervenierend – in Austausch treten.

Policy Publics

Im November 2022 nehme ich an der Abschlussveranstaltung der Reihe *Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik unter Druck* teil. Etwa 70 Personen versammeln sich in der Bibliothek des Auswärtigen Amtes. Die Zusammenkunft hat einen halb öffentlichen Charakter: Informationen und Einladungen wurden zumindest in Berliner Fachkreisen recht breit gestreut, die Teilnahme ist aber nur auf Basis einer vorherigen Anmeldung möglich. Beim Betreten des Auswärtigen Amtes durchlaufen wir eine Sicherheitsschleuse. Die Personalausweise werden geprüft und die Daten mit der Teilnehmendenliste abgeglichen. Es gelten die »Chatham House Rules«: Diskussionsinhalte dürfen nur ohne Nennung von Namen wiedergegeben werden, um eine »offene Debatte« zu ermöglichen, wie es heißt.¹⁰

⁹ Siehe hierzu exemplarisch: Siemons 2022.

¹⁰ Das *Chatham House* selbst definiert diese in politischen Diskussionsrunden und journalistischen Hintergrundgesprächen häufig angewandte Regel folgendermaßen: »When a meeting, or part thereof, is held under the Chatham House Rule, participants are free to use the information received, but neither the identity nor the affiliation of the speaker(s), nor that of any other participant, may be revealed.« So zu finden unter: <https://www.chathamhouse.org/about-us/chatham-house-rule> (Zugriff am 06.09.2024).

Auf dem Podium nehmen Vertreter:innen der Veranstalter:innen – Goethe-Institut und Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM) – Platz, ergänzt um einen Mitarbeiter der *Kompetenzstelle Dekolonisierung* des Stadtmuseums Berlin. Die Moderatorin des DeZIM, ein Referatsleiter aus dem Auswärtigen Amt und ein Abteilungsleiter des Goethe-Institutes eröffnen die Veranstaltung. Das Publikum wird eingeladen, sich im zweiten Teil zu Wort zu melden. Eine anspruchsvolle Agenda liegt vor uns: »Wie lassen sich Diversität, Digitalisierung, demokratische Teilhabe und Nachhaltigkeit zusammendenken? [...] Welche Fähigkeiten und Kompetenzen braucht es dafür in Kulturinstitutionen und in der Kulturpolitik, und welche Forschungsmethoden in der Wissenschaft?« (DeZIM 2022: 4). Laut Einladungstext zielt die Veranstaltungsreihe darauf ab, »den Dialog zwischen Wissenschaft, Kultur und Kulturpolitik [zu] fördern« (ebd.: 1). Die Ergebnisse sollen in eine Studie des DeZIM zu *Diversität in kulturpolitischen Förder- und Kooperationsstrukturen* und hierüber in politische Planungs- und Gestaltungsprozesse einfließen. Tatsächlich findet sich im *Bericht der Bundesregierung zur Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik für das Jahr 2022* ein Hinweis auf diese Studie, deren Ergebnisse »Grundlage für tiefgreifende Änderungen in den Strukturen und Abläufen sein« sollen (Deutscher Bundestag 2023: 57).

Didier Fassin spricht von einer Öffentlichkeit als einem sozialen Gefüge, das eines bestimmten Ortes bedarf, durch jeweilige Formen der Vermittlung und Interaktion hervorgerufen wird und mit einem kritischen Potenzial ausgestattet ist (2017c: 324). Menschen finden sich demnach auf Basis von Anliegen, die sie betreffen oder angehen, zu Öffentlichkeiten zusammen (ebd.: 325). Die obige Sequenz vermittelt einen Eindruck von dem Charakter der Foren, in denen Deutschlands internationale Kulturbeziehungen gegenwärtig öffentlich diskutiert werden: oft an urbanen Orten situiert, deren Strahlkraft sich aber auf ein Fachpublikum begrenzt; in ihrer Anlage dialogisch, jedoch in der Zusammensetzung der einbezogenen Stimmen mal mehr, mal weniger selektiv kuratiert; häufig eingebunden in den längerfristigen Formulierungs- und Gestaltungsprozess einer *Policy*, allerdings ohne dass der Mehrzahl der Diskutierenden wirklich Mitspracherecht über die Inhalte, die spätere Aufnahme in die offiziellen Konzeptionen und Strategiepapiere des Politikbereiches eingeräumt würde. Gesprächsformate treffen hier auf ein politisch präfiguriertes Feld, das von der Bewilligung öffentlicher Gelder lebt, in dem sich Mittlerorganisationen über Jahrzehnte eine exklusive Position erarbeitet haben und in dem sich ein Wechsel in politischen Leitungsfunktionen in neuen Zielsetzungen niederschlägt. Die gemeinsame Orientierung auf eine *Policy* als eine öffentliche Angelegenheit bildet das Bindeglied zwischen Akteur:innen, die mit graduell sehr unterschiedlicher Interventionsmacht ausgestattet sind (Cunha 2017: 97).

Ich spreche von solchen Settings als ›Policy Publics‹, um diese Spannung zwischen langfristigen Hierarchien und situativer Offenheit, zwischen stabileren

institutionellen Relationen und temporären Arrangements, in denen Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik zum Gegenstand öffentlicher Erörterung werden, hervorzuheben. Zwar betritt der Politikbereich auch immer wieder die großen Bühnen: Der Bundestag debattiert über Budgets und Zielsetzungen, Minister:innen setzen in Reden neue Schwerpunkte und die Feuilletons der großen Printmedien berichten von herausragenden oder gewagt erscheinenden Projekten der Mittlerorganisationen, von den kulturpolitischen Konsequenzen geopolitischer Brüche oder zuletzt von den Schließungen einiger Goethe-Institute in Frankreich und Italien als Folge von Kürzungen im Bundeshaushalt.¹¹ So wichtig solche Foren fraglos sind, möchte ich dennoch den Blick auf die vielfältigen, kleineren, häufig temporären Settings lenken, die im Zuge der Konzipierung, Planung, Umsetzung und Evaluation einer *Public Policy* hervorgerufen werden. Ich denke hierbei an Arbeitsgruppen, informelle Netzwerke, Partizipations- und Strategieprozesse oder auch an Veranstaltungsreihen als ›Mikroöffentlichkeiten‹, in denen neue Positionen vorgeschlagen, Reformvorschläge erprobt, Defizite benannt und Impulse gesetzt werden können. Verschiedene Expertisen treffen hier aufeinander, Reibungen zwischen Zielvorstellungen und institutionellen Arbeitsweisen werden greifbar. Mitunter gehen aus diesen Erörterungen Veränderungsdynamiken und Arbeitspraxen hervor, in anderen Fällen bleiben sie im Hinblick auf die Formulierung und weitere Ausgestaltung einer *Policy* folgenlos.

Anthropolog:innen erhalten vergleichsweise leicht Zugang zu solchen Foren. Hier ergeben sich Möglichkeiten zur Partizipation, kritischen Intervention und dazu, ethnografische Wissensbestände in *Policy*-Prozesse einzubringen. Deshalb lohnt sich der Blick auf die Vielgestaltigkeit solcher ›Policy Publics‹. Wenn es laut Catherine Besteman in der Public Anthropology insbesondere um das »Formulieren von Botschaften« (»messaging«) geht (Besteman 2013: 4), so gilt es, Sprechweisen und Interaktionsformen an die Größe, Zusammensetzung und Zeitlichkeit eines jeweiligen Settings anzupassen, um hier Gehör zu finden.

Ethnografie und Public Anthropology lassen sich zu diesem Zwecke auf zweierlei Weise miteinander verbinden: zum einen als eine begleitende Analyse der genannten Konstitutionsbedingungen der öffentlichen Foren, mit denen Anthropolog:innen in Austausch treten; zum anderen als ein Nachzeichnen der Reaktionen auf die eigene Anwesenheit, Kooperationsangebote und Interventionsversuche. Welche Strategien des Wortergreifens haben sich als erfolgreich erwiesen? An welchen Stellen ließ sich eine disziplinäre Perspektive platzieren, vielleicht eine längerfristige Kooperation begründen? Welche Vorgehensweisen und Allianzen liefen ins Leere? Welche Rückschlüsse lassen sich hieraus auf Machtkonstellationen, hegemoniale Problemdefinitionen und diskursive Dynamiken ziehen? Im Laufe der

11 Siehe hierzu exemplarisch: Baerbock 2023; Ingendaay 2023; Maak 2023; Minkmar 2023.

Zeit wachsen sukzessive nicht nur unsere Kenntnisse von dem konkreten Politikbereich, sondern auch von den Gelingensbedingungen eines *Doing Public Anthropology* in politischen Feldern. Ein disziplinäres Verständnis von *Policy* kann hierzu einen analytischen und konzeptionellen Beitrag leisten.

Policy als anthropologisches Konzept

»Anthropology's power comes from its grounding in key theoretical concepts«, argumentiert Catherine Besteman (2013: 4) in ihren *Three reflections on public anthropology*. Hieran schließe ich mit dem Vorschlag an, ein disziplinäres Verständnis von *Policy* in die »theoretische Basis« zu integrieren, in der die Praxis einer öffentlich sichtbaren und intervenierenden Anthropologie grundiert sein sollte (ebd.: 5). Ziel einer solchen Verknüpfung der Anliegen und Herangehensweisen einer Public Anthropology und *Anthropology of Policy* ist es, die Position einer jeweiligen »Policy Public« innerhalb eines längerfristigen politischen Aushandlungs- und Gestaltungsprozess besser einschätzen und somit auch zwischen geeigneten Modi des Wortergreifens und der Kooperation differenzieren zu können. Insbesondere drei Bezugnahmen bieten sich hierzu an:

Erstens wird *Policy* in diesen anthropologischen Diskussionen weniger als ein lineares und rationales Top-down-Verfahren verstanden, das hierzu berechnete »rationale Autoritäten« anwenden, um objektiv gegebene »Probleme« zu lösen (Shore und Wright 2011: 4), sondern vielmehr als ein vielmöglicher, in seinem Verlauf durchaus unordentlicher Prozess der Auseinandersetzung, der in seiner Entfaltung unterschiedliche Orte, Akteur:innen, Institutionen und Diskurse in neue Formationen bringt (Adam und Vonderau 2014: 20). Dessen Ausgangs- und zentralen Knotenpunkte liegen entsprechend nicht zwingend in Politiker:innenbüros, Parlamentsdebatten oder Ministerialverwaltungen. Zunächst lokale Konflikte, mediale Debatten, *Grassroots*-Aktivismus, Auseinandersetzungen um ein Infrastrukturprojekt (vgl. HAUER und VONDERAU, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN), nachgeordnete Verwaltungen oder Elitenetzwerke sind einige der Settings, in denen eine *Policy* ihren Anfang nehmen oder sich beschleunigen kann. In seinen Fließbewegungen durch unterschiedliche gesellschaftliche Arenen und politische Ebenen bringt ein solcher politischer Prozess laufend »neue soziale und semantische Räume, neue Beziehungsgeflechte, neue politische Subjekte und neue Bedeutungsnetze« (Shore und Wright 2011: 1; Übersetzung durch den Autor) hervor und hierdurch zugleich wechselnde Konfigurationen von Öffentlichkeit: Ob nun im Rahmen von lokalen Protestbewegungen, Vernetzungstreffen, Partizipationsverfahren oder Fernsehdebatten – Anthropolog:innen sollten sich gewahr sein, an welcher Stelle eines *Policy*-Prozesses sie sich befinden und welche Allianzen, Ko-

operationsformen, Strategien und Sprechweisen hier jeweils geeignet sind, um disziplinäre Perspektiven einzubringen.

Ein solches prozessuales Verständnis ermöglicht es zweitens, *Policies* als »fraglos machtdurchzogen, aber in ihren Verläufen und Ergebnissen nicht durch zentrale Instanzen vollends steuerbar« zu verstehen (Adam 2021: 214). In ihren multipolaren Formierungsprozessen produziert eine *Policy* demnach immer auch nichtintendierte Verbindungen und Effekte, ihre Konturen und Problemstellungen konfigurieren sich aber in hierarchisierten Konstellationen und asymmetrischen Relationen. Dies bedeutet schlichtweg, dass es Instanzen gibt, die über die Zuteilung von Ressourcen, die Zugänge zu bestimmten Foren oder die Aufnahme einer Formulierung in ein offizielles Dokument entscheiden. Anthropolog:innen, die an einer »Policy Public« partizipieren oder in sie kritisch intervenieren, sind demnach mit unterschiedlichen Asymmetrien und mitunter massiven Formen der Machtausübung konfrontiert – und zwar nicht nur als ethnografischem Befund, sondern als Reaktion auf die eigene Präsenz, auf ihre Äußerungen, Vorschläge oder Kollaborationen.

Diese Perspektive ermöglicht es auch, sich den Grad des Involviertseins in einem *Policy*-Prozess zu vergegenwärtigen. Das Spektrum ist hier breit gefächert: Manuela Ivone Cunha (2017) berichtet von ihrem Beitrag zu einem Revisionsprozess der portugiesischen Strafvollzugspolitik, in dem der öffentliche Auftraggeber eine offene ethnografische Forschung, in deren Verlauf Problem- und Fragestellung erst präzisiert werden, explizit eingeplant hatte. Diese Konstellation ermöglichte ihr eine unabhängige Forschung und zudem ethnografische Zugänge zu Gefängnissen, die ihr von einer autonomen Position wahrscheinlich verschlossen geblieben wären. Vincent Dubois (2017) reflektiert hingegen seine Erfahrungen, in einer organisatorisch ähnlich gelagerten Beauftragung – in der allerdings Forschungsfragen und Zielsetzungen bereits eng definiert waren – Freiräume für eine unabhängige kritische Forschung stetig erkämpfen zu müssen. Ich selbst werde im folgenden Abschnitt meine Teilnahme in einem kulturpolitischen »Strategieprozess« diskutieren. Hier wurde von Seiten der Initiator:innen explizit zu einem offenen, unkonventionellen Denken aufgefordert, aber es gab keinerlei Festlegung, ob und in welcher Weise hier eingebrachte Positionen Aufnahme in ein finales *Policy*-Papier finden.

Drittens legt die *Anthropology of Policy* einen besonderen Fokus auf die Bedeutung von Begriffen, Sprechakten und Dokumenten in politischen Prozessen: *Policies* werden anhand sich wandelnder »Schlüsselwörter« (Shore und Wright 1997b: 18), »mobilisierender Metaphern« (ebd.: 20) oder »umstrittener Narrative« (Shore und Wright 2011: 13) untersucht – mit anderen Worten: anhand diskursiver Praktiken und der Effekte, die sie in den politischen Aushandlungs- und Gestaltungsprozessen hervorrufen. Wie wird das »Problem«, auf das eine *Policy* reagiert, zu-

nächst definiert? Und wie verändert sich diese Formulierung, wenn sie zwischen verschiedenen ›Policy Publics‹ übersetzt wird? Unter welchen Umständen erlangt eines von mehreren, miteinander konkurrierenden politischen Narrativen Hegemonie? Solche Fragen – Anthropolog:innen aus ihren empirischen Forschungen sehr gut vertraut – eröffnen auch Perspektiven für ein *Doing Public Anthropology* in politischen Feldern, die ich nun diskutieren möchte: die bewusste Setzung, kollektive Erarbeitung oder Mobilisierung von Begriffen mit der Intention, ausformulierte politische Zielsetzungen graduell zu verändern.

Verflechtung statt Dialog?

Im Herbst 2018 geriet ich mitten hinein in einen solchen Aushandlungsprozess, in dem – zumindest vordergründig – insbesondere um Begriffe gerungen wurde. Eine der beiden Leiterinnen der beim Auswärtigen Amt angesiedelten Arbeitsgruppe *Postnationalstaatliche Kulturpolitik* kontaktierte mich. Sie hatte sich an einen Konferenzbeitrag von mir zu einem verwandten Thema erinnert und lud mich zu einem Austausch ein.

Bei dieser Arbeitsgruppe handelte es sich um ein Element innerhalb eines durch das Auswärtige Amt initiierten *Prozesses zur Erarbeitung einer neuen Strategie für die Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik* (2020). In insgesamt sieben solcher thematisch definierten Runden trafen sich Vertreter:innen von Kultureinrichtungen und der Mittlerorganisationen, Künstler:innen und Diplomaten:innen, Wissenschaftler:innen und andere Expert:innen zu regelmäßigen Gesprächen, um Positionen zu dem jeweils zur Debatte stehenden Gegenstand zu erarbeiten. Die Leiter:innen dieser Arbeitsgruppen trugen den Verlauf und die Zwischenergebnisse der Diskussionen einem ›Lenkungsausschuss‹ vor. Dieses Gremium um den Leiter der damaligen *Abteilung für Kultur und Kommunikation* im Auswärtigen Amt erteilte Aufträge zur weiteren Verfolgung bestimmter Themenstränge und entschied über die Aufnahme bereits erarbeiteter Positionen in ein übergeordnetes Dokument. Seinen Abschluss sollte dieser netzwerkartige Prozess in der öffentlichen Präsentation eines neuen, für den gesamten Politikbereich bindenden Strategiepapiers finden.

Im Hinblick auf die Rahmenbedingungen und möglichen Einstiegspunkte eines *Doing Public Anthropology* ist zunächst einmal diese Struktur bemerkenswert: Ein Ministerium öffnet den Prozess der Revision und Neukonzipierung einer ihrer zentralen *Policies*, indem es unterschiedliche ›Stakeholder‹ um vorher definierte Schlüsselthemen gruppiert und zu einem offenen Austausch auffordert. Gleichzeitig bleibt die Entscheidungsmacht über die Aufnahme bestimmter Ergebnisse und die finale Ausformulierung einer kulturpolitischen Strategie einem internen Kreis um den

zuständigen ministerialen Abteilungsleiter vorbehalten. Die grundlegenden Hierarchien, die diesen Politikbereich prägen und ausmachen, bleiben also innerhalb dieser erklärtermaßen dialogischen Vorgehensweise unhinterfragt.

Mein Zugang zu diesem Strategieprozess verlief über den zentralen Begriff der Arbeitsgruppe: »Postnationalstaatliche Kulturpolitik«¹² wurde zum damaligen Zeitpunkt öfters auf Konferenzen oder in Reden angeführt, um die Entwicklung eines neuen Ansatzes anzumahnen, der »uns selbst hilft, herauszuwachsen aus der nationalstaatlichen Verankerung unserer Institutionen«, wie es der zuständige Abteilungsleiter im Auswärtigen Amt formulierte.¹³ An anderer Stelle sprach er von der »relativ radikalen Veränderung«, die hieraus folgte, »denn das würde bedeuten, wir können nicht mehr alleine aus Deutschland heraus bestimmen, was wir international in Kultur- und Bildungspolitik machen«.¹⁴ Offen blieb in solchen Äußerungen, was ein solcher Ansatz für die Förderlogiken, Infrastrukturen und praktischen Arbeitsweisen von Kulturmittler:innen bedeuten könnte. Hier lag entsprechend ein Arbeitsauftrag für die Arbeitsgruppe.

An diese Problembeschreibung konnte ich auf Basis eigener ethnografischer Beobachtungen direkt anschließen. Während meiner Feldforschungen in den Goethe-Instituten in Ramallah und Sarajevo und der begleitenden Analysen von politischen Reden und Dokumenten war ich immer wieder auf die bleibende Bedeutung des »Nationalen« als epistemologisches und praktisches Ordnungsprinzip des Politikbereichs gestoßen (Adam 2018). Ausländische Kulturinstitute verkörpern und transportieren beispielsweise ganz grundsätzlich die Idee einer Bindung von Kultur an nationalstaatliche Gefüge. So lautete der Auftrag eines Goethe-Instituts zunächst einmal, »Kultur aus Deutschland« zu repräsentieren, zu vermitteln und mit lokalen Kulturszenen in Kontakt zu bringen – auch wenn diese Rahmung je nach politischen Vorgaben eher strikt und eng oder offen und flexibel gesetzt sein kann. Und dies ist keineswegs eine deutsche Besonderheit. Französische, polnische oder spanische Kulturinstitute tragen einen vergleichbaren Gründungsauftrag mit sich. Die Suche nach einem »postnationalstaatlichen« Ansatz führt somit mitten hinein in die etablierten diskursiven und institutionellen Arrangements der internationalen Kulturbeziehungen. Und genau hierin liegt ein Konfliktpotenzial, das sich auch in unserer Arbeitsgruppe zeigen sollte.

12 Siehe zu den Debatten zu einer »postnationalstaatlichen Kulturpolitik« exemplarisch: Adam 2021.

13 So Andreas Görgen während der Diskussionsveranstaltung *Zwei Seiten der Medaille – Wo treffen sich Innen- und Außenpolitik?* im Rahmen der Frankfurter Buchmesse am 17. Oktober 2020, online einsehbar unter: <https://www.youtube.com/watch?v=kQskiWIS71E> (Zugriff am 06.09.2024).

14 So Andreas Görgen während des Panels *Heimat suchen – Heimat finden. Neue Herausforderungen für die internationale Kulturpolitik?* auf dem 10. Kulturpolitischen Bundeskongress *Kultur. Macht. Heimen* am 28. Juni 2019 in Berlin.

Auf Grundlage meiner Forschungen schlug ich den Leiterinnen einige Fragestellungen und Themen vor, die ich in die Diskussionen einbringen könnte. Ein Gedanke zog Interesse auf sich: Könnte im Rahmen einer postnationalstaatlichen Neuausrichtung ›Verflechtung‹ an die Stelle von ›Dialog‹ als dem bisherigen kulturpolitischen Leitbegriff treten? (Adam 2018: 278). Transportiert ›Dialog‹ nicht das Bild von gegebenen, stabilen, voneinander abgrenzbaren Größen (etwa ›Deutschland‹, ›Frankreich‹, ›Indien‹), die es durch kulturpolitische Formate überhaupt erst in einen Austausch zu bringen gilt? Ein postkolonial informierter Verflechtungsbegriff (Mbembe 2018; Randeria 2019) könnte hingegen verdeutlichen, dass diese so stabil erscheinenden Einheiten in ihrer Entstehung immer schon verwoben waren, also erst in transkontinentalen Dynamiken und (post)kolonialen Verflechtungsgeschichten ihre jetzigen Formen und Grenzen erhalten haben.

Die Leiterinnen trugen diese Überlegung in den Lenkungsausschuss und erhielten den Auftrag, den Gedanken weiterzuverfolgen. In der Konsequenz wurde ich gebeten, eine *Studie zur Ergründung eines neuen Leitbegriffs für eine postnationalstaatliche Kulturpolitik* zu verfassen. Durch diese Beauftragung änderte sich meine Position innerhalb der Arbeitsgruppe grundlegend. Diese Verschiebung lässt sich am einfachsten anhand von nicht gegangenen alternativen Wegen verdeutlichen: Ich nahm nicht einen längerfristigen Austausch mit den anderen AG-Teilnehmer:innen zu ihren Erfahrungen, Haltungen und Problemdefinitionen als Ausgangspunkt für meine konzeptionellen Überlegungen; ich baute keine Allianzen mit darüber hinausgehenden Akteur:innen und Gruppen, um meinen Vorschlag für eine konzeptionelle Veränderung sukzessive in kulturpolitischen Feldern voranzutreiben; und ich unternahm keine vorbereitenden Überlegungen zu den institutionellen Machtverhältnissen und asymmetrischen Relationen, die nicht nur das Politikfeld insgesamt, sondern auch unsere Arbeitsgruppe durchzogen und in denen jeder Änderungsvorschlag potentiell hätte aufgerieben werden können. Stattdessen verfasste ich in einer individuellen Recherche- und Reflexionsarbeit als ein durch das Auswärtige Amt finanzierter ›Experte‹ ein etwa zwanzigseitiges, dicht beschriebenes und theoretisch fundiertes Papier (Adam 2019). Dabei war es meine Intention, auf dieser Basis in einem nächsten Schritt in eine kollektive Diskussion zu den Möglichkeiten der Übersetzung eines postnationalstaatlichen Ansatzes in kulturpolitische Infrastrukturen und Arbeitsweisen einzusteigen.

Die Reaktionen in der Arbeitsgruppe waren durchwachsen: Die Leiterinnen und einige Teilnehmer:innen unterstützten das Kernargument für einen neuen Leitbegriff; andere äußerten Zweifel, ob sich ›Verflechtung‹ in ähnlicher Weise wie ›Dialog‹ in Arbeitspraxis übersetzen oder auch politischen Entscheidungsträger:innen in der notwendigen Griffigkeit vermitteln lässt. Die Vertreter:innen der Mittlerorganisationen gaben zunächst vorsichtig und im Laufe der Zeit immer deutlicher zu verstehen, dass sie sich durch die Kritik an ›Dialog‹ als dem Grund-

prinzip ihrer Arbeit sowie durch die Überlegungen zu den Inkorporierungen nationalstaatlicher Ordnungslogiken innerhalb ihrer Institutionen nicht treffend repräsentiert fühlten. Sie nahmen ganz im Gegenteil für sich in Anspruch, in ihrer eher staatsfernen Organisationsform – das Goethe-Institut ist beispielsweise ein gemeinnütziger Verein und somit keine staatliche Institution – und in ihrem auf Ko-Produktionen ausgerichteten Ansatz schon längst sukzessive eine Überwindung nationalstaatlicher Bezüge voranzutreiben. Könnte hier ein vom Auswärtigen Amt als einer staatlichen Institution vorangetriebener neuer Ansatz nicht sogar das Rad wieder zurückdrehen?

Unsere Diskussionen verliefen – auch aufgrund von organisatorischen Veränderungen in den Leitungsfunktionen – ergebnislos. Zu der von mir angestrebten kollektiven Arbeit ist es nicht gekommen. Unsere Arbeitsgruppe konnte sich als einzige der an dem Strategieprozess beteiligten nicht auf ein finales Papier einigen. Letztlich machte dies allerdings keinen großen Unterschied. Der gesamte Prozess endete – trotz des betriebenen Aufwandes und trotz der ambitionierten Zielsetzungen – ohne verwertbare Ergebnisse. Eine neue Strategie wurde nicht geschrieben; die angekündigte Abschlusskonferenz wurde wegen der Coronakontaktbeschränkungen abgesagt. Das nahende Ende der Legislaturperiode lieferte einen weiteren Grund, den Strategieprozess stillschweigend im Sande verlaufen zu lassen. Das Scheitern dieses Versuchs, über eine ›Mikroöffentlichkeit‹ einen neuen Leitbegriff in einem kulturpolitischen Strategiepapier zu platzieren, hatte also vielschichtige Gründe. Neben den Dynamiken in unserer Arbeitsgruppe selbst trugen übergeordnete Entscheidungen und Entwicklungen jenseits unseres Forums wesentlich dazu bei. Im Hinblick auf die Gelingensbedingungen eines *Doing Public Anthropology* in politischen Feldern möchte ich zwei Schlussfolgerungen festhalten.

Zum einen bedeutete die Beauftragung zur individuellen Verfassung einer Studie hier die Abkehr von gleichfalls möglichen kollaborativen Modi der Erörterung, der Produktion von Positionen und ihrer Übersetzung in verschiedene institutionelle Kontexte des Politikbereichs. Das Papier entstand durchaus im regelmäßigen Austausch mit der Auftraggeberin, aber nicht mit anderen Teilnehmer:innen der Arbeitsgruppe, zu deren Diskussionen es beitragen sollte. Diese sahen sich mit einem zu Papier gebrachten ›Ergebnis‹ konfrontiert. Zwar gibt es gute Gründe, an einer solchen Beauftragung sowohl in diesem konkreten Fall als auch generell als einem möglichen Modus festzuhalten, anthropologische Expertisen in politische Öffentlichkeiten einzubringen.¹⁵ Aber sicherlich wäre es im Hinblick auf

15 Gründe wären etwa, dass die Übernahme eines solchen Auftrages auch bedeutet, eine disziplinäre Zuständigkeit für (kultur)politische Fragestellungen zu beanspruchen und auch im Verhältnis zu anderen akademischen Fächern kenntlich zu machen. Gleichfalls bietet die damit verbundene Entlohnung gerade auch für prekär beschäftigte Anthropolog:innen eine materielle Grundlage, in politischen Feldern das Wort zu ergreifen.

eine spätere kollektive Nutzung, Bearbeitung und Weiterverbreitung der Inhalte sinnvoll gewesen, die Belange und Problemdefinitionen der Mitglieder der Arbeitsgruppe zu einem Ausgangspunkt der Überlegungen und Textproduktion zu machen. Auch ist das Endprodukt einer vergleichsweise langen, theoretisch unterlegten Studie nicht wirklich geeignet, um das Anliegen eines Begriffswandels in unterschiedliche Foren des Politikbereichs hineinzutragen. Eine Übersetzung der Kernarguments in zugänglichere Medien und Darstellungsformen wäre hierzu sicher hilfreich gewesen.

Zum anderen folgte aus der Beauftragung auch eine Positionierung innerhalb eines institutionellen Machtfeldes, in dem – auch jenseits eines solchen Strategieprozesses – um Aufmerksamkeit, Deutungen und Ressourcen gerungen wird. Meine Auftraggeberin war eine Vertreterin des Auswärtigen Amtes und somit der Instanz, die den Großteil der öffentlichen Gelder vergibt, von deren Zuteilung die Mittlerorganisationen und andere kulturpolitische Akteur:innen abhängig sind. »Wenn man dein Papier liest, konnte man den Eindruck gewinnen, man muss alle Goethe-Institute schließen«, kommentierte eine Mitarbeiterin des Instituts mit etwas zeitlichem Abstand in einem persönlichen Gespräch. Auch wenn dies offensichtlich niemals meine Intention war und ich diese Schlussfolgerung nicht ganz nachvollziehen konnte, so vermittelt diese Aussage doch einen Eindruck von den Befürchtungen, gegen die sich die Vertreter:innen der Mittlerorganisationen in unserer Arbeitsgruppe auch zur Wehr gesetzt haben. Veränderungsvorschläge können existentielle Sorgen im Hinblick auf Verschiebungen in den Finanzierungsformen, auf den Verlust institutioneller und inhaltlicher Autonomie oder der exklusiven Positionen, die sich die Mittlerorganisationen über Jahrzehnte erarbeitet haben, hervorrufen – insbesondere dann, wenn sie aus einer Beauftragung durch das zuständige Ministerium hervorgehen. Der Versuch, eine auf Basis ethnografischer Forschung generierte Perspektive in eine Veränderung kulturpolitischer Leitbegriffe zu übersetzen, bedeutet also auch, durch hierarchisierte Felder zu navigieren, in denen einige Akteur:innen nicht nur über die Vergabe von Ressourcen oder die finale Formulierung von Grundlagenpapieren entscheiden, sondern auch über die Macht verfügen, eine:r Anthropolog:in den Zugang zu einer offiziell ins Leben gerufenen »Policy Public« unerwartet zu öffnen, aber auch abrupt wieder zu verschließen.

Schluss

Mit dem Ende des Strategieprozesses veränderte sich meine Position innerhalb dieses *Policy*-Feldes erneut. Ohne Zugang zu den internen Diskussionen der beteiligten Institutionen war ich auf mich allein gestellt in dem Versuch, die Dynamik

ken in unserer Arbeitsgruppe zu deuten. Statt nach Wegen zu suchen, ethnografische Wissensbestände und anthropologische Perspektiven in eine ›Policy Public‹ hineinzutragen, ging es nun um ein ›Verstehen‹ der hier situierten Interaktionen und Kollisionen aus der wiederhergestellten Distanz – eine mir aus ethnografischen Feldforschungen wohlvertraute Praxis.

Mittelfristig erwies sich meine Teilnahme an diesem Prozess in zweierlei Weise als produktiv: Einerseits führte sie zu einer ganzen Reihe von Einladungen zu Gesprächen, Vorträgen oder Seminaren und somit zu einem kontinuierlichen Austausch mit Akteur:innen innerhalb des kulturpolitischen Feldes. Neue Zugänge haben sich eröffnet, mein Interaktionsradius und meine Sichtbarkeit haben sich vergrößert und somit auch mein Spielraum, zu kulturpolitischen Diskussionsforen beizutragen. Andererseits gewann ich sowohl aus der Teilnahme selbst als auch aus späteren Gesprächen zu den Dynamiken, die meine Intervention in unserer Arbeitsgruppe ausgelöst hatte, neue Einblicke in dieses Feld: Asymmetrien und machtdurchzogene Relationen, das institutionelle Selbstverständnis der beteiligten Akteur:innen und die hiermit in Verbindung stehenden unterschiedlichen Bindungen an kulturpolitische Grundbegriffe – wie etwa ›Dialog‹ – sind einige der Aspekte, die sich für mich neu beleuchten ließen. Durch die Verknüpfung meiner Teilnahme an einer ›Policy Public‹ mit einer längerfristigen ethnografischen Perspektive ließen sich also Wissenseffekte erzielen und neue Fragen zu diesem politischen Feld formulieren.

Meine Bemühungen, ethnografische Perspektiven in einen *Policy*-Prozess einzubringen und hierüber einen neuen Terminus in einem Strategiepapier zu platzieren, waren im Ergebnis hingegen nicht erfolgreich. ›Verflechtung‹ ist nicht zu einem neuen Leitbegriff der deutschen Auswärtigen Kulturpolitik geworden. Ganz im Gegenteil hat sich die Rede von der ›Zeitenwende‹, die Russlands vollumfänglicher Angriffskrieg mit sich brachte, in einer wieder stärkeren Betonung nationalstaatlicher Interessen und Bezüge in Grundsatzpapieren des Politikbereichs niedergeschlagen. In dem letzten Jahresbericht der Bundesregierung ist von den »erheblich veränderten« geopolitischen Voraussetzungen zu lesen, die dieser »Bruch des Völkerrechts und der europäischen Ordnung« zur Folge hatte (Deutscher Bundestag 2023: 8). In den einleitenden Passagen werden etwa die zunehmende »Rivalität zwischen Staaten, Gesellschaftsmodellen und Narrativen«, auf Nachbarländer übergreifende »innere Konflikte« sowie »Terrorismus, Extremismus, Kriminalität und illegale Finanzflüsse« als »Risiken für Sicherheit und Stabilität« als neue Rahmenbedingungen für eine internationale Kulturpolitik genannt. Da sich »die kommenden geopolitischen Auseinandersetzungen nicht nur zwischen Staaten ab[spielen], sondern zusehends auch auf der gesellschaftlichen Ebene«, brauche Deutschland »eine starke und verlässliche Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik«. Insbesondere »leistungsfähigen Mittlerorganisationen«

komme die Aufgabe zu, »die Glaubwürdigkeit unserer Werte und unseres Pluralismus« zu vermitteln, denn »sie machen einen wichtigen Teil der Anziehungskraft Deutschlands aus« (ebd.). Die Diskussionen in unserer Arbeitsgruppe zu den Grundlagen und Potenzialen einer postnationalstaatlichen Kulturpolitik, gerade einmal vier Jahre her, erscheinen wie aus einer völlig anderen, vergangenen Welt. Eine neue politische Rationalität, die Auswärtige Kulturpolitik explizit als ein nationalstaatliches Instrumentarium in geopolitischen Auseinandersetzungen positioniert, ist inzwischen in den Vordergrund getreten.

Ich habe in diesem Beitrag dafür plädiert, *Doing Public Anthropology* auch als ein mit wechselnden Öffentlichkeiten verwobenes längerfristiges ethnografisches Projekt zu verstehen. Dessen Potenziale mögen sich in solchen Beobachtungen zu den langsamen graduellen Verschiebungen und abrupten Brüchen in den Begründungsdiskursen eines Politikbereichs andeuten. In den über 20 Jahren, in denen ich mich mit Deutschlands Auswärtiger Kultur- und Bildungspolitik als Arbeits-, Forschungs- und Diskussionsfeld beschäftigt und ich mich gelegentlich auch um ein »Formulieren von Botschaften« (Besteman 2013: 4) bemüht habe, war ich zu keinem Zeitpunkt mit einer so durchgängig bedrohlichen Gegenwarts- und »wehrhaften« Aufgabenbeschreibung konfrontiert. Lässt sich nicht gerade in der im Zuge von Positionswechseln und »verschiedenen Formen von Involviert-Sein« (Niewöhner 2014: 212) gewonnenen Expertise und »Kritikfähigkeit« eine besondere disziplinäre Zuständigkeit für Interventionen in die Aushandlungs- und Gestaltungskontexte einer *Public Policy* selbstbewusst grundieren?

Im Zuge seiner Reflexion eigener Erfahrungen mit den *Politics of Public Ethnography* hat Didier Fassin vorgeschlagen, über die öffentliche Formulierung von »small utopias« in hierarchisierte *Policy*-Felder hineinzuwirken. Hierunter versteht er »bescheidene realistische Utopien« (Fassin 2017c: 336; Übersetzung durch den Autor), die aus ethnografischen Beobachtungen heraus entwickelt werden und zugleich einen in absehbarer Zeit durchführbaren Veränderungsvorschlag enthalten. Er berichtet, wie er im Rahmen einer öffentlichen Diskussionsveranstaltung mit der obersten Direktorin der französischen Strafvollzugsbehörde nicht die »große Utopie einer Welt ohne Gefängnis« (ebd., Übersetzung durch den Autor) vertrat, sondern konkrete Vorschläge zu einem für Strafgefangene weniger restriktiven Zugang zu mobilen Telefonen sowie der Abschaffung der Einzelhaft einbrachte. Fassin scheiterte mit dieser Strategie und nennt Setting und Zeitpunkt hierfür als Gründe: Seine Ideen seien »definitiv nicht zeitgemäß« (ebd.: 337) gewesen.

Auch wenn Fassin mit seinem Vorgehen also zunächst nicht erfolgreich war, so erscheint mir dieser Fokus auf kleine Interventionen, die dennoch in ihren Anwendungsbereichen einen Unterschied machen, als ein erhellender Kommentar zu meinem hier geschilderten Versuch, einen neuen Leitbegriff für eine in ihren Grundkoordinaten veränderte Kulturpolitik einzubringen. Er hilft, sich das Spek-

trum der Gelingensbedingungen für ein *Doing Public Anthropology* in politischen Feldern zu vergegenwärtigen. Neben der konkreten Zusammensetzung der Foren, in die wir zu intervenieren versuchen, ihrer jeweiligen Position in einem längerfristigen *Policy*-Prozess, hier situierter Interaktions- und Kooperationsweisen sowie dem Medium, in dem wir unsere Botschaften formulieren, ist es eben auch der konkrete Zeitpunkt, der über den Erfolg oder Misserfolg solcher Unternehmungen entscheidet (vgl. auch HAUER und VONDERAU, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN).

Vorschläge zu einem ›postnationalstaatlichen Ansatz‹ sind in Anbetracht der beschriebenen diskursiven Verdunkelungen im Bereich der internationalen Kulturpolitik, zumindest gegenwärtig, ›definitiv nicht zeitgemäß‹. Neben den so massiv in den Vordergrund getretenen geopolitischen Bruchlinien bleiben aber ›Feminismus‹, ›Diversität‹, ›Nachhaltigkeit‹ oder eine ›zivilgesellschaftliche Ausrichtung‹ gleichfalls erklärte Zielsetzungen der Bundesregierung für diesen Politikbereich (Deutscher Bundestag 2023). Es sind aktuell also durchaus ambivalente diskursive Dynamiken, die sicherlich neue Reibungen und Herausforderungen sowohl in kulturpolitischen Diskussionen als auch in der Arbeitspraxis von Kulturmittler:innen an ihren weltweiten Einsatzorten hervorrufen werden. Sie werden aber auch neue Räume öffnen, Instrumente und Vorgehensweisen einer ethnografisch unterlegten Public Anthropology zur Anwendung zu bringen.

Literatur

- Adam, Jens. 2016. »Zwischen Selbstdarstellung und ›Arbeit an der Weltvernunft‹: Wohin treibt die deutsche Auswärtige Kulturpolitik?« *Aus Politik und Zeitgeschichte* 20–22: 33–39. <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/227649/zwischen-selbstdarstellung-und-arbeit-an-der-weltvernunft/> (Zugriff am 27.11.2024).
- Adam, Jens. 2018. *Ordnungen des Nationalen und die geteilte Welt. Zur Praxis Auswärtiger Kulturpolitik als Konfliktprävention*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839442623>.
- Adam, Jens. 2019. »Verflechtung statt Dialog? Studie zur Ergründung eines neuen Leitbegriffes für eine postnationalstaatliche Kulturpolitik.« Auftragsarbeit für das Auswärtige Amt im Rahmen der Arbeitsgruppe »Postnationalstaatliche Kulturpolitik« als Teil des Prozesses zur Erarbeitung einer neuen Strategie für die Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik (2020). Unveröffentlichtes Manuskript. 21 Seiten.
- Adam, Jens. 2021. »Perspektive weltwärts. Auswärtige Kulturpolitik und das Paradox des Post-Nationalen.« *Jahrbuch für Europäische Ethnologie* 15: 209–231. https://doi.org/10.30965/9783657704750_O11.
- Adam, Jens, Hagen Steinhauer und Shalini Randeria. 2022. »Von Differenzlinien und moralischen Mehrheiten. Majoritäre Identitätspolitik als soft-autoritäre Herrschaftspraxis.« *POLYLOG. Zeitschrift für Interkulturelles Philosophieren* 48: 15–39. <https://polylog.net/heft/polylog-48> (Zugriff am 06.09.2024).

- Adam, Jens und Sabine Hess. 2023. »Fortified Nationalism. Racializing Infrastructures and the Authoritarian Transformation of the Body Politic. A Field Trip to the Bifurcated Polish/EU Border Regime.« *Movements. Journal for Critical Migration and Border Regime Studies* 7(2): 65–91. <http://movements-journal.org/issues/11.ukraine/05.adam,hess--fortified-nationalism.html> (Zugriff am 06.09.2024).
- Adam, Jens und Asta Vonderau (Hg.). 2014. *Formationen des Politischen. Anthropologie politischer Felder*. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839422632>.
- Baerbock, Annalena. 2023. »Rede von Außenministerin Baerbock im Deutschen Bundestag zur Beratung über den Bericht der Bundesregierung zur Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik 2021.« Rede gehalten am 25. Januar 2023, online abrufbar unter: <https://www.auswaertiges-amt.de/de/newsroom/bericht-auswaertige-kultur--und-bildungspolitik-2021/2575350> (Zugriff am 06.09.2024).
- Besteman, Catherine. 2013. »Three Reflections on Public Anthropology.« *Anthropology Today* 29(6): 3–6. <https://doi.org/10.1111/1467-8322.12069>.
- Cunha, Manuela Ivone. 2017. »Addressing Policy-Oriented Audiences: Relevance and Persuasiveness.« In *If Truth be Told. The Politics of Public Ethnography*, herausgegeben von Didier Fassin, 96–116. Durham und London: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822372875-005>.
- Deutscher Bundestag. 2023. »Unterrichtung durch die Bundesregierung. 26. Bericht der Bundesregierung zur Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik für das Jahr 2022.« Drucksache 20/9845 vom 13.12.2023.
- Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung DeZIM e. V. 2022. »Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik unter Druck.« Einladungstext: https://www.dezim-institut.de/fileadmin/user_upload/DeZIM/Veranstaltungen/2022/2022-10-11_Ausw%C3%A4rtige_Kultur_und_Bildungspolitik/Auswa%CC%88rtige_Kultur_und_Bildungspolitik_unter_Druck_Programm-Veranstaltungsreihe.pdf. (Zugriff am 06.09.2024).
- Dubois, Vincent. 2017. »Policy Ethnography as a Combat Sport: Analyzing the Welfare State against the Grain.« In *If Truth be Told. The Politics of Public Ethnography*, herausgegeben von Didier Fassin, 184–202. Durham und London: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822372875-009>.
- Fassin, Didier (Hg.). 2017a. *If Truth be Told. The Politics of Public Ethnography*. Durham und London: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822372875>.
- Fassin, Didier. 2017b. »Introduction: When Ethnography Goes Public.« In *If Truth be Told. The Politics of Public Ethnography*, herausgegeben von Didier Fassin, 1–16. Durham und London: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822372875-001>.
- Fassin, Didier. 2017c. »Epilogue: The Public Afterlife of Ethnography.« In *If Truth be Told. The Politics of Public Ethnography*, herausgegeben von Didier Fassin, 311–343. Durham und London: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822372875-014>.
- Ingendaay, Paul. 2023. »Wie man kulturellen Speck wegschneidet.« *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 18.10.2023.
- Lentz, Carola. 2021. *Das Goethe-Institut. Eine Geschichte von 1951 bis heute*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Maak, Niklas. 2023. »Wo bleibt Goethe?« *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27.10.2023.

- Mbembe, Achille. 2018. »The Idea of a World Without Borders.« Vortrag gehalten am 19. Oktober 2018 in »The European Graduate School«; online abrufbar unter: <https://www.youtube.com/watch?v=fLRpH5RRwhQ> (Zugriff am 06.09.2024).
- Minkmar, Nils. 2023. »Aufhören, wenn es am schönsten ist.« *Süddeutsche Zeitung*, 28.12.2023.
- Niewöhner, Jörg. 2014. »Ökologien der Stadt. Zur Ethnografie bio- und geopolitischer Praxis.« *Zeitschrift für Volkskunde* 110(2): 185–214.
- Randeria, Shalini. 2019. »Das Verborgene entdecken: Zur Geschichte und Methodologie des Verflechtungsansatzes.« In: *Europa dezentrieren. Globale Verflechtungen neu denken*, herausgegeben von Jens Adam, Regina Römhild, Manuela Bojadžijev, Michi Knecht, Paweł Lewicki, Nurhak Polat und Rika Spiekermann, 35–65. Frankfurt: Campus.
- Shore, Cris und Susan Wright (Hg.). 1997a. *Anthropology of Policy. Critical Perspectives on Governance and Power*. London und New York: Routledge.
- Shore, Cris und Susan Wright. 1997b. »Policy: A New field of Anthropology.« In *Anthropology of Policy. Critical Perspectives on Governance and Power*, herausgegeben von Cris Shore und Susan Wright, 3–39. London und New York: Berghahn.
- Shore, Cris, Susan Wright und Davide Però (Hg.). 2011. *Policy Worlds. Anthropology and the Analysis of Contemporary Power*. London und New York: Berghahn.
- Shore, Cris und Susan Wright. 2011. »Conceptualising Policy: Technologies of Governance and the Politics of Visibility.« In *Policy Worlds. Anthropology and the Analysis of Contemporary Power*, herausgegeben von Cris Shore, Susan Wright und Davide Però, 1–25. London und New York: Berghahn.
- Siemons, Mark. 2022. »Wie viel Kultur verträgt die Zeitenwende?« *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 20.10.2022.

Ethnografische Objekte als Akteure: ein Gespräch über Museumspraktiken in umkämpften Öffentlichkeiten

*Magdalena Buchczyk und Hansjörg Dilger mit Sofia Botvinnik,
Benjamina Efua Dadzie und Paola Ivanov*

Abstract

In diesem Gespräch beleuchten fünf Sozial- und Kulturanthropolog:innen – Museums- und Sammlungsforscher:innen sowie Praktiker:innen, die an Universitäten und in ethnologischen Museen tätig sind – die Rolle ethnografischer Objekte und Sammlungen für die Gestaltung und Mobilisierung von Öffentlichkeiten. Forderungen nach einer Dekolonisierung von Sammlungen stellen gegenwärtig Rahmenkonzepte der Museumspraxis wie Partizipation, Publikumsentwicklung und Diversifizierung infrage. Auch die politische Instrumentalisierung von Sammlungen und die Polarisierung gesellschaftlicher Öffentlichkeiten fordern etablierte Ausstellungspraktiken nachhaltig heraus. Anhand von Beispielen aus der eigenen Arbeit mit ethnografischen Objekten reflektieren die Gesprächsteilnehmer:innen die Rolle dieser Dinge selbst in der Gestaltung öffentlicher Debatten ebenso wie Fragen des politischen Agenda-Settings und ihre Vorstellungen zukünftiger Museumsarbeit.

Keywords: Dekolonisierung; ethnologische Museen; Sammlungen; Herkunftsgesellschaften; Gegenöffentlichkeiten; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Buchczyk, Magda und Hansjörg Dilger. 2025. »Ethnografische Objekte als Akteure: Ein Gespräch über Museumspraktiken in umkämpften Öffentlichkeiten.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 79–94. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_004

Wie können ethnografische Objekte als Ausgangspunkt für die Herstellung musealer Öffentlichkeiten verstanden werden? Welche institutionellen Agenden und kuratorischen Praktiken – aber auch: welche Auseinandersetzungen und Konflikte – prägen die Transformation ethnologischer Museen und Ausstellungspraktiken aktuell?

In diesem Gespräch beleuchten wir, zwei universitär arbeitende Sozial- und Kulturanthropolog:innen bzw. Ethnolog:innen und drei Kuratorinnen bzw. Forscherinnen an ethnologischen Museen, die Rolle ethnografischer Dinge für die Herstellung und Mobilisierung von Öffentlichkeiten. Zudem gehen wir der Frage nach, wie sich die Imagination und Konstitution von Ausstellungsräumen ethnologischer Museen aktuell verändert und wie die hier entstehenden Öffentlichkeiten und Konflikte zwischen den beteiligten Akteur:innen durch kuratorische Praktiken und Positionierungen navigiert werden können: Neben den ethnografischen Objekten selbst sind in diese Aushandlungsprozesse vor allem Kurator:innen, Vertreter:innen von Herkunftsgesellschaften, diverse Zielöffentlichkeiten sowie Geldgeber:innen und kulturpolitische Entscheidungsträger:innen involviert.

In den letzten Jahren haben Debatten über eine mögliche Dekolonisierung und Reimagination ethnologischer Museen die dort aufbewahrten Gegenstände, die materielle ebenso wie immaterielle (z. B. Tonaufzeichnungen) Dinge umfassen können, mit einer Vielzahl neuer Bedeutungen und Erwartungen verknüpft.¹ Insbesondere haben diese Debatten die Notwendigkeit der Herstellung neuer ethischer, politischer und sozialer Beziehungen – vor allem mit Akteur:innen der Gesellschaften, aus denen die Sammlungen stammen – in postmigrantischen sowie in globalen Zusammenhängen betont. Auch haben diese Diskussionen eine kritische Perspektive auf Konzepte hervorgebracht, mit denen Museen die Interaktion mit den von ihnen angesprochenen Öffentlichkeiten über die letzten Jahrzehnte definiert haben.

Deutlich wurde in diesen Diskussionen, dass in den Institutionen zwar ein Problembewusstsein entstanden ist, wie gerade die Teilhabe von ›Herkunftsgesellschaften‹ (*source communities*) durch Ansätze von Partizipation, Diversität und Inklusion sichergestellt werden soll. Gleichzeitig konnten in der Praxis bisher jedoch kaum einmal die vielschichtigen Machtbeziehungen überwunden werden,

1 In der Diskussion über ethnografische Gegenstände werden sehr unterschiedliche Begriffe verwendet, die mit jeweils spezifischen Bedeutungen verbunden sind und in ihrer Gesamtheit die materielle Kultur einer Gesellschaft ausmachen. Während ›Dinge‹ und ›Objekte‹ die allgemeinsten Begriffe für alle diese Gegenstände sind, betonen sie in unterschiedlicher Weise den Akt der Zuschreibung ihrer sozialen Bedeutung und im Falle von ›Objekten‹ die (problematische) Abgrenzung von ›Subjekten‹ (Miller 2002; Colwell 2017). In diesem Text verwenden wir die Begriffe ›Objekte‹ und ›Dinge‹ abwechselnd im Bewusstsein ihrer Bedeutungsvielfalt, die auch innerhalb der Museumspraxis selbst zu anhaltenden Diskussionen über die adäquaten Bezeichnungen geführt hat (s. u.). Ebenso gehen wir davon aus, dass diese Gegenstände selbst Handlungsmacht (*agency*) haben, insofern sie zu wichtigen Akteuren in der Herstellung von (neuen) Beziehungen werden (Bell 2017; Dilger et al. 2025).

die ethnologische Museen und ihre Ausstellungspraktiken seit ihrer Entstehung in kolonialen und imperialen Zusammenhängen geprägt haben. Kritiker:innen drängen vor diesem Hintergrund auf eine Umgestaltung der Museumsarbeit, die die ungleichen Beziehungen der Vergangenheit nicht weiter reproduziert, sondern einen gerechteren und verantwortungsvolleren Raum der Fürsorge (*care*), Zugehörigkeit (*belonging*) und Repräsentation schafft.

Das Streben nach einer ›dekolonialen‹ Arbeit mit ethnologischen Sammlungen, in der kolonial etablierte Hierarchien und Ausschlüsse explizit adressiert und gemeinsam mit Akteur:innen aus den Herkunftskontexten dieser Gegenstände aktiv bearbeitet werden, ist in oft gegenläufige Markt- und politische Dynamiken eingebettet. Dies betrifft die Verantwortung von Kurator:innen und Museumsleitung gegenüber den Trägern kulturpolitischer Einrichtungen und den Abgleich mit bildungspolitischen Zielen ebenso wie den ökonomischen Druck angesichts knapper werdender Budgets im Kontext gesellschaftlicher und internationaler Krisen. Auch sind ethnologische Museen gefordert, Ausstellungen für eine große Zahl von Besucher:innen zu organisieren und zugleich den Bedürfnissen der mit ihnen kooperierenden Partner:innen gerecht zu werden.

Darüber hinaus werden Debatten über *restorative* und *reparative justice*² und die Restitution ethnografischer Gegenstände, aber zum Beispiel auch die Zusammenarbeit mit aktivistischen Gruppen, zum Gegenstand polarisierender Anfechtungen, in denen die Objekte selbst oft nur noch eine Nebenrolle spielen. Vor dem Hintergrund des Vormarschs der politischen Rechten in Europa und der Angriffe auf Institutionen wegen ihrer vorgeblich zu progressiven bzw. ›woken‹ Agenda müssen Museumsmitarbeiter:innen schwieriges Terrain navigieren. Insbesondere können Bemühungen zur Dekolonisierung, die umfassende Fragen nach dem im kolonialen Kontext begangenen Unrecht bei der Aneignung ethnografischer Objekte stellen, von gegenläufigen politischen Bewegungen auf kommunaler und/oder nationaler Ebene aktiv angegriffen oder behindert werden. Gleichzeitig können sich übergeordnete institutionelle und politische Strukturen ethnologischer Museen (z. B. Kulturstiftungen, Stadtbehörden, Kulturpolitik von Ländern und Bund) zwar grundsätzlich offen für neue Ansätze kuratorischen Arbeitens zeigen, aber teils gibt es auch in diesen Einrichtungen erhebliche Widerstände gegen den sich abzeichnenden Wandel.

2 Die Ansätze von *restorative* und *reparative justice* thematisieren in der museologischen Theorie und Praxis das Unrecht und die Gewalt, die mit der Aneignung von Objekten und Dingen insbesondere unter kolonialen Bedingungen verbunden waren. Über die reinen Akte von Restitution und Repatriierung hinaus betont der Ansatz der *restorative justice* die Notwendigkeit von Versöhnungsprozessen und des Aufbaus neuer Beziehungen zwischen den beteiligten Gesellschaften (Rassool und Gibbon 2023). Die Perspektive von *reparative justice* hebt die Bedeutung von Gerechtigkeit, Heilung und Wohlbefinden sowie der Dekolonisierung in ihren vielfältigen Formen hervor, die mit der Forderung nach Restitution und Repatriierung sowie nach fürsorglicheren Institutionen verbunden werden (Sterling und Larkin 2021).

Aufgezeichnet wurde dieses Gespräch im Rahmen des Workshops des DFG-Netzwerks Public Anthropology zum Thema *Re/Making and Navigating Publics* in Berlin im November 2022. Aus dem transkribierten Text wurden in Abstimmung mit Sofia Botvinnik, Benjamina Efua Dadzie und Paola Ivanov Aussagen für die Veröffentlichung ausgewählt. Die Gesprächsteilnehmerinnen aus dem Museumskontext entschieden zudem über die abgebildeten Objekte und deren über die institutionelle Beschriftung hinausgehenden Einordnungen. Magda Buchczyk und Hansjörg Dilger verfassten schließlich die kurzen Zwischentexte, um die im Gesprächsverlauf angeschnittenen Themenbereiche zu markieren.

Mobilisierung von Öffentlichkeiten

Wie werden ethnografische Gegenstände zum Ausgangspunkt für die Herstellung neuer sozialer Beziehungen und Wissensbestände? Zunächst haben wir unsere Gesprächspartnerinnen gebeten, an Beispielen aus der eigenen kuratorischen Arbeit zu verdeutlichen, wie die ästhetischen, sozialen und politischen Funktionen und Geschichten spezifischer Dinge öffentliche Diskussionen und Begegnungen evozier(t)en. Wir fragten danach, wie die jeweiligen Gegenstände ›verlorene‹ Wissenspraktiken mobilisieren können und welche sozialen Beziehungen in postkolonialen Gesellschaftszusammenhängen mit ihnen verbunden werden. Auch interessierten wir uns dafür, welche Rolle unsere Gesprächspartnerinnen selbst in Bezug auf die Neuverhandlung dieses Wissens und damit verknüpfte Interaktionen einnehmen.

BENJAMINA: Diese Trommel ist mit dem Sklavenhandel verbunden. Sie erzählt von der Reise von Westafrika nach Virginia in den Vereinigten Staaten. Als ich mich entschied, für das Projekt *100 Histories of 100 Worlds in 1 Object* über diese Trommel zu arbeiten, wollte ich mir ihre Rolle im Kontext des südwestlichen Ghanas vorstellen.

Ich habe einen Podcast mit einem Akan-Musiker gemacht, der Bandleader einer Band namens *Kwan Pa* ist. Unser Gespräch konzentrierte sich auf die Praxis der Musik und wofür eine solche Trommel verwendet worden wäre. Ich wollte die ›andere‹ Geschichte der Trommel erzählen: die Verwandlung von einem Objekt, das im British Museum in einem Kontext von Trauer und Gewalt gerahmt wurde, zu einem Objekt der Freude beim Aufbau von Gemeinschaft. Ich habe gelernt, wie Musik die Grundlage des sozialen Lebens der Akan-Kultur bildete – und bis heute bildet.

Als wir den Podcast online stellten, bemerkte ich zahlreiche Interaktionen von Menschen, die das Museum normalerweise nicht ansprechen würde, insbesondere von Akan-Ältesten in Ghana. Das weiß ich, weil meine Eltern und ihre Freunde diese Interaktionen in ihren WhatsApp-Gruppen teilten. Das ließ mich darüber nachdenken, wie man Herkunftsgemeinschaften anders verstehen kann: Norma-



Abb. 1: Akan-Trommel, ca. 1730 in Virginia erworben und auf Wunsch von Sir Hans Sloane nach England gebracht

In dem von Benjamina Efua Dadzie koproduzierten Podcast *100 Histories of 100 Worlds in 1 Object*¹ wird die Akan-Trommel als Teil des ländlichen Lebens in Ghana vorgestellt. Diskutiert wird das Instrument im Kontext sozialen Engagements, sein Einsatz in Friedens- und Kriegszeiten, am Palmweinstand und bei einer Beerdigung. Benjamina spricht dazu mit Asah, dem Leader von *Kwan Pa*, einer Akan-Musikgruppe, die sich im Genre der Palmweinmusik verortet. Gemeinsam erkunden sie die Bedeutung des Wortes »Trommel« in der Sprache der Akan, verschiedene Arten von Trommeln sowie den Kontext, in dem die Akan-Trommel in der Vergangenheit funktionierte, und auch, wie sie sich in der Gegenwart verändert hat. Diese Art der Kontextualisierung der Trommel bietet eine umfassende Auseinandersetzung mit den vielfältigen Bereichen, in denen eine solche Trommel zum Einsatz kam, und geht über Erzählungen von Schmerz und Unterwerfung hinaus: Mit der Unterstützung eines Musikers wird versucht, sich vorzustellen, wie ein solches Objekt verwendet worden wäre.

Quelle: © British Museum

1 <https://100histories100worlds.org/the-akan-drum/> (Zugriff am 31.10.2023).

lerweise sind sie die Quelle, von der wir Gegenstände und Wissen extrahieren – und nicht die Zielgruppe, für die wir produzieren.



Abb. 2: Spanischer Handbesen, 2021

Handbesen aus hellem, getrocknetem Esparto-Gras. An einem Ende ist ein geflochtener Knauf mit kleiner Schlinge zum Aufhängen. Dem Knauf schließt sich eine Umwicklung aus gezwirnter Esparto-Schnur an, sie hält die Besenhalme fest beisammen. Diese spanische Art, Handbesen zu machen, lernte Evey Kwong (*1983) bei Carlos Fontallis Ortiz. Sie beruht auf Traditionen aus Albacete und Murcia in Spanien. Das Material dafür ist Esparto, welches auch in seiner rauen Variante genutzt wird. Zum Binden wird eine Nadel verwendet und spezielle Knoten halten den Besen zusammen. In der Sammlung des MEK (Museum Europäischer Kulturen) in Berlin sind noch zwei weitere Handbesen, die Evey Kwong hergestellt hat.

Quelle: © Staatliche Museen zu Berlin, Museum Europäischer Kulturen. Foto: Christian Krug

SOFIA: Dies ist ein Handbesen, der bis 2024 in der Sonderausstellung *ALL HANDS ON: Flechten*³ im Museum für Europäische Kulturen in Berlin ausgestellt ist. In der Ausstellung sprechen wir darüber, wie das immaterielle Erbe der Flechtkunst für zukünftige Generationen bewahrt werden kann. Es gibt immer weniger Menschen, die daran interessiert sind, Flechten zu lernen. Die Flechtkunst steht auf

³ Ausstellung *ALL HANDS ON: Flechten* (24.05.2022 bis 26.05.2024): <https://www.smb.museum/en/exhibitions/detail/all-hands-on-basketry/> (Zugriff am 13.12.2023).

der deutschen nationalen UNESCO-Liste des immateriellen Kulturerbes und die gesamte Ausstellung konzentriert sich auf das immaterielle Erbe der Flechtkunst.

Das Design des Besens stammt ursprünglich aus Albacete in der spanischen Region Murcia. Der Besen ist aus Esparto-Gras gefertigt, einer lokalen Pflanze der Iberischen Halbinsel, die stark verbunden ist mit der Flechtradition in Murcia, aber auch in Andalusien und Valencia. Dieser Besen kam 2020 in die Sammlung des Museums Europäischer Kulturen und wurde von Evey Kwong hergestellt. Evey Kwong ist Grafikdesignerin, ursprünglich aus Malaysia, und lebt seit über zehn Jahren in Berlin.

Im Jahr 2022 organisierte ich als Teil des öffentlichen Programms der Ausstellung einen Workshop für Erwachsene mit Evey Kwong. In dieser ganztägigen Veranstaltung zeigte sie den Teilnehmer:innen, wie man einen solchen Besen herstellt. Es war eine vielfältige Gruppe mit Personen verschiedener Altersgruppen und sozialer Hintergründe, Nationalitäten, sexuellen Orientierungen und Fähigkeiten. Das Machen der Besen verband diese Menschen und gab ihnen ein Gemeinschaftsgefühl. Es ermöglichte ihnen, sehr intim zu erfahren, was immaterielles Erbe ist und wie es weitergegeben wird.



Abb. 3: Tabakbehälter, erworben 1904 von Bruno Domke, Vorbesitzer unbekannt

Die Veröffentlichung des Objektfotos wurde von mehreren Maasai-Gesprächspartner:innen in Tansania als unbedenklich erachtet. Es handelt sich bei einem solchen Tabakbehälter auch nicht um ein geheimes Objekt, das nicht von einem größeren Publikum gesehen werden darf. Solange aber keine Wiedergutmachung und Versöhnung stattgefunden hat, verbreitet ein mit dem Verbrechen des Tötens behaftetes Objekt Unglück. Aus diesem Grund darf es nicht ausgestellt werden.

Quelle: Inv. Nr. III E 10872, Ethnologisches Museum, Staatliche Museen zu Berlin –
© Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Foto: Martin Franken

PAOLA: Ich spreche über einen Tabakbehälter der Maasai im Norden Tansanias – einer Gruppe, die derzeit stark von Vertreibungspolitikern und Unterdrückung durch den tansanischen Staat betroffen ist. Dieser Behälter wurde vom deutschen Farmer Bruno Domke unter bis heute unbekannten Umständen angeeignet. 1904 wurde er an das Ethnologische Museum Berlin – damals das Königliche Museum für Völkerkunde – verkauft. Bei den Maasai werden solche Tabakbehälter den männlichen Mitgliedern einer Alterskohorte gegeben, wenn sie rituell in den Status junger Erwachsener integriert werden. Diese Behälter werden zu einem unveräußerlichen Teil der Körper ihrer Besitzer. Sie müssen mit Liebe und Sorgfalt behandelt werden.

Vor diesem Hintergrund sehen die Maasai in der Tötung des Besitzers die einzige mögliche Ursache für das Entfernen eines solchen Gegenstands aus der Gemeinschaft. Dieses Verbrechen wird *iloikop* genannt und als Ursache für Unglück und Leid verstanden. Dieses Unglück haftet an den Objekten selbst, die die Kraft haben, ihre Umgebung zu verunreinigen und ›unglücklich‹ zu machen. Die Maasai-Gemeinschaft, mit der wir zusammengearbeitet haben, betrachtete die gesamte Dürre und die schwierige soziale Situation, in der sich ihre Gemeinschaft heute befindet, im Zusammenhang mit dem Fehlen dieser Gegenstände.⁴

Im Humboldt Forum in Berlin ist in der aktuellen Ausstellung ein ähnlicher Tabakbehälter zu sehen. Wir werden ihn durch eine Beschriftung ersetzen, die besagt, dass er auf Wunsch der Gemeinschaft entfernt wurde. Das indigene Konzept des *iloikop* fordert uns heraus, über die Erneuerung unserer Beziehungen zu den Gemeinschaften nachzudenken, von denen ethnografische Gegenstände angeeignet wurden. Es fordert uns auf, uns bewusst zu werden, auf welche vielfältige Weise koloniale Machtverhältnisse bis heute wirken.

Die Agency von Dingen

Im weiteren Gespräch vertieften wir den Aspekt der Handlungsmacht ethnografischer Objekte. Wir fragten, welche Art von Öffentlichkeiten diese Dinge selbst einfordern und wie sie durch ihre Präsenz öffentliche Interaktionsräume *aktiv herstellen*. Auch besprachen wir, welche Rolle ethnografische Objekte und Sammlungen nicht nur für die Mobilisierung bestimmter emotionaler Erfahrungen und des damit verbundenen Wissens über

4 Die Forschung fand im Rahmen des Projekts *Umstrittenes Eigentum: Die affektive und emotionale Grundierung transkultureller Normenkonflikte um ethnographische Sammlungen im Humboldt Forum (2019–2023)* am durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft geförderten SFB 1171 Affective Societies (Freie Universität Berlin, 2015–2027, unter anderem in Zusammenarbeit mit dem Ethnologischen Museum, Staatliche Museen zu Berlin) statt. Das Projekt wurde von Paola Ivanov geleitet; wissenschaftliche Mitarbeiter waren Jonas Bens und Laibor Kalanga Moko.

die Geschichte und Zukunft dieser Gegenstände haben, sondern auch, welche unerwarteten Verbindungen und Beziehungen darüber entstehen.

PAOLA: Die Geschichte, die ich vorhin erzählt habe, scheint eher negativ zu sein. Aber bei *iloikop* geht es nicht nur darum, die Ursache von Unglück und Leid zu verstehen. Es geht auch um die Möglichkeit der Wiedergutmachung und ›Reinigung‹ von Verbrechen. Bei *iloikop* können Gegenstände und Gemeinschaften vom Unglück befreit werden. Dabei handelt es sich um einen Versöhnungsprozess, der durch die Übergabe einer Wiedergutmachung durch die Täterpartei und ein von den Ältesten durchgeführtes Reinigungsritual eingeleitet wird. Es beinhaltet die Erneuerung von Beziehungen und auch das Bewusstsein, dass der Kolonialismus bis heute wirkt.

Deshalb spreche ich von Dingen und nicht von Objekten, denn ein Objekt bedeutet die Trennung vom Subjekt. Im Kontext der Massai sehen wir, wie Dinge ein integraler Bestandteil des sozialen Lebens sind: Sie bringen Dürre und andere Arten von Unglück, die Gemeinschaften betreffen, welche mit diesen Dingen und dem Kolonialismus verbunden sind. Diese Dinge stellen eine Verbindung zwischen der Vergangenheit, der Gegenwart und möglichen Visionen von Zukunft her. Sie können dazu beitragen, etwas Neues zu schaffen. Es gibt viele verschiedene Interessen rund um diese Dinge und diese Interessen können miteinander ins Gespräch gebracht werden.

BENJAMINA: Ich denke, die wahre Bedeutung der Akan-Trommel ist, Menschen zusammenzubringen. Sowohl bei freudigen als auch bei weniger freudigen Anlässen einschließlich Beerdigungen und Krieg. Historisch gesehen, wurde die Trommel im Zusammenhang mit Gewalt gegen afrikanische Menschen während der Sklaverei verwendet – aber auch im Zusammenhang mit Befreiung und Widerstand gegen Gewalt. Heute wird Trommeln beim Sport, auf Festivals und in Bars eingesetzt – immer mit der Idee, Menschen zusammenzubringen.

Im Museumskontext bringt die Trommel Menschen zusammen, die das Museum nicht unbedingt im Blick hat, wenn es um ›unsere Zielgruppe‹ geht. Öffentlich geförderte Museen denken immer an Öffentlichkeitsarbeit und Bildung sowie daran, wie sie Schulkinder und Familien ansprechen können. Sie denken nicht an die Akan-Ältesten, von denen ich vorhin gesprochen habe. Diese Ältesten haben eine direkte Erfahrung mit der Akan-Trommel. Sie haben auch die Sprache, um deren Eigenschaften zu identifizieren, und das Wissen, wie man sie benutzt.

Ich kenne nicht einmal den Namen der Trommel in Twi, der Sprache der Akan, und ich denke, dass ich ziemlich gute Twi-Kenntnisse habe. So hat dieses Objekt zumindest heute verschiedene Menschen miteinander in Beziehung gebracht. Ich habe durch diese Trommel zudem sehr viel über mich selbst gelernt.

SOFIA: In der Ausstellung *ALL HANDS ON: Flechten* wird Kommunikation zwischen den Besucher:innen über ihre unterschiedlichen Erinnerungen hervorgerufen. Zum Beispiel beim Anblick eines geflochtenen Puppenwagens oder eines Teppichklopfers aus Weide. Viele Menschen, vor allem die seit den 1950er Jahren Geborenen, teilen ihre Erinnerungen in der Ausstellung. Die Gegenstände verbinden Generationen, Kinder lernen von Erwachsenen und umgekehrt.

Darüber hinaus hat der Workshop mit Evey Kwong wildfremde Menschen für ein paar Stunden miteinander verbunden und sie zu einer Gemeinschaft werden lassen. Im Prozess der Herstellung eines Besens verkörperten die Teilnehmer:innen alle Arten von Wissen über das immaterielle Erbe: wie das Material riecht, wie robust es ist und wie flexibel es wird, wenn man es ins Wasser taucht. Wie die Finger schmerzen, wenn man Hunderte von Knoten macht. Wie lange es dauert und wie man spürt, ob man es richtig macht.

Wenn man jemals einen geflochtenen Gegenstand gesehen hat, sei es ein Haarzopf, ein Korb oder ein Besen, ist es fast unmöglich, ihn rein kognitiv zu erfassen. Es ist sehr schwer, zu verstehen, wie diese Dinge gemacht werden, wenn man sie nur ansieht. Wenn man Knoten für Knoten macht, kommt man ins Gespräch. Die Menschen haben ihre Lebensgeschichten miteinander geteilt. Das ist eine sehr starke Kraft, die von einem spanischen Handbesen zu einer im Museum entstehenden Gemeinschaft führt.

Politisches Agenda-Setting

Im weiteren Gesprächsverlauf interessierte uns, welche politischen Agenden Sofia Botvinnik, Benjamina Efua Dadzie und Paola Ivanov durch ihre kuratorische Arbeit mit ethnografischen Dingen verfolgen. Wir sprachen darüber, wie sowohl die Kuratorinnen als auch die Objekte selbst spezifische Verständnisse von sozialer Gerechtigkeit, Dekolonisierung oder auch ›Rechenschaft‹ (*accountability*) in die öffentlichen Auseinandersetzungen mit ethnologischen Museen und Sammlungen einbringen.

SOFIA: Alle problematischen Dynamiken der Mode- und Textilindustrie, wie sie zum Beispiel mit Blick auf *fast fashion* diskutiert werden, gelten auch für das Kunsthandwerk wie etwa der Aspekt des *outsourcing*. In Südostasien sind einige Ausbeutungspraktiken, die in der Mode zu beobachten sind, auch im Kunsthandwerk zu finden. Es gibt zudem die Politik des Materials. Esparto, das Material für die Handbesen, die wir im Workshop hergestellt haben, ist eine sehr politische Pflanze. Eigentlich ist es eine Wildpflanze, die hauptsächlich auf Hügeln wächst. Es gibt keine Plantagen wie bei anderen Nutzpflanzen.

In Spanien ist Esparto eine nationale Kulturpflanze. Nach dem Zweiten Weltkrieg führte der Diktator Franco eine Isolationspolitik ein. Esparto war die einzige Pflanze, mit der man weben konnte. Aus Esparto wurde Papier hergestellt, aber auch Kleidung. Es gab sogar einen illegalen Markt für Esparto. Bis vor kurzem wurde Esparto in Südspanien als Währung verwendet. Daran sieht man, wie politisch dieses Material ist.

BENJAMINA: Wenn man *100 Histories* kennt, kann man nicht leugnen, dass es eine Agenda gibt – nämlich die Kritik an der Arbeitsweise im Museum selbst. Die meisten Teammitglieder von *100 Histories* sind Leute, die im Museumsbereich arbeiten. Deshalb haben wir manchmal unangenehme Gespräche unter Kolleg:innen wie »Ich denke, du hast etwas falsch gemacht« oder »Das hättest du anders machen können«.

Für mich ist es interessant, zu sehen, wie viel man über die eigene Arbeit lernt. Es geht nicht darum, recht zu haben. In meiner eigenen Forschung denke ich stets darüber nach, was die Stimme der Menschen ist, die diese Kultur und Geschichte erben: Wie wollen die Menschen, die zu dieser Kultur gehören, im Raum des Museums über dieses Erbe sprechen?

Eine Sache, die mich an der Akan-Trommel im Raum des British Museum gestört hat, war die Tatsache, dass es keine Perspektive von Akan-Personen oder Akan-Musikern gab – obwohl diese nicht schwer zu finden sind. Das Politische kommt ins Spiel, wenn wir über die Arbeit nachdenken, die wir machen. Gerade im aktuellen gesellschaftlichen Klima fühlen sich die Menschen nicht wohl, wenn sie mit unterschiedlichen Geschichten und Sichtweisen konfrontiert werden. Aber es ist gut, wenn Menschen sich unwohl fühlen. Das bedeutet, dass man eine Reaktion hervorruft, und wir können darüber sprechen, warum die Menschen auf eine bestimmte Art und Weise fühlen.

PAOLA: Die politische Implikation jeder Form von Anthropologie ist die Provinzialisierung Europas. Die Dezentrierung des europäischen Wissens, der Philosophie, der Ästhetik und der Kunst. Ich denke, dass Museen, die nur Objekte aus außereuropäischen Ländern ausstellen, sehr *bourgeois* sind. Dasselbe gilt für Museen, die nur die nichtherrschenden Klassen in Europa ausstellen.

Wir müssen zudem bedenken, dass die Entscheidung, bestimmte Dinge zu sammeln, bereits eine kolonial-rassistische Entscheidung war. Deshalb haben wir uns in der Tansania-Ausstellung im Humboldt Forum dafür entschieden, Leerstellen aufzuzeigen: Was wurde nicht gesammelt? Welche Geschichten werden nicht erzählt? Hier sollten die Stimmen der Menschen aus den Ländern, aus denen diese Dinge stammen, einbezogen werden. Eine echte Zusammenarbeit mit den Gesellschaften, aus denen die Dinge stammen, ist zentral.

Meiner Meinung nach sollte das Humboldt Forum damit beginnen, zu sagen, dass es keine ›europäische Geschichte‹ und keine ›nichteuropäischen Sammlungen‹ gibt. Geschichte, Kunst, alles hängt zusammen. ›Ozeanische Kunst‹ ist Teil von ›Kunst‹. Das ist der politische Prozess: die Idee, Europa zu dekonstruieren und zu provinzialisieren.

Navigieren umkämpfter Öffentlichkeiten

Welche Gegenöffentlichkeiten rufen kuratorische Praktiken mit ethnografischen Gegenständen hervor, welche Risiken birgt das Ansprechen ›unbequemer Wahrheiten‹ für die eigene Arbeit? Wir fragten Sofia Botvinnik, Benjamina Efua Dadzie und Paola Ivanov, wie sie mit Angriffen auf eine vorgeblich ›woke‹ Museumspraxis aus dem politisch rechten und/oder konservativen Spektrum umgehen – und auch, wie sie die Kritik dekolonialer Gruppen oder von Communitys navigieren, mit denen sie zusammenarbeiten.

PAOLA: Ich weiß von vielen Leuten, mit denen ich zusammenarbeite, sowohl aus Tansania als auch aus dekolonialen Gruppen in Berlin, die sagen: »Ich will nicht mit dem Humboldt Forum zusammenarbeiten.« Das schafft ein Problem für uns Kurator:innen, die keine anderen Räume für ihre Ausstellungen haben. Es wäre wichtig, alternative Räume zu haben, wo nicht diese ganze politische Last auf unseren Schultern liegt.

Gleichzeitig gab es kürzlich eine Performance aus Angola im Humboldt Forum, die gemeinsam mit dem Goethe-Institut Angola organisiert worden war. Es war eine dekoloniale Performance über drei Frauen, die darüber nachdachten, wie Restitution stattfinden könnte und was das für die Gemeinschaft bedeuten würde, ausgehend von einem berühmten Stück aus der Sammlung in Berlin: die Skulptur von Chibinda Ilunga, die im 19. Jahrhundert von den Chokwe angeeignet wurde.⁵ Es gibt also auch diesen kritischen Raum im Humboldt Forum, um solche Performances zu realisieren. Aber lässt sich die Institution ›an sich‹ wirklich verändern?

BENJAMINA: Wie navigiere ich durch all das? Ich tue es nicht. Ich befinde mich in einer sehr interessanten Position. Ich bin eindeutig afrikanischer Herkunft und viele Leute wissen oft nicht, wie sie mit mir umgehen sollen [lacht], weil sie denken: »Aber sie arbeitet im Museum.« Viele Gemeinschaften im westafrikanischen Kontext sind nicht daran interessiert, mit Museen zusammenzuarbeiten.

5 Für weiterführende Informationen zur Performance siehe: https://www.goethe.de/ins/ao/de/ver.cfm?event_id=24219980 (Zugriff am 28.10.2024).

Als ich kürzlich mit dem von Professor Paul Basu geleiteten Projekt *[Re:]Entanglements* arbeitete, sprach ich mit Forscher:innen des Projekts über einige koloniale Fotografien aus dem frühen 20. Jahrhundert. Im Rahmen des Projekts wurden in Gemeinden in Nigeria Fotos von Objekten gezeigt, die zwischen 1909 und 1915 vor Ort hergestellt worden waren. Einige dieser Fotos lösten in den Gemeinden Diskussionen aus. Manche Leute sagten: »Es ist gut, dass diese Gegenstände im Museum sind, damit die Menschen im Ausland sehen können, dass die Familie, der das Objekt gehörte, sehr bedeutend war: Die Briten waren daran interessiert, sie zu fotografieren.« Aber andere sind nicht glücklich darüber. Es gibt ein Unbehagen in der Gemeinschaft über die unterschiedliche Behandlung von Familien im Archiv, in der die Nichtrepräsentation einer Familie mit ihrem niedrigeren Status assoziiert wird.

Wenn ich davon spreche, dass die Leute nicht wissen, wie sie mit mir umgehen sollen, dann liegt das an den Verbindungen, die ich zu diesen Gemeinschaften habe, aber auch daran, dass ich in einer ehemals kolonialen Institution arbeite. Das ist aber auch eine privilegierte Position, weil es plötzlich eine Offenheit für Gespräche gibt. Ich erkläre den Leuten: »Eigentlich haben Kurator:innen eine gewisse Macht, aber nicht die ganze Macht. Restitutionsansprüche müssen über die Regierung und die institutionellen Bürokratien laufen. Die Kurator:innen sind nicht diejenigen, auf die man schimpfen sollte. Man sollte sich mit ihnen verbünden, um gemeinsam einen Plan zum Vorgehen zu entwickeln.«

SOFIA: Bleiben wir noch einen Moment beim Besen. Wenn wir mit den Besucher:innen über den Besen sprechen, ist eines der wichtigsten politischen Themen heutzutage die Nachhaltigkeit: Wie können wir umweltbewusst handeln? Wie können wir durch die Kunst des Flechtens über Nachhaltigkeit sprechen?

In Spanien haben ganze Städte von Esparto und der damit verbundenen Flechtkunst gelebt. Im Erzgebirge wurden dörfliche Ökonomien auf der Herstellung von Spankörben, Strohgeflechten usw. aufgebaut. Mit der Einführung von Kunststoffen wurden Flechtwaren mehr oder weniger überflüssig. Statt einen Korb zum Einkaufen auf dem Markt zu nehmen, erhält man dort eine Plastiktüte. Für den Transport der Waren oder Lebensmittel vom Feld zum Markt werden keine Körbe mehr verwendet, sondern Transportkisten aus Kunststoff.

Gleichzeitig kann man jedoch sicher sein, dass ein Korb aus Naturmaterialien, den man heute kauft, von Hand gefertigt wurde. Maschinen, Roboter und künstliche Intelligenz können das noch nicht. Diese Themen sind hochpolitisch – so wie die Politik der Materialien selbst. Es gibt nicht nur den Besen: Es gibt ein ganzes Universum darum herum, mit seinem Geflecht von Geschichten, Biologien und Narrativen.

Zukunft von (öffentlicher) Museumarbeit

Abschließend fragten wir unsere Gesprächspartnerinnen, was sie sich für die Museumsarbeit vorstellen und erträumen. Wir diskutierten die Grundlagen einer neuen Form der Beziehungen mit diversen Öffentlichkeiten im Zuge aktueller Transformationen, zum Beispiel mit Blick auf Dekolonisierung, Restitution und *restorative* bzw. *reparative justice*.

BENJAMINA: Ich habe zwei Worte: Macht teilen. Die meisten Themen, mit denen ich in meiner eigenen Forschung zu tun habe, drehen sich um Macht. Es geht darum, wer für wen spricht. Es geht darum, dass Menschen Macht teilen wollen und bereit sind, Macht zu teilen. Nehmen wir das Beispiel der Benin-Bronzen – die Leute in Benin City sind immer noch in der Lage, diese Bronzen herzustellen. Ich denke, es geht nicht so sehr um das Material selbst, sondern um die Macht, die es verkörpert. Es ist nicht so, dass die Leute diese Bronzen nicht wieder herstellen könnten. Und natürlich steckt eine ganze Geschichte dahinter, aber ja, Macht teilen.

SOFIA: Ich sehe das Museum als einen Ort des Geschichtenerzählens, des Teilens von Erinnerungen und als einen Ort des ›Machens‹. Durch den Prozess des Machens kann man sich selbst in das Museum einbringen. In dem Moment, in dem man etwas schafft, wird man Teil davon. Und das ist etwas, was ich mir für die Zukunft der Museumsarbeit wünsche.

PAOLA: Ich würde sagen, Macht zu teilen und anderen Erzählungen Macht zu geben. Meine Vision ist ›Versöhnung‹ – mehr Wissen darüber zu entwickeln, wie Europa die Welt ausgebeutet hat, und über die damit einhergehenden sozialen und natürlichen Interdependenzen. Einen Schritt weiter zu gehen und diese globalen Erzählungen zusammenzubringen.

BENJAMINA: Das ist die Macht, die ich meine, die Macht darüber, wer etwas sagen und tun und sein darf.

Literaturempfehlungen zur Vertiefung der Thematik des kuratierten Gesprächs

Apaydin, Veysel (Hg.). 2017. *Shared Knowledge, Shared Power: Engaging Local and Indigenous Heritage*. New York: Springer. <https://link.springer.com/10.1007/978-3-319-68652-3> (Zugriff am 27.11.2024).

- Apaydin, Veysel. 2023. *Narrating Heritage: Rights, Abuses and Cultural Resistance*. London: Bloomsbury Publishing. <https://doi.org/10.5040/9781350334670>.
- Bell, Joshua A. 2017. »A Bundle of Relations: Collections, Collecting, and Communities.« *Annual Review of Anthropology* 46: 241–259. <https://doi.org/10.1146/annurev-anthro-102313-030259>.
- Bystron, Daniela und Anne Fäser. 2022. *Das Museum Dekolonisieren? Kolonialität und Museale Praxis in Berlin*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839464274>.
- Colwell, Chip. 2017. *Plundered Skulls and Stolen Spirits: Inside the Fight to Reclaim Native America's Culture*. Chicago: University of Chicago Press.
- Couperus, Stefan, Pier D. Tortola und Lars Rensmann. 2023. »Memory Politics of the Far Right in Europe.« *European Politics and Society* 24(4): 435–444. <https://doi.org/10.1080/23745118.2022.2058757>.
- Dilger, Hansjörg, Barbara Göbel, Lars-Christian Koch, Stephanie Schütze und Alexis von Poser (Hg.). 2025. *Collections as Relations: Contestations of Belonging, Cultural Heritage, and Knowledge Infrastructures*. London: Routledge.
- Ivanov, Paola und Jonas Bens. 2021. »Koloniale Diversität: Die affektiven Regierungsmodi des Liberalismus am Beispiel des Humboldt Forums.« In *Umkämpfte Vielfalt: Affektive Dynamiken institutioneller Diversifizierung*, herausgegeben von Hansjörg Dilger und Matthias Warstat, 164–185. Frankfurt a. M.: Campus.
- Janes, Robert R. und Richard Sandell. 2019. *Museum Activism*. Abingdon Oxon: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781351251044>.
- Joy, Charlotte. 2020. *Heritage Justice*. Cambridge: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/9781108900669>.
- Kreps, Christina. 2019. *Museums and Anthropology in the Age of Engagement*. New York; London: Routledge.
- Macdonald, Sharon. 2022. *Doing Diversity in Museums and Heritage: A Berlin Ethnography*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839464090>.
- Miller, Daniel. 2002. »Artefacts and the Meaning of Things.« In *Companion Encyclopedia of Anthropology*, herausgegeben von Tim Ingold, 430–453. New York and London: Routledge.
- Modest, Wayne und Claudia Augustat. 2023. *Spaces of Care – Confronting Colonial Afterlives in European Ethnographic Museums*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839468487>.
- Rassool, Ciraj. 2022. »Rethinking the Ethnographic Museum.« In *African Futures*, herausgegeben von Clemens Greiner, Steven van Wolputte und Michael Bollig, 56–66. Leiden: Brill. <https://www.jstor.org/stable/10.1163/j.ctv2kqwzjh.12>.
- Rassool, Ciraj und Victoria E. Gibbon. 2023. »Restitution versus Repatriation: Terminology and Concepts Matter.« *American Journal of Biological Anthropology* 184(1): e24889. <https://doi.org/10.1002/ajpa.24889>.
- Simon, Nina. 2010. *The Participatory Museum*. Santa Cruz, California: Museum 2.0. <https://www.participatorymuseum.org/read/> (Zugriff am 27.11.2024).
- Sterling, Colin und Jamie Larkin. 2021. »Towards Reparative Museology.« *Museums & Social Issues* 15(1–2), 1–3. <https://doi.org/10.1080/15596893.2021.2151728>.
- Soares, Bruno B. 2023. *The Anticolonial Museum: Reclaiming Our Colonial Heritage*. Milton: Taylor & Francis Group.

- Sternfeld, Nora. 2018. »Das Radikaldemokratische Museum.« In *Das radikaldemokratische Museum*, herausgegeben von Nora Sternfeld. Berlin: De Gruyter.
- Tolia-Kelly, Divya P. 2016. »Feeling and Being at the (Postcolonial) Museum: Presencing the Affective Politics of ›Race‹ and Culture.« *Sociology* 50(5): 896–912. <https://doi.org/10.1177/0038038516649554>.
- Weber-Sinn, Kristin und Paola Ivanov. 2020 »»Collaborative« Provenance Research – About the (Im)Possibility to Smash Colonial Frameworks.« *Museum & Society* 18(1), 66–68. <https://doi.org/10.29311/mas.v18i1.3295>.

Das Gespräch suchen: interessierte Öffentlichkeiten und die Ethnologie

Magnus Treiber

Abstract

In außeruniversitären Veranstaltungen bitten interessierte Öffentlichkeiten Wissenschaftler:innen um Expertisen zu drängenden Themen und laden zum Gespräch ein. Eine solche Veranstaltung ist nicht nur eine Chance, Wissen jenseits des Seminarraums zu vermitteln, in einer gerahmten Auseinandersetzung kann mit- und voneinander gelernt werden. In Veranstaltungen zu Fluchtherkunftsländern werden mitunter auch Beweggründe und Unsicherheiten der Teilnehmer:innen Thema und fordern heraus. Nicht immer können Fragen beantwortet und Erwartungen zufriedengestellt werden, aber solche Gelegenheiten zum persönlichen Austausch können nicht nur Publikum und Gast zum weiteren Nachdenken anregen, sie werden in unserer unruhigen Zeit zunehmend zu einer unverzichtbaren Aufgabe der ethnologischen Fächer.

Keywords: Öffentlichkeit; Fort- und Weiterbildung; Dialog; Expertise; Flucht; Public Anthropology

Wenn ich mir meine Begegnungen zu Themen meiner Forschung jenseits universitärer Kontexte vor Augen halte, sind mir vor allem interessante, oft unerwartete Gesprächssituationen in Erinnerung geblieben. »Aber das ist doch Scheiße«, brach es etwa aus einem streng dreinblickenden Schweizer Behördenleiter heraus – und damit meinte er keineswegs meinen Beitrag auf einer Fortbildung zu Fluchthintergründen, sondern die schwierige Situation jener, die aus Eritrea nach Europa geflohen waren und nun auch seine Behörde beschäftigten. Geflüchtete aus Eritrea stehen in der Schweiz seit Jahren im Zentrum medialer Debatten, nicht zuletzt, weil ihre militärische Mobilmachung als legitimer Fluchtgrund angezweifelt wird. Ich gab ihm recht – ahnend, dass viele seiner Kolleg:innen dies anders sahen. Aber seine Reaktion freute mich doch. Ich hatte jemanden erreicht, mit dem ich ansonsten kaum ins Gespräch kommen würde. Public Anthropology findet im Feuilleton statt, in Ausstellungen und im Theatersaal, aber eben auch in kleineren, weniger sichtbaren Formaten, deren Wirkung sich schlecht messen lässt und doch spürbar ist.

Lange nach einzelnen Veranstaltungen erreichen mich oft noch Zuschriften Teilnehmender mit der Bitte um Stellungnahme und Einschätzung, die von anhaltendem Interesse zeugen. Inzwischen haben fast 50 Vorträge, Diskussionsrunden, Weiterbildungen und Workshops jenseits der üblichen ethnologischen und/oder regionalwissenschaftlichen Fachöffentlichkeiten meine eigene Erfahrung in der Public Anthropology geprägt und meine Perspektive bereichert – etwa vor und mit Sozialarbeitenden und Ehrenamtlichen der Asyl- und der Jugendarbeit, in Volkshochschulkursen und Einrichtungen der politischen Bildungsarbeit, Schulklassen, Kirchengemeinden und Diaspora-Organisationen. Thematisch ging es in meinen Beiträgen meist um das Vermitteln von Hintergrundwissen zur Fluchtherkunftsregion Horn von Afrika, um das Nachvollziehen politischer Konflikte ›dort‹ oder um den Umgang mit kultureller Diversität ›hier‹. Erwartet wurden stets ein inhaltlicher Input und eine fachlich informierte Auseinandersetzung zur Klärung eigener Fragen und Argumente, zur eigenen beruflichen wie politischen Positionierung und nicht zuletzt zum besseren Verständnis Geflüchteter. Und während ich keineswegs zu allem sinnvoll Stellung nehmen könnte, so denke ich doch, dass die ethnologischen Fächer ganz grundsätzlich ein Interesse an Öffentlichkeiten jenseits der universitären Lehre und der Fachzeitschriften haben müssen und ihrerseits auf interessierte Öffentlichkeiten zugehen sollten.

Suchen und Gesuchtwerden – die interessierte Öffentlichkeit

Der Soziologe Werner Hofmann, Mitbegründer des Bundes demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (BdWi), nannte es die »primäre gesellschaftliche Aufgabe von Wissenschaft [...] Distanz zwischen sich und die Gesell-

schaft zu legen« (1968: 36) – dies aber nicht im Sinne einer sich abschließenden Elfenbeinturm-Universität, sondern mit dem Auftrag, Gesellschaft aus einer kritischen Perspektive heraus mitzugestalten, auch unbequeme Positionen zu beziehen und argumentativ öffentlich zu vertreten. Sich Gehör zu verschaffen, ist dabei die eine Herausforderung; eine Form dafür zu finden, die nicht ausschließlich einem schnelllebigen Nachrichtenmarkt zuliefert, sondern auch Raum für dialogische Auseinandersetzung und Reflexion lässt, eine andere. In einer Zeit, in der der Begriff der Öffentlichkeit nur noch fragmentiert, volatil und nicht länger territorial begrenzt gedacht werden kann (Seeliger und Seignani 2021: 22–24; Habermas 2021), möchte ich »interessierte Öffentlichkeiten« vor dem Hintergrund meiner eigenen Erfahrung pragmatisch als konkrete Öffentlichkeiten verstehen, die das Gespräch suchen und zu produktiver, also durchaus auch kritischer Resonanz bereit sind (vgl. EINLEITUNG, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN).

Eine interessierte Öffentlichkeit besteht dann anlassbezogen aus Menschen, die sich über ihr politisches Engagement, ihren Beruf, ihre Herkunft oder auch einfach den Wunsch, sich weiterzubilden, zusammenfinden, ihre Interessen formulieren, mögliche Expert:innen zu einem bestimmten Thema suchen und diese entweder selbst einladen oder schlicht zu einer solchen Veranstaltung kommen. Schulklassen tun dies oft weniger freiwillig als die Teilnehmer:innen eines Volkshochschulkurses, wenn sich vielleicht auch beide einen gewissen Unterhaltungswert erhoffen. Das Interesse von Helfer:innen-Kreisen oder bei beruflichen Fortbildungen orientiert sich wiederum an Inhalten, die für das eigene Engagement bedeutsam und hilfreich sind.

Die Einladung, zu einem Thema zu sprechen und Hintergründe zu vermitteln, ist keine Einladung zur Berieselung, die für die Beteiligten ohne Folgen bleibt, oder zu einer Schulung, die richtig und falsch vermittelt; ich habe sie immer als Aufforderung zum ernsthaften Gespräch und zur gemeinschaftlichen Auseinandersetzung verstanden. Ob Letzteres gelingt, wissen die Beteiligten meist erst hinterher. Die Suche der einen ist die Gelegenheit der anderen, sich mitzuteilen, sich auszuprobieren und jenseits der eigenen Fachwelt Gehör und Anerkennung zu finden.

Es gibt also Gründe, sich suchen zu lassen und eine solche Einladung anzunehmen. Ein Beitrag vor einem Publikum, das sich zu diesem Anlass zusammenfindet, erlaubt – außerhalb von Seminarraum und Hörsaal – nachzuprüfen, ob und wie man verstanden wird, was thematisch interessierte und oft engagierte Menschen beschäftigt und wie diese zu ihren spezifischen Fragen und Einschätzungen kommen. Das Gespräch, das nach einem Vortrag oder einem Diskussionsbeitrag entsteht oder in der Kaffeepause an einen herangetragen wird, ist sicher noch keine »Korrespondenz« im Sinne Tim Ingolds, die sich über längere Zeit entwickelt und entfaltet (2021: 2), aber doch Austausch und Feedback. Für eine begrenzte Zeit tritt man in einem verabredeten Rahmen in eine soziale Beziehung zueinander. Dass geladene Gäste in aller Re-

gel mit Respekt behandelt werden – selbst bei einer Einladung zum Streitgespräch –, rahmt das Gespräch und ermöglicht Kritik und Nachfragen aller Teilnehmenden auch in Kreisen, in denen man sich privat eher nicht bewegen würde. Verurteilung, verbale Verletzung oder Hassrede würden diesem situativ eingegangenen Konsens zuwiderlaufen. In einer solchen Begegnung aber gestaltet sich das ethnologische Projekt möglicherweise ergiebiger als im Austausch mit Menschen, die ohnehin schon ähnlich denken wie man selbst und in kontroversen Fragen einen bequemerem Umgang versprechen (Bourdieu 1993: 114). Das Heraustreten und Sichstellen erweisen sich so auch als Gelegenheit zur Diskussion, wie ich etwa nach einem Vortrag in einem Landratssamt im Münchner Umland erlebte.

Als sich ein distinguiert wirkender, älterer Herr, offenbar ehrenamtlich in der Integrationsbegleitung tätig, erhebt, bedächtig die Krawatte glattstreicht und mit wohl beabsichtigter Provokation zu bedenken gibt, ob nicht eine gewisse ›rassische‹ Qualität für anhaltende Kriege und undurchschaubare Konflikte am Horn von Afrika verantwortlich zu machen sei, lädt er mich und alle anderen Zuhörer:innen dazu ein, Stellung zu beziehen und Argumente vorzubringen, die ihn widerlegen. Die Stimmung im Publikum, das er mit seiner Äußerung gegen sich aufbringt, hätte es erlaubt, seine Frage entrüstet zu verwerfen. Aber genau hier konnte sie adressiert werden – und ich hoffe im Nachhinein, dies ausreichend schlagfertig und verantwortungsvoll getan zu haben. Ich verwies damals kurz auf die wissenschaftliche Unhaltbarkeit der Rassentheorie einerseits und in etwas größerem Detail auf das reichhaltige intellektuelle und künstlerische Leben der Region andererseits, das sich mit politischer Gewalt, die nie nur endemisch ist, immer schon kritisch auseinandersetzt.

Die Szene erinnere ich als eine unerwartete Herausforderung, für die ich aber dankbar bin. Denn noch in seiner Provokation bewies der Fragesteller seine Bereitschaft, selbst formulierte Antworten auf komplexe Fragen zur Disposition zu stellen und Argumente zu seiner Widerlegung anzuhören. Ohne Zweifel verstand er sich selbst als Teil einer interessierten Öffentlichkeit. Er stellte den Gesprächsrahmen nicht infrage und hatte die Veranstaltung vermutlich nicht besucht, um sie zu sprengen. Er nickte dankend und setzte sich, sichtlich berührt vom Aufruhr, den er im Publikum verursacht hatte.

Weniger klar formuliert sind nichtsdestotrotz essentialisierende Vorstellungen von Kultur, die mitunter auch in der professionellen sozialen Arbeit oder im Erziehungs- und Bildungswesen zu finden sind, aber eben nicht immer zur Sprache gebracht werden – wohl auch aus der Sorge heraus, vor anderen etwas Unpassendes zu sagen, gerade in beruflichen oder politisierten Kontexten. Unterliegende Vorannahmen und Verkürzungen in der gemeinsamen Auseinandersetzung überhaupt zu erreichen und zu thematisieren, scheint mir ein Hauptanliegen einer öffentlich auftretenden Ethnologie. Ein solches Ins-Gespräch-Kommen entscheidet, ob ich selbst die Veranstaltung im Sinne einer Public Anthropology für gelungen halte.

Spielerisches Lernen und die brüchige Autorität der Expert:innen

Einladungen zum Vortrag erhielt ich aus ganz unterschiedlichen Kreisen. Immer aber wurde ich mehr oder weniger ausdrücklich als Wissenschaftler angefragt. Meine thematischen und regionalen Arbeitsgebiete versprachen ein zu den eigenen Interessen passendes Hintergrundwissen und meine akademische Verankerung erweckte ein gewisses Vertrauen. Schließlich kann Sonderwissen und zugestandene Expertise von außen schlecht anders beurteilt werden als durch die soziale Anerkennung, die man ihr – zumindest als Vorschuss – entgegenbringt (Knoblauch 2010: 359–366).

Geladene Expert:innen aus der Wissenschaft nehmen privilegierte Rollen ein, etwa über die ihnen zugestandene Möglichkeit, sich ausführlich und von prominentem Platze aus öffentlich zu äußern. Die Gesprächssituation ist asymmetrisch angelegt. Schon die Anwesenheit des Gastes trägt dazu bei, die interessierte Öffentlichkeit zu konstituieren. Der Symbolik der erwiesenen Ehre, die sich noch im gereichten Wasserglas spiegelt, zum Trotz wird zunächst einmal nur eine Art Kredit gewährt (vgl. Bourdieu 1993: 218). Im Verlauf der Veranstaltung wird stets geprüft, ob der zugebilligte Vorschuss an Autorität und Kompetenz gewährt oder wieder entzogen werden muss. Bei einem kurzen Exkurs zur äthiopischen Orthodoxie verwechselte ich so einmal den heiligen Michael mit dem heiligen Georg, was von einer ehemaligen katholischen Internatsschülerin prompt und triumphierend bemerkt wurde und mich zu dem Geständnis zwang, in religiösen Fragen mitunter etwas zu großzügig zu sein.

Das Vortragen ist also immer auch eine Rolle, die man zu spielen bereit sein muss. Wie im Ritual bleiben Verlauf und Ausgang erst einmal offen. Meist wird ein Professor:innentitel im Publikum schwerer wiegen als eine noch unfertige Promotion. Ein wohlbestallter Lehrstuhl wird das Gefühl, sich bewähren zu müssen, sicher lindern, während ungesicherte, junge Wissenschaftler:innen ihre berufliche Etablierung und Karriere noch im Blick haben müssen (vgl. Dilger et al. 2023: 189). Bewährt hat sich in meiner persönlichen Erfahrung das gemeinsame Präsentieren, etwa im Tandem mit Sozialarbeiter:innen, Jurist:innen oder Fachkolleg:innen – auch mit Diaspora-Bezug –, was verschiedene Perspektiven zusammenbringt und anreichert, aber auch unterschiedliche Einschätzungen herausstellt, transparent macht und Einstiege in die Diskussion erlaubt. Gemeinsame Workshops mit der Ethnologin Semhar Negash, die selbst aus Eritrea geflüchtet ist und in der Schweiz studiert und geforscht hat (Dittmann et al. 2023), erlaubten besonders viele Bezüge zwischen unseren Vortragsteilen und eine lebhaft diskutierte Diskussion zwischen uns und mit dem Publikum. Während eine Einzelexpertise autoritär wirken kann und in der Diskussion eher abgefragt wird, befan-

den sich hier Expertisen bereits im Gespräch, produktiv und demokratisch, und luden zur Beteiligung ein.

Vieles mehr mag dazu beitragen, wie sich in solchen Veranstaltungen ein situatives Miteinander gestaltet: die Zusammensetzung der Anwesenden, der Einfluss aktueller Nachrichten und Debatten oder auch banale Probleme mit der Präsentationstechnik (Schnettler und Knoblauch 2007). Auch die Art und Weise der rhetorischen und didaktischen Vermittlung trägt dazu bei, ob sich die Zuhörer:innen mitnehmen lassen oder Zweifel hegen.

Mit dem angefragten Input aber ist das Gespräch gerade einmal eröffnet und fordert die Expertise heraus. Erfahrungsgemäß kann ich selbst nie alle Fragen gleichermaßen gut beantworten, muss auch manchmal Nichtwissen eingestehen, Unklares neu formulieren oder Berichtigungen und Aktualisierungen aufnehmen. In einem polyphonen Vortragsformat ergänzt man sich hierbei besonders gut. Hauptsache aber, es kommt in der Diskussion möglichst vieles zur Sprache. Idealerweise nämlich geht die Auseinandersetzung über den Gegenstand der eigentlichen Einladung hinaus und ermöglicht es, zum Nachdenken anzuregen und Einfluss zu nehmen. Fragen, Vorannahmen, Urteile sind vielleicht herausfordernd, drücken aber oft ebenso Unsicherheit aus wie die Bereitschaft, zu hinterfragen und auch die eigene Sicht auf die Welt erschüttern zu lassen.

Dies führt unweigerlich in die tieferen Gewässer der Ethnologie und ihrer Anliegen. Hier kann mit Stereotypen gebrochen, für Verständnis geworben, Engagement bestärkt und zum gemeinsamen Denken und Handeln angeregt werden. Allerdings ist dies keine Einbahnstraße. Als Gast lerne ich hier, was Menschen, die an Weiterbildung und Auseinandersetzung interessiert sind, umtreibt. Fragen, schiefen Bildern und auch Kritik lässt sich dabei nicht ausweichen. In solchen Gesprächskonstellationen müssen sich Ethnolog:innen grundsätzlich beweisen, mehr noch, sie dürfen es. Unsere Wissenschaft ist nicht abstrakt, sondern eingewoben in Zeitgeist und Zeitgeschehen, in Diskurse und Auseinandersetzungen. Ihre Vertreter:innen dürfen und sollen sich stellen und Stellung beziehen, ich finde auch, sie dürfen provozieren und hervorlocken. Bedingung bleibt die geteilte Bereitschaft, sich miteinander zu Themen und Fragen unserer Zeit auseinanderzusetzen (Amborn 2015: 215–219).

Interessierte Öffentlichkeiten sind ihrerseits keine weiße Wand, die beschrieben werden, kein Raum, der einfach beschallt werden kann. Eine demokratische Wissenschaft kann letztlich nicht vorschreiben, wie zu denken oder zu handeln sei (Pettermann 2010: 36). Sicherlich aber können Wissenschaftler:innen Hintergründe beleuchten, abwägen helfen und Vorschläge machen. Geduld, Kritikfähigkeit und die Bereitschaft, zuzuhören, scheinen mir hierfür wesentlich. Das in Anspruch genommene Vertrauen beruht auf Autorität, die einerseits auf dem Prüfstand steht, andererseits aber auch Möglichkeiten zur Manipulation bereitstellt. Nicht zuletzt sind

auch Wissenschaftler:innen politische Wesen und äußern sich unvermeidlich über und durch ihre Wissenschaft als solche. Dies zu vereinen und doch getrennt zu halten, bleibt eine ethische Herausforderung.

Mir selbst ringt die Rolle des geladenen Gastes ab, mich gleichermaßen an die Regeln des gemeinsamen Gesprächs zu halten. Tatsächlich habe ich in solchem Zusammenhang nie ein Gespräch abrupt beendet, was ich mir ansonsten durchaus erlauben würde. Die zugewiesene und angenommene Rolle trägt also dazu bei, ein Gespräch zu führen, auch weil sie eine gewisse Distanz ermöglicht. In Zeiten, in denen miteinander zu sprechen, selbst im Privaten, an einer Vielzahl von Themen zu scheitern droht (Habermas 2021: 496–499), scheint mir solch ein professionelles Aufrechterhalten des Gesprächs wichtig. Zu überzeugen muss dabei kaum das letzte Ziel sein, ins Nachdenken bringen schon, und zwar andere wie auch sich selbst. Das Zusammenspiel aus interessierten Öffentlichkeiten und unseren eigenen Themenangeboten kann hierzu ein Weg sein, insbesondere, wenn wir dieses nicht nur als *outreach* oder *dissemination*, als Wissensvermittlung in eine Richtung, verstehen, sondern als Möglichkeit, selbst zu lernen. Reibungen und Nichtverstehen sind uns Ethnolog:innen dabei zunächst einmal Herausforderungen (Zenker und Vonderau 2023: 151).

Jean Piaget unterscheidet in seiner Theorie des Lernens die Assimilation als die Aufnahme neuer Erkenntnisse und deren Einbau in bestehende Kenntnisse und die Akkommodation als die Neuausrichtung und den Umbau von Wissen, wenn sich Neues ansonsten nicht fassen lässt (2003: 53–62). Letzteres sollte die ethnologischen Fächer mindestens ebenso interessieren wie jene Informationsvermittlung, auf die eine Einladung in der Regel abzielt. Das glaubwürdige Vermitteln eines Geltungsanspruchs (Habermas 2004: 116), nicht einer objektiven Wahrheit, mag dabei eine produktive Resonanz befördern helfen – als »Hören und Antworten« (Rosa 2021: 269), aber auch als gemeinsames Rasonieren über den sprachlichen Austausch hinaus (Wikan 1992: 466–467).

Public Anthropology: auf der Suche bleiben

Die Welt, in der wir leben, ist anerkanntermaßen komplex, auf vielfache Weise verflochten und verstrickt – das wissen selbst diejenigen, die allzu einfache Antworten versprechen. Das moderne Projekt, die Welt von oben herab zu ordnen und zu gestalten und dazu alle Ressourcen zur Hand zu nehmen, ist gescheitert. Allen Versuchen politischer Kontrolle und Steuerung zum Trotz haben Entwicklungen und Ereignisse, die sich mitunter an weit entfernten Orten vollziehen, spürbare Auswirkungen auf unser eigenes Leben, werden unsere Umwelten vielgestaltiger und diverser, zeigen sich die Herausforderungen unserer Zeit als glo-

bale Probleme. Unsere Existenz selbst scheint an diese geknüpft, ein sorglos-pri-
 vilegiertes ›Weiter-so‹ schon mittelfristig kaum möglich. Mit Sorgen und Ängsten
 geht aber auch der Wunsch einher, mehr zu wissen, besser zu verstehen, Einfluss
 zu nehmen (Seeliger und Seignani 2021: 28; Habermas 2021: 479–484). In einem
 solchen volatilen Kontext kann das interessierte persönliche Gespräch konkrete
 und stabilisierende Beziehungen herstellen, die sich in der gemeinschaftlich ak-
 zeptierten Zuteilung und Anerkennung von Rollen und Beiträgen ebenso zeigen
 wie in Ton, Blickkontakt und Körperhaltung. Diese kollektive und letztlich kul-
 turelle Rahmung motiviert, sich einzulassen, sich in einem überschaubaren Mit-
 einander auszutauschen und nachzufragen. Dies ist keine Selbstverständlichkeit.
 Digitale soziale Medien haben zwar den kommunikativen Austausch in neuen
 Maßstäben ermöglicht, aber auch Polarisierung, Unverständnis und Unkenntnis
 (vgl. NÄSER-LATHER, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN):

»Wenn die real geteilten Erfahrungs- und Begegnungsräume fehlen, werden die Diskurs-
 welten der je anderen zu Stimulatoren medialer Erregung, sie dienen zur Erzeugung von
 Empörungswellen und zur affektiven Aufladung und Absicherung der je eigenen Welt: Die
 Phänomene des Shitstorms und der radikalen medienbasierten kommunikativen Intoleranz
 haben hier ihre Basis. Transformative Resonanz, die sich in einem Prozess des wechselseitigen
 Erreichens und Erreichenlassens ereignet, findet so gerade nicht statt.« (Rosa 2021: 262)

Sind Ethnolog:innen bereit, Öffentlichkeiten anzusprechen und aufzusuchen, also
 konkrete Begegnungsräume mitzubeleben und Begegnungen auszuhalten, dann
 gewinnt das ethnologische Projekt, das danach strebt, komplexe Erkenntnisse
 über das eigene Fach hinaus zu tragen und zur Diskussion zu stellen. Dass sich in
 einer Auseinandersetzung nicht alle einig sind, hindert nicht daran, über die Wis-
 senschaft hinaus eigene politische Standpunkte einzunehmen. Nicht nur scheint
 mir dies für die weitere Fortentwicklung und die gesellschaftliche Relevanz der
 ethnologischen Fächer produktiv, es beweist und vermittelt auch ganz grundsätz-
 lich die Fähigkeit und Bereitschaft zur Demokratie. Von Marcel Mauss wissen wir,
 dass das Ablehnen einer Einladung auch als Absage an das soziale Miteinander
 verstanden werden kann (Mauss 1990: 36). Mehr noch, zum Gespräch einzuladen
 oder eine Einladung anzunehmen, ist ein Tun, letztlich ein politisches, ein demo-
 kratisches Tun, und steht damit auch in der Tradition der Aktionsethnologie (Am-
 born 2015). Und überhaupt scheint mir miteinander zu sprechen in einer unüber-
 sichtlichen, ungleichen und auseinanderfallenden Welt nicht der schlechteste Rat.

Literatur

- Amborn, Hermann. 2015. »Handlungsfähiger Diskurs. Reflexionen zur Aktionsethnologie.« [1993] In *Ethnologie und Soziale Arbeit. Fremde Disziplinen, gemeinsame Fragen?*, herausgegeben von Magnus Treiber, Nicolas Griefmeier und Christian Heider, 201–227. Opladen: Budrich UniPress.
- Bourdieu, Pierre. 1993 [1980]. *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Dilger, Hansjörg, Kristina Mashimi und Saloua Nyazy. 2023. »Affective Ambiguities and Incompatible Value Frameworks. Sustaining Collaborations Within and Beyond Neoliberal Academia.« *Public Anthropologist* 5: 183–210. <https://doi.org/10.1163/25891715-bja10049>.
- Dittmann, Jörg, Matthias Drilling, Berihun Wagaw, Semhar Negash und Nadine Käser. 2023. »Die Nachbarschaft als Türöffnerin.« *Sozialwirtschaft: Zeitschrift für Führungskräfte in sozialen Unternehmungen* 33(6): 16–18. <https://doi.org/10.5771/1613-0707-2023-6-16>.
- Ingold, Tim. 2021. *Correspondences*. Cambridge UK: Polity.
- Habermas, Jürgen. 2004. »Rationalität der Verständigung. Sprechakttheoretische Erläuterungen zum Begriff der kommunikativen Rationalität.« In *Wahrheit und Rechtfertigung. Philosophische Aufsätze*, herausgegeben von Jürgen Habermas, 102–137. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen. 2021. »Überlegungen und Hypothesen zu einem erneuten Strukturwandel der politischen Öffentlichkeit.« *Leviathan* 49 (Sonderband 37): 470–500. <https://doi.org/10.5771/9783748912187-470>.
- Hofmann, Werner. 1968. *Universität, Ideologie, Gesellschaft. Beiträge zur Wissenschaftssoziologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Knoblauch, Hubert. 2010. *Wissenschaftssoziologie*. 2. Aufl. Konstanz: UVK.
- Mauss, Marcel. 1990. *Die Gabe. Form und Funktion des Austausches in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Petermann, Werner. 2010. *Anthropologie unserer Zeit*. Wuppertal: Peter Hammer Verlag.
- Piaget, Jean. 2003. *Meine Theorie der geistigen Entwicklung*, herausgegeben von Reinhard Fatsche. Weinheim: Beltz.
- Rosa, Hartmut. 2021. »Demokratischer Begegnungsraum oder lebensweltliche Filterblase? Resonanztheoretische Überlegungen zum Strukturwandel der Öffentlichkeit im 21. Jahrhundert.« *Leviathan* 49 (Sonderband 37): 252–274. <https://doi.org/10.5771/9783748912187-252>.
- Schnettler, Bernt und Hubert Knoblauch (Hg.). 2007. *Powerpoint-Präsentationen. Neue Formen der gesellschaftlichen Kommunikation von Wissen*. Konstanz: UVK.
- Seeliger Martin und Sebastian Seignani. 2021. »Zum Verhältnis von Öffentlichkeit und Demokratie. Ein neuer Strukturwandel?« *Leviathan* 49 (Sonderband 37): 9–40. <https://doi.org/10.5771/9783748912187-9>.
- Wikan, Unni. 1992. »Beyond the Words. The Power of Resonance.« *American Ethnologist* 19(3): 460–482. <https://doi.org/10.1525/ae.1992.19.3.02a00030>.
- Zenker, Olaf und Asta Vonderau. 2023. »Collaborations and Contestations in Publicly Engaged Anthropologies. An Exposition.« *Public Anthropologist* 5: 129–152. <https://doi.org/10.1163/25891715-05020001>.

Shitstorms und Social Media als Öffentlichkeiten

Marion Näser-Lather

Abstract

Das Schlaglicht schildert die Erfahrungen mit einem Shitstorm als Reaktion auf ein Forschungsprojekt zu den Argumentationen von Wissenschaftler:innen, die sich gegen die Gender Studies positionieren. Die Funktionsweise von Shitstorms als Empörungskaskade, die von emotionalisierender Sprache und der tendenziösen Darstellung von Sachverhalten gekennzeichnet ist, steht in Beziehung zu den Charakteristika von Onlinemedien, die eine hohe Verbreitungsgeschwindigkeit von Informationen und eine große Reichweite einzelner Akteur:innen ermöglichen. Diese Bedingungen führen zu einer erhöhten Unkalkulierbarkeit hinsichtlich der Publika, die Forschungsergebnisse rezipieren, und der Kontexte, in die Inhalte eingebettet werden, und machen daher ein besonders sorgsames Vorgehen bei der Wissenschaftskommunikation erforderlich.

Keywords: digitale Öffentlichkeiten; Social Media; Shitstorm; Hatespeech; Antifeminismus; Public Anthropology

Ein Shitstorm begleitet mein Forschungsprojekt. Eine neue Erfahrung. Es ist schwer zu ertragen, ständig neue Diffamierungen und Falschaussagen über mich und meine Forschung zu lesen. Bereits nach der Bekanntgabe der Beantragung unseres Verbundprojektes *REVERSE* – »KRiSE der GeschlechterVERhältnisse? Antifeminismus als gesellschaftsspaltendes Krisenphänomen« – beim Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung (BMBF) auf der Homepage des Instituts für Politikwissenschaft der Philipps-Universität Marburg äußerte sich das Blog *Hadmut Danisch – Ansichten eines Informatikers*. Danisch bezweifelte die Wissenschaftlichkeit des Vorhabens, nahm jedoch Korruption bei der Mittelvergabe an und sagte dem Antrag daher einen vollumfassenden Erfolg voraus. Nachdem wir im September 2017 in der Tat erfolgreich Drittmittel eingeworben hatten – leider weniger, als von Danisch vermutet –, wurden der Pressemitteilung der Universität dazu ebenfalls Kommentare gewidmet. Einer der ersten war das Blog *Alles Evolution*, dessen Betreiber mich auch um eine Stellungnahme bat und seinen Beitrag zur Anfrage an mich zudem auf Twitter postete, wo er von dem *WELT*-Kolumnisten Don Alphonso retweetet wurde.

Unterschiedliche Onlinemedien und Akteur:innen führen während des gesamten Projektverlaufs fort, unser Verbundprojekt anzugreifen. Meine Fallstudie zu Akademiker:innen, die sich gegen die Gender Studies positionieren, stand im Zentrum. Am aktivsten war *ScienceFiles*, ein rechtes Blog, das von einer der von mir untersuchten Wissenschaftler:innen mitbetrieben wird. Dort wurden über 20 Artikel veröffentlicht, unter anderem ausgeklügelte Verschwörungsnarrative über meine Projektkolleginnen, meine Rolle als politische Marionette und meine angeblichen Auftraggeber – die Amadeu Antonio Stiftung, die sich gegen Rechtsextremismus engagiert. Medien aus der männerrechtlichen und antifeministischen *Manosphere* wie *Mandant*, *Agens* und *Philosophia perennis* und aus dem rechten Spektrum wie *Die Achse des Guten* und *Die Freie Welt* griffen die Diffamierungen auf und reposteten *ScienceFiles*-Artikel. Unter den Blogbeiträgen befanden sich zahlreiche teils beleidigende und hetzerische Kommentare. In der Folge bekam ich auch persönlich Hass-E-Mails. Die rechte Partei Alternative für Deutschland (AfD) stellte eine Kleine Anfrage an den Deutschen Bundestag zu unserem Projekt und dessen Finanzierung, eine der von mir untersuchten Wissenschaftlerinnen verklagte mich (erfolglos) und die *Frankfurter Rundschau* berichtete über den Fall (vgl. Thorwarth 2019).

Shitstorms sind »massenhafte öffentliche Entrüstung[en] in sozialen Netzwerken, Blogs oder Foren, teilweise mit beleidigenden Inhalten« (Lumma et al. 2013: 113), mittels derer empfundene Verfehlungen angemahnt und Akteur:innen schnell und effektiv an den Pranger gestellt werden können (Pörksen und Detel 2012: 138). Das Wort kommt ursprünglich aus dem militärischen Bereich, es bezeichnet unkontrollierbare Situationen und adressiert damit Gefühle des Kontrollverlustes und der Ohnmacht, wie sie auch durch Opfer von Onlineshitstorms

erlebt werden, unter anderem durch die Masse an Nachrichten, die einem Sturm gleicht. Dieser kann freilich in unterschiedlichen Intensitäten auftreten (Marx 2019: 135f.; siehe auch die »Shitstorm-Skala« von Graf und Schwede 2012). Ab welcher Anzahl von Nachrichten ein Shitstorm als solcher bezeichnet werden kann, ist abhängig davon, wie hoch die Dichte von Reaktionen auf das Handeln von Akteur:innen üblicherweise ist – einen Shitstorm kennzeichnet die Konfrontation mit unerwartet vielen negativen Kommentaren (vgl. Ebner 2012). So kann man beispielsweise bei einem kleinen Betrieb bereits bei wenigen negativen Reaktionen von einem Shitstorm sprechen, anders als bei einem internationalen Konzern.

Shitstorms folgen nicht dem Muster und den Richtlinien rationaler, sachlicher Auseinandersetzungen. Die Relevanz des besseren Argumentes und grundsätzliche Umgangsformen wie Respekt gelten hier nicht, es kommt zu starken Vereinfachungen, verfälschenden Darstellungen von Sachverhalten und zu Beleidigungen (vgl. auch Stegbauer 2018: 32). Shitstorms stellen eine emotionalisierende Kommunikationsform dar, die als Empörungskaskade verläuft: Vorwiegend abwertende Äußerungen werden im Laufe der Zeit perpetuiert und gleichzeitig verstärkt (Haarkötter 2016: 27; Marx 2019). Trotz dieser Artikulationen von Emotionalität und Empörung und meist ungeplanter Verläufe können Shitstorms allerdings sehr wohl kontrollierte und mit Bedacht eingesetzte Meinungsäußerungen darstellen (Haarkötter 2016: 18; Salzborn 2017: 198). Sie operieren mit rhetorischen Mitteln, die auf die Herabsetzung von Personen und die Verdrehung von Sachverhalten abzielen: Übertreibungen und Feindseligkeit, Spott, Schmähungen und Ad-personam-Argumenten, daneben aber auch Erregung von Mitleid (Haarkötter 2016: 19–22). Meist dominiert ein Kernthema die Empörung, oft flankiert von Nebensträngen. Häufig wird dabei auf konkrete ›Verfehlungen‹ des:der kritisierten Akteur:in oder Themen mit nur indirektem Bezug, aber allgemeinem gesellschaftlichem Empörungspotential rekurriert (Salzborn 2017: 189, 276f.).

Shitstorms werden somit durch resonanzfähige Themen angestoßen; sie können Teil eines bestehenden kritischen Themenkontextes sein – wie in unserem Fall: Angriffen gegen die Gender Studies – oder als Folge eines akut wahrgenommenen Fehlverhaltens auftreten (Salzborn 2017: 191). Neben der Primärebene aktiver Akteur:innen, die Inhalte erstellen und verbreiten – in unserem Beispiel die Verfasser:innen der ursprünglichen Blogbeiträge –, kann eine Sekundärebene der Metakommunikation auftreten, in der über diese Inhalte kommuniziert wird und durch die sie weiterverbreitet werden – hier: in Form von Thematisierungen in weiteren Blogs und Kommentaren –, und eine tertiäre Ebene der Berichte über die ersten beiden Ebenen (ebd.: 92). Dabei kann es zu Vernetzungen der Akteur:innen kommen und Shitstorms können in klassische Medien diffundieren (Graf und Schwede 2012; Haarkötter 2016: 24) oder wie im Fall des Shitstorms gegen das Projekt *REVERSE* zusätzlich in die Sphäre der Politik.

Die Charakteristika von Shitstorms sind verbunden mit allgemeinen Eigenschaften von Onlinekommunikation und den Spezifika sozialer Medien, die digitale Öffentlichkeiten darstellen. Digitale Kommunikation ist gekennzeichnet durch Dauerhaftigkeit, Reproduzierbarkeit, Durchsuchbarkeit und hohe Verbreitungsgeschwindigkeit von Informationen, eine große Reichweite über die bessere Erreichbarkeit von bzw. Allianzbildung mit Gleichgesinnten sowie räumliche, soziale und temporale Entgrenzung (boyd 2011: 42–49). Dadurch vermag die Aufmerksamkeit digitaler Öffentlichkeiten einen – teils in seiner Geschwindigkeit, seiner Intensität und seinem Ausmaß unerwarteten – Impact zu erzeugen, der weit über analoge Formen der Wissenschaftskommunikation hinausgeht.

In Onlineplattformen wie Foren, Blogs, sozialen oder E-Medien können im Vergleich zu klassischen Medien mehr und eine größere Bandbreite widerspiegelnde Positionen sichtbar werden, auch marginalisierte oder tabuisierte Ansichten, wie sie etwa in den Gegenöffentlichkeiten ›alternativer‹ Medien gegen hegemoniale Diskurse vorgebracht werden (vgl. z. B. Watson und Hill 2003: 172).¹ Solche Partialmeinungen können durch die Affordanzen, also Nutzungsangebote, der Onlinekommunikation, insbesondere die leichte und von den sozialen Medien erwünschte Weiterverbreitung von Informationen, jedoch auch eine starke und gemessen an der Anzahl der Befürworter:innen überproportionale Wirkung entfalten (Stegbauer 2018; Jung und Kempf 2023: 11). In sozialen Medien nehmen mehr Akteur:innen aktiv am Diskurs teil, sie erleichtern *one-to-many*-Kommunikation und ermöglichen *many-to-many*-Interaktionen: Aufgrund der einfachen Nutzbarkeit werden der Austausch von Inhalten und das Produzieren eigenen Contents niederschwelliger (Jung und Kempf 2023: 11; Salzborn 2017: 45).

Soziale Medien sind einerseits durch die Möglichkeit des anonymen Verbreitens von Inhalten und andererseits durch das Verschwimmen von Privatheit und Öffentlichkeit gekennzeichnet. User:innen geben häufig sensible Daten preis, ohne dass ihnen die Verbreitungsreichweite der betreffenden Information und die potentiellen Folgen ihres medialen Auftretens (vollständig) bewusst sind. Kontrollmechanismen der Kommunikation wie effektive Moderation oder redaktionelle Kuratierung fehlen zudem weitgehend in sozialen Medien (Stegbauer 2018; Salzborn 2017: 60). Dadurch ist eine inhaltliche oder verhaltensethische Qualitätssicherung in geringerem Maße gegeben, die Hemmschwelle für beleidigende Äußerungen ist geringer. Digitale Medieninfrastrukturen verstärken zudem die Tendenz der Fragmentierung von Öffentlichkeiten: Die gegenseitige Bestärkung

1 In der Anfangszeit des Internets unter anderem durch marxistische Ansätze als Hoffnung auf eine Opposition zu repressiven Perspektiven bzw. Systemen, z. B. Kapitalismus, Sexismus oder Nationalismus, gehandelt (Fuchs 2010: 179), sind zahlreiche ›alternative‹ Medien mittlerweile zu einer Plattform für die Verbreitung von Fake News und (rechts)extremistischen, rassistischen, sexistischen und antisemitischen Positionen geworden.

von Meinungen durch das Zusammenwirken von Menschen und Algorithmen und die homogene Zusammensetzung dieser auch als Filterblasen oder Echokammern bezeichneten Teilöffentlichkeiten führen zu Gruppendynamiken wie Polarisierung (Stegbauer 2018: 64–77; zu unterschiedlichen Öffentlichkeiten vgl. EINLEITUNG, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN).

Wie können wir als Anthropolog:innen in solchen medialen Umgebungen agieren? Die Eigenschaften digitaler Medieninfrastrukturen erleichtern und erschweren zugleich Public Anthropology. Onlineportale und soziale Medien erlauben die zielgerichtete Adressierung von Nischenpublika (Roßler 2023: 102). Geschwindigkeit und Niederschwelligkeit der Verbreitung von Inhalten machen jedoch andererseits eine Kontrolle von Informationen über die eigene Forschung unmöglich, die häufig in dekontextualisierter Form weiterverbreitet werden. Hinzu kommt das Phänomen der epistemischen Unsicherheit in sozialen Medien (Paulo 2018), das eine besondere Art und Weise der Rezeption bedingt: In einer medialen Umgebung mit unsicheren epistemischen Regeln orientieren sich User:innen an testimonialen Wissen, das heißt, sie halten etwas für wahr, weil eine andere Person dies tut. Dabei orientieren sie sich an der Mikroebene persönlichen Vertrauens und schreiben insbesondere Menschen, die ähnliche Ansichten vertreten, Glaubwürdigkeit zu, wodurch wissenschaftliche Informationen als genauso oder gar weniger vertrauenswürdig eingestuft werden als Informationen relevanter Peers und Fake News. Unter diesen Bedingungen wird auch Verschwörungserzählungen leichter geglaubt (vgl. Näser-Lather 2022).

Auch *invisible audiences* (boyd 2011: 49), also Öffentlichkeiten, die Wissenschaftler:innen als Zielgruppe bei der Erstellung ihrer Inhalte eventuell nicht mitgedacht haben, die aber aufgrund der erwähnten Entgrenzung digitaler Öffentlichkeiten Forschungsergebnisse rezipieren oder in Auseinandersetzung mit diesen emergieren können (Lippmann 2009: 121), erschweren eine Abschätzung der möglichen Folgen von Wissenschaftskommunikation. Soziale Medien erhöhen die Reichweite kleinerer Medien bzw. Gruppierungen und individueller ›Öffentlichkeitsakteur:innen‹ und verändern daher die Rolle, die solche Akteur:innen für die gesellschaftliche Meinungsbildung haben können (boyd 2011: 48; Salzborn 2017: 48–50). Dies erleichtert Wissenschaftler:innen die Dissemination eigener Inhalte, es ermöglicht jedoch auch (anderen) Interessengruppen oder Einzelpersonen, Einfluss auf die Repräsentation der Forschungsarbeit und diese selbst zu nehmen.

Wie können sich Wissenschaftler:innen nun verhalten, wenn sie mit einer solchen Intervention in Form eines Shitstorms konfrontiert werden? Unternehmen wird häufig geraten, zeitnah mit ausführlichen Erläuterungen zu reagieren und keinesfalls Kritik zu ignorieren, aber auch, keine Debatten mit den am Shitstorm Beteiligten zu führen (vgl. z. B. Decker 2019: 484). Es ist jedoch fraglich, ob dies bei Angriffen gegen Wissenschaftler:innen ebenfalls umsetzbar ist.

Wissenschaftler:innen verfügen für gewöhnlich nicht über Mittel und Ressourcen, um durch eine professionelle Kommunikationsstrategie, wie sie in Unternehmen durch geschulte Teams entwickelt wird, auf Shitstorms zu reagieren. Insbesondere politisch rechte Gegenöffentlichkeiten suchen zudem nicht die sachliche Auseinandersetzung, sondern sind gekennzeichnet durch eine »scharfe Rhetorik der Abgrenzung sowie ein[en] gänzlich alternative[n] Umgang mit Wahrheit« (Jung und Kempf 2023: 11). Es ist also notwendig, im Einzelfall eigene Möglichkeiten und deren Grenzen zu prüfen und möglichst schnell die Unterstützung von Kolleg:innen, Institutionen wie Universitäten und Opferberatungsstellen oder gegebenenfalls auch juristischen Beistand zu suchen, um in einer solchen Situation durch emotionale Unterstützung und Beratung sowie die Entwicklung einer Kommunikations- und Handlungsstrategie handlungsfähig zu bleiben (siehe dazu auch das von unserem Projekt entwickelte Schutzkonzept, vgl. NÄSER-LATHER, Sektion POSITIONIERUNGEN).

Literatur

- boyd, danah. 2011. »Social Network Sites as Networked Publics; Affordances, Dynamics, and Implications.« In *A Networked Self, Identity, Community, and Culture on Social Network Sites*, herausgegeben von Zizi Papacharissi, 49–63. New York: Routledge.
- Decker, Alexander. 2019. *Der Social-Media-Zyklus. Schritt für Schritt zum systematischen Social-Media-Management im Unternehmen*. Wiesbaden: Gabler Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-22873-6>.
- Ebner, Tim. 2012. *Categorizing and Prioritizing Causes for Social Media Shitstorms: Development of a Scientific Model*. Diplomarbeit. Münster: Westfälische Wilhelms-Universität.
- Fuchs, Christian. 2010. »Alternative Media as Critical Media.« *European Journal of Social Theory* 13(2): 173–192. <https://doi.org/10.1177/1368431010362294>.
- Graf, Daniel und Barbara Schwede. 2012. Shitstorm-Skala: Wetterbericht für Social Media. <https://feinheit.ch/blog/shitstorm-skala/> (Zugriff am 02.03.2024).
- Haarkötter, Hektor. 2016. »Empörungskaskaden und rhetorische Strategien in Shitstorms.« In *Shitstorms und andere Nettigkeiten. Über die Grenzen der Kommunikation in Social Media*, herausgegeben von Hektor Haarkötter, 17–50. Baden-Baden: Nomos. <https://doi.org/10.5771/9783845272085-16>.
- Jung, Simone und Victor Kempf. 2023. »Entgrenzte Öffentlichkeit. Eine interdisziplinäre Einführung.« In *Entgrenzte Öffentlichkeit. Debattenkulturen im politischen und medialen Wandel*, herausgegeben von Simone Jung und Victor Kempf, 7–24. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839463352-001>.
- Lippmann, Walter. 2009 [1927]. *The Phantom Public*. New Brunswick/London: Transaction Publishers.
- Lumma, Niko, Branko Woischwill und Stefan Rippler. 2013. *Berufsziel Social Media: Wie Karrieren im Web 2.0 funktionieren*. Wiesbaden: Springer Gabler.

- Marx, Konstanze. 2019. »Von Schafen im Wolfspelz – Shitstorms als Symptome einer medialen Emotionskultur.« In *Mediale Emotionskulturen*, herausgegeben von Stefan Hauser, Martin Luginbühl und Susanne Tienken, 135–153. Bern (u. a.): Lang.
- Näser-Lather, Marion. 2022. »Die Krone der Schöpfung. Der Glaube an Corona-Verschwörungsnarrative als (ir-)rationale Coping-Strategie.« In *Analytische Phantasie. Von narrativen Welten zum guten Altern. Eine Festschrift für Harm-Peer Zimmermann*, herausgegeben von Maximilian Jablonowski, Valerie Keller, Simone Stiefbold und Malte Völk, 244–251. Ilmtal-Weinstraße: Jonas Verlag.
- Paulo, Norbert. 2018. »Die Rationalität postfaktischen Denkens.« *Behemoth* 11(2): 55–73. <https://doi.org/10.6094/behemoth.2018.11.2.988>.
- Pörksen, Bernhard und Hanne Detel. 2012. *Der entfesselte Skandal. Das Ende der Kontrolle im digitalen Zeitalter*. Köln: Herbert von Halem Verlag.
- Roßler, Gustav. 2023. »Strukturmomente instrumentierter Öffentlichkeit. Eine soziologische Perspektive.« In *Entgrenzte Öffentlichkeit. Debattenkulturen im politischen und medialen Wandel*, herausgegeben von Simone Jung und Victor Kempf, 91–108. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839463352-005>.
- Salzborn, Christian. 2017. *Phänomen Shitstorm. Herausforderung für die Onlinekrisenkommunikation von Unternehmen*. Marburg: Tectum. doi.org/10.5771/9783828868502.
- Stegbauer, Christian. 2018. *Shitstorms. Der Zusammenprall digitaler Kulturen*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-19955-5>.
- Thorwarth, Katja. 2019. Diefenbach (ScienceFiles) scheitert vor Gericht: »Taktischem Verhältnis zur Wahrheit«. Frankfurter Rundschau, 14. Dezember 2019. <https://www.fr.de/meinung/diefenbach-sciencefiles-scheitert-gericht-taktischem-verhaeltnis-wahrheit-13304354.html> (Zugriff am 10.04.2024).
- Watson, James und Anne Hill. 2003. *Dictionary of Media and Communication Studies*. 6. ed. London: Arnold.

Public Anthropology und klandestine Öffentlichkeiten

Clandestine Publics Research Group

Abstract

Dieses Think Piece lädt dazu ein, in der Public Anthropology neben dem Öffentlichmachen auch das Geheimhalten gezielt anzugehen. Zu diesem Zweck stellt es das Konzept der klandestinen Öffentlichkeiten vor: die gegenseitige Verflechtung und Störung von Öffentlichmachen und Geheimhalten. Anhand von Beispielen aus Kunst, Aktivismus und Anthropologie werden fünf Methoden klandestiner Öffentlichkeiten entwickelt: (1) die Identifikation von intendierten und vermiedenen Publika; (2) Spiele mit Bekanntem und Unbekanntem, (3) labyrinthische Vorder- und Hinterbühnen, (4) Anonymität und (5) Undichtigkeit. In der Public Anthropology angewendet, können solche Methoden die Umrisse einer möglichen *Clandestine Public Anthropology* sichtbar werden lassen. Diese agiert außerhalb der Barrieren wissenschaftlicher Kreise, ohne die Klandestinität zu untergraben, die zum Beispiel in der Zusammenarbeit mit sozialen Bewegungen wichtig sein kann.

Keywords: Öffentlichkeit; Geheimnis; Aktivismus; Kunst; Anonymität; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Clandestine Publics Research Group. 2025. »Public Anthropology und Klandestine Öffentlichkeiten.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 113–126. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_007

In der Public Anthropology geht es um mehr als das Erreichen nichtakademischer Öffentlichkeiten. Als Anthropolog:innen müssen wir auch manche Informationen vor bestimmten Personen und Öffentlichkeiten verbergen. Unsere Gründe hierfür können vielfältig sein: Zum Beispiel wollen wir Gesprächspartner:innen, die durch das, was wir schreiben, in Schwierigkeiten geraten könnten, schützen; manchmal aber auch uns selbst, wenn öffentliche Aussagen unsere Karrieren bedrohen könnten. Manche Analysen wollen wir nicht in einer breiten Öffentlichkeit verhandelt sehen, weil dies Interessen in die Hände spielen könnte, die wir nicht bedienen wollen. Wenn wir zum Beispiel über illegalisierte soziale Bewegungen arbeiten, denen wir solidarisch verbunden sind, möchten wir vielleicht bestimmte Ideen oder Beobachtungen in die Bewegung zurückspielen, aber gleichzeitig sicherstellen, dass staatliche Sicherheitsorgane nicht mitlesen (Graeber 2009). Auch Kritik an Gruppen oder Bewegungen, mit denen wir uns solidarisieren, kann intern produktiv sein, diesen aber schaden, wenn sie in öffentlichen Kontexten geäußert wird. Umgekehrt bieten Räume mit begrenztem Zugang Schutz, zum Beispiel vor diskriminierenden Zuschreibungen und/oder vor Hassrede, so dass der Ausschluss bestimmter Personengruppen für manche Beteiligte Dinge erst sagbar machen kann. Public Anthropology braucht also nicht nur neue Öffentlichkeiten. Sie braucht auch »klandestine Öffentlichkeiten« (Nowotny 2005). Das Konzept der »klandestinen Öffentlichkeiten« erlaubt es, Verwebungen des Öffentlichmachens und des Geheimhaltens nachzugehen und damit – so die Idee dieses Think Pieces – Methoden zu entwickeln für eine Public Anthropology, die nicht nur das Veröffentlichen, sondern auch das gleichzeitige Verbergen zu ihrer Aufgabe macht.

Klandestine Öffentlichkeiten verstehen wir¹ als die gegenseitige Verflechtung und Störung zweier scheinbar widersprüchlicher Praktiken und/oder Ziele: Öffentlichmachen und Geheimhalten. Die Rede von »klandestinen Öffentlichkeiten« ist nur auf den ersten Blick ein Oxymoron. Vielmehr richtet sie unseren Fokus auf die Herstellung von bestimmten Öffentlichkeiten, die nicht nur auf Öffentlichmachen, sondern zugleich auch auf Verheimlichen beruhen. In diesem Think Piece argumentieren wir, dass Public Anthropology davon profitiert, wenn sie ein Verständnis für klandestine Öffentlichkeiten entwickelt. Um uns unserem Thema zu nähern, gehen wir allerdings einen Umweg: Im ersten Schritt richten wir unseren

1 Die *Clandestine Publics Research Group* experimentiert mit Methoden klandestiner Öffentlichkeiten. Neben den in diesem Aufsatz beschriebenen Methoden zählen hierzu auch: multiple Identitäten, doppelte Realitäten, Lügen, Codes. Einige dieser Methoden sind von Kunst und Aktivismus inspiriert, andere von der Ethnomethodologie (Garfinkel 1967), wieder andere von Taktiken der Überwachung oder von rechten Akteur:innen (die es eventuell auch mit ihren eigenen Mitteln zu bekämpfen gilt). Wir liefern keine endgültigen Antworten, sondern stellen Fragen in Workshops und führen Forschungen und Experimente durch. Zurzeit sind Götz Bachmann, Louisa Behrens, Simon Farid und Sophia Kok in der Gruppe aktiv.

Blick auf aktivistische und künstlerische Fallbeispiele, die uns ein Bild von klandestinen Öffentlichkeiten in der Praxis vermitteln. Im zweiten Schritt leiten wir aus diesen Fallbeispielen fünf Methoden des *doing clandestine publics* ab. Im dritten Schritt spekulieren wir über eine mögliche *Clandestine Public Anthropology*.

Sichtbare Poster und unsichtbare Interventionen

Organisator:innen illegaler Demonstrationen bewegen sich auf einem schmalen Grat zwischen dem Erfordernis, für ihre Veranstaltung zu werben und dafür notwendige Informationen zu verbreiten, und der Anforderung, sich selbst und diese Informationen zu schützen. Jedes Durchsickern bestimmter Details an Behörden kann zur Verhaftung von Demonstrierenden führen. In der Bewerbung solcher Events nutzen Organisator:innen daher oft Methoden klandestiner Öffentlichkeit.



Abb. 1: Poster für eine Vorabenddemo vor dem feministischen Kampftag (8. März 2021)

Quelle: © Clandestine Publics Research Group

Unser erstes Beispiel ist ein Mobilisierungsplakat. Eine queerfeministische Gruppe organisiert eine Spontandemonstration (Sponti) zum Vorabend des feministischen Kampftages (8. März). Die Demonstration wird nicht offiziell angemeldet, ist daher nicht mit einer Rechtspersönlichkeit verbunden und somit illegal. Auf dem Plakat fehlen entscheidende Informationen: Uhrzeit und Ort. Es wird lediglich darauf hingewiesen, dass es eine Demonstration an einem bestimmten Tag geben wird. Zudem wird dazu aufgefordert, eine (FFP2-)Maske zu tragen, und Cis-Männer werden »ausdrücklich ausgeladen«.

Die kryptischen Symbole, die Bildsprache und die begrenzten Informationen richten sich an ein Insiderpublikum. Euphemistische Codes wie »Spielzeug nicht vergessen« und das Symbol eines verummten Gesichts geben Hinweise auf die Art der Demonstration und dahingehend, welche Risiken die Teilnehmenden möglicherweise eingehen werden. Das Plakat spricht als Zielgruppe FLINTA*²-Demonstrierende an und erschwert gleichzeitig den Zugriff der Polizei auf die Informationen. Es lässt potenzielle Teilnehmende indirekt wissen, dass die Demonstration mit Sachbeschädigung, dem Einsatz von Feuerwerkskörpern, Hausfriedensbruch und öffentlicher Ruhestörung verbunden sein wird. Diejenigen, die in der Lage sind, die kryptische Botschaft zu verstehen, können auf ihrem subkulturellen Wissen aufbauen und kennen Kanäle, über welche sie die fehlenden Informationen über Zeit und Ort erhalten: einschlägige Server, Freund:innen, Gerüchte usw. Ohne diese sind die Informationen auf dem Plakat zu unvollständig, um an der Demonstration teilnehmen zu können.

Die Plakate wurden an öffentlichen Orten aufgehängt. Dies ist nur deshalb möglich, weil Nichtaktivist:innen die Botschaft nur zum Teil entziffern können. Die Polizei erfährt zwar, dass eine radikale Demonstration stattfinden wird, hat aber nicht unbedingt Zugang zu den entscheidenden Informationskanälen. Nicht eingeweihte Sympathisant:innen haben ebenfalls keinen Zugang. Auch dies ist beabsichtigt, denn es schützt die Sicherheit von unerfahrenen Sympathisant:innen sowie die der Aktivist:innen gleichermaßen. Der Plan ging auf: Bestimmte FLINTA*-Aktivist:innen verstanden die Botschaft und wurden vom Poster motiviert. Am Vorabend des 8. März 2021 zogen rund 100 verummte Demonstrant:innen durch das Stadtzentrum. Dies führte zu einer ungewöhnlich radikalen feministischen Demonstration – mit vergleichsweise wenigen Festnahmen. Die Polizei wartete an mehreren Orten, die sich aber allesamt nicht auf der Demonstrationsroute befanden, und konnte daher erst gegen Ende eingreifen. Da keine Identität zur Anmeldung einer legalen Demonstration angegeben worden war, konnte auch niemand, selbst festgenommene Teilnehmende nicht, für verursachte Schä-

2 Frauen, Lesben, Inter-, nichtbinäre, Trans* und A-Gender-Personen bzw. alle bis auf die ausgeladenen Cis-Männer.

den verantwortlich gemacht werden. Die Organisator:innen werteten all dies als Erfolg.

Für unser zweites Beispiel wenden wir uns einem Kunstwerk zu. Es geht uns in der folgenden Analyse dabei nicht um das – zweifelsfrei ebenfalls relevante – Argument, dass sich Public Anthropology mit künstlerischen Mitteln neue Betätigungsfelder und Ausdrucksformen erschließen kann. Vielmehr nutzen wir das Kunstwerk in gleicher Weise wie das gerade beschriebene Plakat: Es dient uns als Material, aus dessen Analyse heraus wir unser Verständnis der Methoden klandestiner Öffentlichkeit erweitern.

Das Werk (»UNNAMED«) wurde von dem Künstlerkollektiv Invigilator Research Network (IRN) produziert. IRN ist eine selektiv anonyme und wechselnde Gruppe von Künstler:innen, die als Galerie-Aufsichtskräfte (»invigilators«) arbeiten. In ihren künstlerischen Arbeiten thematisieren die Künstler:innen des Kollektivs ihre Lohnarbeit. Dabei setzen sie sich inhaltlich in ihren zugleich klandestinen und öffentlichen Aktionen und Werken kritisch mit den Hierarchien und Funktionsweisen von Kunstgalerien auseinander. In seltenen freien Momenten eines ansonsten ereignislosen Jobs als Aufsichtskräfte schaffen die IRN-Mitglieder Kunstwerke. Auf klandestine Weise eignen sie sich dabei die verkaufte Arbeitszeit für eigene künstlerische Arbeit an. Da diese Praxis gegen Regeln seitens des Managements verstößt, bedient sich das Kollektiv oft verdeckter Organisationstechniken, insbesondere der partiellen Anonymität der Mitglieder und der Erzeugung selektiver Öffentlichkeiten. IRN steht also in einem Spannungsfeld zwischen der Notwendigkeit, seine Arbeit geheim zu halten, und dem Wunsch der bildenden Künstler:innen nach Öffentlichkeit (Bialski und Farid 2021). Aufgrund dieser Bedingungen sehen wir auch davon ab, die Galerie, die Ausstellung und die IRN-Mitglieder namentlich zu nennen.

An dieser Stelle wollen wir nun eine dieser primär klandestinen, aus dem IRN-Kollektiv hervorgegangenen Arbeiten etwas genauer analysieren: *UNNAMED* war eine kollektiv produzierte Langzeit-live-Intervention in einer bestehenden Ausstellung. Die Intervention fand in einem Leseraum für Besucher:innen statt, der Teil der größeren, offiziellen Ausstellung war, in der einige Mitglieder des IRN als Aufsichtskräfte arbeiteten. Der Raum enthielt etwa 100 Künstler:innenbücher. In der offiziellen Ausstellung wurden Besucher:innen dazu eingeladen, in den auf Tischen und in Regalen angeordneten Büchern zu stöbern. Das Management der Galerie wies die Aufsichtskräfte an, die Bücher nach ihrer Nutzung angemessen im Raum zu verteilen. Die IRN-Mitglieder räumten allerdings die Bücher nicht nur auf, sondern behandelten ihre Platzierung als »Ausstellung in der Ausstellung«. Woche für Woche stellten sie Bilder aus den aufgeblätterten Büchern auf den Tischen im Lesesaal nach eigenen, heimlich entwickelten kuratorischen Konzepten aus. Die verdeckten Aktivitäten des IRN waren auf die Anweisungen des Managements abgestimmt, verfolgten jedoch eigene Ziele.

So fand *UNNAMED* vor den Augen des Managements und der Besucher:innen der Galerie statt, ohne je als Störung registriert worden zu sein. Ebenso sprachen die Künstler:innen über das Werk nur mit Personen ihres Vertrauens und dokumentierten die Aktion nur intern. Uns interessiert vor diesem Hintergrund besonders, dass *UNNAMED* zwar ein Kunstwerk war, aber nie als solches gekennzeichnet wurde. Die meisten Menschen, die es sahen, merkten nie, dass sie hier vor einem Kurationskunstwerk standen. Wahrscheinlich bemerkten sie überhaupt nichts Außergewöhnliches. Eine zweite, deutlich kleinere Gruppe von Menschen könnte die Aktion als ein Kunstwerk erkannt haben, obwohl sie nicht als solches ausgewiesen war. Und schließlich gab es noch eine dritte Gruppe, die das Werk aus einer Position der Wissenden heraus rezipierte, weil sie, obwohl die IRN-Mitglieder sich versprochen hatten, niemanden von dem Werk zu erzählen, davon explizit erfuhr oder von Gerüchten über das Werk angezogen wurde. Wie zu erwarten, hielten die IRN-Mitglieder ›nicht dicht‹.

Methoden klandestiner Öffentlichkeiten

In klandestinen Öffentlichkeiten verflechten und ›stören‹ sich zwei Praktiken und/oder Ziele: Öffentlichmachen und Geheimhalten. In unserem nächsten Analyseschritt identifizieren wir Methoden für diese Verflechtung: Arten und Weisen, wie mit den Widersprüchen zwischen Öffentlichmachen und Geheimhalten umgegangen wird und wie sie zugleich aktiv genutzt werden können. In illegalisierten politischen Aktionen und in Kunstwerken lassen sich die Methoden klandestiner Öffentlichkeiten besonders deutlich erkennen. Sie eignen sich daher in besonderer Weise für die Analyse. Unsere Frage ist somit: Welche Methoden klandestiner Öffentlichkeiten können in den beiden Beispielen identifiziert werden?

In beiden Beispielen finden sich je zwei Publika: intendierte und vermiedene. Im Fall des Plakats besteht das intendierte Publikum aus potenziellen Teilnehmer:innen einer bevorstehenden Demonstration. Im Falle des Kunstwerks aus denjenigen, die solche Kunstwerke zu schätzen wissen. Gleichzeitig sind beide Beispiele von dem Bemühen geprägt, von anderen Gruppen nicht wahrgenommen zu werden. Diese vermiedenen Zielgruppen sind ebenfalls spezifisch: Im Falle des Plakats sind dies die Polizei, aber auch Sympathisant:innen, die nicht mit den Taktiken radikaler direkter Aktionen vertraut sind. Im Falle des Kunstwerks ist es das Management der Galerie. Das vermiedene Publikum hat eine Reihe von Eigenschaften: Es sollte nicht wissen, was es hier zu wissen gibt, könnte es aber wissen wollen, und wenn dies der Fall wäre, dann könnte dies Konsequenzen haben. Somit können wir als ersten Punkt auf unserer Liste der Methoden klandestiner Öffentlichkeiten festhalten: Sie arbeiten mit intendierten und vermiedenen Publika.

Bei der zweiten Methode handelt es sich um Spiele mit Bekanntem und Unbekanntem (Rumsfelds legendäre »Knowns and Unknowns«³). Zunächst zum ersten Beispiel. Mit den Plakaten veröffentlichen die Aktivist:innen, dass es ein Geheimnis gibt. Wer die Plakate sieht, der wird bewusst, dass es etwas gibt, das sie *nicht* weiß: das »bekannte Unbekannte« (*known unknown*). In diesem Fall verweist das bekannte Unbekannte auf eine weitere Quelle. Das intendierte Publikum des Plakats, andere queerfeministische Aktivist:innen, hat nur den ersten Teil der Information und kann sich entscheiden, den nächsten Schritt zu gehen und weitere Informationskanäle aufzurufen. Die Rolle des Plakats besteht darin, über Unbekanntes zu informieren und zusätzliche Informationsbeschaffung zu motivieren. Mit der Methode des bekannten Unbekannten verbinden sich hier also »verteilte Quellen«. Dies ist dann effektiv, wenn Abstufung von In- und Exklusion das Ziel ist. Im Gegensatz dazu birgt die Arbeit des IRN nur eine Stufe der Exklusion und setzt dafür die inverse Verknüpfung von Bekanntem und Unbekanntem ein: das unbekannte Bekannte (*unknown known*). Außer den »Wissenden« (*those in the know*) bemerken die meisten Menschen nicht, dass es hier etwas zu bemerken gibt. Sobald die Existenz des Geheimnisses bekannt wird, haben sie sofort vollen Zugang – es gibt keine Abstufungen. Zugleich sind Abstufungen verschiedener, ineinander verschachtelter klandestiner Öffentlichkeiten in beiden Fällen aber präsent.

Die dritte Methode arbeitet mit dem labyrinthischen Charakter von Öffentlichkeiten. Öffentlichkeiten sind selten »die Öffentlichkeit« oder »die Gegenöffentlichkeit«, so wie eurozentrische Imaginäre sie konzeptioniert haben (vergleiche dazu auch EINLEITUNG, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN). Vielmehr sind sie queer und »imagined« (Warner 2002), oftmals unübersichtlich und abgestuft, also aus guten Gründen »graduated« (Zillinger 2017) – so auch in den hier analysierten Fällen.⁴ Hinterbühnen (Goffman 1959) kommt eine besondere Rolle zu: Nicht nur Vorderbühnen, sondern auch die zu ihnen gehörenden Hinterbühnen bilden (klandes-

3 Pressekonferenz vom 12.2.2002, vgl. dazu https://en.wikipedia.org/wiki/There_are_unknown_unknowns (Zugriff am 28.10.2024).

4 Für den Queer Theorist Michael Warner sind Öffentlichkeiten »an essentially imaginary function that allows temporally indexed circulation among strangers to be captured as a social entity and addressed impersonally« (Warner 2002: 145). So fruchtbar Warners auf den Schlüsselbegriffen »Imaginary« und »Circulation« aufbauender Zugang ist, so bleibt er doch überraschend konventionell, wenn er apodiktisch deklariert, dass Öffentlichkeiten *immer* eine »relation among strangers« (ebd.: 74) und textbasiert sein müssten: »Without the idea of texts that can be picked up at different times and in different places by otherwise unrelated people, we would not imagine a public as an entity that embraces all the users of that text, whoever they might be« (ebd.: 68). Unsere konzeptionelle Arbeit zu klandestinen Öffentlichkeiten nimmt die ersten beiden Ideen – *Imaginary* und *Circulation* – auf, ohne Warners definitorische Ausschlusskriterien von »Relation among Stranger« und Textbasiertheit zur Gänze zu übernehmen, denn Letztere sind, so unser Ansatz, für das Verstehen klandestiner Öffentlichkeiten inspirierend, aber als Ausschluss zu einschränkend.

tine) Öffentlichkeiten. Auf Hinterbühnen werden Statements geboren, vorverhandelt, erprobt und geschliffen, Sprecher:innen bestimmt und Interventionen geplant. Hier wird das kommende Geschehen auf den Vorderbühnen imaginiert und Feedback verarbeitet. Oft sind sie auch Orte, an denen Vorderbühnen (und damit auch die Aufstellung von Vorder- und Hinterbühnen) überhaupt erst erschaffen werden: in unserem ersten Beispiel die Demonstration, im zweiten Beispiel die Ausstellung in der Ausstellung und ihre zumeist unwissentlichen Besucher:innen. Hinterbühnen sind dabei nicht nur Hinterbühnen für Vorderbühnen, sondern zugleich Vorderbühnen, die weitere Hinterbühnen erfordern: Im Fall des Plakats gelten in der innersten Kleingruppe andere Regeln als im breiteren queerfeministischen Netzwerk. Die dritte Methode verortet unterschiedliche Grade von Klandestinität an verschiedenen Orten dieses Labyrinths aus verknüpften Vorderbühnen und vielfach verschachtelten Vorder- und Hinterbühnen.

Die vierte Methode beruht nicht auf dem Ausschluss von Personen, sondern auf der Auslassung identifizierender Informationen: Anonymität. In klandestinen Öffentlichkeiten kann Anonymität sowohl auf der Vorder- wie auf unterschiedlichen Hinterbühnen wichtig sein. Die queerfeministische Kerngruppe im ersten Beispiel versuchte, so weit als möglich sowohl auf Vorder- wie Hinterbühnen anonym zu bleiben: Bei der Demonstration verdeckten alle Teilnehmer:innen ihre Gesichter und selbst unter den Demonstrant:innen waren die Organisator:innen nicht als solche bekannt (lediglich in einer sehr kleinen Kerngruppe kannten die Akteur:innen einander). Im Falle des Kunstwerkes waren die Künstler:innen innerhalb der größeren Gruppe aller Aufsichtskräfte und Besucher:innen der Galerie nicht identifizierbar; auf der Hinterbühne kannten sich die IRN-Mitglieder jedoch alle untereinander. In beiden Beispielen ist Anonymität wie so oft fragil und undicht (*leaky*): Identifizierung auf Dauer und unabhängig vom Umfang der Identifizierungsbemühungen zu verhindern, ist fast immer unmöglich (Bachmann et al. 2021).

Undichtigkeit (*leakyness*) lässt sich wiederum als eine eigene – hier die fünfte – Methode klandestiner Öffentlichkeiten beschreiben: Nicht nur die Verhinderung von Identifikation ist undicht, sondern auch die Inhalte, Grenzen und die Existenz klandestiner Öffentlichkeiten selbst sind es. Undichtigkeit kann klandestine Öffentlichkeiten untergraben, destabilisieren und sie sogar zum Verschwinden bringen. Aber sie nicht zu akzeptieren oder, schlimmer noch, nicht von ihr zu wissen, kann noch gefährlicher sein. Manche Akteur:innen klandestiner Öffentlichkeiten gehen daher einen Schritt in die andere Richtung: Sie wissen nicht nur von der Undichtigkeit ihrer klandestinen Öffentlichkeiten, sie nutzen sie auch – in diesem Fall wird Undichtigkeit selbst zu einer Methode klandestiner Öffentlichkeiten. Undichtigkeit kann helfen, neue Publika zu erreichen. Geheimnisse verlocken (Simmel 1907) und steigern den Wert und das Prestige von Informatio-

nen. Das Paradebeispiel für undichte klandestine Öffentlichkeiten ist daher der Klatsch (Bergmann 2022). Das bewusste Spiel mit der Undichte ist so gefährlich wie effektiv.

Wir haben nun fünf Methoden klandestiner Öffentlichkeit identifiziert: (1) intendierte und vermiedene Publika; (2) Spiele mit Bekanntem und Unbekanntem und mit (3) labyrinthischen Vorder- und Hinterbühnen; (4) Anonymität und (5) Undichtigkeit. Diese Methoden lassen sich in vielen klandestinen Öffentlichkeiten finden. Zumindest ein Beispiel aus der anthropologischen Literatur wollen wir dafür nennen: Gabriella Colemans Ethnografie der Hackergruppe *Anonymous* (2014). *Anonymous* will öffentlich und für die Partizipation fast aller zugänglich sein, zugleich aber Sicherheitsorgane ausschließen (Methode 1); sie nutzen das Spiel des bekannten Unbekannten und verteilen Informationen auf unterschiedlichen Kanälen (Methode 2); sie operieren in einem Netz ineinander verschachtelter Vorder- und Hinterbühnen (Methode 3); sie sind selbstverständlich anonym und doch bleibt Anonymität im Netz immer undicht, wie zahlreiche Verhaftungen von Mitgliedern auf tragische Weise zeigten (Methode 4); und sie sind nicht nur von Undichte in Bezug auf Anonymität betroffen, sondern setzen sie auch bewusst ein, indem sie Gerüchte über ihre internen Strukturen, Pläne und Agenden in Umlauf bringen (Methode 5). Coleman beschreibt *Anonymous* über einen Zeitraum von fünf Jahren – doch ist *Anonymous* bis heute (2024) aktiv. Klandestine Öffentlichkeiten können also über Momente relativ kurzer Interventionen hinaus bestehen und sich stabilisieren. Dabei offen und undicht zu bleiben, auch angesichts von Verfolgung, kann gefährlich sein, aber auch eine Quelle für Stabilität, Fortbestehen und Kraft.

Clandestine Public Anthropology?

Was bedeuten diese Beobachtungen nun für Public Anthropology? Zunächst fällt auf, dass die ethnologischen Fächer sich auf die klandestinen Öffentlichkeiten *anderer* spezialisieren: Häufig beruhen sie auf Forschung *in* klandestinen Öffentlichkeiten und sind zugleich Forschungen *über* diese, auch wenn sie das selten explizit machen (eine Ausnahme ist aber z. B. Martin Zillingers Analyse der abgestuften Öffentlichkeiten der Sufi-Trance-Rituale in Marokko, Zillinger 2017). Feldforschung führt uns nicht zufällig oft in Kontexte, die nicht für jede:n zugänglich sind. Das von uns generierte Wissen zeichnet sich dadurch aus, dass es über offizielle bzw. normative Stellungnahmen hinausgehen soll. Teilnehmende Beobachtung und kollaborative Forschung finden daher meist *auch* auf Hinterbühnen statt. Klandestine Öffentlichkeiten prägen unsere Analysen, ohne dass wir allzu viel darüber reflektieren oder dies problematisieren müssten: Sie sind der Feldforschung eingeschrieben.

Genau dies wird jedoch zu einem Problem, sobald wir unsere Ergebnisse veröffentlichen. Es ist daher gute Praxis, bestimmte Daten zurückzuhalten: So ist es beispielsweise geradezu obligatorisch, Forschungspartner:innen zu anonymisieren und bestimmte Ereignisse in Veröffentlichungen auszulassen oder lediglich in stark abstrahierter Form zu präsentieren.⁵ Wenn wir über unsere Forschung jenseits dieser Auslassungen sprechen wollen, nutzen wir oft klandestine Öffentlichkeiten. Die Klarnamen unserer Forschungsorte und -partner:innen mögen in Publikationen pseudonymisiert sein, doch in vertrauteren kollegialen Gesprächen gibt es immer wieder Situationen, in denen wir es für sinnvoll oder notwendig erachten, mehr Informationen preiszugeben als in unseren Publikationen – Informationen, die durchaus zur Identifikation beitragen könnten. Und dennoch verstehen wir solche fragilen Kompromisse als Fürsorge für unsere Gesprächspartner:innen, Kollaborationspartner:innen und Forschungsfelder und als Teil der Politiken einer engagierten Anthropologie.

Praktiken des verschränkten Verbergens und Veröffentlichens werden möglich, weil Wissenschaft im Allgemeinen und die hier betroffenen Disziplinen im Besonderen selbst Züge klandestiner Öffentlichkeit aufweisen. In der Tat lässt sich argumentieren, dass die Vorsilbe ›Public‹ in Public Anthropology ein Hinweis darauf ist, dass Anthropologie ohne diese Vorsilbe weniger oder anders öffentlich ist. Die ethnologischen Fächer operieren als partiell klandestine Öffentlichkeiten, weil sie als akademische Öffentlichkeiten durch Barrieren gekennzeichnet sind: sei es der akademische Jargon, die Veröffentlichung in bestimmten Sprachen wie Englisch oder Deutsch, oder die Schwierigkeiten der Auffindbarkeit und des Zugangs der Publikationsorte, insbesondere in Fachzeitschriften und -Verlagen. Wir diskutieren unsere Forschung in den geschützten Räumen von Seminaren und Betreuungsverhältnissen; wir verteilen unsere Ergebnisse auf verschiedene Orte, von privat aufbewahrten Tagebüchern über öffentlich archivierte Datensammlungen bis hin zu Gesprächen, Vorträgen, Aufsätzen und Monographien; wir begutachten einander in Double-Blind-Peer-Review; akademische Mikropolitik ist mit Geheimnissen gespickt; und wir arbeiten in ihr unter anderem auch mit einem Mosaik von Mikroöffentlichkeiten, zwischen denen Klatsch und Tratsch vermitteln. In der Tat lässt sich argumentieren, dass gerade die Tatsache, dass wissenschaftliches Schreiben von vielen in nichtakademischen Öffentlichkeiten als irrelevant und langweilig empfunden wird, dessen Inhalte auch vor ungewollten Publika schützt. Wäre ein größeres Publikum dauerhaft an uns interessiert, müssten sich Teile unserer wissenschaftlichen Praxis ändern. Das Schreiben über klandestine Öffentlichkeit

5 Ein besonders eindrückliches Beispiel ist Richard Rottenburgs (2002) vollständig fiktionalisierte Ethnographie der Entwicklungshilfe.

anderer ist also unter anderem deswegen möglich, da Wissenschaft selbst partiell klandestin ist.

Wenn wir diese Beschreibung ernst nehmen, hat dies Konsequenzen für die Public Anthropology. Public Anthropology ist mehr als das Aufbrechen der Exklusivität der Wissenschaft. Weil sie auf neue Öffentlichkeiten zielt, muss sie gleichzeitig auch neue Formen der Klandestinität entwickeln. In mehr-als-akademischen Öffentlichkeiten gehen viele der oben genannten, quasi nebenher erzeugten Schutzmechanismen verloren. Erneut bildet die Arbeit von Gabriella Coleman ein eindrückliches Beispiel. Durch ihre Arbeit über *Anonymous* wurde Coleman zu einer öffentlichen Intellektuellen (Coleman 2017). Sie »erklärte« dabei nicht nur *Anonymous* in und für Medien, sondern half auch ausgewählten Journalist:innen, sich im Labyrinth von *Anonymous* zurechtzufinden. Gerade weil sie im Zuge dessen zu einer öffentlichen Intellektuellen wurde, konnte sie viele Dinge nicht einfach öffentlich machen und agierte daher stattdessen als »Gopher, Translator and Trickster« (ebd.). Colemans Arbeit ist ein Brennglas für die Beziehung zwischen öffentlicher Anthropologie und klandestiner Öffentlichkeit, da hier eine illegalisierte Aktivist:innengruppe, Skandalisierung, hohes Medieninteresse und eine prominente Anthropologin aufeinandertreffen. Diese Kombination ist in dieser Eindeutigkeit oft nicht gegeben, dennoch zeigen sich hier die Probleme, die auch im Kleinen auftauchen.

Abschließen wollen wir dieses Think Piece daher mit einigen eher spekulativen Überlegungen dazu, ob und wie die von uns aus der Analyse eines aktivistischen Plakats und eines Kunstwerks extrahierten Methoden der klandestinen Öffentlichkeiten in der Public Anthropology eingesetzt werden können. Die erste Methode war die Identifizierung nichtintendierter Publika. Public Anthropology könnte, so unser Argument, gezielter darüber nachdenken, wen sie *nicht* erreichen will. Die Spannbreite reicht hier von Personen mit Macht über unsere Forschungspartner:innen (Beispiele sind Chefs, Sicherheitsorgane oder lokale Autoritäten) bis hin zu Akteur:innen, die unsere Disziplin als Ganzes angreifen wollen und aus dieser Motivation heraus unsere Publikationen sozusagen »böswillig« lesen (Beispiele sind dezidiert rassistische, antifeministische oder klimawandel-leugnende Leser:innen; vgl. auch NÄSER-LATHER, Sektion POSITIONIERUNGEN). Der Ausschluss nichtintendierter Publika ist keine einfache Aufgabe, kann aber dazu führen, dass wir uns freier an (andere) breitere Zielgruppen wenden können.

Eine Möglichkeit des partiellen Ausschlusses nichtintendierter Publika könnte in der zweiten Methode liegen: dem bewussten Spiel mit Bekanntem und Unbekanntem. Eine *Clandestine Public Anthropology* könnte beispielsweise mit verteilten Quellen experimentieren. Wie in dem Plakat in unserer Analyse könnte der öffentlich zugängliche Teil dieser Anthropologie aus einem Teilbericht bestehen, während der vollständige Inhalt an einem anderen Ort verbleibt. Der Teilbericht wäre

also eine Art Teaser, der nichtakademische Öffentlichkeiten dazu inspiriert, weitere Inhalte zu suchen. Das Auffinden dieser Inhalte wäre allerdings mit Hürden verbunden, die bestimmte nichtintendierte Publika ausschließen. Eine *Clandestine Public Anthropology* würde es schaffen, Hürden zu entwickeln, die eben nicht diejenigen der akademischen Unzugänglichkeit sind, sondern solche, die bestimmte nichtakademische Akteur:innen einfach überwinden können, während anderen, nichtintendierten (akademischen oder nichtakademischen) Publika genau dies erschwert wird. Das Spiel mit Bekanntem und Unbekanntem birgt weitere Möglichkeiten für eine *Clandestine Public Anthropology*: Kann sie zum Beispiel ohne Autor:innenschaft funktionieren? Muss also Public Anthropology als Wissenschaft gekennzeichnet sein, um als solche zu wirken? Können Fragmente anthropologischer Arbeit in der Öffentlichkeit präsent sein, die für diejenigen, die mit dieser Disziplin nicht vertraut sind, nicht als Anthropologie erkennbar sind? Kann es in bestimmten Situationen gar ein Vorteil für die Public Anthropology sein, wenn sie sich nicht mehr darum bemühen muss, sich als Wissenschaft zu profilieren?

Unterschiedliche Grade von Klandestinität in einem Labyrinth aus verknüpften Vorderbühnen und vielfach verschachtelten Vorder- und Hinterbühnen – also die dritte der von uns identifizierten Methoden – sind eine Eigenschaft nicht nur von Wissenschaft, sondern auch der Public Anthropology, denn diese erfordert immer schon auch Hinterbühnen. Eine *Clandestine Public Anthropology* würde allerdings nicht nur die auf sozialen oder anderen Medien platzierten Verlautbarungen als Teil ihrer Öffentlichkeit sehen, sondern auch die vorgelagerte Öffentlichkeit der kollaborativen Erarbeitung solcher Interventionen. Sie könnte gezielt in Hinterbühnen wirken, ohne je selbst auf die Vorderbühne zu springen: Ein Beispiel ist das journalistische Hintergrundgespräch (eine »Mikroöffentlichkeit«, vgl. ADAM, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN). Das Wirken auf Hinterbühnen kann aber auch dann effektiv sein, wenn Public Anthropology zu einer *Anthropology for Publics* wird, also zu einer Anthropologie, die »Öffentlichkeiten zu einem Anliegen« macht (Weichselbaum et al. 2023: 12). Das kann bedeuten, dafür »Sorge zu tragen, dass sie [die Öffentlichkeiten] nicht nur Teilnahme erlauben, sondern auch für Teilhabe offen sind und bleiben« (ebd.). Gleichzeitig kann dieses Vorgehen aber auch zu Ansätzen führen, in denen in Zusammenarbeit mit anderen Akteur:innen klandestine Öffentlichkeiten geschaffen, geschützt und unterstützt werden: Ein Beispiel wäre die Zusammenarbeit mit Gewerkschaften, die an betrieblichen klandestinen Öffentlichkeiten interessiert sind. In beiden Fällen erfordert eine solche *Anthropology for Publics* Arbeit auf Hinterbühnen. Ob sie selbst dabei noch öffentlich im Sinne der Vorderbühne auftritt, wäre für solche Formen der Public Anthropology zweitrangig.

Anonymität ist die einzige der fünf hier genannten Methoden, die in der Anthropologie bereits explizit weit verbreitet, ja geradezu obligatorisch ist. Anders

formuliert: Mit der Anonymisierung bzw. Pseudonymisierung praktizieren wir bereits *Clandestine Public Anthropology*, ohne dass wir diese als solche rahmen: Sie ergibt sich vielmehr aus forschungsethischen Diskussionen. Die hier vorgestellten Überlegungen könnten aber auch darauf hinweisen, dass unsere Praktiken des Anonymisierens überdacht werden müssen. Public Anthropology erhöht die Risiken für unsere Forschungspartner:innen, und daher steht für sie mit der Anonymisierung mehr auf dem Spiel. Zugleich ist Anonymisierung deutlich schwieriger geworden, seit viel mehr Informationen einfacher zur Verfügung stehen und Überwachung subtiler und ubiquitärer geworden ist. Wir schlagen daher vor, Anonymisierung immer in Verbindung mit Undichtigkeit zu denken und zu praktizieren: Wir brauchen Anonymisierung für unsere wissenschaftliche Praxis des Forschens, Analysierens und Sprechens und handeln dennoch unverantwortlich, wenn uns und unseren Forschungspartner:innen nicht bewusst ist, dass diese undicht ist. Anonymisierung verändert sich: Sie ist nicht mehr die klare und finale Lösung eines Problems. Stattdessen wird sie eine Eintrittspforte in die Aushandlung klandestiner Öffentlichkeiten.

Undichte ist aber nicht nur ein Problem, sie bietet auch neue Möglichkeiten. Eine *Clandestine Public Anthropology*, die sich dieser fünften Methoden bedient, würde bewusst und produktiv mit den unkontrollierbaren sozialen Qualitäten des Wissens arbeiten. Eine Möglichkeit wäre die Schaffung von Gerüchten. Erneut gilt, dass wir hier an bestehende Praktiken anknüpfen können, denn Teile unseres traditionellen anthropologischen Wissensaustauschs basieren auf sich in informellen Kontexten verbreitenden Gerüchten und Anekdoten. Eine *Clandestine Public Anthropology* könnte also Gerüchte und Anekdoten entwickeln und verbreiten, die darauf ausgelegt sind, dass sie auch über fachinterne Kreise hinaus zirkulieren – eine Variante der Auswilderung anthropologischen Wissens (Niewöhner 2014), die insbesondere auch in Öffentlichkeiten funktionieren kann, die Negt und Kluge (1972) als »proletarisch« bezeichnet haben.

Public Anthropology versucht, Barrieren der Sprache und des Jargons, der Langeweile und der Irrelevanz für Außenstehende zu durchbrechen und Wissenschaft außerhalb von akademischen Veröffentlichungen, Seminarräumen und Tagungen zu platzieren. So wichtig dieses Unterfangen ist, so kann sie doch zugleich genau hiermit die klandestine Öffentlichkeit untergraben, die Wissenschaft oftmals braucht, um überhaupt funktionieren zu können. Eine *Clandestine Public Anthropology* würde diese Herausforderung aktiv annehmen und nach neuen Wegen suchen, wissenschaftliches Wissen in Öffentlichkeiten zu verorten, die immer schon als partiell klandestin gedacht werden. Das Ziel wäre eine riskantere und zugleich sicherere, auf jeden Fall radikalere Form der Public Anthropology.

Literatur

- Bachmann, Götz, Julien McHardy, Michi Knecht und Nils Zurawski. 2021. »Toward a Kaleidoscopic Understanding of Anonymity.« In *Book of Anonymity*, herausgegeben von Anon Collective, 16–34. Brooklyn, NY: punctum books.
- Bergmann, Jörg. 2022. *Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion*. Berlin/Boston: Walter de Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110758092>.
- Bialski, Paula und Simon Farid. 2021. »Dual Reality: (Un)Observed Magic in the Workplace.« In *Book of Anonymity*, herausgegeben von Anon Collective, 326–335. Brooklyn, NY: punctum books.
- Coleman, Gabriella. 2014. *Hacker, Hoaxer, Whistleblower, Spy. The Many Faces of Anonymous*. London: Verso.
- Coleman, Gabriella. 2017. »Gopher, Translator and Trickster: The Ethnographer and the Media.« In *If Truth Be Told. The Politics of Public Ethnography*, herausgegeben von Didier Fassin, 20–46. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822372875-002>.
- Garfinkel, Harold. 1967. *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Goffman, Erving. 1959. *The Presentation of Self in Everyday Life*. New York: Doubleday & Company.
- Graeber, David. 2009. *Direct Action – An Ethnography*. Sterling/Oakland: AK Press.
- Negt, Oskar und Alexander Kluge. 1972. *Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Niewöhner, Jörg. 2014. »Ökologien der Stadt. Zur Ethnografie bio- und geopolitischer Praxis.« *Zeitschrift für Volkskunde* 110(2): 185–214.
- Nowotny, Stefan. 2005. »Clandestine Publics.« *Transversal* (Blog), März 2005. <https://transversal.at/transversal/0605/nowotny/en> (Zugriff am 10.11.2023).
- Rottenburg, Richard. 2002. *Weit hergeholte Fakten. Eine Parabel der Entwicklungshilfe*. Stuttgart: Lucius und Lucius.
- Simmel, Georg. 1907. »Das Geheimnis. Eine sozialpsychologische Skizze.« *Der Tag, Berliner Illustrierte*, 10. Dezember 1907, Online: <https://socio.ch/sim/verschiedenes/1907/geheimnis.htm> (Zugriff am 08.10.2023).
- Warner, Michael. 2002. *Publics and Counterpublics*. New York: Zone.
- Weichselbaum, Anna, Alexa Färber, Christian Elster und Matthias Beitzl. 2023. »Problematisieren und Sorgetragen. Kulturalanalytische Konzepte von Öffentlichkeit und Arbeitsweisen des Öffentlichmachens.« In *Problematisieren und Sorgetragen. Kulturalanalytische Konzepte von Öffentlichkeit und Arbeitsweisen des Öffentlichmachens*, herausgegeben von Matthias Beitzl et al., 7–18. Wien: Österreichisches Museum für Volkskunde.
- Zillinger, Martin. 2017. »Graduated Publics. Mediating Trance in the Age of Technical Reproduction.« *Current Anthropology* 58, Supplement 15: 41–55. <https://doi.org/10.1086/689740>.

Public Anthropology im Spätindustrialismus

Janine Hauer und Asta Vonderau

Abstract

Im Mittelpunkt unseres Beitrags steht die Frage, welche Rolle(n) eine Public Anthropology spielen kann oder muss in einer Zeit, die geprägt ist durch die Gleichzeitigkeit multipler Krisen sowie divergierender Strategien zu deren Bewältigung. Die Autorinnen nähern sich möglichen Antworten auf diese Frage anhand ausgewählter Beispiele aus Feldforschungen in der vom Strukturwandel geprägten ›Transformationsregion Mitteldeutschland‹. Abschließend plädieren sie für eine rollenflexible Forschungshaltung, die Spannungen zwischen unterschiedlichen Problematisierungen und Problemlösungen sichtbar hält, Vielstimmigkeit stärkt und Austausch befördert.

Keywords: Spätindustrialismus; Strukturwandel; Beteiligung; Bürger:inneninitiativen; patchwork ethnography; Public Anthropology

Einleitung

In diesem Beitrag fragen wir danach, welchen Herausforderungen eine Public Anthropology im Kontext spätindustrieller Transformationen wie begegnen kann. Wir argumentieren, dass die ihnen zugrunde liegenden Problematisierungen weithin geteilt werden; ihre Bearbeitung ist längst zu einer politischen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Aufgabe geworden. Was also kann, muss und soll eine Public Anthropology diesen Gemengelagen hinzufügen? Unsere Antworten auf diese Frage sind notwendigerweise partiell, verortet in der ›Transformationsregion Mitteldeutschland‹ und durchdrungen von Erzählungen, Maßnahmen sowie den Versprechen des Strukturwandels. Sie sind zugleich vorläufig, denn die Forschungs-›Flicken‹ (*patchwork*, siehe unten), auf denen sie fußen, sind erste Einsichten in bzw. aus laufende(n) Forschungsprojekte(n).

Wir schildern zunächst den Kontext, in dem unsere Arbeit stattfindet und skizzieren unsere unterschiedlichen Arbeitsweisen und Feldforschungsmodi. Vor diesem Hintergrund zeichnen wir die spezifischen Herausforderungen nach, die unsere Felder und unterschiedliche Feldakteur:innen an uns stellen. Im Anschluss daran führen wir unseren situativen Umgang mit diesen Herausforderungen aus und diskutieren ihn vor dem Hintergrund eines (möglichen) Verständnisses einer Public Anthropology in den von uns bearbeiteten Kontexten.

Strukturwandlebenen

Mitteldeutschland, 2023. Überall Strukturwandel – aber was ist Strukturwandel? Erstens eine politisch vorordnete, medial getragene sowie wirtschaftlich, sozial und kulturell umgesetzte Erzählung von Kontinuität und Wandel. Der Kohleausstieg ist in dieser Erzählung eine »Chance«: »Das Revier« – so lässt sich auf den Webseiten des Landes Sachsen-Anhalt zum Strukturwandel lesen – »erfindet sich neu« und blickt zugleich »auf eine stolze Tradition zurück«¹. Als Landesstrategie, unterlegt mit erheblichen finanziellen Mitteln des Bundes, richtet sich Strukturwandel vorrangig an den wirtschaftlichen Entwicklungen der Vergangenheit aus. Der mit dem Kohleausstieg verbundene Wegfall von Industrien und Arbeitsplätzen soll durch neue, mindestens gleichwertige Beschäftigungsmöglichkeiten substituiert werden. Damit einhergehend zeigen sich die Manager:innen des Strukturwandels offen für all jene Ideen, die als passfähig präsentiert und vermarktet werden. Die (Regional-)Geschichte, die es fort- und zugleich neu zu schreiben gilt, wird dabei ungefähr folgendermaßen erzählt:

1 <https://strukturwandel.sachsen-anhalt.de/strukturwandel/informationen> (Zugriff am 15.02.2024).

Nach der ersten urkundlichen Erwähnung des Braunkohlenbergbaus im Jahr 1698 (LMBV 2009: 20) avancierte Braunkohle in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum bedeutendsten Energieträger des Deutschen Reiches (Baum 2018). 1916 wurde in Zschornewitz das damals größte Braunkohlekraftwerk der Welt in Betrieb genommen, welches unter anderem die Landeshauptstadt Berlin versorgte und damit maßgeblich zu deren Wachstum beitrug (LMBV 2011: 10). Zugleich ermöglichten technische Neuerungen im sich entwickelnden Ingenieurwesen, der rasante Ausbau der Rohstoffgewinnung (neben Kohle vor allem Salz) und Stromversorgung, die günstigen geologischen und infrastrukturellen Bedingungen (Wasservorkommen und Verkehrswege) sowie die Verfügbarkeit von Arbeitskräften eine Ko-Entwicklung von Chemie-, Textil- und Zuckerindustrie (Krug 2008) – welche eine Erfolgsgeschichte!

Während die Kohle bis in die Gegenwart eine zentrale Rolle für die Energiegewinnung und Stromversorgung spielt, vollzog sich bereits ab dem Ende der 1950er Jahre ein Wandel, insbesondere der Chemieindustrie. Die junge DDR setzte nun auf importiertes sowjetisches Erdöl, sowohl als Energieträger als auch als Substrat für die rasant wachsende Petrochemie (Krug 2018: 14; siehe auch Klose und Steininger 2020). Mit der Wiedervereinigung 1990 taten sich zunächst soziale und wirtschaftliche Klüfte auf. Zu ihnen gesellten sich bald auch Berichte und Bilder landschaftlicher Gräben, aus denen zunehmend die toxischen Hinterlassenschaften industrieller (Schein-)Erfolge der nicht länger existierenden DDR quollen: zerstörte Landschaften, vergiftete Flüsse, kontaminierte Böden und Wasserkörper, Abfall und Altlasten – Bitteres aus Bitterfeld!

Spätestens seit den 2000er Jahren verbinden sich diese regionalen Probleme zunehmend mit einem weltumspannenden Netz toxischer Ströme, die ein neues Erdzeitalter begründen. Angesichts eines nunmehr globalen (Mensch-Umwelt-) Notstands beschreitet Deutschland den nachhaltigen ›Pionierweg‹ der Energiewende und Defossilisierung der Industrie (Heyen et al. 2022): In diesem Licht erscheint schließlich auch der Bruch der Wendezeit als Vorsprung für Mitteldeutschland, denn »[d]as Land ist geprägt von erfolgreichen Transformationsprozessen«.²

Kontinuität und Wandel, so suggeriert diese (zugegeben kurze und polemische) Erzählung, gehen Hand in Hand, lassen sich jedoch im Rahmen unterschiedlicher politischer Agenden selektiv mobilisieren.

Aufbauend auf dieser Erzählung präsentiert sich der gegenwärtige Strukturwandel zweitens als politisches und administratives Großprojekt. An die Entscheidung der Bundesregierung zum Kohleausstieg bis spätestens 2038³ geknüpft und

2 <https://strukturwandel.sachsen-anhalt.de/strukturwandel/informationen> (Zugriff am 15.02.2024).

3 <https://www.bmwk.de/Redaktion/DE/Artikel/Wirtschaft/kohleausstieg-und-strukturwandel.html#docb5abb5d5-46c0-43b8-a6af-f62b6f67e9d8bodyText2> (Zugriff am 15.02.2024).

befeuert durch eine Zunahme geopolitischer Konflikte wie den Krieg Russlands gegen die Ukraine ist die Mobilisierung erheblicher finanzieller und administrativer Ressourcen zur raschen Umsetzung des als notwendig erachteten industriellen und wirtschaftlichen Umbaus. Praktisch geschieht dies in einer ganzen Reihe unterschiedlicher Formate: Konzeptpapiere, Förderprogramme, Großforschungszentren, Ideenwettbewerbe, Zukunftswerkstätten, Konferenzen, Workshops und Tagungen, Preisausschreiben, Bürger:innenräte und -dialoge. Das politische Programm – so das Versprechen dieser Vielzahl an Übersetzungswegen – werde bedarfsgerecht und zielgruppengenaug implementiert; die Herausforderungen seien riesig, aber der Kuchen der zu investierenden Mittel entsprechend groß und für alle zugänglich. Die Krisen sind zahlreich, aber wir ihnen nicht ausgeliefert, lautet die Botschaft.

Denn neben Erzählung und Maßnahmenpaket erscheint der Strukturwandel drittens als ein Versprechen zur Lösung gegenwärtiger Krisen. Er gibt dem sich ohnehin vollziehenden Wandel – den Klima-, Ressourcen- und politische Krisen »erzwingen« – eine Form; politisch gerahmt und administriert, werde Wandel verträglich gemacht und gerecht gestaltet. Strukturwandel avanciert zur regionalen Strategie des Umgangs mit einer globalen sozioökologischen Krisensituation. In gewisser Weise verspricht also der Strukturwandel eine Antwort auf den Zustand der spätindustriellen Gegenwart mit all ihren Komplexitäten, (Rück-)Kopplungen und Unwägbarkeiten. Die Kulturanthropologin Kim Fortun charakterisiert Spätindustrialismus als einen Moment wankender Gewissheiten: »much of the infrastructure, many of the paradigms that have held it [the world] up, are exhausted. Things are falling apart, again« (Fortun 2012: 449, siehe auch Fortun 2014).

Ein »Weiter-so« kann es nicht geben. Deshalb werden Infrastrukturen umgebaut; technologische Innovationen vermindern Schadstoffausstöße, grüne Kreislaufchemie lässt sie gar nicht erst entstehen; der Umbau rettet das Klima und die Industrie wird durch weitreichende politische Anreize und gezielte Förderungen in die richtige Richtung gelenkt – doch eigentlich ist die Chemie(wirtschaft) ohnehin mit im Boot, denn »change is the only constant« (Dehnen 2024). Strukturwandel erscheint als energetische, industrielle und wirtschaftliche Transformation, die gleichsam existierende soziale Ungleichheiten heilt. Träger:innen des Versprechens sind längst nicht nur Akteur:innen aus Bundes-, Landes- und Kommunalpolitik; vielmehr umfasst ihr Kreis Vertreter:innen der Spitzenverbände aus Industrie und Wirtschaft, aus Wissenschaft und Forschung sowie aus einem breiten Spektrum zivilgesellschaftlicher Organisationen. Strukturwandel – so könnte die Kurzformel lauten – ist die Antwort auf die Unsicherheiten spätindustrieller Zeiten.

Im Schatten des Spätindustrialismus kriseln jedoch nicht nur ökonomische und technologische Paradigmen, geraten nicht nur Ressourcengewinnung, Ener-

gieerzeugung, Lieferketten, Konsumverhalten und Arbeitswelten unter Transformationsdruck. Zunehmend sehen sich auch die Wissenschaften einem wachsenden Legitimationsdruck ausgesetzt, der mal als Indiz eines »vollständigen Vertrauensverlust[s] in wissenschaftliche Erkenntnis und einer grundsätzlichen Infragestellung des Unterschieds zwischen Tatsachen und Täuschungen« (Hinsch und Eggers 2019: 2), mal als »Folge einer gewachsenen gesellschaftlichen Bedeutung wissenschaftlicher Expertise« (Sager und Wagner 2019: 21) gedeutet wird, jedoch in beiden Fällen zu der Frage führt, wie dem zu begegnen sei: Ist es »Sache der Humanwissenschaften, der Destruktion die Dekonstruktion hinzuzufügen?«, fragt Bruno Latour (2007: 1) in seinem einflussreichen Essay *Elend der Kritik* und plädiert für ein Kritikverständnis, das darauf abzielt, Ideen, Verbindungen und Begegnungen zu generieren statt zu begrenzen: »Der Kritiker ist nicht derjenige, der entlarvt, sondern der, der versammelt. Der Kritiker ist nicht der, der dem naiven Gläubigen den Boden unter den Füßen wegzieht, sondern der, der den Teilnehmern Arenen bietet, wo sie sich versammeln können« (Latour 2007: 55).

Kriege, Katastrophen, Klimawandel; kurz: Krisen – das verbindet Fortun, Latour sowie die Herausgebenden und Autor:innen von *Öffentliche Vernunft?* – konfrontieren die Wissenschaften mit der Welt und sich selbst und werfen Fragen auf nach ihren Relevanzen, Rollen und Beiträgen. Den vorliegenden Text verstehen wir als Teil dieser Suchbewegung.

Kritik kommentieren: Ethnographien öffentlicher Beteiligung und Widerstände

Asta Vonderau untersucht in ihrer Forschung im Zuge des Strukturwandels eingerichtete *Instrumente der Inklusion und demokratischen Beteiligung von Bürger:innen* an der Schaffung einer regionalen Zukunft nach der Kohle. Im Stil einer *patchwork ethnography*⁴ – verstanden als Modus ethnographischer Wissensproduktion, der

4 Günel und Watanabe (2024) schlagen *patchwork ethnography* als einen weichen (»gentle«) Modus der ethnographischen Forschung vor. In Bezug auf feministische und dekoloniale Arbeiten kritisieren sie den Anspruch auf Holismus und Kohärenz in der Feldforschung. Sie plädieren dabei für die Anerkennung und Theoretisierung tatsächlicher Forschungspraktiken von Ethnograph:innen, welche durch Unterbrechungen und gezielte (und dennoch kontinuierliche) kurze Feldaufenthalte geprägt sind. Damit reflektiert *patchwork ethnography* einerseits den Kontext des neoliberalen akademischen Systems, der heute die Rahmenbedingungen ethnologischer Wissensproduktion darstellt und durch vielfältige Verpflichtungen der Forscher:innen geprägt ist. Andererseits impliziert der Begriff ein Hinterfragen der gewohnheitsmäßigen Trennung zwischen »Feld« und »Zuhause« sowie zwischen persönlichem und akademischem Leben in Bezug auf Feminisierung, pandemische Situationen, Finanzierung und geopolitische Realitäten gegenwärtiger ethnographischer Forschung.

die vielfältigen persönlichen und professionellen Anforderungen an Forschende und daraus resultierende Feldforschungspraktiken berücksichtigt und analytisch produktiv macht – besucht und beforscht sie in immer wechselnden Rollen eine Vielzahl an Beteiligungsformaten in Form von Bürger:innendialogen, Zukunftswerkstätten und Ideenwettbewerben. Mal als eingeladene Diskutant:in, dann als beobachtende Forscher:in oder als Mitglied einer Preisjury in einem regionalen Ideenwettbewerb folgt sie so einerseits ihren Forschungsinteressen und andererseits der Aufforderung des Feldes, aktiv mitzuwirken.

Janine Hauer wiederum widmet sich in ihrer Arbeit verschiedenen Aspekten des praktischen Umgangs mit Ewigkeitslasten⁵. Analog zu Asta Vonderau verfolgt sie dabei unterschiedliche Ansätze, von der ›stillen‹ Beobachtung in politischen und administrativen Foren, in denen Ewigkeitslasten problematisiert und thematisiert werden, über die teilnehmende Beobachtung in einem regionalen Netzwerk von Bürgerinitiativen bis hin zur beobachtenden Teilnahme an der Schnittstelle Öffentlichkeitsbeteiligung im Standortauswahlverfahren zur Langzeitsicherung radioaktiver Abfälle.

Die Zusammenschau dieser unterschiedlichen Arenen der Aushandlung buchstäblicher postindustrieller Zukünfte einerseits beziehungsweise des Umgangs mit (toxischen) Hinterlassenschaften (spät)industrieller Lebensweisen andererseits ermöglicht uns Einblicke in eine Reihe von Versuchen, Antworten auf die Krisen des spätindustriellen Zeitalters zu finden. Maßnahmen werden formuliert und propagiert auf unterschiedlichen politischen und administrativen Ebenen (Kommunen, Länder, Bund), im Rahmen industrieller und wirtschaftlicher Strategien, durch Agenden der Forschung, Wissenschaft und Entwicklung sowie innerhalb verschiedener zivilgesellschaftlicher Projekte. Obgleich sehr unterschiedlich in ihrer Ausrichtung arbeiten sich aus unterschiedlichen Richtungen formulierte, verschiedenartige Problematisierungen und Lösungsvorschläge aneinander ab. Mal in Abgrenzung voneinander, mal im Einklang verzahnen sie sich miteinander und bedingen, rahmen und tragen sich gegenseitig. Indem sie Probleme in Bezug zu gegenwärtigen Krisen und Herausforderungen wie dem Strukturwandel, der Energiewende oder dem Umgang mit Müll, Verschmutzung und Toxizität (re)definieren und Verantwortlichkeiten verteilen und verschieben, ge-

⁵ Es gibt keine feststehende Definition für den Begriff Ewigkeitslasten. Er wird insbesondere im Kontext von Bergbaufolgen und -kosten (Ewigkeitsfolgen, Ewigkeitskosten) verwendet und bezieht sich auf die andauernd (ewig) anfallende Nachsorge bergbaulicher Aktivitäten, aber auch damit einhergehende Kontaminationen und deren Management, wie bspw. das Pumpen von Grundwasser (Frenz 2016). Der Begriff wird zunehmend auch in Bezug auf Atommüll und chemische Verunreinigungen (›forever chemicals‹) verwendet (Brunnengräber 2015, Renfrew und Pearson 2021). In meiner Forschung fasse ich mit dem Begriff Ewigkeitslasten all jene Hinterlassenschaften, die ein langfristiges Eingreifen zum Schutz mehr-als-menschlicher Umwelten erfordern (u. a. Deponien, Endlager, aber auch Kontaminationen).

stalten sie komplexe systemische Dynamiken mit. Als Forschende sind wir zugleich Beobachter:innen als auch aktive Teilnehmer:innen dieser bewegten und beweglichen Prozesse der Formierung von Öffentlichkeit(en) (EINLEITUNG, SEKTION ÖFFENTLICHKEITEN).

Im Folgenden stellen wir einige Feldsequenzen und -eindrücke einander gegenüber, die auf unterschiedliche Weise zwei komplexe Problemlagen sowie deren Bearbeitungen in und durch unsere Felder illustrieren. Die erste betrifft die Ko-Präsenz unterschiedlicher – manchmal widersprüchlicher – Zeithorizonte und -ordnungen im Umgang mit den Herausforderungen des Spätindustrialismus. Die zweite Feldeinsicht bezieht sich auf die Rolle von und den Umgang mit Bürger:innenwissen bei der Lösung spätindustrieller Krisen. Diese Gemengelagen fordern uns als ethnographisch-anthropologisch Forschende in zweierlei Hinsicht: Zum einen verweisen sie auf die Notwendigkeit, sowohl die kurzfristige ›Eventhaftigkeit‹ als auch die sich entfaltende ›Langsamkeit‹ unserer Felder und der ihnen zugrunde liegenden Prozesse zu greifen. Damit erweitern wir den Fokus auf Öffentlichkeiten um den Aspekt der Zeitlichkeit: Unsere Felder legen es nahe, nicht nur nach dem »Zustandekommen bzw. Funktionieren spezifischer Öffentlichkeiten im Kontext gesellschaftspolitischer Prozesse und Machtdynamiken« (EINLEITUNG, SEKTION ÖFFENTLICHKEITEN: 54) sowie den Strategien des Navigierens und Intervenierens zu fragen (ebd.), sondern insbesondere auch nach deren Zeitlichkeit. Anhand einiger Feldausschnitte wird deutlich werden, dass Öffentlichkeiten im Strukturwandel oder gar im Umgang mit Ewigkeit im Spannungsfeld von akuten Krisen und langwierigen Prozessen agieren (müssen). Zum anderen machen sie darauf aufmerksam, dass diese Felder ein vorsichtiges Einbringen sowohl kritischer Impulse als auch kooperativer, kollaborativer sowie kuratierter Momente erfordern (Hauer et al. 2021). Wir verstehen daher unterschiedliche Positionierungen und Ziele innerhalb der Public Anthropology – von der Verbreitung anthropologischen Wissens bis zu politisch-transformativen Ansprüchen (vgl. EINLEITUNG ZUM READER) – nicht als sich wechselseitig ausschließend, sondern als Ressourcen für ethnographische Forschungspraxis, die sich ebenso wandelt wie das Feld, in dem sie agiert.

Deponien

Wenn die Bürgerinitiativen des Netzwerks »Wir für Sachsen-Anhalt«⁶ zusammenkommen, dann geht es um nichts Geringeres als um akute Gefahren für unzählige zukünftige Generationen, also für die Ewigkeit. Ewigkeitslasten, das sind die

⁶ <https://wir-für-sachsen-anhalt.de> (Zugriff am 15.02.2024).

dauerhaften Folgen extraktiver und industrieller Prozesse. Der Begriff verweist sowohl auf die Persistenz bestimmter Stoffe und Substanzen wie bspw. PFAS (per- und polyfluorierte Alkylsubstanzen) (Renfrew und Pearson 2021) oder radioaktive Abfälle (Brunnengräber 2015) als auch auf die Notwendigkeit des ›Um‹gangs, also des aktiven Bindens, Fernhaltens oder Einschließens dieser Stoffe und Substanzen auf Grund ihrer (potenziellen) Schädlichkeit. Er beinhaltet damit auch eine politische Komponente, denn er bringt technologisch-industriell proklamierte ›Lösungs‹-Narrative wie politisch flankierte ›Endlager‹-Fantasien ins Wanken. Längst lassen sich Ewigkeitslasten nicht mehr unter die Erde kehren; sie haben den Boden unter unseren Füßen dauerhaft verändert – willkommen im chemischen Anthropozän (Arcuri und Hendlin 2019). Ewigkeitslasten sind heute omnipräsent, Deponien Orte, an denen sie sich konzentrieren:

»Mülldeponien sind wohl die bedeutsamsten Orte unserer Zeit. In ihnen liegen unsere Schuldgefühle gegenüber der Vergangenheit und unsere Zukunftsängste verborgen. Sie sind die Orte, die uns verbinden. [...] Die Mülldeponie ist der Friedhof des gesamten westlichen Unterbewußtseins.« (Gora und Bandolin 1996, zitiert nach Hauser 2001: 115)

Das Engagement der Mitglieder des Netzwerks »Wir für Sachsen-Anhalt« richtet sich gegen eine Vielzahl unterschiedlicher über- und untertägiger Deponiebauten bzw. -erweiterungen. Der häufig in Auseinandersetzungen mit Deponiebetreiber:innen, Politiker:innen und Verwalter:innen erhobene Vorwurf einer ›Nicht-in-meinem-Garten‹-Mentalität wird dabei der fachkundigen und akribischen Arbeit der Bürger:innen keineswegs gerecht, denn sie erkennen die Notwendigkeit oder zumindest Unausweichlichkeit solcher als Hyperobjekte modernen Lebens (Morton 2013) beschriebenen Deponien, Gift- und Atommüllendlager durchaus an. Ihr Widerstand richtet sich daher auch nicht grundsätzlich gegen jede Art der mehr oder weniger dauerhaften Unterbringung industrieller Lasten in über- und untertägigen Lagerstätten. Was ihnen Sorge bereitet, sind vielmehr systemische Schieflagen rechtlich kodierter Verantwortlichkeiten sowie die darin festgeschriebene Ungleichverteilung von (Kurzzeit-)Gewinnen und (Langzeit-)Problemen. Sie verweisen auf die komplexen Interdependenzen unterschiedlicher Wirtschafts- und Politikbereiche und deren Rekonfiguration im Zuge des Strukturwandels.

Aus Sicht der im Netzwerk zusammenkommenden Bürger:inneninitiativen besteht das Problem nicht nur in den Unzulänglichkeiten einzelner Deponievorhaben und deren mangelnder Kontrolle durch die Behörden. Zugleich seien systemische Fehlentwicklungen im Gange, wenn im Zuge von Energie- und Wärmewende die Kapazitäten der Müllverbrennungsanlagen im Land (Sachsen-Anhalt) weit über das Maß der hier anfallenden Mengen erhöht würden. Dies geschehe im Namen nachhaltiger thermischer Verwertung und in der Folge werde argumentiert, es müsse weitaus mehr Deponien im Land geben, um die nunmehr lan-

deseigenen Schlacken und Aschen dauerhaft zu verwahren. Das Netzwerk argumentiert, dass sich diese Prozesse unter den Augen von Politik und Verwaltung vollziehen, dass davon aber letztlich ausschließlich die Deponien betreibenden Unternehmen profitierten. Die Folgekosten trügen wiederum zukünftige Generationen, wenn sie die Errichtung neuer Grundwasserpumpen mitfinanzierten, um potenziell verseuchtes Grundwasser dauerhaft abzupumpen – wie es im Raum Bitterfeld ja heute schon geschehe (Feldnotiz JH, 12.02.2024). Diese Ewigkeitsperspektive erzeugt wiederum einen akuten Handlungsdruck, denn – so ein Mitglied einer Bürgerinitiative: »Was soll man denn machen, wenn ein Deponiekörper erst steht?« (Feldnotiz JH, 10.01.2024).

Diesen Bezügen zwischen Ewigkeitsfolgen und daraus abgeleiteter Dringlichkeit in der Gegenwart stehen politische und administrative Zeitlichkeiten entgegen: Prozesse, Bearbeitungszeiten, Fristen, Dienstwege und Betriebsgenehmigungen, die »auf neue Entwicklungen nur langsam reagieren und gegenwärtige Entscheidungen auf der Grundlage aktueller Erkenntnisstände treffen« und gleichzeitig »bemüht sind, Verzögerungen zu vermeiden« (Feldnotiz JH, 12.02.2024). Zugleich betonen die Akteur:innen der Verwaltung die unbedingt getrennt zu haltenden Zuständigkeiten, die ein Zusammenbringen diverser Problemkomplexe – Müllverbrennung als nachhaltige thermische Nutzung (und damit als Baustein der »Wärmewende«) und Anstieg der Deponiebedarfe sowohl auf kommunaler (Deponieklassen 0 und 1) als auch auf Landesebene (Deponieklassen 2 und höher) – verböten (Feldnotiz JH, 12.02.2024). Die Diskussionen um die (Stand-)Sicherheit der Deponieprojekte, die Janine Hauer verfolgt, sind reich an divergierenden zeitlichen Bezügen bzw. ordnen und verorten einzelne Problemabschnitte auf unterschiedlichen, teils widersprüchlichen Zeitskalen.

Zukunftswerkstätten

Auch in den von Asta Vonderau untersuchten Beteiligungsformaten lassen sich diverse zeitliche Schienen und Zwänge herausarbeiten. Maßnahmen der Bürger:innenbeteiligung werden zunehmend von Landesregierungen, Stadtverwaltungen und anderen verantwortlichen Behörden und Stellen in Auftrag gegeben und als praktische Implementierung des oben erwähnten Versprechens der Inklusion und demokratischer Teilhabe im Strukturwandel inszeniert. Für die Einberufung und Durchführung solcher *mini publics* (Voß et al. 2021, vgl. ADAM, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN) werden in der Regel private oder semiprivate Kommunikationsagenturen, Moderator:innen und andere Expert:innen⁷ beauftragt. Diese ver-

⁷ <https://www.mitteldeutschland.com/de/metropolregion-mitteldeutschland/> (Zugriff am 15.02.2024).

packen vorab formulierte und nur in Teilen revidierbare Problematisierungen in standardisierte Kommunikations- und Eventformate. Sie sorgen so dafür, dass innerhalb überschaubarer Zeit politisch verwertbare Resultate produziert werden, welche als »Empfehlungen der Bürger:innen an die Entscheidungsträger:innen« weitergereicht werden können und der Durchführung der geplanten politischen und ökonomischen Maßnahmen des Strukturwandels freie Bahn geben. Dabei werden in solchen Formaten, insbesondere in Diskussionen um den Kohleausstieg, häufig »die Betroffenen beziehungsweise einfachen Bürger:innen« (Feldnotiz AV) adressiert. Diese Menschen werden nach scheinbar eindeutigen Kriterien als besonders inklusionsbedürftige *carbon others* (»fossile Andere«) identifiziert, weil ihre Lebensweise in der fossilen Vergangenheit verhaftet und daher transformationsbedürftig sei. Diese Menschen stellen innerhalb dieser Arenen Objekte des Wandels dar und werden diskursiv als soziale Akteur:innen inszeniert, die die Dringlichkeit des Wandels noch nicht verinnerlicht hätten.

Im Rahmen eines durchmoderierten Prozesses werden durch gezielte Fragen und Aufgaben unter Zuhilfenahme von Pinnwänden, Flipcharts und Karteikarten gegenwärtige Probleme in ein fein säuberlich verpacktes Spektrum wünschenswerter Zukünfte übersetzt und erneut textlich und graphisch überarbeitet, bevor sie als Anhang (weiterer) politischer und administrativer Prozesse, nun bereichert um die Perspektiven »betroffener Bürger:innen«, ihren Weg durch die Instanzen aufnehmen.⁸ Beteiligung als Event im Feld des Strukturwandels wird allerdings nicht nur ethnographisch-anthropologisch sichtbar gemacht und kritisiert. So wurde im November 2023 ein Bürgerbeirat⁹ für die langfristige Beteiligung von Bürger:innen am ebenso langfristigen Strukturwandel ins Leben gerufen. Der Aufruf zur Beteiligung wurde breit gestreut und jede:r konnte sich bewerben. Die Auswahl erfolgte per quotierter Zufallswahl, »sodass im Bürgerbeirat insgesamt 20 Bürgerinnen und Bürger, verteilt nach Gebiet, Geschlechtszugehörigkeit und Alter[,] zusammenkommen«¹⁰. Kritik an der Form einzelner Beteiligungsformate und deren Wirkweisen ist daher zwar punktuell berechtigt, wird aber, bezogen auf die komplexen politischen und administrativen Strategien des Strukturwandels, dem Feld keineswegs gerecht. Denn vielfach wird die Notwendigkeit passgenauer Maßnahmen und konkreter lebensweltlicher Bezüge zu unterschiedlichen Bürger:innengruppen von den Akteur:innen des Strukturwandels selbst angemahnt.

8 Diese Reflexionen basieren auf mehreren kürzeren Feldforschungen (teilnehmenden Beobachtungen und Gesprächen) in oben genannten Foren und Veranstaltungen, die Asta Vonderau seit 2019 durchgeführt hat.

9 <https://strukturwandel.sachsen-anhalt.de/zukunft-mitgestalten/buergerbeirat> (Zugriff am 16.02.2024).

10 <https://strukturwandel.sachsen-anhalt.de/zukunft-mitgestalten/buergerbeirat> (Zugriff am 16.02.2024).

Ethnographische Herausforderungen

Die kurzen Forschungseinblicke legen die Vielzahl der in unseren Feldern zirkulierenden, teilweise widersprüchlichen zeitlichen Bezüge offen sowie die unterschiedlichen Modi, diese Bezüge zu ordnen und zu priorisieren. Immer wieder begegnet uns der ständige Spagat aller Akteur:innen, bei der Bearbeitung komplexer Probleme einerseits Dringlichkeit zu proklamieren, andererseits aber behutsam und wohlbedacht vorzugehen. Die Beobachtung dieses Spannungsfeldes mahnt uns, sowohl ›Eventisierung‹ als auch ›Verlangsamung‹ als feldinhärente Zeitpolitiken zu erkennen bzw. anzuerkennen, ernst zu nehmen als auch analytisch sichtbar zu halten und bisweilen strategisch ins Feld (zurück) zu führen.

Im Rahmen bestimmter Bürger:innenbeteiligungsverfahren dient, wie von Asta Vonderau untersucht, die angestrebte Effektivität und postulierte notwendige Schnelligkeit der geplanten ›Problemlösungen‹ als Argument, die in der Praxis relativ langsamen, ergebnisoffenen und tatsächlich sehr diversen öffentlichen Diskussionen und Belange disziplinieren und standardisieren zu wollen. Politiker:innen und Aufsichtsbehörden hingegen, wie Janine Hauer immer wieder beobachtet, warnen nicht selten vor »Schnellschüssen«, wenn Bürger:inneninitiativen auf Versäumnisse und Verstöße hinweisen, und mahnen eine »gründliche Prüfung« (Feldnotiz JH, 14.02.2024) an, geknüpft an den Beschluss, Entscheidungen zu vertagen.

Indem wir uns in solchen Momenten situativ einbringen und auf jeweils dominante beziehungsweise dominierend werdende Zeitlichkeiten hinweisen sowie Postulate der Dringlichkeit zu Gunsten langsamer(er) demokratischer Aushandlungen hinterfragen, tragen wir dazu bei, die in unseren Feldern operierenden Zeitregime zumindest kurzfristig und versuchsweise zur Auseinandersetzung miteinander zu bewegen. So verweist Asta Vonderau in Gesprächen mit städtischen Akteur:innen auf die ›Choreographien des Konsensierens‹, die sie in ihrer Forschung beobachtet, und stößt somit Gespräche darüber an, ob notwendigen Aushandlungen genügend Raum und Zeit geboten wird. Sie stellt damit zur Diskussion, inwiefern Bürger:innen sich in den massiv geformten und geschliffenen Berichten tatsächlich wiederfinden. Ebenso führt Janine Hauer die von unterschiedlichen Akteur:innen zu unterschiedlichen Zwecken betonten zeitlichen Ordnungsmuster rund um die Problematik der Deponien stets ›mit sich‹ und bringt diese in Gesprächen immer wieder ein. Dadurch irritiert sie scheinbar kohärente Erzählungen; doch anders als in direkten Konfrontationen zwischen ›gegnerischen Parteien‹ besteht in diesen Situationen kein unmittelbarer Zwang, den eigenen Standpunkt durchzusetzen. Stattdessen erlaubt es die geschützte Forschungssituation den Teilnehmenden, sich auf andere Perspektiven und Gedankenexperimente einzulassen.

Ethnographieren und ›expertieren‹

In den von uns untersuchten Prozessen des (Struktur-)Wandels zirkulieren und verschränken sich jedoch nicht nur unterschiedliche Zeitlichkeiten und Zeitpolitiken; zugleich begegnen wir vielfältigen Formen bürgerschaftlichen Engagements, das (sich) unter diversen Umständen und Rahmenbedingungen formiert und operiert und darüber hinaus verschiedenartige – teils divergierende – Funktionen erfüllt.

In den Zukunftswerkstätten und Bürger:innendialogen, die Asta Vonderau im Rahmen ihrer Forschung besucht und häufig auch als geladene Expertin mitgestaltet, befragt sie diese Momente der Formierung von Öffentlichkeit auf ihre Potenziale als Räume für Aushandlungen und Teilhabe. Es geht ihr insbesondere darum, das Anliegen einer demokratischen und inklusiven Transformation zu einer nachhaltigen Gesellschaft ernst zu nehmen und zu diesem Anliegen beizutragen. In seiner historischen Analyse hat Timothy Mitchell (2009) auf die Verflechtung politischer Formen mit Prozessen der fossilen Ressourcenextraktion und Energieproduktion hingewiesen. So beschreibt er beispielsweise, wie das Arbeiten unter Tage spezifische Formen des politischen Kampfes und der Solidarität unter Kohlearbeitern ermöglichte. Die Frage, inwiefern eine Transformation hin zu nichtfossilen Energien nicht nur die Infrastrukturen und materiellen Bedingungen der Energieproduktion, sondern auch die des Politischen verändert, ist daher auch im gegenwärtigen Moment des Strukturwandels beziehungsweise der Energiewende von Interesse.

Die Beobachtungen der Konzeption und Durchführung einer Vielzahl von Teilnehmungsformaten befeuern dabei den Eindruck, dass gesellschaftliche Kontroversen hier oftmals auf ein konkretes Problem reduziert und festgelegt und Diskussionen zugunsten eindeutiger Positionen und Lösungsorientierungen eingeschränkt und kanalisiert werden. Die in hohem Maße standardisierten Maßnahmen bemühen sich zwar um eine formalisierte Diversität der Teilnehmenden, etwa um die Beteiligung von besonders ›betroffenen Bürger:innen‹ mithilfe gesonderter Einladungen und Zufallsanrufe, doch bleiben sie dann tatsächlich nur für die Bürger:innen offen. Verschlussen bleiben sie oft für Ethnolog:innen, Journalist:innen und andere nicht eingeladene ›Expert:innen‹ mit dem Argument, dass deren Anwesenheit in diesen Veranstaltungen das ›authentische Bürgerwissen‹ verfälschen und eine freie Diskussion stören würde.

Im Rahmen solcher *public-private partnerships* und deren Teilnehmungsforen wird also nicht nur eine problematische Trennung zwischen Expertise und Nicht-Expertise aufgemacht und politisch instrumentalisiert, sondern es werden dabei die dort entstehenden Kontroversen (also das Wissen der Bürger:innen) privatisiert und einer offenen wie öffentlichen Aushandlung entzogen. Die Herausforderung für die Forschung und speziell eine *Public Anthropology* besteht nun

darin, sich mit den offiziellen Beteiligungsversprechen kritisch auseinanderzusetzen, ohne jedoch die Möglichkeiten gemeinsamer Wissensproduktion und Zusammenarbeit mit den involvierten Akteur:innen (etwa Lokalpolitiker:innen, Technologieentwickler:innen und anderen) auszuschließen. Durch ihre Präsenz und Aktivitäten versucht Asta Vonderau fortwährend, die offiziell als offene Beteiligungsräume und -möglichkeiten definierten, doch tatsächlich nur teilweise zugänglichen Foren für weitere Akteur:innen und Wissensbestände zu öffnen und sichtbar zu machen. Damit wirkt sie der Gefahr dieser präfigurierten Öffentlichkeiten entgegen, soziale Hierarchien zu (re)produzieren. So nutzt sie beispielsweise ihre Rolle als angefragte Diskutantin auf öffentlichkeitswirksamen Podien, um darauf aufmerksam zu machen, wie sich Zukunftswerkstätten und andere von ihr beobachtete Formate praktisch vollziehen: wie Teilnehmer:innen konkret ausgewählt werden und Vorannahmen beziehungsweise Fragestellungen Diversität und Pluralität nicht etwa spiegeln, sondern de facto einengen. Auf diese Weise nutzt sie ihre öffentliche Rolle, um kritische Impulse zu liefern und insbesondere auch auf Ausschlüsse, Lücken und Leerstellen in solchen Prozessen hinzuweisen.

Der Privatisierung von Bürger:innenwissen auf der einen Seite steht auf der anderen Seite die – ebenso problematische – Überbrückung von Lücken in den Prozessen öffentlicher Kontrolle durch Bürger:innen gegenüber. Im Rahmen der Arbeit der Bürger:inneninitiativen innerhalb des Netzwerks »Wir für Sachsen-Anhalt« reicht das Engagement weit über die administrativ institutionalisierte und moderierte Beteiligung im Rahmen der Öffentlichkeitsbeteiligung in Planungsprozessen hinaus. Die Mitglieder der Bürger:inneninitiativen verfügen nicht nur über weitgehendes Fachwissen, das sie akribisch dokumentieren, archivieren und triangulieren; sie fungieren darüber hinaus als Kontrollinstanz. Wiederholt waren es in den letzten Jahren die Bürger:inneninitiativen, die auf lückenhafte Kontrollen, widersprüchliche Auskünfte oder handfeste Verstöße gegen Betriebspläne und Einlagerungsgenehmigungen aufmerksam machten und durch ihre Hartnäckigkeit ausreichend Druck auf behördliche und politische Akteure ausübten, um diese zum Handeln zu zwingen. In die Kritik der Bürger:inneninitiativen an der politisch-rechtlich-administrativen Ermöglichung schneller Gewinne unter Inkaufnahme der langsamen Gewalt (Nixon 2011), die von Deponien als ewig am Ort verbleibenden »Problemparkplätzen« ausgeht, mischen sich also immer wieder die Sorge und Empörung über die mangelnden bzw. nicht fachgerechten aufsichtsbehördlichen Kontrollen bei der Planung und Ausführung diverser Deponievorhaben, die der alltägliche Kampf der aktiven Bürger:innen zutage fördert.

Jeder Erfolg – beispielsweise ein Baustopp, die Einstellung eines Genehmigungsverfahrens oder die Feststellung einer Ordnungswidrigkeit – ist damit gleichermaßen eine Niederlage: »Das sind ja nur die Sachen, die wir finden. Dabei hätten diese Probleme doch behördlich festgestellt werden müssen?!« (Feldnotiz JH,

27.09.2023). Grundlage dieser ›Erfolge‹ sind dabei ein hoher zeitlicher Aufwand sowie der Einsatz erheblicher privater Ressourcen der Mitglieder des Netzwerks. Nicht nur findet diese Art des Engagements kaum praktische Unterstützung und Anerkennung vonseiten der Behörden und der Politik, darüber hinaus werden die durch die akribische Arbeit des Netzwerks erreichten Systemkorrekturen nicht selten argumentativ (wieder)verwendet, um auf die Effizienz des Systems selbst zu verweisen. Verstöße, so heißt es dann, würden entdeckt und geahndet, was ja ein Beweis für das Funktionieren von Kontrollen sei (Feldnotiz JH, 14.02.2024). Kritik an diesen ›Irrungen und Wirrungen‹ üben nicht nur die Bürger:innen selbst, sondern auch andere involvierte Akteur:innen aus Politik und Wissenschaft äußern sich regelmäßig kritisch über systemische Unzulänglichkeiten.

Die Kritik der Anthropologin wirkt in solchen Momenten allenfalls affirmativ. Stattdessen kommt Janine Hauer in ihrer Arbeit vermehrt die Rolle der Kommentatorin zu, die durch ihre Einblicke entweder nach den Logiken nicht anwesender Akteur:innen befragt wird oder aber Einblicke aus ähnlich gelagerten, jedoch anders organisierten Problemfeldern einzuspielen vermag. So verweist sie bei Treffen beispielweise vermehrt auf ihre (Mit-)Arbeit bei der Bürger:innenbeteiligung in der Endlagersuche, die nicht nur in einem gesetzlichen Rahmen stattfindet, sondern über diverse Schnittstellen mit dem wissenschaftlich-institutionalisierten Suchprozess verwoben ist. Dabei geht es ihr nicht darum, zu behaupten, dass das System der Bewältigung radioaktiven Abfalls dem Bewältigungssystem für chemotoxischen Abfall überlegen wäre. Aber die Kontrastierung erlaubt dennoch, das häufig vorgebrachte Argument der ›Zwangsläufigkeit‹ konkreter Entscheidungen zu kontextualisieren und auf alternative Organisationsmodi hinzuweisen.

Die Effekte solcher Querbezüge sind sicherlich keineswegs geradlinig und ihr praktisches Potenzial stellt eine noch zu beantwortende Frage im Feld dar, doch knüpft sie unmittelbar an die oben durch Asta Vonderau formulierte Forderung nach Öffnung und Sichtbarmachung alternativer Konstellationen an, ohne dass sie Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Feldakteur:innen von vornherein ausschließt.

Diese Gegenüberstellung macht erneut die Notwendigkeit deutlich, unsere Rollen und Positionen eng an den konkreten Dynamiken im Feld zu orientieren und dort flexibel einzusetzen. Unsere Felder erlauben uns Einblicke in oftmals sehr unterschiedlich konstituierte Öffentlichkeiten und den Umgang mit den dort generierten und formulierten Belangen und Wissensbeständen. Dies bringt uns in die Position, auf verschiedenartige Dynamiken verweisen zu können, ohne diese als eindeutige Lösung zu propagieren. Wir verstehen uns somit als Teil dynamischer Konstellationen mit dem Potenzial, zur Formierung unterschiedlicher öffentlicher Belange beizutragen und Räume für (immer weitere) gesellschaftliche Kontroversen zu schaffen und offenzuhalten (EINLEITUNG, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN: 54).

Ausblick

Abschließend plädieren wir dafür, die sich uns stellenden Herausforderungen an unsere ethnographisch-anthropologische Arbeit mit und in unseren Feldern weiter zu diskutieren und gezielt Formate zu entwickeln, die es vermögen, den Feldern etwas hinzuzufügen: »to bring forth a future anterior that is not calculable from what we now know [...], producing something that didn't exist before« (Fortun 2012: 450). Unsere Felder konstituieren sich um Praktiken der Vergangenheitsbewältigung sowie der Zukunftsgestaltung im Lichte gegenwärtiger Bemühungen, Strukturwandel zu initiieren und zu moderieren. Unter diesen Bedingungen formieren sich Öffentlichkeiten immer wieder neu. Beteiligung ist in aller Munde, dennoch variieren die Grundlagen ihrer Entstehung; auf der einen Seite entspringt sie zeitlich eng begrenzten, in professionellen Formaten choreographierten Orten des Konsensierens, die den wohlabgewogenen und fein polierten Wünschen von Bürger:innen (begrenzten) Raum und Aufmerksamkeit in Planungs- und Gestaltungsprozessen einräumen; auf der anderen Seite entsteht sie durch Initiativen von Bürger:innen selbst, die es für notwendig erachten, ihren bisweilen kaum präsenten Belangen Gehör zu verschaffen. Als Ethnologinnen sind wir dabei sowohl Beobachterinnen als auch Teilnehmerinnen des Prozesses (EINLEITUNG, SEKTION ÖFFENTLICHKEITEN: 54). Zugleich vermitteln unsere Anwesenheiten aber vor allem auch die unterschiedlichen Rollen, die uns in konkreten Forschungssituationen und durch unsere Forschungspartner:innen immer wieder zugewiesen werden, einen Austausch zwischen unterschiedlichen Akteur:innen und Perspektiven.

Eine Public Anthropology, wie wir sie praktizieren, setzt sich dabei ebenso für die Sichtbarmachung und Aufrechterhaltung der öffentlichen Aufmerksamkeit in Bezug auf toxische Ewigkeitslasten der fossilen industriellen Moderne ein wie auf das Anerkennen der Notwendigkeit gegenwärtigen Entscheidens im Umgang mit ihnen. Sie plädiert zum einen für das Einräumen von und Sicheinlassen auf öffentliche Kontroversen und Teilhabe im Aufbau von nachhaltigen Wirtschafts- und Lebensweisen. Zum anderen wirkt sie der Privatisierung und Depolitisierung dieser Prozesse durch Standardisierung und Zwangsbeschleunigung entgegen. Und schließlich zielt sie auf einen sensiblen Umgang mit der (Neu-)Verteilung von Verantwortlichkeiten zu Ungunsten engagierter Bürger:innen ab. Unsere Haltung ist dabei gekennzeichnet durch eine kontinuierliche Begleitung von Feldakteur:innen und -belangen sowie gezieltes Eingreifen im Sinne eines flexiblen Nicht-Beendens bzw. Nicht-enden-Lassens und Immer-wieder-Eröffnens von Kontroversen, der situativ unbequemen Änderung von Diskussionsrichtungen, des Hinterfragens und Sichtbarmachens vorgegebener Kommunikationsvoraussetzungen und des Hinweisens auf zeitliche wie materielle Komplexitäten und

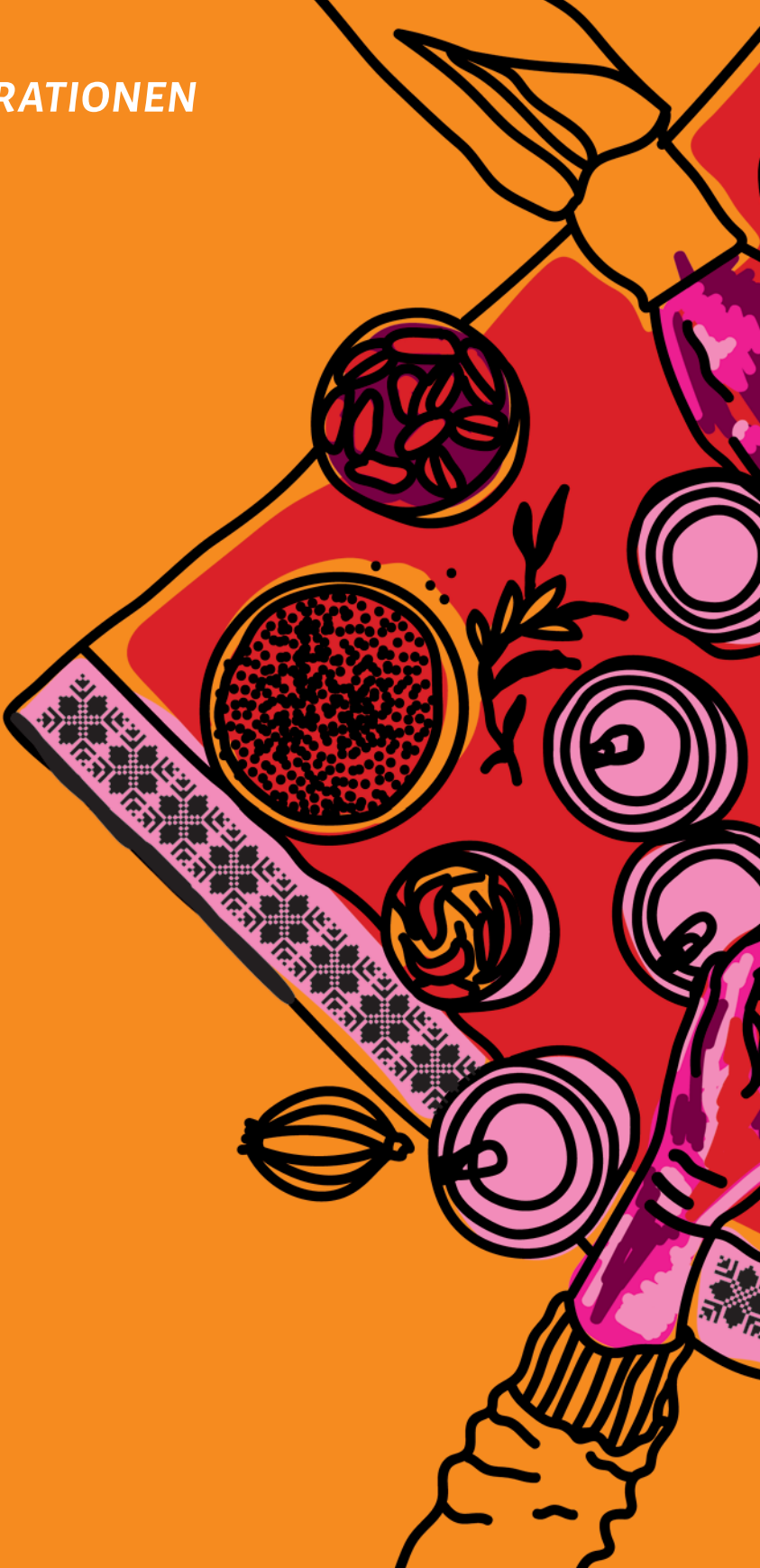
Gleichzeitigkeiten, die den Spätindustrialismus ausmachen und politische Legislaturperioden sowie individuelle Biographien überdauern.

Literatur

- Arcuri, Alessandra und Yogi Hale Hendlin. 2019. »The Chemical Anthropocene: Glyphosate as a Case Study of Pesticide Exposures.« *King's Law Journal* 30(2): 234–253. <https://doi.org/10.1080/O9615768.2019.1645436>.
- Baum, Carla. 2018. *Flöze, Gruben, Schächte – Geschichte der Braunkohle in Deutschland*, Böll Thema 1–19, <https://www.boell.de/de/2018/12/27/floetze-gruben-schaechte-geschichte-der-braunkohle-deutschland> (Zugriff am 29.07.2024).
- Brunnengräber, Achim. 2015. *Ewigkeitslasten. Die »Endlagerung« radioaktiver Abfälle als soziales, politisches und wissenschaftliches Projekt – eine Einführung*. Baden-Baden: Nomos. <https://doi.org/10.5771/9783845265629>.
- Dehnen, Stefanie. 2024. »Change is the Only Constant.« *Nachrichten aus der Chemie* 72(1): 3–3. <https://doi.org/10.1002/nadc.20244141282>.
- Fortun, Kim. 2012. »Ethnography in Late Industrialism.« *Cultural Anthropology* 27(3): 446–464. <https://doi.org/10.1111/j.1548-1360.2012.01153.x>.
- Fortun, Kim. 2014. »From Latour to Late Industrialism.« *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 4(1): 309–329. <https://doi.org/10.14318/hau4.1.017>.
- Frenz, Walter (Hg.) 2016. *Ewigkeitslasten im Kohlenbergbau*. Clausthal-Zellerfeld: Schriftenreihe der GDMB Gesellschaft der Metallurgen und Bergleute e. V. 138.
- Günel, Gökçe und Chika Watanabe. 2024. »Patchwork Ethnography.« *American Ethnologist* 51(1): 131–139. <https://doi.org/10.1111/amet.13243>.
- Hauer, Janine, Friederike Faust und Beate Binder. 2021. »Kooperieren – Kollaborieren – Kuratieren: Zu Formen des Zusammenarbeitens in der ethnografischen Forschung.« *Berliner Blätter* 83: 3–17. www.berliner-blaetter.de/index.php/blaetter/article/view/1107 (Zugriff am 27.11.2024).
- Hauser, Susanne. 2001. *Metamorphosen des Abfalls. Konzepte für alte Industrieareale*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Heyen, Dirk Arne, Carl-Otto Gensch, Martin Gsell, Florian Hacker, Lukas Minnich, Carasophie Scherf, Claus Doll, Anna Grimm, Frank Marscheider-Weidemann, Katrin Ostertag und Christian Sartorius. 2022. *Strukturwandel zu einer Green Economy. Analysen und Empfehlungen zur Gestaltung*, Umweltbundesamt. https://www.umweltbundesamt.de/sites/default/files/medien/479/publikationen/uiib_04-2022_strukturwandel_zu_einer_green_economy.pdf (Zugriff am 29.07.2024).
- Hinsch, Wilfried und Daniel Eggers (Hg.). 2019. *Öffentliche Vernunft? Die Wissenschaft in der Demokratie*. Berlin, Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110614244>.
- Klose, Alexander und Benjamin Steininger. 2020. *Erdöl. Ein Atlas der Petromoderne*. Berlin: Matthes & Seitz Berlin.

- Krug, Klaus. 2008. *Zur Entwicklung der mitteldeutschen Chemieregion – ein Überblick*, Vortrag anlässlich der Historikertagung 2008 vom 12.–14.6.2008 in Halle/Saale. https://vhkk.org/page/vortrag/pdf/Krug_Mitteldeutsche_Chemieregion.pdf (Zugriff am 29.07.2024).
- Krug, Klaus. 2018. »Über die Anfänge.« *Merseburger Beiträge zur Geschichte der Chemischen Industrie Mitteldeutschlands* 23 (1): 14–23.
- Latour, Bruno. 2007. *Elend der Kritik. Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang*. Übersetzt von Heinz Jatho. Zürich, Berlin: diaphanes.
- LMBV (Lausitzer und Mitteldeutsche Bergbau-Verwaltungsgesellschaft mbH). 2009. *Landschaften nach dem Bergbau. Von Tagebauen zu Seen*. <https://www.lmbv.de/medium/landschaften-nach-dem-bergbau-von-tagebauen-zu-seen/> (Zugriff am 29.07.2024).
- LMBV (Lausitzer und Mitteldeutsche Bergbau-Verwaltungsgesellschaft mbH). 2011. *Braunkohleveredlung in Mitteldeutschland. Teil I*. <https://www.lmbv.de/medium/10-braunkohlenveredlung-in-mitteldeutschland-teil-i-nord/> (Zugriff am 29.07.2024).
- Mitchell, Timothy. 2009. »Carbon Democracy.« *Economy and Society* 38(3): 399–432. <https://doi.org/10.1080/03085140903020598>.
- Morton, Timothy. 2013. *Hyperobjects: Philosophy and Ecology after the End of the World*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Nixon, Rob. 2011. *Slow Violence and the Environmentalism of the Poor*. Cambridge, London: Harvard University Press.
- Renfrew, Daniel und Thomas W. Pearson. 2021. »The Social Life of the ›Forever Chemical‹: PFAS Pollution Legacies and Toxic Events.« *Environment and Society* 12(1): 146–163. <https://doi.org/10.3167/ares.2021.120109>.
- Sager, Krista und Gert G. Wagner. 2019. »Wissenschaft unter Druck: Vertrauensverlust oder Zeichen gewachsener gesellschaftlicher Relevanz?« In *Öffentliche Vernunft? Die Wissenschaft in der Demokratie*, herausgegeben von Wilfried Hinsch und Daniel Eggers, 21–34. Berlin, Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110614244-004>.
- Voß, Jan-Peter, Jannik Schmitt und Volkan Sayman. 2021. »Politics at a Distance: Infrastructuring Knowledge Flows for Democratic Innovation.« *Social Studies of Science* 52(1): 106–126. <https://doi.org/10.1177/03063127211033990>.

KOLLABORATIONEN





Kollaborationen – Einleitung

Beate Binder, Hansjörg Dilger und Thomas G. Kirsch

Abstract

Die Sektion Kollaborationen setzt an einer grundlegenden Bedingung der Public Anthropology an: der Zusammenarbeit mit zivilgesellschaftlichen, staatlichen und/oder kommunalen Akteur:innen und Institutionen, die seit längerem in den ethnologisch untersuchten gesellschaftlichen Feldern aktiv sind. In den letzten Jahren werden – nicht zuletzt unter dem Einfluss feministischer und queerer, post- und dekolonialer Interventionen in die ethnologischen Fächer – gleichberechtigte(re) und hierarchiefreie(re) Formen der Zusammenarbeit erprobt. Die Einleitung bettet die in den Beiträgen dieser Sektion diskutierten praktischen Erfahrungen mit unterschiedlichen Formen und Modalitäten der Zusammenarbeit in aktuelle Debatten ein und diskutiert deren Rahmenbedingungen und potentiellen Reibungsmomente sowie die Notwendigkeit der Moderation.

Keywords: Kollaboration; Zusammenarbeit; ethnographische Beziehung; Wissenstransfer; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Binder, Beate, Hansjörg Dilger und Thomas G. Kirsch. 2025. »Kollaborationen – Einleitung.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 147–158. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_009

Seit vielen Jahren wird in den ethnologischen Fächern darüber diskutiert, wie die Zusammenarbeit während der Feldforschung gestaltet werden könnte und sollte. Ethnographisches Arbeiten ist auf das persönliche Aufsuchen von sozialen Räumen und Lebenswelten sowie auf längerfristige Interaktionen mit unterschiedlichen Personen und Personengruppen angewiesen: Akteur:innen werden um Interviews und Gespräche zu ihrem alltäglichen Handeln und ihren (biographischen) Erfahrungen gebeten; Gruppen, Organisationen und Initiativen werden angefragt, ob eine Kooperation für Forschungszwecke einschließlich teilnehmender Beobachtung möglich ist; Mitarbeitende in Einrichtungen und Behörden werden um Auskunft über institutionelle, rechtliche und politische Rahmenbedingungen ihrer jeweiligen Bereiche oder Expert:innen um Einschätzungen zu spezifischen Problemlagen ersucht. Zu den Konventionen in Ethnographien gehören inzwischen Erläuterungen zur Kontaktaufnahme und Etablierung von Forschungsbeziehungen wie auch Reflexionen über Aussagehorizont wie Positioniertheit der Studie (vgl. EINLEITUNG ZUM READER sowie Beiträge Sektion POSITIONIERUNGEN).

Die Herstellung von tragfähigen Forschungsbeziehungen und deren reflektierende Offenlegung in der Publikation der Forschung galten in den ethnologischen Fächern lange als zwar herausfordernde, aber selbstverständliche Vorgehensweisen für legitimes und erfolgreiches Forschen. In den letzten Jahren standen diese Konventionen der Feldforschung zunehmend zur Diskussion. Hintergrund für die wachsende Problematisierung von Forschungsbeziehungen sind zum einen Entwicklungen, die an Universitäten und deren Mitarbeiter:innen herangetragen werden: Wissenschaftler:innen sind verstärkt mit wissenschafts- und hochschulpolitischen Anforderungen und Förderbedingungen konfrontiert, die die Kooperation mit außerakademischen Partner:innen sowie den Wissenstransfer in unterschiedliche Öffentlichkeiten zur Voraussetzung für Anerkennung und Unterstützung machen (vgl. EINLEITUNG ZUM READER). Zum anderen sind auch die untersuchten Personen(gruppen) selbst gegenüber allen Formen des Beforschtwerdens skeptischer geworden, besonders dann, wenn sie auf Anlass wie Auswertung von Forschungen keinen Einfluss nehmen können. »Nothing about us without us«¹ ist insbesondere bei marginalisierten Gruppen zum weitgehenden Grundprinzip geworden (vgl. BINDER und HESS, Sektion KOLLABORATIONEN). Schließlich werden »klassische« Feldforschungsszenarien aber auch innerhalb der ethnologischen Fächer infrage gestellt. Ging es während der *Writing Culture*-Debatte noch vorwiegend um die Politiken und Poetiken ethnographischer Darstellungsweisen (vgl. Clifford und Marcus 1986), um Formen der Repräsentation und

1 Dieser Slogan wurde durch die Behindertenbewegungen der 1990er Jahre geprägt, wird inzwischen aber in vielen Kontexten genutzt; vgl. Ahmed et al. 2021: 5–7.

den Beitrag der ethnologischen Fächer zur Hervorbringung des ›Fremden‹, rücken in den letzten Jahrzehnten – nicht zuletzt unter dem Einfluss intersektional feministischer, queerer und post- bzw. dekolonialer Interventionen – Formen der Zusammenarbeit in den Fokus kritischer (Selbst-)Befragung und hatten Teil an der Rekonzeptionalisierung ethnographischen Arbeitens.

Aufbauend auf diesen vielstimmigen Kritiken und in Auseinandersetzung mit vielfältigen Forschungserfahrungen bildete sich eine neue Praxis der Ethnographie heraus (Lamphere 2018): Erprobt werden Möglichkeiten, aus Forschungssubjekten gleichberechtigte Forschungspartner:innen zu machen; diskutiert wird darüber, wie Forschungsanliegen mit den Bedürfnissen und Interessen der Beforschten in Einklang gebracht werden können, insbesondere dann, wenn es sich um marginalisierte und/oder besonders vulnerable Gruppen handelt; angestrebt wird, Beforschten möglichst weitgehendes Mitspracherecht über ihre Darstellung in wissenschaftlichen Texten und anderen medialen Formaten zu geben. In diesem Sinn werden seit vielen Jahren – häufig unter Begriffen wie ›partizipative‹, ›engagierte‹ oder ›aktivistische‹ Forschung – Möglichkeiten eines demokratischeren, gleichberechtigteren und stärker reziproken ethnographischen Arbeitens ausgelotet, erprobt und erörtert (vgl. z. B. Binder et al. 2013; Low und Merry 2010; Sanford und Angel-Ajani 2008). Im Gegenzug wird eine als ›extraktivistisch‹ gebrandmarkte Datengewinnung für allein akademische Zwecke zunehmend diskreditiert (vgl. Zenker und Vonderau 2023). Wie, mit wem und mit welchen Zielen kollaboriert werden soll (und kann) und mit wem nicht, welche Folgen mehrortige und kurzfristigere Forschungsaufenthalte auf die Möglichkeiten dichter Zusammenarbeit haben (Marcus 1995), wie sich Mediatisierung und Digitalisierung auf ethnographisches Arbeiten auswirken (Eckhardt und Klausner 2023), wie Zusammenarbeit mit ›mehr als menschlichen‹ Kollaborationspartner:innen, etwa mit Tieren und Pflanzen, gestaltet werden könnte (Haraway et al. 2016) und wie Forschungsbeziehungen vor diesem Hintergrund in eher ›feindlichen‹ Feldern gestaltet werden können (Forum on the New Far Right 2021), gehören zu den Themen, die in den letzten Jahren kontrovers diskutiert werden – meist in unmittelbarer Auseinandersetzung mit praktischen Erfahrungen des Gelingens wie Scheiterns kollaborativen Forschens.

Die Vorstellungen davon, was unter Zusammenarbeit verstanden wird und wie diese umgesetzt werden sollte, sind dabei vielfältig. Das zeigt sich bereits in den verwendeten Begrifflichkeiten. Die Rede ist von ›Kollaboration‹, von ›Ko-Laboration‹ oder auch ›Ko(l)laboration²‹; daneben wird von ›Partizipation‹ und ›Kooperation‹

2 Mit diesen letztgenannten Varianten sollen vor allem die Konnotationen des Begriffs im deutschsprachigen Raum aufgehoben werden: Als Kollaborateure wurden während des Nationalsozialismus diejenigen Personen bezeichnet, die in den besetzten Gebieten die Zusammenarbeit mit der deutschen Wehrmacht und SS suchten.

oder – ein nochmal anderes Selbstverständnis signalisierend – »Kuratieren« gesprochen. Mit diesen Begriffen und den damit verbundenen Konzeptionen geht einher, dass in der jüngeren Vergangenheit die Abgrenzung zwischen einem »Forschen mit« und einem »Forschen über« zunehmend an Bedeutung verloren hat: In multimodalen Ansätzen (vgl. ALBRECHT et al., Sektion TRANSFORMATIONEN), in künstlerischen Feldern (vgl. STODULKA und THAJIB, Sektion KOLLABORATIONEN) wie auch in der Zusammenarbeit mit sozialen Bewegungen und/oder NGOs wird das Zusammenführen unterschiedlicher Perspektiven, Praktiken und Erfahrungen schon selbst als Forschung verstanden. Die beteiligten Ethnolog:innen sind nicht länger ausschließlich wissenschaftliche Expert:innen, die Forschungsergebnisse in akademischen Kontexten verwerten. Vielmehr kommt ihnen in solchen Settings ebenso häufig die Rolle von Kurator:innen und Mediator:innen zu, die für die Ausgestaltung von Räumen der Begegnung (mit)verantwortlich zeichnen, wohingegen das Forschen im Erfahrungsaustausch wie auch vertieften Zuhören aufgehoben ist (vgl. BINDER und HESS, RAO und DASGUPTA sowie SCHRAMM, Sektion KOLLABORATIONEN).

Was sich hier andeutet, gilt generell für kollaboratives Forschen in den ethnologischen Fächern: Nicht nur die Begriffe changieren je nach Kontext und Anliegen, auch die Selbstverständnisse, mit denen Forschungskontexte hergestellt werden, sind vielfältig. Kollaboratives Arbeiten wird im Kontext politisch-engagierter Forschung (Engaged Anthropology), von interdisziplinär angelegten Forschungsprojekten im Bereich der Wissen(schaft)sforschung wie auch bei der Zusammenarbeit in spezifischen Praxisfeldern, etwa im Kunstbereich oder im Feld der sozialen Arbeit, verhandelt. Was dabei jeweils konkret gemeint ist und welche Begrifflichkeit mit welchen (impliziten und expliziten) Bedeutungen verwendet wird, kann über (inter)disziplinäre, (nicht)akademische und geographische Zusammenhänge hinweg stark variieren. Klar ist inzwischen aber auf jeden Fall: Entgegen dem etablierten Narrativ, dass das Zusammenarbeiten – vor allem, wenn Grenzen von Disziplinen und Praxisfeldern überschritten werden – auf situatives Improvisieren angewiesen ist, steht inzwischen ein abrufbarer Erfahrungsschatz mit kollaborativ angelegten ethnologischen Forschungen zur Verfügung (vgl. z. B. Ritter und Groth 2019; Zenker und Vonderau 2023; Eitel et al. 2021).

Die reichhaltigen Erfahrungen mit unterschiedlichen Formen kollaborativen Arbeitens in den ethnologischen Fächern wird durch die hier versammelten Beiträge weiter vergrößert, wobei die Autor:innen den Fokus auf den Zusammenhang mit der Praxis der Public Anthropology richten. Die Beiträge dieser Sektion liefern zum Nachdenken anregende und anschauliche Beispiele für die Suche nach machtsensiblen und repräsentationskritischen Neujustierungen der sozialen Austauschprozesse im Forschungsverlauf. Sie setzen dabei an unterschiedlichen Aspekten an, die vor dem Hintergrund der je eigenen Erfahrungen kollaborativen Arbeitens reflektiert werden. Allen Beiträgen gemeinsam ist zudem die

Beobachtung, dass die jeweiligen Formen der Zusammenarbeit und die dafür nötigen Beziehungsnetzwerke in der Regel nicht einmalig und auf Dauer etabliert werden. Im Gegenteil muss an kollaborativen Konstellationen über den Verlauf der Forschung gearbeitet werden. Die Beziehungsnetzwerke sind in steter Bewegung, und das Verhältnis von Ethnolog:innen zu ihren Forschungspartner:innen kann sich immer wieder verändern (Robertson 2002). Kollaboratives Forschen bedarf der kontinuierlichen Aushandlung: Interaktionsweisen, Formen der Zusammenarbeit und deren Ziele müssen immer wieder bestätigt und/oder neu justiert werden (Hauer et al. 2021), auch wenn – oder gerade weil – die entstehenden Konstellationen immer ein Stück weit ambivalent bleiben (Dilger et al. 2023).

Ein Diskussionsstrang, der sich durch mehrere Beiträge zieht, ist die Frage, wie sich kollaboratives Forschen und der Anspruch, mit den Ergebnissen an unterschiedliche Öffentlichkeiten zu gehen, auf Arbeitsprozesse und Formen der Wissensproduktion auswirken.

An unterschiedliche Dimensionen von ›Arbeit‹ in kollaborativen Projekten knüpft der Beitrag von KATHARINA SCHRAMM an. In Auseinandersetzung mit Positionen der *indigenous* und *decolonial studies* berichtet sie von dem kollaborativen Forschungsprojekt *No One Can Be Born Twice*, das die Praxis von Altersklassifikationen unbegleiteter Minderjähriger und erwachsener Asylbewerber:innen sowie die Verweigerung des Bremer Standesamts, Geburtszertifikate für Neugeborene von Geflüchteten auszustellen, kritisch und öffentlichkeitswirksam befragt. Katharina Schramm entwickelt eine Forschungsperspektive, mit der sie zeigt, wie sich in der Zusammenarbeit von Wissenschaftler:innen und Aktivist:innen zwei Dimensionen von Arbeit verknüpfen: Das gemeinsame Forschen und Intervenieren sind zunächst als schöpferisch-kreative Tätigkeit (*work*) zu verstehen, deren Möglichkeiten allerdings durch die jeweiligen strukturellen Arbeits- und Forschungsbedingungen maßgeblich bestimmt werden (*labor*). Der Forschungsgegenstand – die Praxis von Einbürgerungs- und Asylverfahren und die Effekte behördlicher Praktiken auf die Möglichkeiten von Geflüchteten, einen Platz in der deutschen Gesellschaft zu finden – wirkte sich auch auf die Kollaboration im Forschungsverbund aus: Auch dessen Mitglieder sind in unterschiedlicher Weise selbst vom Europäischen respektive deutschen Staatsbürgerschafts-, Grenz- und Migrationsregime betroffen. Mit dem doppelten Fokus auf Forschungsprozesse und deren strukturelle Rahmenbedingungen macht Katharina Schramm auf die materiellen Grundlagen und Effekte des forschenden Zusammenarbeitens aufmerksam.

Während Katharina Schramms Beitrag an den konkreten Bedingungen kollaborativen Forschens ansetzt, stellen BEATE BINDER und SABINE HESS in ihrem Think Piece die Frage, welche Auswirkungen das Zusammenarbeiten mit zivilgesellschaftlichen Akteur:innen und Kollektiven auf die Wissensproduktion der ethnologischen Fächer hat. Vor dem Hintergrund von zwei kollaborativ angeleg-

ten Forschungsprojekten, in die jeweils zivilgesellschaftliche Gruppen und Organisationen eingebunden waren, weisen sie auf Veränderungen der Forschungspraxis und vor allem des eigenen Rollenprofils hin: Als Projektleiter:innen fanden sie sich zum einen häufig in der Rolle von Moderator:innen, die Verantwortung für Gruppenprozesse und die Vermittlung zwischen unterschiedlichen Interessen übernehmen sollten. Zum anderen kam ihnen als Kurator:innen dieser Dynamiken die Aufgabe zu, sich maßgeblich an der Gestaltung von Räumen des Zuhörens und der Auseinandersetzung zu beteiligen. In der Rückschau auf den jeweiligen Projektverlauf zeigen sie, wie Feld und Forschung in solchen Konstellationen neu formatiert werden und neue Anforderungen an ethnographisches Arbeiten entstehen, die die Autorinnen unter den Begriffen der ›Ko-Artikulation‹ und der ›Para-Sites‹ diskutieren.

Die in diesen beiden Beiträgen aufgeworfenen Fragen stellen einen zentralen Knotenpunkt der Debatten um Möglichkeiten, Herausforderungen und Grenzen kollaborativen Arbeitens dar, die im Sinne der Engaged Anthropology die Zusammenarbeit zwischen akademischen und nichtakademischen Partner:innen verhandeln (vgl. Low und Merry 2010; Sanford und Angel-Ajani 2008; Susser 2010). Dabei verbinden sich de- und postkoloniale Perspektiven mit Debatten der Public Anthropology und es wird machtkritisch über die Möglichkeiten des Abbaus von Asymmetrien in Forschungs- bzw. Kooperationsbeziehungen, über das Management unterschiedlich verteilter Ressourcen sowie über mögliche Reibungspunkte nachgedacht, die durch divergierende Interessenlagen entstehen (Dilger et al. 2023; Hauer et al. 2021). Diese Fragen ziehen sich wie ein roter Faden auch durch alle Beiträge dieser Sektion. Denn auch für die Public Anthropology ist entscheidend, dass die gemeinsame Wissensproduktion so gestaltet wird, dass politische, auf gesellschaftliche Transformation zielende Interventionen zwischen Akademie und Aktivismus produktiv werden können.

Am prägnantesten formuliert das von AMAL ABBASS, HANSJÖRG DILGER, KRISTINA MASHIMI, STEPHEN MUTHUSI KATEMBU und PRIMEROSE LUCY MAPOSA verfasste Think Piece konkrete Vorschläge. Mit ihren »Denkanstößen für dekoloniales Zusammenarbeiten in universitären Lehr- und Forschungsprojekten« skizzieren sie Gelingensbedingungen für demokratische(re) und gleichberechtigte(re) Formen der »Kokreation« und »Ko(l)laboration«, die sie in ihren unterschiedlichen Fachkontexten, der Psychologie bzw. der Sozial- und Kulturanthropologie, verorten. Die Autor:innengruppe argumentiert vor dem Hintergrund eigener Kooperationserfahrungen in Lehr- und Forschungsprojekten, die sie machtsensibel in (post)migrantischen und postkolonialen Kontexten lokalisieren. Sie unterbreiten vier Aspekte, die von den Kollaborationspartner:innen grundsätzlich bearbeitet werden sollten: Den Ausgangspunkt stellt in ihren Augen die aktive Auseinandersetzung mit den Effekten (post)kolonialer Situationen auf die unterschiedlichen Positionierungen der Be-

teiligten dar. Erst vor diesem Hintergrund können zweitens vertrauensvolle Formen der Zusammenarbeit aufgebaut werden, die, so der dritte Vorschlag, durch das Umverteilen von Ressourcen stabilisiert werden sollten. Hinzu kommt viertens, dass die Beiträge aller Beteiligten gleichermaßen anerkannt werden. Nur durch die konsequente Bearbeitung aller vier Aspekte können, so die bedenkenswerte Schlussfolgerung der Autor:innen, Forschungskollaborationen zu politischem Handeln werden und einen Beitrag zur gesellschaftlichen Veränderung leisten.

In den beiden weiteren Beiträgen der Sektion geht es um Erfahrungen mit langjährigen Kollaborationen im internationalen Raum, die Fragen nach Machtbeziehungen und Abhängigkeiten in postkolonialen Konstellationen um weitere Dimensionen erweitern. Adressiert werden dabei Notwendigkeit wie Effekte von Übersetzungen und der Transfer von Wissen und Erfahrungen zwischen unterschiedlichen sozialen wie geographischen Räumen.

URSULA RAO und KAVITA DASGUPTA berichten ebenfalls in Form eines Think Pieces anschaulich über ein transnationales Schreibprojekt, in dem Ethnologinnen aus Deutschland mit Sozialarbeiter:innen und Jugendlichen aus einem marginalisierten Stadtviertel in Indien zusammen eine Multimediapublikation erarbeitet haben. Den Jugendlichen öffnete sich in dem Projekt ein Raum, in dem sie lernten, über ihre Alltagserfahrungen von Marginalisierung und Armut zu schreiben. Mit ihren an ethnographisches Schreiben angelehnten Texten wehrten sie sich gegen stereotype Vorurteile gegenüber ihren Lebenswelten. Damit konnte die Bildungsarbeit der indischen NGO dazu beitragen, das kritische Bewusstsein der Jugendlichen über ihre Lebensbedingungen in der indischen Gesellschaft zu schärfen; den Ethnolog:innen erlaubte wiederum die Teilhabe an diesem Raum, partizipative Forschungsmethoden zu erproben und ihr Verständnis indischer Lebensrealitäten zu erweitern. Die gemeinsam mit den Jugendlichen entwickelte multimediale Publikation stellt für alle Beteiligten eine wichtige Ressource zur kritischen Reflexion bereit, die zugleich den Hintergrund bildet, über Formen der (ethnologischen) Wissensproduktion in postkolonialen Kontexten nachzudenken.

Multimodale Formen des Forschens, wie sie im Projekt von Ursula Rao und Kavita Dasgupta eine zentrale Rolle spielen, bilden auch den Ausgangspunkt für das kuratierte Gespräch zwischen THOMAS STODULKA und FERDIANSYAH THAJIB. Die beiden Autoren arbeiten seit 2006 in Projekten zusammen, die an der Schnittstelle von Kultur- und Sozialanthropologie, Aktivismus und Kunst angesiedelt sind. In diesem Gespräch reflektieren sie ihre Arbeit, die mit der Gründung eines kostenlosen öffentlichen Kinocafés in Yogyakarta begann und sich in immer neuen Projekten mit marginalisierten Jugendlichen in Indonesien fortgesetzt hat. Im Laufe der Jahre haben sie zusammen mit verschiedenen NGOs und lokalen Aktivist:innen unter anderem Bildungsangebote entwickelt und Unterkünfte für HIV-positive Jugendliche aufgebaut. Dies mündete schließlich in Interventionen in öffent-

liche Debatten und Projekte der Public Anthropology. Sie können damit auf einen langen gemeinsamen Erfahrungshorizont zurückblicken, vor dessen Hintergrund sie über die Rolle und Bedeutung engagierter ethnographischer Forschung und öffentlicher Ethnologie, insbesondere in der postkolonialen Konstellation Indonesiens, sowie Formen des Wissenstransfers nachdenken.

Ein weiterer Diskussionsstrang um ethnologische Kollaboration, der an der Zusammenarbeit innerhalb akademischer Räume ansetzt, spielt für die Public Anthropology nur eine eingeschränkte Rolle. Hier stehen Fragen nach dem Stellenwert und epistemologischen Nutzen von forschungsnahen Kooperationen im Zentrum, zum Beispiel, wenn mit Blick auf wichtige gesellschaftspolitische Fragen etwa im Bereich von Klima- und Umweltkrise, der sozialen Kohäsion und der Migration in trans- oder interdisziplinären Forschungskonstellationen nach multiperspektivischen Lösungsmöglichkeiten gesucht wird. Bei dieser häufig unter dem Begriff ›Ko-Laboration‹ gefassten Zusammenarbeit steht die Produktivität ›epistemischer Partnerschaften‹ im Zentrum. Deren Gelingen wird daran geknüpft, dass die Kontingenz disziplinärer Positionen und die Offenheit wissenschaftlicher Erkenntnisprozesse anerkannt werden (Niewöhner 2016; Bieler et al. 2021; vgl. auch WELZ, Sektion TRANSFORMATIONEN). Die in diesem Zusammenhang geführten Diskussionen sind für die Public Anthropology insofern anregend, als sie das Einüben interdisziplinärer Arbeitsweisen sowie die Frage berühren, wie das Kollaborieren sowohl der komplexen Bearbeitung des gemeinsamen Projekts als auch einem Erkenntniszugewinn der beteiligten Disziplinen dienen kann. Solche Projektzusammenhänge bewegen sich zwar häufig im Rahmen des Konzepts der Citizen Science und beziehen zivilgesellschaftliche Akteur:innen in das ›Sammeln‹ von Daten und Informationen ein. Da hier der Schritt in außerakademische Öffentlichkeiten jedoch meist erst *nach* Abschluss der gemeinsamen Forschungsarbeit getan wird – beispielsweise in Form von Podiumsdiskussionen oder Ausstellungen –, stehen eher Fragen des Wissenstransfers als der über akademische Räume hinausweisen den Kollaboration im Zentrum (vgl. aber WELZ, Sektion TRANSFORMATIONEN).

Die Beiträge in dieser Sektion gehen einen Schritt weiter und beziehen sich auf Formen der Zusammenarbeit, die über die Grenzen der Akademie hinaus einen Prozess des gemeinsamen Forschens anstoßen. In der Zusammenschau der Beiträge und der von ihnen aufgemachten Perspektiven auf Forschungskollaborationen, mit denen ein Beitrag zur Public Anthropology geleistet werden soll, zeigen sich jedoch auch grundsätzliche Fragen und Herausforderungen. Zunächst stellen in allen kollaborativen Forschungskonstellationen das Etablieren, Realisieren und Beenden wie auch das Nachdenken über Effekte kollaborativer Beziehungen zentrale Momente der (Selbst-)Reflexion dar. Neben diesen vordergründig eher methodologischen Problemstellungen geht es mit Blick auf Forschungsethik und Fragen der Epistemologie dann immer auch darum, wer wie von kollaborati-

ven Arbeitsbeziehungen profitieren kann bzw. darf, welche Formen des Wissens aus den jeweiligen Arbeitsbeziehungen in welchen Kontexten entstehen (können) und wie sich disziplinäre Anliegen mit politisch-aktivistischen Interessen verbinden lassen bzw. wo diese auseinander- oder gar gegeneinander laufen.

Neben den Beziehungen zwischen akademischen und außerakademischen Partner:innen, die in unterschiedliche Anerkennungs- und Zeitökonomien eingebunden sind, wirken sich auch die Hierarchien innerhalb der Universität auf die Möglichkeiten aus, im Sinne der Public Anthropology mit verschiedenen Öffentlichkeiten zu interagieren. Der Status in der akademischen Laufbahn entscheidet nicht nur, wer wo gehört wird und wie interagieren kann, sondern auch über Anforderungen an Ergebnisse einer Forschungs Kooperation: Es macht einen Unterschied, ob eine Forschungsbeziehung eingegangen wird, um (auch) ein Qualifikationsziel zu erreichen, etwa einen Studienabschluss oder die Promotion, oder ob die eigene Position schon so gesichert ist, dass ein ergebnisoffenes Experimentieren weniger risikobehaftet ist. Umgekehrt finden gerade aktivistisch engagierte Studierende meist einfacher Zugang zu bestimmten Feldern als bereits etablierte Wissenschaftler:innen (vgl. die Beiträge der Sektion VERMITTLUNG). Schließlich kann auch die Zusammenarbeit auf Seiten der Wissenschaftler:innen in gemischten Teams aus Studierenden und Lehrenden zu Verwerfungen und Konflikten führen, zumal die Zusammenarbeit immer auch durch Regularien von Prüfungs- und Studienordnungen strukturiert wird.

Kurz, jede konkrete Zusammenarbeit findet in einem komplexen Geflecht unterschiedlicher Anforderungen und Positionierungen statt und alle Beteiligten bewegen sich in ermöglichenden und gleichzeitig begrenzenden Handlungsräumen. Deutlich sollte auch geworden sein, dass nicht allein Wille und Engagement der akademischen Partner:innen über Erfolg und Scheitern von Kooperationen entscheiden. Auch die jeweiligen Ressourcen und Möglichkeiten derjenigen, mit denen eine Zusammenarbeit etabliert werden soll, beeinflussen deren Umsetzung und Ausgestaltung. Daher können Kollaborationen sehr unterschiedlich aussehen: Zum Teil ist nur ein punktuelles Zusammentreffen während der Datenerhebung möglich; am anderen Ende des Spektrums wird das ganze Projekt gemeinsam durchgeführt, von der Entwicklung der Fragestellung bis zur gemeinsamen Präsentation der Ergebnisse. Die meisten Projekte bewegen sich im Spektrum dazwischen (vgl. Binder et al. 2013; Low und Merry 2010). Erwartungen und Möglichkeiten sollten folglich zu Beginn klar abgesteckt und immer wieder überprüft werden. Gerade Projekte, die den Anspruch erheben, im Sinne der Public Anthropology in Öffentlichkeiten hineinzuwirken, sollten besonders achtsam mit der Zugänglichkeit, Darstellung und Verwertung gemeinsam erarbeiteter Ergebnisse umgehen.

Klare Absprachen, ein möglichst genaues Abschätzen der zur Verfügung stehenden Ressourcen und ein sensibler Umgang im Miteinander wie mit den Pro-

jektergebnissen stellen somit zentrale Momente für erfolgreiches Kollaborieren im Sinne der Public Anthropology dar. Diese Aspekte im Blick zu behalten, ist umso dringlicher, als kollaborative Projekte im Sinne der Public Anthropology im Kontext des neoliberalen Umbaus von Universitäten und Wissenschaft stattfinden (Hark und Hofbauer 2023). Ethnographische Forschung sieht sich zunehmend mit einer durch entsprechende Förderprogramme und -auflagen unterlegten Anforderung konfrontiert, »verwertbare« Ergebnisse zu liefern (vgl. EINLEITUNG ZUM READER). Das betrifft auch die Praxis der Public Anthropology, von der nicht selten erwartet wird, durch Forschungsergebnisse unmittelbar zur Lösung aktueller Problemlagen beizutragen. Diese Entwicklung ist im angloamerikanischen Kontext bereits weit fortgeschritten, betrifft aber zunehmend auch den deutschsprachigen Raum (vgl. ebd.).

Die entstehenden Reibungen zwischen solchen Erwartungen und eigenen Anliegen bzw. denen der Partner:innen fordern die Projekte der Public Anthropology zu Selbstreflexion und Positionierung heraus. Zur Disposition steht, was unter »nützlichem« oder »gesellschaftlich relevantem« Wissen verstanden wird. Geht es der Public Anthropology in erster Linie um die Bereitstellung von Wissen mit transformatorischem Potential, das soziale Gerechtigkeit fördern und neue Formen des Zusammenlebens stärken will – oder geht es ihr vornehmlich um »Anwendbarkeit« und »Wissenstransfer« im Sinne der *Governance* bestehender Ordnungen? Gibt es Möglichkeiten, diese unterschiedlichen Anliegen zusammenzubringen? Auch diese Fragen werden sich nur im konkreten Projekt- und Kollaborationszusammenhang beantworten lassen. Im Blick behalten werden muss, wer dabei von der Zusammenarbeit profitiert. Grundsätzlich sollte die Public Anthropology darauf beharren, die Ziele der Zusammenarbeit im engen Austausch mit den jeweiligen Partner:innen selbst zu bestimmen.

Für die Public Anthropology stellen nicht zuletzt die gegenwärtigen politischen Entwicklungen eine Herausforderung dar. Auf der einen Seite entstehen Konfliktfelder dort, wo die Beteiligten mit Differenzen innerhalb der Forschungsbeziehungen umgehen müssen. Dies fordert auf der einen Seite situativ heraus, etwa wenn im Projektzusammenhang rassistische, sexistische oder andere abwertende Praktiken und Artikulationen sicht- und hörbar werden (vgl. KIRSCH, Sektion POSITIONIERUNGEN). Hier kann nur im jeweiligen Einzelfall abgewogen werden, wie Ethnolog:innen in solchen und anderen Konfliktfällen agieren. Grundsätzlicher stellt sich die Frage dort, wo bewusst in rechtsextremen, antifeministischen und anderen konträr zu eigenen Überzeugungen stehenden Feldern geforscht wird. Eine Kollaboration im oben diskutierten Sinn gemeinsamer Ziele und Interessen ist hier ausgeschlossen (vgl. NÄSER-LATHER, Sektion POSITIONIERUNGEN). Zwar ist auch in diesen »feindlichen« Feldern ein erfolgreiches ethnographisches Arbeiten auf eine vertrauensvolle Basis angewiesen, doch wird es zugleich darum gehen, eine kritische Distanz

und Transparenz über konträre Positionierungen aufrechtzuerhalten. Konzepte der »empathetic distance« (Schneider 2023) oder eines »strategischen Agonismus« (Wielowiejski 2024) versuchen, auf dieses Dilemma zu reagieren. Die Frage, wem die Forschung nützt – ob eher ungewünschten Haltungen und Praktiken eine Bühne geboten wird oder Erkenntnisse aus der Forschung diejenigen unterstützen können, die durch ihre politische Praxis solchen, meist recht(spopulistischen) Haltungen entgegenzuwirken versuchen –, stellt sich hier mit deutlicher Schärfe.

Auf der anderen Seite scheint es aber ebenso wenig gewinnbringend, wenn Ethnolog:innen aus Sympathie für das Feld und dessen Akteur:innen die kritische – und damit auch analytische – Distanz zu Kooperationspartner:innen ganz aufgeben, deren Arbeit durch ethnographische Forschung duplizieren und damit auf die Möglichkeit verzichten, ein Mehr an Erkenntnis zu erzeugen, das aus der Zusammenarbeit über die Grenzen des Akademischen hinweg entstehen könnte. Nur wenn wir uns allen diesen Herausforderungen konsequent stellen, so ist zu vermuten, kann es gelingen, mit Projekten der Public Anthropology die Möglichkeiten wissenschaftlicher Wissensproduktion auf konstruktive Weise mit gesellschaftlichen bzw. transformatorischen Anliegen zu verbinden, durch kritische Reflexion zur Schärfung intervenierender Projekte beizutragen und an der Dekolonisierung der Universitäten mitzuarbeiten.

Literatur

- Ahmed, Yasmine, James Windle und Orla Lynch. 2021. »Introduction: ›Nothing about Us without Us‹, a History and Application for Criminology.« In *Giving Voice to Diversity in Criminological Research: ›Nothing about Us without Us‹*, herausgegeben von Orla Lynch, James Windle und Yasmine Ahmed, 3–16. Bristol: Bristol University Press.
- Bieler, Patrick, Milena D. Bister und Christine Schmid. 2021. »Formate des Ko-Laborierens: Geteilte epistemische Arbeit als katalytische Praxis.« *Berliner Blätter* 83: 87–105. <https://www.berliner-blaetter.de/index.php/blaetter/article/view/1094> (Zugriff am 27.11.2024).
- Binder, Beate, Friedrich von Bose, Katrin Ebell, Anika Keinz und Sabine Hess (Hg.). 2013. *Eingreifen, kritisieren, verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Clifford, James und George E. Marcus (Hg.). 1986. *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press.
- Dilger, Hansjörg, Kristina Mashimi und Saloua Nyazy. 2023. »Affective Ambiguities and Incompatible Value Frameworks: Sustaining Collaborations Within and Beyond Neoliberal Academia.« *Public Anthropologist* 5(2): 183–210. <https://doi.org/10.1163/25891715-bja10049>.
- Eckhardt, Dennis und Martina Klausner (Hg.). 2023. *Digital[ität] Ethnografieren. Forschungsmethoden für den digitalen Alltag*. Frankfurt a. M.: Kulturanthropologie Notizen 85. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.85>.

- Eitel, Kathrin, Laura Otto, Martina Klausner und Gisela Welz (Hg.). 2021. *Interventions with/ in Ethnography. Experiments, Collaborations, Epistemic Effects*. Kulturanthropologie Notizen 83. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.83>.
- Forum on the New Far Right. 2021. *Social Anthropology/Anthropologie Sociale* 29(2): 337–372. <https://doi.org/10.1111/1469-8676.13053>.
- Haraway, Donna, Noboru Ishikawa, Scott F. Gilbert, Kenneth Olwig, Anna L. Tsing und Nils Bubandt. 2016. »Anthropologists Are Talking – About the Anthropocene.« *Ethnos* 81(3): 535–564. <https://doi.org/10.1080/00141844.2015.1105838>.
- Hark, Sabine und Johanna Hofbauer. 2023. *Die ungleiche Universität. Diversität, Exzellenz und Anti-Diskriminierung*. Wien: Passagen.
- Hauer, Janine, Friederike Faust und Beate Binder. 2021. »Kooperieren – Kollaborieren – Kuratieren: Zu Formen des Zusammenarbeitens in der ethnografischen Forschung.« *Berliner Blätter* 83: 3–17. www.berliner-blaetter.de/index.php/blaetter/article/view/1107 (Zugriff am 27.11.2024).
- Lamphere, Louise. 2018. »The Transformation of Ethnography: From Malinowski's Tent to the Practice of Collaborative/Activist Anthropology.« *Human Organization* 77(1): 64–76. <https://doi.org/10.17730/1938-3525.77.1.64>.
- Low, Setha M. und Sally Engle Merry. 2010. »Engaged Anthropology: Diversity and Dilemmas: An Introduction to Supplement 2.« *Current Anthropology* 51(S2): 203–226. <https://doi.org/10.1086/653837>.
- Marcus, George E. 1995. »Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography.« *Annual Review of Anthropology* 24: 95–117. <https://www.jstor.org/stable/2155931>.
- Niewöhner, Jörg. 2016. »Co-laborative Anthropology. Crafting Reflexivities Experimentally.« *Ethnos*: 81–124. <https://doi.org/10.18452/18545>.
- Ritter, Christian und Stefan Groth (Hg.). 2019. *Zusammen arbeiten: Praktiken der Koordination und Kooperation in kollaborativen Prozessen*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839442951>.
- Robertson, Jennifer. 2002. »Reflexivity Redux: A Pithy Polemic on »Reflexivity«.« *Anthropological Quarterly* 75(4): 785–792. <https://dx.doi.org/10.1353/anq.2002.0066>.
- Sanford, Victoria und Asale Angel-Ajani (Hg.). 2008. *Engaged Observers. Anthropology, Advocacy, and Activism*. New Brunswick, New Jersey, London: Rutgers University Press.
- Schneider, Luisa T. 2023. »Time, Co-Creation and Collaborative Research: Moving from a Sympathetic Commonality towards Empathetic Distance.« *Public Anthropologist* 5(2): 270–292. <https://doi.org/10.1163/25891715-bja10048>.
- Susser, Ida. 2010. »The Anthropologist as Social Critic: Working toward a More Engaged Anthropology.« *Current Anthropology* 51(S2): 227–233. <https://doi.org/10.1086/653127>.
- Wielowiejski, Patrick. 2024. *Rechtspopulismus und Homosexualität: Eine Ethnografie der Feindschaft*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Zenker, Olaf und Asta Vonderau. 2023. »Collaborations and Contestations in Publicly Engaged Anthropologies: An Exposition.« *Public Anthropologist* 5(2): 129–152. <https://doi.org/10.1163/25891715-05020001>.

Is it labor or is it work?*

Kollaborative Arbeit in der Public Anthropology

Katharina Schramm

Abstract

Kollaborationen sind Arbeitsverhältnisse. Um die materiellen Grundlagen und Effekte von Kollaborationen sichtbar zu machen, steht in diesem Beitrag die Frage der Arbeit im Fokus: als schöpferische Tätigkeit (im Sinne von *work*) sowie in Hinblick auf die konkreten Bedingungen, die dieser Tätigkeit zu Grunde liegen (im Sinne von *labor*). Diese diskutiere ich anhand des Projektes *No One Can Be Born Twice*. Hier forschten Aktivist:innen und Akademiker:innen gemeinsam zur Frage nach den Effekten von Alterskategorisierungen auf die Lebenschancen und Möglichkeiten von Migrant:innen innerhalb des deutschen Staatsbürgerschafts-, Grenz- und Migrationsregimes. In meinem Beitrag beleuchte ich unsere konkreten Arbeitsprozesse: sowohl im Hinblick auf strukturelle Aspekte als auch mit Bezug auf die interne Dynamik des Projektes.

Keywords: Arbeit; Kollaboration; dekoloniale Kritik; Differenzkategorie Alter; Migrations- und Grenzregime; Public Anthropology

* Ich verdanke diese Formulierung Marc Jablonski, der im Rahmen einer Seminaraufgabe in meinem Master-Seminar *Methodologies of Care* an der New School of Social Research einen wunderbaren Song mit diesem Titel vorstellte.

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Schramm, Katharina. 2025. »Is it labor or is it work? Kollaborative Arbeit in der Public Anthropology.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 159–175. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_010

Einleitung: Public Anthropology als dekoloniale Praxis?

Vor rund 20 Jahren zeichnete Luc Eric Lassiter (2005) ein außerordentlich optimistisches Bild kollaborativen Forschens als Grundpfeiler einer Public Anthropology.¹ Zum einen formuliert er in seinem Aufsatz eine Vision, die »angewandte« und »elitäre« bzw. akademische Ausprägungen innerhalb der Anthropologie näher zusammenführen sollte. Nur so könne das Fach den zahlreichen Herausforderungen der Gegenwart begegnen und auch in Zukunft relevant bleiben. Zum anderen sieht er die Basis für diese kollaborativen Ansätze bereits in der frühesten (amerikanischen) Anthropologie angelegt. So hätte bereits Lewis Henry Morgan, der als Mitbegründer der evolutionistischen Schule gilt, in seiner ersten Studie *League of the Ho-dé-no-sau-nee or Iroquois* (Morgan 1851) auf das Engste mit seinem wichtigsten »Informanten« Ely S. Parker zusammengearbeitet und dessen Beitrag auch anerkannt. Zudem habe er sich juristisch für die Rechte der Seneca/Iroquois eingesetzt – und somit als Vorreiter einer aktivistischen Anthropologie gedient. Auch die freundschaftliche Verbindung zwischen Franz Boas und George Hunt und deren Kollaboration in der Ethnographie der Kwakiutl (Boas und Hunt 1902) nennt Lassiter als Beispiel für eine Kollaboration auf Augenhöhe.² Postmoderne und feministische Ansätze seit den 1990er Jahren würden, auf diesen Ansätzen aufbauend, neue, experimentelle Formen der Zusammenarbeit ausloten und in dialogischen Formaten fruchtbar machen. Lassiter betont hier vor allem die gleichberechtigte Rolle von Forschungs- und Schreibprozessen. Gegen die (fiktive) Figur des einsamen Ethnographen, wie sie von Bronislaw Malinowski bis Clifford Geertz kultiviert wurde, setzt er die Idee, dass anthropologisches Wissen stets im Austausch produziert wird. Daran schließt er die Forderung an, diesen forschenden Austausch stärker anzuerkennen und auch in Publikationen sichtbar zu machen. Zentral für eine auf Kollaboration aufbauende Public Anthropology ist in diesem Ansatz die Repräsentationspraxis – also die bewusste Offenlegung aller am Forschungs- und Schreibprozess beteiligten Akteur:innen sowie die gemeinsame Arbeit am Produkt. Dieses Produkt solle dabei nicht allein auf akademische

1 Lassiters Text steht in einer Reihe mit anderen Beiträgen, die kollaborative Ansätze als grundlegend für die ethnographische Praxis betrachten – für einen sehr guten Überblick vgl. Zenker und Vonderau (2023). Eine kritischere Genealogie der kollaborativen Anthropologie wird von Criado und Estalella (2022) formuliert, allerdings lassen auch sie die Interventionen indigener Wissenschaftler:innen weitgehend außen vor.

2 In ihrem Buch *Mohawk Interruptus* (2014) sieht Audra Simpson den Beitrag von Morgan deutlich kritischer und plädiert weniger für eine Public Anthropology als für Strategien des »ethnographic refusal« (ebd.). Die Zusammenarbeit von Boas mit Hunt wird wiederum von Mark Anderson (2019) als Teil des inhärenten Liberalismus der amerikanischen Kulturanthropologie auf den Prüfstand gestellt. Vgl. hierzu auch Jobson (2020).

Texte beschränkt bleiben, sondern sich an breitere Öffentlichkeiten richten (vgl. EINLEITUNG, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN).

Einige Jahre zuvor war Linda Tuhiwai Smiths Buch *Decolonizing Methodologies: Research and Indigenous Peoples* (Smith 1999) erschienen. Ihre Bestandsaufnahme (die von Lassiter im Übrigen nicht rezipiert wird) ist wesentlich kritischer, denn sie beanstandet vehement die gängigen sozialwissenschaftlichen Forschungspraktiken, sofern diese häufig an den Interessen und Bedürfnissen der erforschten Gruppen vorbeigehen würden. Bereits auf der ersten Seite schreibt sie: »The word itself, ›research‹, is probably one of the dirtiest words in the indigenous world's vocabulary. When mentioned in many indigenous contexts, it stirs up silence, it conjures up bad memories, it raises a smile that is knowing and distrustful« (Smith 1999: 1; vgl. Deloria Jr. 1988). Smith sieht anthropologische Projekte besonders kritisch, in denen indigenes Wissen zum akademischen Selbstzweck extrahiert und wissenschaftlich repräsentiert würde, ohne zu hinterfragen, wozu dieses Wissen diene und wer davon letztlich profitieren sollte. In ihrer Aufforderung zur Dekolonisierung sozialwissenschaftlicher Methoden steckt ein neu ausgerichtetes Forschungsprogramm, das die Frage des *cui bono* (wem nützt es?) immer mitdenkt – nicht im Sinne einer utilitaristischen Auffassung von Wissenschaft, sondern als Machtfrage (vgl. Star 1990). Für Tuhiwai Smith stehen also nicht Fragen der Repräsentation im Zentrum, sondern ganz konkret eine Veränderung des *status quo* einer kolonial geprägten kapitalistischen Ordnung. Nicht die Stimmen oder Körper der Unterdrückten sollten allein im wissenschaftlichen Fokus sein, sondern die Verhältnisse, durch die diese produziert würden. So ähnlich formulieren es Eve Tuck und K. Wayne Yang (2014) in ihrer Aufforderung zur ethnographischen Verweigerung durch »overstudied others« (2014: 223; vgl. Simpson 2014). Auch sie lehnen eine Fokussierung auf die Zeugenschaft von schmerzvollen Erfahrungen marginalisierter Menschen ab und plädieren stattdessen für deren eigenes kritisches Potential und insbesondere ihre Deutungshoheit.

Während für Lassiter Kollaboration einen methodologischen und ethischen Goldstandard markiert, durch den die Anthropologie bereits in der Vergangenheit charakterisiert war und durch den das Fach seine wissenschaftliche Relevanz für die Zukunft erhalten kann, sind die hier zitierten Autor:innen der Indigenous Studies ungleich skeptischer. Zudem legen sie in ihren Beiträgen ein stärkeres Augenmerk auf die Rahmenbedingungen, Aushandlungsprozesse und möglichen Zielsetzungen von Kollaboration als einer dekolonialen Forschungspraxis. Lassiter spricht von kollaborativer Ethnographie als »grassroot public anthropology« (2005: 97) und betont dabei die Notwendigkeit, die (politischen) Anliegen der »consultants« – die aber doch eigentlich die »Forschungsermöglichenden« (Netz 2023: 28, Hervorhebung KS) sind! – stärker zu priorisieren. Dekoloniale Ansätze teilen zwar diese Grundannahme, lenken die Aufmerksamkeit jedoch stärker auf Machtasym-

metrien (und wie man ihnen begegnen kann) sowie strukturelle Aspekte (sowohl innerhalb der Institutionen als auch im größeren politischen Feld). Darüber hinaus verweisen sie explizit darauf, dass dekoloniale Epistemologien nicht allein auf Wissens- oder Repräsentationsformen ausgerichtet sein können, sondern stets eine materielle Grundlage haben. Im Kontext von Siedlerkolonien wie den USA, Kanada oder Neuseeland übersetzt sich diese Materialität vor allem in das Verhältnis zu Land: Wem gehört es, wer trifft Entscheidungen und wie können auch mehr-als-menschliche Akteure in diesem Verhältnis mitgedacht und einbezogen werden? Schließlich fragen dekoloniale Autor:innen danach, welche Öffentlichkeit in einer Public Anthropology aufgerufen werden soll – und betonen, dass es Wissensbestände und Praktiken gibt, die keineswegs für ein breites Publikum gedacht sind. Damit einher geht ein politischer Anspruch, den Eve Tuck und Wayne K. Yang auf den Punkt bringen, wenn sie schreiben, Dekolonisierung sei keine Metapher (Tuck und Yang 2012) – sondern sie sei an die konkrete Veränderung von Machtbeziehungen, Eigentumsverhältnissen und Lebensbedingungen gekoppelt.

Wie aber lässt sich dieser Einwand für die Entwicklung und Umsetzung kollaborativer Forschungsprojekte in der Gegenwart anpassen und in die Diskussionszusammenhänge der ethnologischen Fächer in Deutschland übersetzen? In den letzten Jahren hat die Public Anthropology, und damit verbunden der Fokus auf kollaborative Ansätze, eine enorme Konjunktur erfahren, wovon nicht zuletzt auch dieser Reader und das dahinterstehende Netzwerk³ zeugen. Damit einher geht die Aufforderung zur Dekolonisierung von Syllabi, Lehr- und Publikationsformen, wie sie etwa in der deutschlandweiten Vorlesungsreihe *Decolonizing Anthropology: Eine selbstkritische Standortbestimmung in Forschung und Lehre* (Winter 2023/24; Sommer 2024)⁴ ihren Ausdruck fand (vgl. Voss, Sektion VERMITTLUNG). Mit der Fokussierung auf Sprecher:innenpositionen, Epistemologien, multimodale Forschungspraktiken und zugängliche (außerakademische) Repräsentationsformen orientieren sich diese Formate vielfach an wissenschaftsinternen Debatten bzw. sind primär auf die Veränderungen des wissenschaftlichen Betriebs und dessen ›nach außen‹ gerichteter Vermittlungspraxis ausgelegt. Oder Kollaborationen erscheinen als Teil eines sich entfaltenden Forschungsprozesses, innerhalb dessen die Teilnehmer:innen durch geteiltes Interesse und gemeinsames Handeln miteinander verbunden sind. Criado und Estalella beschreiben diesen Prozess als »an epistemic figure that describes how anthropologists creatively venture into the production of venues of knowledge creation in partnership with their counterparts in the field« (2022: 8).

3 »Public Anthropology: Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer«: <https://anthro-publics.de/> (Zugriff am 15.04.2024).

4 »Boasblog Decolonizing Anthropology«: <https://boasblogs.org/decolonizinganthropology/> (Zugriff am 15.04.2024).

Was genau sind die Bedingungen und Zielsetzungen von Kollaborationen und den damit einhergehenden neuen Wissensformationen? Diese Frage muss in allen Formen der Zusammenarbeit – sei es im Kontext transdisziplinärer Projekte (vgl. Holmes und Marcus 2021) oder an der Schnittstelle von Universität und Aktivismus (vgl. Hale 2008) – stets aufs Neue ausgelotet werden. Nicht alle Kollaborationen sind von vornherein durch harmonische Partnerschaft gekennzeichnet, sondern sie können auch sehr heterogene Akteur:innen zusammenführen, die mit unterschiedlichen, womöglich auch widersprüchlichen Interessen und Positionen in kollaborative Prozesse eintreten (vgl. Tsing 2005; Rottenburg 2009). Es geht nie allein um Wissensproduktion oder Repräsentationsfragen, sondern auch um die materiellen Grundlagen und Effekte von Kollaborationen. Um diese sichtbar zu machen, soll die Frage der Arbeit – als schöpferische Tätigkeit (im Sinne von *work*) wie auch in Hinblick auf die konkreten Bedingungen, die dieser Tätigkeit zu Grunde liegen (im Sinne von *labor*) – im Fokus meiner Auseinandersetzung stehen. Wenn Kollaboration auch als gemeinsame Arbeit (*co-labor*) definiert wird, dann muss der Prozess dieser Arbeit transparent gemacht und immer wieder neu justiert werden.

Daran geknüpft sind neben epistemologischen und ethischen Aspekten (wer bestimmt die inhaltliche Ausrichtung im Forschungsprozess und wie wird Verantwortung fair geteilt?) auch praktische Erwägungen, die von der Finanzierung und Entlohnung für geleistete Arbeit über den rechtlichen Status der Beteiligten bis hin zu den verfügbaren Zeitkontingenten und Zukunftsperspektiven reichen (vgl. BINDER und HESS, Sektion KOLLABORATIONEN). Dies gilt umso mehr, wenn wie im unten diskutierten Projekt das EUropäische Staatsbürgerschafts-, Grenz- und Migrationsregime nicht nur Forschungsgegenstand ist, sondern sehr unterschiedlichen Einfluss auf den Status und die Lebensgestaltung der Ko-Forschenden nimmt.

Wie ich oben erläutert habe, haben die Dekolonialen und Indigenen Studien wichtige Impulse für das Verständnis und die Umsetzung kollaborativer Arbeitsweisen und Interventionen geliefert. Kolonialität findet in Europa jedoch einen anderen Ausdruck als im Kontext der Siedlerkolonie USA – gerade in Deutschland wird Kolonialgeschichte erst in jüngerer Zeit überhaupt in einer breiteren Öffentlichkeit diskutiert. Kolonialismus erscheint hierzulande häufig zeitlich und räumlich von der nationalstaatlichen Gegenwart abgekoppelt und es gibt wenig Bewusstsein über die unzertrennliche Verflochtenheit von historischen Ausbeutungsverhältnissen und heutigen Hierarchien, was sich insbesondere im aufgeladenen Migrationsdiskurs zeigt. Wenn Migrant:innen sagen »We are here because you were there!«⁵, verweisen sie auf eben jene kolonialen Verhältnisse, die

5 Siaka Konteh: »How Colonialism Still Affects Our Everyday Lives – and Why We Are Going to Stay in Bremen.« Speech, Bremen, October 19: <https://born-twice.de/articles/how-colonialism-still-affects-our-everyday-lives> (Zugriff am 10.04.2024).

die geteilte Gegenwart von Staatsbürger:innen und Migrant:innen mitbestimmen (Netz 2023).

Ich möchte daher im Folgenden anhand des Projektes *No One Can Be Born Twice* die Aspekte von (Zusammen-)Arbeit und Intervention näher beleuchten, die von Tuhiwai Smith und anderen in die Diskussion um dekoloniale Methodologien eingebracht wurden. Hierbei geht es erstens um die Umsetzung des aktivistischen Prinzips »Nothing about us without us!«, das für unseren Forschungsprozess leitend war – und zwar nicht nur auf den Forschungs- oder Repräsentationsprozess bezogen, sondern auch als politische Forderung zur Intervention in das Staatsbürgerschafts-, Grenz- und Migrationsregime und dessen konkrete Praxis. Zweitens reflektiere ich die Aushandlungen um die praktische Projektumsetzung, die stark von den unterschiedlichen Lebens- und Arbeitsumständen der Teilnehmer:innen geprägt waren. Die Frage »Was bedeutet Arbeit in Kollaborationen?« lässt sich nicht einfach beantworten, sondern sie nimmt in ganz verschiedener Weise Gestalt an. Drittens gehe ich im Fazit auf die Frage der Öffentlichkeit ein – welches Wissen, welche Geschichten gelangen unter welchen Umständen in welche Öffentlichkeiten und welche Rolle kommt dabei der Public Anthropology zu?

No One Can Be Born Twice: kollaboratives Forschen im und zum deutschen Staatsbürgerschafts-, Grenz- und Migrationsregime

Im Mai 2018 starteten Aktivist:innen der Bremer Organisation TWAB (Together We Are Bremen) eine Aktion vor der Bremer Bürgerschaft, um gegen die Ausweitung von medizinischen Altersschätzungen für junge Geflüchtete zu protestieren. Unter dem Motto »No One Can Be Born Twice« inszenierten sie das bürokratische Verfahren, von dem vielfach abhängt, ob Migrant:innen eine Bleibeperspektive haben oder von Abschiebung bedroht sind, als absurdes Schauspiel. Im weißen Kittel forderten sie Passant:innen dazu auf, ihr Alter schätzen zu lassen, indem sie ihre Hände auf einen Kopierer legen mussten und danach ein willkürliches Alter verkündet wurde.⁶ Einige Zeit später, im September 2020, protestierten Schwarze Bremer Mütter (und Väter), die ebenfalls im Rahmen von TWAB organisiert waren, gegen die behördliche Verweigerung von Geburtsurkunden für ihre Kinder, denen die deutsche Staatsbürgerschaft abgesprochen worden war. Sabine Netz, die im Rahmen ihres Dissertationsprojektes zu Alterskategorisierungen

6 »Welcome to Germany: Accept the age of the machine«; <https://born-twice.de/age-estimations/resisting-and-coping-with-age-estimations#Performance> (Zugriff am 10.04.2024).

und materiellen Lebensverhältnissen im deutschen Staatsbürgerschafts- und Migrationsregime (Netz 2023) einige der Bremer Aktivist:innen kennengelernt hatte, begann gemeinsam mit Siaka Konteh von TWAB die ersten Überlegungen für ein gemeinsames Forschungsprojekt zu entwerfen, in dem die migrantischen Erfahrungen und Analysen zentral sein sollten. Durch das von mir geleitete DFG-Projekt »Wie Alter den Unterschied macht«⁷, innerhalb dessen Sabine Netz ihre Forschung durchführte, konnten wir die Ressourcen mobilisieren, ein solches kollektives Projekt zu realisieren, und wir kamen im Sommer 2021 zu unserem ersten Workshop zusammen. Unsere Gruppe bestand aus sechs Personen – vier TWAB-Aktivist:innen und zwei Akademiker:innen. Siaka Konteh und Omar Janneh waren vor allem in die Proteste gegen die Altersschätzungen, die Lagerunterbringung und die gängige Praxis der ›Umverteilung‹ von Geflüchteten involviert – ebenso engagierte sich Fatoumata Cham gegen die Bedingungen in den Lagern. Gift Terhemem war eine der Hauptinitiatorinnen der Kampagne für Geburtsurkunden. Sabine Netz und ich arbeiteten gemeinsam im DFG-Projekt zusammen – zugleich war ich als Professorin die Betreuerin von Sabines Dissertation.

Die Motivation für unsere Zusammenarbeit speiste sich aus den vielfältigen kritischen Analysen des Staatsbürgerschafts-, Migrations- und Altersregimes, die migrantische Aktivist:innen in Bremen durch ihre Protestaktionen, Reden, Petitionen und Performances in die öffentliche Diskussion einbrachten. Die Themen, die sie scharf und laut formulierten, kreisten um Fragen, die auch die Akademiker:innen unter uns beschäftigten: Wie beeinflusst die Kategorisierung von Menschen nach Staatsbürgerstatus, Herkunft, Alter und rassialisierter Zuschreibung ihre Lebenschancen und Lebensbedingungen (Netz 2023)? Wie hängt die ungleiche Verteilung von Wohlstand zwischen den Nationalstaaten mit kolonialen Ausbeutungsverhältnissen zusammen? Wie setzen diese sich in der Gegenwart fort und verfestigen dabei soziale, politische und ökonomische Ungleichheiten? Warum gelten für Migrant:innen nicht die gleichen Gesetze wie für Staatsbürger:innen und welche konkreten Auswirkungen hat das auf ihr Leben und politisches Handeln (vgl. Krause und Schramm 2011)? Warum zählen staatsbürgerliche Leben mehr als migrantische?

Während unseres ersten Workshops nahmen wir uns Zeit zu diskutieren, welche Schnittstellen es zwischen der akademischen und der aktivistischen Arbeit gibt – inhaltlich, methodologisch und konzeptuell. Wir stellten fest, dass die TWAB-Mitglieder wesentlich mehr Erfahrungen damit hatten, wie sie ihre Anliegen in die Öffentlichkeit – auf die Straße und in die verantwortlichen Behörden –

7 »Wie Alter den Unterschied macht: Klassifikationspraktiken, Zugehörigkeit und politische Subjektivität bei jungen Geflüchteten in Deutschland; SCHR 981/10-2«; <https://gepris.dfg.de/gepris/projekt/409314830> (Zugriff am 10.04.2024).

tragen konnten. Sabine und ich hatten zwar auch schon journalistisch gearbeitet oder Interviews gegeben, aber unsere Herangehensweise war stark akademisch geprägt. Zugleich war uns allen klar, dass wir gemeinsam *forschen* wollten. Welche geteilten methodischen Ansätze konnten wir dafür identifizieren? Für die aktivistische Mobilisierung ist es ebenso wichtig, auf Menschen zuzugehen und ihnen zuzuhören, wie für den ethnographischen Forschungsprozess. Netzwerke müssen mobilisiert werden und beide Prozesse – Forschung und aktivistisches Engagement – erfordern Ausdauer und Zeit. Allerdings steht im aktivistischen Zeithorizont in der Regel die Dringlichkeit konkreter Probleme und damit verbunden die schnelle Mobilisierung und Intervention (z. B. durch Demonstrationen, Aktionen und Reden) deutlich im Vordergrund (vgl. Hale 2008: 12); unser Projekt dagegen war auf eine zukünftige Veröffentlichung ausgerichtet und schloss daher andere Arbeitsschritte und längerfristige Prozesse ein. Dies führte mit dazu, dass wir die notwendige Dauer des Projektes (über den eng vorgegebenen Rahmen der DFG-Förderung hinaus) deutlich unterschätzten.⁸ Ein weiterer Aspekt unseres geteilten Methodenspektrums war die Dokumentation von Aktionen, Prozessen und Ergebnissen durch Fotografie, Video (und Schrift) sowie die Identifizierung prägnanter analytischer Begriffe. Wir alle waren zudem vertraut mit dem Format von Workshops – mussten es aber in unserer eigenen Zusammenarbeit neu und gemeinsam füllen.

Anfangs hatten wir allerdings dennoch sehr unterschiedliche Vorstellungen davon, wie eine gemeinsame Forschung aussehen könnte und welche notwendigen Aufgaben und Aktivitäten damit verbunden sein würden. Einig waren wir uns darüber, dass die kritischen Analysen von Migrant:innen selbst im Mittelpunkt des Projektes stehen sollten – nicht reduziert auf die vorformulierten Fragen von Journalist:innen, Student:innen oder Wissenschaftler:innen, sondern aus den geteilten Erfahrungen der Gruppe gespeist.

Für einige von uns war die Idee von Forschung vor allem mit quantitativen Erhebungen und statistischen Verfahren assoziiert – der damit verbundene Aufwand, so realisierten wir schnell, ließ sich jedoch kaum von uns leisten. Darüber hinaus würden die Stimmen der Einzelnen, die doch im Zentrum des Projektes stehen sollten, dabei in den Hintergrund treten. Wir stellten fest, dass aktivistische Positionen und ethnographische Herangehensweisen sich unter anderem hier treffen: in der konkreten Beschreibung von Erfahrungen, Situationen, Beziehungen und deren Analyse in einem weiteren, historisch informierten Rahmen. Durch unsere methodischen Diskussionen wurde uns deutlich, wie viel wir da-

8 Der ursprüngliche Förderrahmen war für ein Jahr konzipiert – die Arbeit erstreckte sich jedoch mit Unterbrechungen über drei Jahre. Wir konnten das Projekt mehrmals kostenneutral verlängern.

rüber hinaus voneinander lernen konnten: einerseits im Hinblick auf die verschiedenen Öffentlichkeiten, die wir mit unserer Arbeit erreichen wollten; andererseits bezogen auf Forschungsstrategien und kritische Analysen. So diskutierten wir unter anderem die verschiedenen Faktoren und Kriterien, die eine politische Kampagne von einer akademischen Analyse unterscheiden, und arbeiteten gemeinsam daran, eine Balance zwischen der Komplexität ethnographischer Analysen und der notwendigen Prägnanz öffentlicher Interventionen zu finden.⁹ Neben diesen geteilten Ansprüchen war allen klar, dass die Einsätze und Risiken für die Beteiligten sehr unterschiedlich waren und dass auch unser Kollaborationsraum von Ungleichheiten und Machtverhältnissen durchzogen war. Während viele dieser Ungleichheiten struktureller Natur waren (zum Beispiel bezogen auf das Staatsbürgerschaftsprivileg, den ungleichen Aufenthaltsstatus und das Spektrum beruflicher und finanzieller Sicherheit), waren andere Hierarchien Gegenstand unserer eigenen Zusammenarbeit und Dynamik. So hat die wissenschaftliche Arbeit aufgrund der Zuschreibung von ›Expertise‹ einen hohen Geltungsanspruch und entsprechende Autorität – umso mehr, wenn sie mit dem Status der Professorin oder der Doktorandin einhergeht. Einige von uns hatten studiert, andere nicht. Einige hatten Erfahrungen mit der Verschriftlichung von Analysen, andere nicht. Wir versuchten, dem zu begegnen, indem wir uns am Anfang viel Zeit nahmen, über unsere Voraussetzungen, Ziele, Erwartungen und Prioritäten zu reflektieren. Auch im Laufe des Projektes kamen wir immer wieder auf diese Fragen zurück und justierten inhaltlich nach oder passten unser Forschungsdesign an. Ein Ergebnis dieser Diskussionen ist auch, dass ich den vorliegenden Text in Absprache mit der Gruppe allein verfasst habe, da die Vermittlung unseres kollaborativen Prozesses in den akademischen Kontext hinein klar in meinen Verantwortungsbereich fiel (vgl. de Vidas 2020).

Die Teilnehmer:innen aus Bremen formulierten eine andere Priorität. Sie wollten vor allem so viele Menschen wie möglich erreichen und mit dem Projekt konkret in die politischen Entscheidungsprozesse intervenieren. Über die einzelnen Etappen in diesem Prozess machten wir uns ausführliche Gedanken. Dabei standen drei Aspekte im Mittelpunkt: erstens die Forschungsfrage, die Methodik und die Vermittlung der Inhalte; zweitens der Zeitplan und die Konkretisierung der einzelnen Arbeitsschritte; und drittens die jeweiligen Kapazitäten, Expertisen und Verantwortlichkeiten.

9 Hierbei waren insbesondere die zahlreichen Hinweise von Felix Schramm hilfreich, der uns mit seiner Expertise im Bereich Kampagnenarbeit und digitales Design unterstützte.

Welche Fragen, welches Format? Die Aushandlung der Inhalte

Zunächst mussten wir also eine gemeinsame Fragestellung identifizieren und überlegen, welche unterschiedlichen Themenfelder wir darunter zusammenführen könnten, welche Herangehensweisen geeignet wären, um unsere Frage zu bearbeiten, und wie wir das finale Produkt gestalten wollten. Alle Teilnehmenden waren sich darüber einig, dass sie vorrangig Interviews führen wollten: sowohl mit Menschen, die vom Migrationsregime unmittelbar betroffen waren, als auch mit Entscheidungsträger:innen. Gerade diejenigen von uns, die im Zuge von Altersschätzungen, Asylverfahren und Registrierungsprozessen permanenten Befragungen unterworfen waren, betonten, dass sie die Perspektive umdrehen wollten – nicht nur sollten Geflüchtete selbst die Themen der Forschung bestimmen, sondern darüber hinaus sollten eben auch Vertreter:innen des ›Systems‹ (Ärzt:innen, Anwält:innen, Behördenmitarbeiter:innen) interviewt werden, um zu erklären, warum bestimmte Menschen mit ihren persönlichen Biographien aufgrund ihrer Herkunft die Chancen für ein ›gutes Leben‹ abgesprochen bekämen und welche Rolle dabei individuellen Entscheidungsträger:innen zufiele. Dieser Plan erwies sich aufgrund der starken Machtasymmetrien und Rollenzuschreibungen im Feld als besonders schwierig und wir konnten ihn im zeitlich begrenzten Rahmen des Projektes nur sehr eingeschränkt realisieren. Ein Mitglied unserer Gruppe interviewte schließlich einen Anwalt und eine Mitarbeiterin der Unterstützer:innen-Organisation von TWAB – das heißt, hier wurden deutsche Staatsbürger:innen mit gesichertem Status interviewt, die der aktuellen restriktiven Migrationspolitik jedoch skeptisch gegenüberstanden. In Gruppendiskussionen innerhalb unseres Teams machten auch wir unsere unterschiedlichen staatsbürgerlichen Positionierungen zum Thema, verbunden mit deren konkreten Auswirkungen auf unsere individuellen Lebenschancen.

Ein wichtiges Thema, das in den Interviews und Gesprächen immer wieder auftauchte, war die Privatsphäre. In den Altersschätzungen wurde Menschen ihre Erzählung nicht geglaubt, sondern in den Körper und die Röntgenapparate verlagert: »Hose runter!«, wie es in einem der Interviews heißt.¹⁰ Im Kampf um Geburtsurkunden stöberten Botschaftsangehörige in den Herkunftsländern der Mütter nach deren Vorleben – (anderen) Kindern, (möglichen) Ehepartnern etc.: »when it comes to black migrant women and their children, every stone is turned and every corner is searched to drag out their past.«¹¹ Aber nicht jede Geschichte

10 »Putting the body on the table«: <https://born-twice.de/age-estimations/the-procedure-of-age-estimations> (Zugriff am 16.04.2024). Vgl. Netz et al. (2019).

11 »The only thing they believe us is that our mothers are women«: <https://born-twice.de/birth-certificate-denial/mistrust-racism-and-lack-of-privacy> (Zugriff am 16.04.2024).

gehört in die Öffentlichkeit, nicht jeder Schmerz möchte geteilt werden (vgl. Tuck und Yang 2014). Der Fokus unserer Arbeit lag daher auf der Kritik, die Migrant:innen an den Bedingungen und Beschränkungen des deutschen und europäischen Staatsbürgerschafts-, Migrations- und Grenzregime übten.

So war es ein Ziel der Bremer Forscher:innen, gespeist aus ihren eigenen Erfahrungen und den politischen Kämpfen, auf die zahlreichen Einschnitte und Repressionen zu verweisen, denen Migrant:innen unterworfen werden. Damit aber nicht genug – den forschenden Aktivist:innen ging es auch darum zu fragen, wer eigentlich von dieser Ungleichbehandlung profitiert und wie sich hierin eine globale rassistische Ordnung spiegelt, in der bestimmten Leben mehr Wert zugeschrieben wird als anderen. Hierin lag ein klar formulierter Anspruch auf Deutungshoheit seitens der migrantischen Mitglieder der Gruppe – verknüpft mit der Verweigerung, auf eine Kategorie reduziert zu werden.

Wir einigten uns schließlich auf folgende Leitfrage: »Welche Effekte haben die Kategorisierungen als (erwachsene) Migrant:innen oder Geflüchtete auf die Lebenschancen und Möglichkeiten der Betroffenen?« Diese Frage wollten wir durch die Interviews in ihren unterschiedlichen Dimensionen untersuchen. Zusätzliche Ideen und Methoden, die insbesondere die Akademiker:innen von uns in die Diskussion einbrachten – wie Fotostrecken, schriftliche Reflexionen, Situationsbeschreibungen, Feldnotizen und mehr – klangen zwar interessant, darauf lag jedoch für die meisten keine Priorität und der damit verbundene Aufwand schien zudem für die anderen Teilnehmer:innen nicht gerechtfertigt. Ihnen ging es in erster Linie darum, die Migrant:innen selbst sprechen zu lassen. Hierfür erschien das Interview als das geeignetste Format.

Stand am Anfang noch die Idee im Vordergrund, diese Interviews in Buchform zu veröffentlichen, entschieden wir uns im Laufe des Projektes für eine Website, mit der wir eine größere Öffentlichkeit und einen besseren Zugang zu den von uns analysierten Themenfeldern zu erreichen hofften.¹² Dazu gehörte die Aufbereitung der Interviews (Transkription, Codierung, etc.) und die daran anschließende intensive analytische Arbeit, die wir in mehreren Workshops realisierten. Dabei identifizierten wir die verschiedenen Themenfelder und kritischen Einwürfe, die aus den Interviews sprachen: die »bureau-crazy«¹³, mit der die Migrant:innen permanent konfrontiert waren, die rassistische Ungleichbehandlung Schwarzer Mütter, aber auch die vielfältigen Widerstandspraxen, die von juristischen Interventionen und öffentlichen Protesten bis hin zu solidarischen Aktionen wie

12 www.born-twice.de (Zugriff am 15.04.2024).

13 So formulierte es Siaka Konteh während eines unserer Workshops. See also »The System is robbing my time: Waiting and having to deal with ›bureaucrazy‹«: <https://born-twice.de/age-estimations/the-consequences-of-age-determinations> (Zugriff am 15.04.2024).

dem gemeinsamen Kochen im Lager und Ähnlichem reichten. Für die Website wählten wir kurze, prägnante Zitate aus, die zugleich als theoretische Interventionen der Gesprächspartner:innen verstanden werden können. So beginnt der Teil zum Prozess und den Folgen der Altersschätzungen mit der Aussage: »Give us our age back – and give us our lives!«; für die Verweigerung der Geburtsurkunden steht das Zitat »The denial of birth certificates is a denial of belonging«. Alle Zitate sind nach Themen geordnet und mit den jeweiligen Audiomitschnitten und etwas längeren Interviewpassagen unterlegt. Damit sollen die Menschen, mit denen wir zusammengearbeitet haben, ausführlicher zu Wort kommen und die Besucher:innen der Website können bei Bedarf mehr Kontextinformationen erhalten.

Arbeit braucht Zeit: konkrete Schritte der Zusammenarbeit

All diese Prozesse erforderten sehr viel Zeit und Geduld – manche der damit verbundenen Erfordernisse hatten wir vorhergesehen, andere kamen im Laufe des Projektes hinzu und wir mussten dafür zusätzliche Ressourcen mobilisieren. Bei unserem ersten Treffen versuchten wir, einen realistischen Zeitplan für das Gesamtprojekt zu entwickeln, der alle notwendigen Schritte berücksichtigt: die Arbeit an der Verfeinerung der Fragestellung, die Interviews, die Transkriptionen, die Auswertung, die Reflexion, das Editieren, die Arbeit am finalen Produkt. Dabei wollten wir sicherstellen, dass alle beteiligten Forscher:innen für ihre geleistete Arbeit auch entlohnt werden. Diejenigen von uns, die in der Universität angestellt waren (einschließlich der studentischen Hilfskräfte, die uns bei den Transkriptionen unterstützten), durch ihre Gehälter, die anderen durch ein Honorar.¹⁴

Wir besorgten für alle Teilnehmer:innen Computer, um die Infrastruktur für unsere Zusammenarbeit sicherzustellen. Allerdings war die Arbeit, die für die Akademiker:innen unter uns selbstverständlich erschien – das Verfassen von Texten, der Umgang mit Computerprogrammen etc. – keineswegs intuitiv. Wir hatten unterschätzt, dass zur Infrastruktur nicht nur die technisch-materielle Ausstattung zählt, sondern dass Zeit und Wissen nötig sind, um diese auch effektiv nutzen zu können. Die unsichtbare Arbeit, die in den Aufbau solcher Struktu-

14 Die konkrete Entlohnung der geleisteten Arbeit wird u. a. von Alonso Bejarano, López Juárez, Mijangos García und Goldstein in ihrem Buch *Decolonizing Ethnography* als ein zentraler Aspekt einer »exercise in decolonization« benannt (Alonso Bejarano et al. 2019: 100). Allerdings fand dieses Projekt in den USA statt und damit unter anderen sozial-, wissenschafts- und migrationspolitischen Voraussetzungen. Zwar sind auch in Deutschland Forschungsförderer wie die DFG inzwischen bereit, ein Budget für experimentelle Formen des Ko-Forschens zur Verfügung zu stellen, allerdings sind die administrativen und institutionellen Hindernisse für die konkrete Umsetzung nach wie vor beachtlich (vgl. BINDER und HESS, Sektion KOLLABORATIONEN; ABBAS et al., Sektion KOLLABORATIONEN).

ren fließen muss, hatten wir lediglich auf methodologische Aspekte bezogen und dabei die technischen Details aus dem Blick verloren. Um diese Schwierigkeiten auszugleichen, investierten wir mehr Zeit in die gemeinsame Arbeit während unserer Workshops, in denen wir intensiv an der Auswahl von Zitaten und der Sortierung der Themen arbeiteten. Außerdem nahmen wir unserer Reflexionsgespräche, um daraus Texte zu generieren. Dennoch gab es viele Aufgaben, die außerhalb der Workshops anfielen. Diese reichten vom Entwurf der inhaltlichen Struktur der Website (den sogenannten *Wireframes*) über das Schreiben von Hintergrund- und Zwischentexten bis hin zum sprachlichen Editieren der Interviews. Da die Projektkoordination einschließlich der Übersicht über die Arbeitsschritte bei den universitär Beschäftigten lag, kam ihnen auch die Hauptverantwortung für diese Bereiche zu. In gewisser Weise führte dies zu einer Hierarchisierung, da Sabine und ich mehr (Arbeits-)Zeit mit dem Projekt verbrachten und dadurch auch mehr Wissen über die einzelnen Aspekte und Erfordernisse akkumulierten. Wir versuchten, dies durch einen guten Informationsfluss auszugleichen und mit den verschiedenen Kapazitäten und Prioritäten aller Gruppenmitglieder in Einklang zu bringen.

Arbeit ist keine Nebensache: Kapazitäten und Verantwortung

Wir waren uns von Beginn an einig, dass wir Verbindlichkeit und dauerhaftes Engagement für dieses Projekt benötigen würden, und es war uns wichtig, die Kapazitäten, die jede:r von uns einbringen konnte, ehrlich zu benennen. Damit einher ging auch die Diskussion über unsere verschiedenen Expertisen und die daran geknüpften Verantwortlichkeiten. Wir versuchten also bereits im Vorfeld zu klären, aus welchen vielfältigen Elementen die Projektarbeit bestehen würde und wie wir diese so auf unsere Schultern verteilen könnten, dass die Aufgaben für alle tragbar wären. Hier zeigten sich die größten Schwierigkeiten in der Umsetzung unserer Ideen. Zwar teilten alle Beteiligten den Enthusiasmus über das gemeinsame Projekt, aber angesichts der vielen anderen Verpflichtungen (Ausbildung, Prüfungen, Care-Aufgaben, Schichtarbeit) und Belastungen (Aufenthaltsstatus, Sorge um die Familie, Stress), die vor allem für die Bremer Partner:innen relevant und unumgebar waren, war es nicht leicht, die Zeit für die Zusammenarbeit zu finden. Auch die Koordination zwischen drei verschiedenen Städten (Bayreuth, Bremen, Berlin)¹⁵ machte diesen Prozess nicht einfacher. Lediglich an Wochenenden und an späten Abenden

15 Das Projekt war administrativ und akademisch an die Universität Bayreuth angegliedert; unsere Lebensmittelpunkte lagen dagegen in Berlin und Bremen. Ursprünglich hatten wir geplant, einige der Workshops in Bayreuth durchzuführen, aber das ließ sich logistisch nicht realisieren. Daher fanden alle persönlichen Treffen in Bremen statt.

war es überhaupt möglich, dass wir alle Zeit freischaufeln konnten, um uns in regelmäßigen Onlinetreffen oder in Kopräsenz über den Fortschritt des Projektes auszutauschen. Während diese Arbeitsweise im akademischen Kontext ein geläufiger Standard ist und von vielen als Teil der freien Zeiteinteilung in der Wissenschaft verstanden wird, bedeutete dieses zusätzliche Engagement für die Kolleg:innen aus Bremen, dass sie ihre äußerst begrenzte Erholungs- und Freizeit dafür nutzen mussten.¹⁶ Viele von ihnen arbeiteten im Schichtdienst und so waren auch die Wochenendzeiten stark eingeschränkt und ›fremdbestimmt‹. Für Sabine und mich verlangte diese Organisation zwar ebenfalls zusätzliche zeitliche Ressourcen und brachte Einschnitte in das Privatleben mit sich, allerdings war das Engagement innerhalb des Projekts eben Teil unseres wissenschaftlichen Tuns.

Während also die Formate (Forschung, Textproduktion, Websitegestaltung, Öffentlichkeitsarbeit) für die Akademiker:innen unmittelbar mit der eigenen wissenschaftlichen Arbeit und dem persönlichen wissenschaftlichen Profil auf dem Gebiet der Public Anthropology verbunden waren – und sich damit nahtlos in unseren Lebenslauf einfügten –, gab es für die migrantischen Forschenden unter uns zwar viele Bezüge zu ihrer aktivistischen Arbeit, diese waren jedoch zunächst getrennt von ihrem beruflichen Alltag, der Lohnarbeit und den hieraus möglicherweise erwachsenden Zukunftsperspektiven.¹⁷

Die Frage nach den Kapazitäten war folglich entscheidend und musste immer wieder aufs Neue reflektiert werden. Für unsere Kollaboration hieß das konkret, dass wir alle Inhalte gemeinsam erarbeiteten – im Rahmen von insgesamt vier Workshops analysierten wir unser Material, trafen Entscheidungen über das Bildmaterial und sammelten Feedback zu den verschiedenen Designentwürfen. Die geteilte Verantwortung schloss aber auch ein, dass die zusätzlichen zeitlichen Ressourcen, die für die konkrete Arbeit an der Webseite erforderlich waren, in erster Linie von den Akademiker:innen aufgebracht werden mussten – die vielen Stunden, die in die Aufbereitung der Inhalte, die Absprachen mit dem Designer, das Editieren von Textbausteinen usw. flossen, konnten nicht von den Bremer Kollaborationspartner:innen neben ihrer Lohn- und Care-Arbeit geleistet werden.

Ferner mussten wir zusätzliche Ressourcen mobilisieren – die oftmals unsichtbar gemachte Arbeit (vgl. Star und Strauss 1999) von Sekretariaten, studentischen

16 Auch im akademischen Kontext gibt es mittlerweile viele Initiativen, die darauf ausgerichtet sind, eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben zu erreichen. Dennoch möchte ich hier betonen, dass der universitäre Rahmen deutlich mehr Flexibilität ermöglicht als andere Formen der Lohnarbeit.

17 Dennoch war für alle Teilnehmer:innen das Projekt mit dem Erwerb neuer Fähigkeiten und Qualifikationen verbunden. Um dies zu dokumentieren, bestätigten wir den Ko-Forscher:innen ihre Tätigkeit innerhalb des Projektes in Form eines offiziellen ›Arbeitszeugnisses‹ der Universität Bayreuth.

Mitarbeiter:innen und anderen eingeschlossen. An dieser Stelle geht daher auch der Dank an diejenigen, die uns in diesem Prozess in vielfältiger Weise unterstützt haben.¹⁸ Um das Projekt am Ende zu realisieren, waren darüber hinaus weitere Kollaborationen erforderlich. So arbeiteten wir für das Layout und die technische Umsetzung der Webseite mit einem Designstudenten zusammen, der bereit war, für den uns zur Verfügung stehenden Betrag zu arbeiten und sich nicht nur in das Thema hineinzudenken, sondern auch zahlreiche neue Skills zu erlernen und kreative Lösungen für unsere Ideen zu entwickeln.¹⁹ Darüber hinaus konnten wir auf die unbezahlte beratende Unterstützung eines Berliner Digitalstudios bauen. Zusammengeführt wurden alle Akteur:innen durch die Überzeugung von der Wichtigkeit des Projektes und durch unser geteiltes Anliegen, kritisch in das bestehende Staatsbürgerschafts- und Migrationsregime zu intervenieren.

Schlussbemerkung: Die Arbeit ist nicht getan

Ich habe einleitend angemerkt, dass Kollaboration kein Selbstzweck und auch kein Selbstläufer sein kann, sondern stets mit Arbeit verbunden ist, die für verschiedene Beteiligte und in verschiedenen Projektphasen unterschiedliche Bedeutung und Konsequenzen annimmt. Dabei standen zunächst drei Dimensionen von Arbeit im Mittelpunkt: erstens die erfüllende und sinnstiftende Kollaboration, die sich an den Inhalten, dem kontinuierlichen intellektuellen Austausch und der gemeinsamen Zielsetzung orientiert (*work*); zweitens die Verteilung von Aufgaben im Projekt, die die Kollaboration im Sinne einer *Co-Labor* konkretisiert; und drittens die Arbeit als Lohnarbeit, die fair bezahlt werden muss (*labor*). Honorare sind in Kooperationsprojekten unerlässlich, sie heben jedoch nicht das strukturelle Ungleichgewicht zwischen dem Privileg der akademischen Arbeit, in der es möglich ist, vom Denken zu leben bzw. alle oben genannten Aspekte von Arbeit zusammenzuführen, und einer Lohnarbeit, die diese Bereiche trennt und die intellektuelle Auseinandersetzung und das gesellschaftspolitische Engagement in den Freizeitbereich delegiert. Hinzu kommen die bestehenden Hierarchien innerhalb der Universität sowie Grade von Prekarität und Abhängigkeit: Das Risiko, das mit dem Gemeinsinn einer kollaborativen Public Anthropology gegenüber der Fokussierung auf Einzelpublikationen innerhalb der wissenschaftlichen Karriere einhergeht, ist nach wie vor für Doktorand:innen ungleich höher als für Professor:innen. Die möglichen Friktionen, die sich aus diesem Ungleichgewicht

18 Nennen möchte ich hier explizit Janine Nagat, Nefeli Tatsi, Can Kapçık und Reeva Dani.

19 Diese Zusammenarbeit mit William van der Veen (<https://williamvanderveen.com/>; Zugriff am 28.06.2024) erwies sich als ein Glücksfall.

ergeben, dürfen nicht unsichtbar gemacht werden, wenn das dekoloniale Potential kollaborativer Forschung ausgelotet werden soll. Durch meinen Verweis auf die kritischen Interventionen der Indigenous Studies habe ich versucht, die Aufmerksamkeit auf die Bedingungen der Zusammenarbeit zu lenken – sowohl im Hinblick auf strukturelle Aspekte als auch mit Bezug auf die interne Dynamik.

Tuhawai Smith (1999) macht zudem auf einen anderen Punkt aufmerksam, der in der schnelllebigen Projektlogik, innerhalb derer sich auch kollaborative Forschungen bewegen, häufig verloren geht – nämlich die notwendige Nachhaltigkeit der Interventionen. Wie können Projekte über ihr »Endprodukt« (sei es eine Publikation, eine Performance oder eine andere Form der Veröffentlichung) hinaus lebendig bleiben? Auch für unser Projekt war es mit der Erstellung der Website nicht getan, denn, um Reichweite zu erzielen, braucht es verschiedene Maßnahmen im öffentlichen und digitalen Raum. Podiumsdiskussionen, Onlinekampagnen und Ähnliches können dazu beitragen – aber auch sie sind mit Aufwand verbunden. Im besten Fall gelingt uns der Austausch und die Vernetzung mit anderen Aktivist:innen und Initiativen – auch, um ein starkes Gegengewicht zur derzeit zu beobachtenden rechten Diskursverschiebung innerhalb der politischen Öffentlichkeit zu bilden. Diese Arbeit dauert an.

Literatur

- Alonso Bejarano, Carolina, Lucia López Juárez, Mirian A. Mijangos García und Daniel M. Goldstein. 2019. *Decolonizing Ethnography: Undocumented Immigrants and New Directions in Social Science*. Durham und London: Duke University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv1Ismmv5>
- Anderson, Mark. 2019. *From Boas to Black Power: Racism, Liberalism, and American Anthropology*. Stanford, CA: Stanford University Press. <https://doi.org/10.1515/9781503607880>.
- Boas, Franz und George Hunt. 1902. *Kwakiutl Texts*. New York: Memoirs of the American Museum of Natural History.
- Criado, Tomás Sánchez und Adolfo Estalella. 2022. »Introduction Experimental Collaborations.« In *Experimental Collaborations; Ethnography through Fieldwork Devices*, herausgegeben von Adolfo Estalella und Tomás Sánchez Criado, 1–30. Berghahn Books. <https://doi.org/10.1515/9781785338540-004>.
- Deloria Jr., Vine. 1988. *Custer Died for Your Sins. An Indian Manifesto*. New York: Macmillan.
- De Vidas, Anath Ariel. 2020. »Collaborative Anthropology, Work, and Textual Reception in a Mexican Nahua Village.« *American Ethnologist* 47(3): 289–302. <https://doi.org/10.1111/amet.12913>.
- Hale, Charles R. 2008. *Engaging Contradictions: Theory, Politics, and Methods of Activist Scholarship*. Berkeley: University of California Press. <https://escholarship.org/uc/item/7z63n6xr> (Zugriff am 27.11.2024).

- Holmes, Douglas R. und George E. Marcus. 2021. »How Do We Collaborate? An Updated Manifesto.« In *Collaborative Anthropology Today: A Collection of Exceptions*, herausgegeben von Dominic Boyer und George E. Marcus, 22–39. Ithaca: Cornell University Press. <https://doi.org/10.1515/9781501753374-002>.
- Jobson, Ryan Cecil. 2020. »The Case for Letting Anthropology Burn: Sociocultural Anthropology in 2019.« *American Anthropologist* 122(2): 259–271. <https://doi.org/10.1111/aman.13398>.
- Krause, Kristine und Katharina Schramm. 2011. »Thinking through Political Subjectivity.« *African Diaspora* 4(2): 115–134. <https://doi.org/10.1163/187254611x607741>.
- Lassiter, Luke Eric. 2005. »Collaborative Ethnography and Public Anthropology.« *Current Anthropology* 46(1): 83–106. <https://doi.org/10.1086/425658>.
- Morgan, Lewis Henry. 1851. *League of the Ho-de-No-Sau-Nee, or Iroquois*. Rochester: Sage and Brothers.
- Netz, Sabine, Sarah Lempp, Kristine Krause und Katharina Schramm. 2019. »Claiming Citizenship Rights through the Body Multiple.« *Citizenship Studies* 23(7): 637–651. <https://doi.org/10.1080/13621025.2019.1651041>.
- Netz, Sabine. 2023. »Staatsbürgerschaft als Ideal und Fiktion: Alterskategorisierungen und Materielle Lebensverhältnisse im Deutschen Staatsbürgerschafts- und Migrationsregime.« PhD thesis, Bayreuth: Universität Bayreuth.
- Rottenburg, Richard. 2009. *Far-Fetched Facts: A Parable of Development Aid*. Inside Technology. Cambridge, Mass.: The MIT Press.
- Simpson, Audra. 2014. *Mohawk Interruptus: Political Life Across the Borders of Settler States*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822376781>.
- Smith, Linda Tuhiwai. 1999. *Decolonizing Methodologies: Research and Indigenous Peoples*. London & New York und Dunedin: Zed Books und University of Otago Press.
- Star, Susan Leigh und Anselm Strauss. 1999. »Layers of Silence, Arenas of Voice: The Ecology of Visible and Invisible Work.« *Computer Supported Cooperative Work* 8: 9–30. <https://doi.org/10.1023/A:1008651105359>.
- Star, Susan Leigh. 1990. »Power, Technology and the Phenomenology of Conventions: On Being Allergic to Onions.« *Sociological Review* 38(S1): 26–56. <https://doi.org/10.1111/j.1467-954X.1990.tb03347.x>.
- Tsing, Anna Lowenhaupt. 2005. *Friction: An Ethnography of Global Connection*. Princeton, NJ: Princeton Univ. Press.
- Tuck, Eve und K. Wayne Yang. 2012. »Decolonization Is Not a Metaphor.« *Decolonization: Indigeneity, Education & Society* 1(1): 1–40. <https://jps.library.utoronto.ca/index.php/des/article/view/18630> (Zugriff am 27.11.2024).
- Tuck, Eve und K. Wayne Yang. 2014. »R-Words: Refusing Research.« In *Humanizing Research: Decolonizing Qualitative Inquiry with Youth and Communities*, herausgegeben von Django Paris und Maisha T. Winn, 223–247. London: SAGE. <https://doi.org/10.4135/9781544329611>.
- Zenker, Olaf und Asta Vonderau. 2023. »Collaborations and Contestations in Publicly Engaged Anthropologies: An Exposition.« *Public Anthropologist* 5(2): 129–152. <https://doi.org/10.1163/25891715-05020001>.

Von Kollaboration zu Ko-Artikulation: Potentiale und Grenzen kollaborativen Forschens mit sozialen Bewegungen

Beate Binder und Sabine Hess

Abstract

Die Zusammenarbeit mit außerakademischen Forschungspartner:innen gehört in den ethnologischen Fächern zum Kernbestand kollaborativen und öffentlichkeitswirksamen Forschens. Zugleich lässt sich auch ein gesteigertes Selbstbewusstsein und eine umfassende Expertise bei jenen Gruppen feststellen, mit denen kollaborative Forschungen angestrebt werden. Der Beitrag nimmt die Erfahrungen zweier auf Kollaboration ausgerichteter Forschungsprojekte zum Ausgangspunkt, um auszuloten, welche Effekte diese Formen der Kollaboration für die Wissenspraktiken der ethnologischen Fächer selbst haben. Wie die Rückschau auf die Projektentwicklung deutlich macht, veränderten sich die Bedeutung von Feld und Forschung als zentrale Elemente ethnographischer Wissensgenerierung. Mit deren Neuformatierung gehen auch neue Anforderungen an akademisches ethnographisches Arbeiten einher, die wir mit den Konzeptbegriffen der ›Ko-Artikulation‹ und der ›Para-Sites‹ zu bestimmen versuchen.

Keywords: Kollaboration; Ko-Artikulation; Para-Sites; Politiken des Zuhörens; Archiv; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Binder, Beate und Sabine Hess. 2025. »Von Kollaboration zu Ko-Artikulation: Potentiale und Grenzen kollaborativen Forschens mit sozialen Bewegungen.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 177–193. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_011

Die Zusammenarbeit mit Aktivist:innen, politischen Gruppen und Organisationen gehört in den ethnologischen Fächern zum Kernbestand kollaborativen, engagierten und öffentlichkeitswirksamen Forschens (vgl. Rasch et al. 2022; Ortner 2019; Hamm 2013). Will die Public Anthropology in gesellschaftliche Debatten eingreifen und auf sie Einfluss nehmen, so liegt das Zusammenarbeiten mit denjenigen nahe, die es sich seit Langem zur Aufgabe gemacht haben, eine Veränderung herbeizuführen – sei es ehrenamtlich oder in mehr oder minder prekären Arbeitsverhältnissen –, und von denen viele zunehmend selbstbewusst ihre Beteiligung an politischen Entscheidungsprozessen wie auch an Forschungsvorhaben fordern.

»Nothing about us without us« hat sich zu einem in weiten Teilen der politischen Landschaft etablierten Slogan entwickelt, der gerade von marginalisierten Gruppen gegen akademische und politische Projekte ins Feld geführt wird, die forschen und/oder entscheiden wollen, ohne die betroffenen Personen(gruppen) teilhaben zu lassen.¹ Umgekehrt hat dieses gewachsene Selbstbewusstsein und das damit einhergehende Selbstverständnis auch Auswirkungen auf die akademische Wissensproduktion. Dies gilt nicht nur, aber in besonderer Weise für ethnographisch angelegte Projekte, die grundlegend auf die Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Personen(gruppen) angewiesen sind, ob sie nun im Sinne der Public Anthropology kollaborative und in Öffentlichkeiten intervenierende Ansätze wählen oder letztlich im Sinne des klassischen ethnographischen Paradigmas die Erlaubnis zur teilnehmenden Beobachtung als hinreichende Grundlage für ihre Forschung verstehen. Unter denjenigen Ethnolog:innen, die sich für Formen der engagierten Forschung starkmachen, wird allerdings seit Längerem über die Ausgestaltung der Zusammenarbeit, über Rahmenbedingungen wie auch die Frage diskutiert, ab wann überhaupt von einem kollaborativen Projekt gesprochen werden kann.

Wir sehen die von uns im Folgenden besprochenen und von uns geleiteten Projekte im Kontext dieser Debatten um Kollaboration und *engaged anthropology* (Binder et al. 2013; Sanford und Angel-Ajani 2008; Scheper-Hughes 1995, vgl. EINLEITUNG ZUM READER). Während jedoch zu Beginn der fachinternen Auseinandersetzung mit der *engaged anthropology* ihre Legitimität und Wissenschaftlichkeit infrage gestellt oder mit machtkritischen Argumenten verteidigt wurde (Scheper-Hughes 1995), wird gegenwärtig diskutiert, welchen Beitrag ethnographische Forschung zur gesellschaftlichen Verhandlung und möglichen Lösung von Problemlagen überhaupt leisten kann. Hintergrund dieser Verschiebung ist auch die Einsicht, dass viele Kooperationspartner:innen in spe über akademische Debat-

1 Der Slogan wurde im Kontext der Behindertenbewegungen der 1990er Jahre prominent und wanderte von dort in andere soziale Bewegungen, vgl. Ahmed et al. 2021: 5–7.

ten oft mindestens so gut informiert sind wie Ethnograph:innen und oftmals erfolgreich Wege gebahnt haben, um ihre Anliegen in Öffentlichkeiten wie auch in politische Entscheidungsgremien zu tragen. Douglas Holmes und George Marcus (2008) beschreiben daher die Kompetenzen von Kooperationspartner:innen als para-ethnographisch: Aus Informant:innen sind epistemische Partner:innen geworden. Hinzu kommt, dass die Orte und Formen wissenschaftlicher Wissensproduktion selbst stärker in den Fokus vor allem post- und dekolonialer Kritiken geraten sind (Rasch, van der Hout und Köhne 2022), und dies umso mehr, als Partizipation zu den *buzz words* neoliberaler Wissensregime gemacht wurde (Hamm 2013, vgl. EINLEITUNG ZUM READER).

Wir werden im Folgenden an diese Beobachtungen anknüpfen und unsere Erfahrungen mit kollaborativen Forschungsprojekten reflektieren. Dabei schreiben wir aus der Perspektive derjenigen, denen als Hochschullehrerinnen die Leitung und/oder Verwaltung dieser Projekte oblag und die damit im professionellen wie bürokratischen Sinn an der Schnittstelle von Akademie, Förderinstitution und Aktivismus situiert waren. Wir wollen ausloten, welche Effekte diese Formen der Kollaboration für die Wissenspraktiken der ethnologischen Fächer haben. Für unsere beiden Forschungsprojekte war einerseits die Zusammenarbeit mit außerakademischen Partner:innen konstitutiv; andererseits hatten beide Projekte das Ziel, nachhaltige Strukturen der Archivierung und damit eine Zugänglichmachung aktivistischer Zeugnisse zu schaffen, damit Letztere über die Projektlaufzeit hinaus zur Verfügung stehen. Auf Grund dieser Gemeinsamkeiten scheint uns eine vergleichende Diskussion gewinnbringend – umso mehr, als es zugleich deutliche Unterschiede zwischen den Forschungsprojekten gibt, nicht nur in Hinblick auf die konkrete Ausgestaltung der Kollaboration, sondern auch auf methodische Entscheidungen und das Gewicht, das dem ethnographischen Arbeiten im Kontext der gesamten Projektentwicklung jeweils zukam.

Die vergleichende Betrachtung wird zeigen, dass es bei solchen Forschungskollaborationen um weit mehr geht als um einen möglichst reibungslos gestalteten Wissenstransfer, der bei innerakademischen Diskussionen um *third mission* und Formen der *public science* oft den Schwerpunkt bildet. Uns geht es im Folgenden vielmehr um Fragen rund um die Ausgestaltung von Forschungsbeziehungen, neue Formen der Wissensarbeit und die hiermit einhergehenden veränderten Anforderungen an akademisches und ethnographisches Arbeiten. Mit der Reflexion unserer beiden Projekte wollen wir die Potentiale, Herausforderungen und Grenzen solch eines kollaborativen Arbeitens in ihrer Ambiguität ausleuchten. Insbesondere werden wir den in beiden Projekten entwickelten Modalitäten des Kollaborierens, den von uns als Forschende hierbei eingenommenen Rollen sowie den Praktiken des Forschens und der Feld-Konstruktion nachgehen und sie damit der weiteren Reflexion und Konzeptualisierung zugänglich machen. Zu Beginn wer-

den wir beide Forschungszusammenhänge knapp skizzieren, auf die jeweilige Bedeutung der (Feld-)Forschung eingehen und zeigen, wie sich im Prozess Feld und Forschung verschoben haben. Diskutieren werden wir im Anschluss, was es für ethnologisches Arbeiten bedeutet, wenn Formen des Kuratierens und Vermittelns sowie die Ausgestaltung von Infrastrukturen, wie es Versammlungen oder Archive darstellen, ins Zentrum der Projektarbeit rücken.

Kollaborative Verhältnisse bauen

Der Ausgangspunkt unserer beiden Forschungsprojekte war ethnographische Neugier gepaart mit aktivistischen Kenntnissen um Bewegungsthemen und -defizite. Beide Projekte verfolgten von Anfang an neben dem Forschen in/über Felder(n) auch weitergehende erkenntnispolitische Ziele und Interessen, wobei der Ausgestaltung der Forschungszusammenhänge und -beziehungen, Fragen der Prozessgestaltung sowie dem Umgang mit den Ergebnissen eine zentrale Bedeutung zukam. Wie wir im Folgenden in den knappen Skizzen unserer Projekte darlegen werden, führten diese Fragestellungen und Dynamiken insbesondere auch zu einer Dezentrierung und Neubestimmung von Forschung und Feldkonstruktion.

Im Zentrum des von mir, Beate, geleiteten Forschungsverbunds stand das Anliegen, das Wissen über HIV/Aids-Aktivismus wachzuhalten und zu pluralisieren.² Die Idee des Forschungsprojekts wurde an mich von Mitgliedern des *Arbeitskreises AIDS-Geschichte ins Museum (AKAIM)* innerhalb der Berliner Aids-Hilfe e. V.³ herangetragen, zusammen mit der Hoffnung, die eigene aktivistische Arbeit durch die Forschungskollaboration auf eine breitere Basis zu stellen. Eine eingeworbene Kurzzeitförderung der Humboldt-Universität zu Berlin ermöglichte, größere Projektanträge auszuarbeiten: eine DFG-Sachbeihilfe »Keine Rechenschaft für Leidenschaft!« *Aids-Krise und politische Mobilisierung in den 1980er und frühen 1990er Jahren in Deutschland*⁴ und ein durch HERA gefördertes europäisches Verbundprojekt *Disentangling European HIV/AIDS Policies: Activism, Citizenship and Health (EUROPACH)*. Beide wurden bewilligt, und es konnten zwei Mitglieder des AKAIM in diesen Projekten als wissenschaftliche Mitarbeiter:innen beschäftigt werden.

Im Verbundprojekt *EUROPACH*, auf das ich mich im Folgenden beziehe, sollten fünf kollaborativ angelegte Fallstudien mit ethnographischen respektive historisch-rekonstruktiven Ansätzen die politische und Erfahrungsgeschichte von

2 Zu Projekt und Projektergebnissen vgl. <http://europach.phils.uj.edu.pl/> (Zugriff am 11.01.2024).

3 Vgl. <https://www.aidsarchive.net/> (Zugriff am 11.01.2024).

4 https://www.euroethno.hu-berlin.de/de/forschung-1/copy_of_forschungsprojekte/AKPMDD/ (Zugriff am 11.01.2024).

HIV/Aids in ihren lokalen Besonderheiten sichtbar machen.⁵ Die Forschungen zu Deutschland, Polen, dem Vereinigten Königreich, der Türkei und der europäischen Ebene⁶ zielten darauf, Vielfalt und Widersprüchlichkeiten der Geschichten von HIV/Aids und des Aktivismus in diesem Feld aufzuzeigen und damit eine inklusivere Basis für zukünftige Gesundheitspolitiken im Bereich des Infektionsschutzes und der Aidspolitik zu legen. Eine der Fördervoraussetzungen war, mit assoziierten Partner:innen (AP) zu kooperieren: So arbeiteten die vier Teams aus London, Basel, Warschau und Berlin mit insgesamt 15 AP zusammen, die in den lokalen Forschungskontexten bzw. auf europäischer Ebene im Feld der Aidspolitik aktiv sind.⁷ Mit ihren vor Projektbeginn eingeholten Interessenbekundungen machten sie den Antrag wettbewerbsfähig, indem sie uns versprachen, uns bei der Forschung zu beraten und zu unterstützen.

Aber auch ohne die Vorgabe der Mittelgeber wäre das Einbeziehen von HIV/Aids-Aktivist:innen unerlässlich gewesen, da diese seit Langem für die Anerkennung ihrer Erfahrungen und ihre aktive Beteiligung an sie betreffende Projekte gekämpft haben und dies auch weitgehend durchsetzen konnten.⁸ Für uns war die Kontaktaufnahme daher ebenso selbstverständlich wie die Notwendigkeit, für unsere Forschung eine grundsätzliche Zustimmung einzuholen. Bei ersten Gesprächen im Vorfeld der Antragstellung machten uns die AP auf einige Aspekte aufmerksam, an die wir zuvor nicht gedacht hatten (vgl. Faust, Sekuler und Binder 2021: 51). Eine umfassendere Kollaboration – etwa das gemeinsame Erarbeiten der Forschungsfrage oder eine gemeinsame Antragstellung – war im Rahmen des zeitlich sehr restriktiven Antragsprozesses nicht möglich. Auch die thematische Vorgabe der Mittelgeber (*Uses of the Past*), das frühe Einholen der Interessenbekundungen etwa ein Dreivierteljahr vor Projektbeginn und damit zu einem Zeitpunkt, zu dem noch keine Mittel für die Vergütung von Arbeitszeit oder für Reisekosten zur Verfügung standen, sowie die Antragssprache Englisch, die für einige AP eine erhebliche Barriere darstellte, schränkten die Möglichkeiten einer intensiveren Zusammenarbeit stark ein.

5 Dieser Fokus ergab sich aus dem Thema »Uses of the Past« der Förderlinie, vgl. <https://heranet.info/projects/hera-2016-uses-of-the-past/> (Zugriff am 11.01.2024).

6 Hier wurde auf europaweiten Veranstaltungen, etwa Konferenzen und Vernetzungstreffen, und mit den dort anwesenden Delegierten geforscht, vgl. Dziuban und Sekuler 2021.

7 Die Auswahl von »nur« 15 AP barg selbst Reibungspotential, vor allem, weil damit Hierarchien im Feld des HIV/Aids-Aktivismus bestätigt wurden; vgl. Faust et al. 2021: 51.

8 In Deutschland bildete die Zusammenarbeit seit der Zeit von Rita Süßmuth als Bundesgesundheitsministerin eine der Grundlagen der Aidspolitik, vgl. <https://www.aidshilfe.de/meldung/deutsche-aidshilfe-40-jahre-aids> (Zugriff am 12.01.2024); 1994 wurden im Zuge des *Pariser AIDS Summit* die sogenannten GIPA-Prinzipien (Greater Involvement of People Living with HIV/AIDS) formuliert: https://data.unaids.org/publications/irc-pub01/jc252-gipa-i_en.pdf (Zugriff am 11.04.2024).

Nach der Bewilligung gestaltete sich die Zusammenarbeit unterschiedlich, zum Teil aufgrund der (generell knappen) Zeitressourcen der AP, zum Teil bedingt durch den jeweiligen Anerkennungsstatus der jeweiligen Organisationen im lokalen (gesundheits)politischen Feld: Während HIV/Aids-Organisationen im Vereinigten Königreich und in Deutschland ihre Unterstützungsarbeit institutionalisieren und durch staatliche Förderung absichern konnten und somit in einer Kooperation mit akademischen Institutionen keinen unmittelbaren Nutzen sahen, wurde in Polen und der Türkei die Zusammenarbeit mit uns stärker als Möglichkeit wahrgenommen, mehr Anerkennung zu erlangen und eigene Ziele voranzubringen. Jenseits lokaler Unterschiede galt generell, dass sich Logiken und Selbstverständnisse von Aktivismus und Akademie aneinander rieben (vgl. zentral auch für die folgende Darstellung Faust et al. 2021; Bänziger 2021). Die Rolle der AP oszillierte dabei zwischen der von uns beforschter Akteur:innen, die uns wertvolle Informationen als Zeitzeug:innen und Expert:innen lieferten, und der von Kollaborationspartner:innen, die mit uns auf Augenhöhe diskutierten und, zum Beispiel über Ausstellungsinhalte, mitentschieden. In allen Forschungskontexten war es eine unserer Maximen, die Ergebnisse der Forschung ins Feld zurückzuspielen und einer erweiterten Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen – in Form von zielgerichteten Publikationen, von Ausstellungen und durch ein Online-Oral-History-Archiv.⁹

Das von mir, Sabine, zusammen mit drei Kolleg:innen aus der Wissenschaft und dem Friedrichshain-Kreuzberg Museum¹⁰ initiierte Projekt *Ver/Sammeln antirassistischer Kämpfe*¹¹ war von Beginn an als ein transdisziplinäres Kooperationsprojekt mit dem Ziel angelegt, antirassistische Bewegungsgeschichte(n) im deutschsprachigen Raum seit 1945 zusammen mit Bewegungsakteur:innen historisch-ethnographisch zu rekonstruieren und sie über verschiedene Medien und Archivierungsweisen¹² öffentlich zugänglich zu machen. Angesichts der komplexen Geschichte des Rassismus in Deutschland, die sich insbesondere dadurch auszeichnet, dass lange Zeit (wenn nicht bis heute) dessen Existenz und Effekte gerade auch von den historiographischen Disziplinen und Institutionen der Erinnerungskultur aktiv »ignoriert« wurden (Alexopoulou 2021), wussten wir von Anfang an, dass die elementare Einbeziehung jener, die die Existenz von Rassismus seit Jahrzehnten gerade auch in Form widerständiger Praktiken zum Thema gemacht haben, für eine derartige Rekonstruktion unerlässlich ist. Dabei war das analytische Unterfangen

9 Vgl. *Project Outcomes*: <http://europach.phils.uj.edu.pl/project-outcomes/> (Zugriff am 12.01.2024).

10 Zur Initiator:innengruppe gehörten Annita Kalpaka (Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg), Natalie Bayer (Friedrichshain-Kreuzberg Museum, Berlin), Vassilis Tsianos (Hochschule Kiel) und Sabine Hess (Universität Göttingen).

11 <https://versammeln-antirassismus.org> (Zugriff am 15.04.2024).

12 Dabei bezogen wir uns auf aktuelle Debatten und Projekte des »activist archiving« (Kurtović 2018: 2).

auch von dem Ziel geleitet, Strategien, Formate und Methoden zu entwickeln, wie Geschichten und Subjektivitäten des Widerstands vor dem Hintergrund einer solchen epistemischen »normative superstructure« des Ignorierens und Verdrängens der Existenz von Rassismus und seiner Wirkweisen in Deutschland rekonstruiert werden können (ebd.: 1). Wir mussten zudem davon ausgehen, dass nicht nur das diesbezügliche Wissen bislang in mehr oder weniger privaten Kellern lagert, sondern oftmals als verkörpert (Erfahrungs-)Wissen unmittelbar mit den Akteur:innen verwoben ist. Uns war auch bewusst, dass wir als Vertreter:innen etablierter Institutionen, die selbst bislang aktiv an der »Rassismusamnesie« (El Tayeb 2016: 15) mitgewirkt haben, ein erhebliches Misstrauen zu überwinden hatten. Darüber hinaus kreisen in den Bewegungen selbst unzählige konzeptionelle Debatten um Solidarität, den Umgang mit Herrschaftsverhältnissen, Sprecher:innenschaft, Allianzbildung und die Verhältnisse zwischen von unterschiedlichen Rassismen Betroffenen und als *weiß*¹³ markierten Akteur:innen.

Wir ahnten, dass ein so angelegtes Projekt sich nur schwer in die klassische Wissenschaftsförderung einfügt. Die Bundeszentrale für politische Bildung (bpb), die wir schließlich dafür gewinnen konnten, hat durch ihre Programmstruktur dann jedoch gerade das kollaborative Design maßgeblich unterstützt. Finanziert wurde ein einjähriger »Dialog- und Vernetzungsprozess«, während dem wir gemeinsam mit den kollaborierenden Gruppen Vorgehen und Zielsetzungen entwickeln konnten. Wir bekamen von der bpb vier Stellen finanziert, die als »Community Kurator:innen« eingestellt werden konnten, um Bewegungsakteur:innen – sprich Einzelpersonen und Initiativen bis hin zu etablierte(re)n Organisationen und Bewegungsarchiven – einzuladen, sich an unserem Projekt zu beteiligen. Eine derartige Projektanlage, Mitarbeitende primär für die Netzwerkarbeit einstellen zu können, war sicherlich eine zentrale Voraussetzung für das Gelingen unseres Vorhabens. Allerdings veränderte diese Konstellation eine klassische forschungsbaasierte Projektentwicklung stark, da somit Fragen der Methodik und Heuristik des Kollaborierens priorisiert wurden und das Generieren von Forschungsergebnissen, die wir durchaus im Sinne einer antirassistischen Analytik der Geschichte Deutschlands auch erzielen wollten, erst an zweiter Stelle stand.

Im Ergebnis produzierte das Ausschwärmen, um Kontakte und Vertrauen aufzubauen, wichtige Befunde über die Konstitution eines derart ephemeren Feldes und wir bekamen auch eine ganze Reihe bisher ungehörter Geschichten erzählt und archivalische Quellen übergeben. Hauptsächlich ging es jedoch immer wieder um Fragen nach den verschiedenen Positionierungen und damit einhergehenden Er-

13 Hierbei wurde beispielsweise auch schnell klar, dass es sich bei den Zuschreibungen wie »weiß« und »schwarz« als politische Identifikationskategorien um höchst relationale, soziale, flexible Konstrukte handelt.

kenntniszielen, nach Formaten der Begegnung und Wissensgenerierung wie auch danach, was unsere Rolle als Wissenschaftler:innen sein könnte/sollte. Forschung im Sinne eines ergebniszentrierten Prozesses der Wissensproduktion wurde dabei nicht nur zweitrangig, sondern es wurde auch schnell klar, dass unser kollaboratives Vorgehen und die Suche nach Formaten und Möglichkeiten, die Verfügungsmacht über das erhobene Material bei den aktivistischen Wissensakteur:innen selbst zu halten, die normativen und praktisch-institutionell gegebenen Logiken des universitären Betriebs sprengten. Dabei fand ich mich als Wissenschaftler:in auch in neuen Rollen wie derjenigen einer Moderatorin oder ›Kuratorin‹ wieder, worauf wir im Folgenden näher eingehen werden (vgl. auch Hess 2023).

Para-Sites des Zuhörens und der Ko-Artikulation

In beiden Feldern – der Geschichte und Politik im Feld von HIV/Aids wie in der Geschichte des Anti-/Rassismus – wurde Wissen zunächst überwiegend aus und in Bewegungskontexten generiert, bevor in Seminarkontexten, in Forschungsprojekten und an Lehrstühlen dazu gearbeitet wurde.¹⁴ So hatten wir es vielfach mit professionalisierten, seit Langem in unterschiedlichen Politik- und Bildungsfeldern sowie in der Präventionsarbeit engagierten Kooperationspartner:innen zu tun, in deren Biographien die Trennlinie zwischen Akademie und Aktivismus bereits durchlässig geworden war. Vor diesem Hintergrund gestalteten sich die Begegnungen nicht als klassische Forschungssituationen, in denen ein:e Ethnograph:in bislang mehr oder weniger undokumentiertes Wissen und Erfahrungen ›sammelt‹. Gleich zu Anfang wurde ersichtlich, dass wir als Forschende mit unseren klassischen Wissenspraktiken weniger gebraucht wurden, als es noch die klassische »engagierte« Kulturanthropologie im Modus des *activist research* annahm, die durch ein *speaking for* marginalisierte Gruppen unterstützen wollte (Low und Merry 2010: 204ff.). Deutlich war zwar, dass wir als Wissenschaftler:innen auf Grund unserer institutionellen Anbindung, die uns mit materiellen Ressourcen und symbolischem Kapital ausstattet, sowie unseres theoretisch-konzeptuellen und methodischen Wissens weiterhin eine wichtige Funktion innehatten und zudem diejenigen waren, die die Antragsprozesse in Gang gesetzt hatten. Doch unsere Rolle wie auch die Bedeutung und Funktionsweise von ›Feldforschung‹ veränderte sich im Projektverlauf noch grundlegender, als wir dies angesichts der Writing Cul-

14 Die Geschichte kritischer Rassismusforschung in Deutschland lässt sich nicht ohne den tatkräftigen Beitrag von Bewegungsakteur:innen schreiben, die in den 1980er Jahre anfangen, gegen das Schweigen in den Universitäten wichtige Theoretiker:innen zu übersetzen und Antirassismustheorien für den deutschen Kontext zu entwickeln (Kalpaka und Räthzel 1990; Oguntoye et al. 1986).

ture-Debatte und der Debatten über den konstruierten Charakter ethnographischer ›Felder‹ erwartet hatten. Was wir als kritische Wissenschaftler:innen vor allem weiterhin einbringen konnten, war unsere methodisch-didaktische Expertise im gemeinsamen konzeptuellen Arbeiten (vgl. Holmes und Marcus 2008). Unsere Aufgabe war/wurde es, ganz im Sinne von Mary Louise Pratt, »contact zones« (1991) herzustellen, zu vermitteln, zu moderieren und in den kollaborativen Settings etwas (analytisch wie infrastrukturell) Neues zu kreieren: In unseren beiden Fällen waren dies Konferenzversammlungen als *para-sites* der Forschung (Holmes und Marcus 2008) und partizipativ angelegte Archive.

Bei *Ver/sammeln* stießen wir trotz aller anfänglichen Skepsis und wohl auch aufgrund unseres persönlichen Impetus und Anliegens, antirassistische Bewegungsgeschichte sichtbar zu machen,¹⁵ schnell auf viel positive Resonanz, sich im Sinne der Selbstaufklärung an unserem Projekt beteiligen zu wollen. Zudem lernten wir einige Initiativen kennen, die sich bereits selbst an die Aufarbeitung und Archivierung ihrer Geschichte gemacht hatten. Auch wenn diese Initiativen von unserem Projektziel, der Rekonstruktion und Archivierung antirassistischer Bewegungsgeschichten, überzeugt waren, stellten sie doch immer wieder Fragen nach *ownership*, den zu adressierenden Öffentlichkeiten, danach, wer für wen spricht und mit welchen Formaten dies schlussendlich umgesetzt werden soll. Es ging ihnen also weniger um eine Infragestellung der Kollaboration an sich, als vielmehr darum, Räume der Ko-Artikulation und des ›Zuhörens‹ zu schaffen, die die ›aktivistischen Expert:innen‹ nicht als Quelle des Wissens ab- und ausfragen (und dann wieder entlassen), sondern sie als Expert:innen über die Akte des Sprechens vor allem auch *zueinander* selbst entscheiden lässt. Das bedeutete insbesondere, Podien und Austauschformate zu etablieren, ganz im Sinne von Holmes' und Marcus' Begriff der *para-sites* als neuen Arenen der dialogischen Wissensgenerierung. In ihrer Definition bemühen die beiden die Analogie der Theaterbühne (vgl. WELZ, Sektion TRANSFORMATIONEN):

»As theater, the para-site is orchestrated by the ethnographer with subjects in order to derive a conceptual apparatus for the ethnographer's particular work [...]. The para-site event is thus a carefully designed intervention into research projects [...]. At the same time, [...] para-site events enact a space for a kind of conceptual work that is not derivable from theory, academic literatures, or interviews« (Holmes und Marcus 2008: 98).

In einer Fußnote machen die beiden Autoren noch deutlicher, dass es sich hierbei um Settings handelt, die klassische wissenschaftliche Darstellungs- und Diskursräume transzendieren. So definieren sie »para-sites events« als »events that would

15 Auch die Aufarbeitung antirassistischer Bewegungsgeschichte ist bis heute weitgehend Angelegenheit der Akteur:innen selbst, die mit Buchprojekten, Theaterproduktionen und anderen kulturellen Formaten hierzu einiges vorgelegt haben (Gutierrez Rodriguez und Tuczu 2021; Lierke und Perinelli 2020).

blur the boundaries between the field site and the academic conference or seminar room [...] – a hybrid between a research report, or reflection on research, and ethnographic research itself« (ebd.: 100).

Neben einer Reihe von Workshops, aufsuchenden Gesprächen und Dialogrunden (oftmals per Videokonferenz) quer durchs Land sollte die Abschlussveranstaltung – betitelt als *Assembly* – im Berliner Theater *Hebbel am Ufer* (HAU) stattfinden.¹⁶ Wir freuten uns, das Theater als große Bühne – den klassischen Ort des Aufführens und Sprechens in der europäischen bürgerlichen Moderne – für unser kollaboratives Aufarbeitungs- und Archivierungsprojekt von antirassistischen Geschichten gewonnen zu haben, um gemeinsam die verunsichtbarten Erfahrungen wieder zu aktivieren. Allerdings brachte dies unsere ohnehin schon überstrapazierte universitäre Verwaltung an der Universität Göttingen an ihre Grenzen. Sie definierte kurzerhand eine derartige Wissensanordnung als nichtakademisch und damit als außerhalb des universitären Steuerungssystems stehend, was bedeutet hätte, dass wir mit all unserer Referierenden Dienstleistungsverträge hätten abschließen müssen. In letzter Sekunde konnten wir dies abwenden. Die *Assembly* entwickelte sich dann zu einem der intensivsten Orte des Aussprechens und Bezügestiftens während des Projekts, des oftmals beschämenden, aber auch kraftgebenden, inspirierenden Erinnerns, etwa wenn ältere jüdische Aktivist:innen von ergreifenden Akten der Solidarität mit vom Nachwenderassismus betroffenen Romnija berichteten oder aber auch vom erfahrenen Ausschluss aus migrantischen feministischen Netzwerken.

Im Vergleich gestaltete sich die Kollaboration bei *EUROPACH* einfacher, wenngleich es auch hier zu Reibungen kam. Im Projektverlauf versuchten die einzelnen Teams, den Austausch mit ›ihren‹ AP aufrechtzuerhalten und den jeweiligen lokalen Gegebenheiten und Interessenkonstellationen anzupassen. So veranstaltete das britische Team um Masha Rosengarden und Emily Nicholls Gesprächsrunden, sogenannte *witness seminars*, zu einzelnen Aspekten der britischen HIV/Aids-Geschichte, die anschließend in Working Papers festgehalten wurden.¹⁷ Das Team um Martin Lengwiler, Peter-Paul Bänzinger und Zülfukar Çetin, das mit türkischen NGOs zusammenarbeitete, schuf Gesprächsräume in der Türkei, publizierte Interviews zunächst auf Türkisch und trug dadurch maßgeblich zur Sichtbarkeit von HIV/Aids-Aktivismus in der Türkei bei (Çetin und Bänziger 2019). In Polen, wo es nur kleinere, lokal agierende NGOs gibt, waren es persönlichere Treffen, in denen individuelle Geschichten geteilt wurden, wie Justyna Struzik aus dem polnischen Team deutlich macht. Auf europäischer Ebene forschten Todd Sekuler und Agata Dziuban vor allem bei Konferenzen und Vernetzungstreffen mit Delegierten und Vertreter:innen

¹⁶ <https://versammeln-antirassismus.org/tagung/> (Zugriff am 12.01.2024).

¹⁷ <http://europach.phils.uj.edu.pl/project-outcomes/library/workingpapers/> (Zugriff am 12.01.2024).

nationaler wie europäischer HIV/Aids-Politik. Alle Teams gemeinsam kuratierten schließlich eine Ausstellung, die von Berlin über Warschau nach Istanbul zog und die unterschiedlichen Erfahrungen sichtbar machte.¹⁸

Auch bei *EUROPACH* stellte die Abschlusskonferenz in Berlin das zentrale Ereignis dar, bei dem sich alle Forscher:innen sowie Vertreter:innen aller AP trafen; jenseits des in den meisten Sessions anwesenden allgemeinen Publikums waren das rund 25 Personen. Die Konferenz gestalteten wir als gemeinsamen Reflexionsraum, in dem klassische Vorträge zugunsten von Gesprächsrunden und kleineren Formaten des Austauschs in den Hintergrund traten. Die Flüsterübersetzungen in vier Sprachen ließen die Diskussionen teilweise zu einem babylonischen Erlebnis werden. Zwar erlaubten die Mittelgeber keine direkte Vergütung der AP. Doch durch diese Abschlusskonferenz wie auch durch lokale Vernetzungstreffen, bei denen die AP als (finanzierte) Gastvortragende anwesend waren, konnten wir Räume des Austauschs schaffen, von denen auch die AP für ihre aktivistische Arbeit profitierten, vor allem, da sie in direkten Austausch miteinander treten konnten.

Für uns als Forscher:innen war das Zuhören zentral: Dabei erhielten wir nicht nur wichtige Einsichten in die unterschiedlichen Formen und Strategien, Erfahrungen und Sichtweisen im Feld des HIV/Aids-Aktivismus, sondern konnten auch unsere Forschungsagenden reflektieren. Dies gelang nicht zuletzt deshalb, weil die Mehrzahl der Kooperationspartner:innen mit Formen wissenschaftlichen Argumentierens vertraut war, so dass eine gemeinsame Sprache zur Verfügung stand (vgl. Faust et al. 2021: 52). Die Produktivität der Konferenz basierte aber vor allem darauf, dass Differenz anerkannt und nicht eingeebnet wurde. Als Projektleiterin habe ich die drei Tage der Abschlusskonferenz als eindrucksvolle Folge von Momenten des Erzählens, Nachfragens, Austauschs und voneinander Lernens in Erinnerung – was nicht heißt, dass es nicht auch zu Spannungen und Missverständnissen kam (vgl. ausführlich Faust et al. 2021).

Beide Projekte haben im Verlauf der Kollaboration neue Formate entwickelt, die Zuhören und Austauschen zentral stellten. Diese Formate dienten nicht so sehr der Präsentation von Ergebnissen, sondern wurden vielmehr für alle Beteiligten zu selbst geschaffenen Orten der Wissensproduktion. Allerdings brauchten alle Beteiligten eine gewisse Zeit, um den Mehrwert der investierten Kommunikationsarbeit sowie der Arbeit an und mit der Vielfalt an – teilweise auch widersprüchlichen – Positionen zu verstehen und derartige Settings als genuine *contact zones*, wie sie Mary Luise Pratt in Anerkennung existierender Machtverhältnisse als Räume der asymmetrischen Begegnung konzipiert hat (Pratt 1991), und als Arenen der offenen Forschung anzuerkennen.

18 <http://europach.phils.uj.edu.pl/project-outcomes/exhibition/> (Zugriff am 12.01.2024).

Infrastrukturen bauen

In beiden Forschungsverbünden stand von Anfang an die Idee im Raum, ein Archiv zu kreieren, das über die Projektdauer hinaus zur Verfügung steht. Auch dafür war die Anbindung an die Institution Hochschule als förderfähige, auf Dauer gestellte und durch die Wissenschaftsfreiheit einigermaßen geschützte Institution einerseits notwendige Voraussetzung. Im bürokratischen Alltag zeigten sich andererseits aber auch mit aller Deutlichkeit die Probleme und Grenzen von Universitäten, die beim Aufbau von solchen Infrastrukturen im universitären Rahmen entstehen, wie wir im Folgenden zeigen werden.

Bei *EUROPACH*, dem von Beate geleiteten Projekt, bildete die Sammlung von Interviews mit Langzeitaktivist:innen und Personen, die mit HIV leben, in einem Onlinearchiv das Kernstück der Arbeit. Inzwischen stehen im *European HIV/AIDS Archive (EHAA)* über 100 Interviews teils als Video-, teils als Audioaufnahme für Interessierte sowie – mit erweitertem Zugang – für weitere Forschungen zur Verfügung.¹⁹ Das EHAA konnte sich bereits als Sammelstelle etablieren, so dass uns inzwischen Interviews aus anderen Forschungszusammenhängen angeboten werden. Die unabdingbare Voraussetzung für die Realisierung dieses Archivs war die Möglichkeit, die Infrastrukturen der Humboldt-Universität nutzen zu können: erstens das Medienrepositorium, das eine Plattform für digitale Sammlungen darstellt, dabei aber aufgrund seiner festen Struktur nur ein geringes Maß an Gestaltungsmöglichkeiten erlaubt. Zweitens die (datenschutz)rechtlichen Beratungsstellen der Universität, die allerdings so unterbesetzt sind, dass die Formulierung von Nutzungsvereinbarungen, Überlassungsverträgen, Datenschutzerklärungen und Ähnlichem sich über viele Monate hinzog. Wir konnten die dafür notwendige Zeitressource zwar durch die Projektförderung zur Verfügung stellen, allerdings nur auf Kosten der Zeit, die eigentlich für die Forschung vorgesehen war. Positiv formuliert, sind aber nun durch die erarbeiteten Einwilligungserklärungen und Verträge die Rechte und Pflichten für beide, Interviewte wie Interviewer:innen, transparent geregelt und abgesichert. Drittens musste in Zusammenarbeit mit der Bibliothek ein Ort geschaffen werden, wo die nur unter Aufsicht einzusehenden Interviews gesichtet werden können. Da die Bibliothek nicht über einen solchen *safe room* verfügt und auch keine Kapazitäten hat, uns in unserem Anliegen nachhaltig zu unterstützen, hat dieser Schritt viel Zeit in Anspruch genommen. Hinzu kam viertens, dass die anfänglichen Initiator:innen des *Arbeitskreises AIDS-Geschichte ins Museum (AKAIM)*, vertreten durch das Schwule Museum Berlin, ihren Einfluss auf Struktur und Laufzeit des EHAA ebenfalls geltend machen wollten, damit das Archiv nicht die Nähe zu sozialen Bewe-

¹⁹ Vgl. <https://rs.cms.hu-berlin.de/ehaa/pages/home.php> (Zugriff am 12.01.2024).

gungen verliert. Diese Mitverantwortung wird durch einen Kooperationsvertrag zwischen Universität und Schwulem Museum gesichert, der alle fünf Jahre verlängert werden muss. Fehlende Vorbilder machten auch hier längere Verhandlungen notwendig, in denen Vertragsentwürfe zwischen uns, dem Schwulen Museum, dem *Servicezentrum Forschung* der Humboldt-Universität zu Berlin (HU) und deren Rechtsabteilung bis zur Unterschriftsreife zirkulierten. Für die Zukunft – mit Ende der Projektlaufzeit wie auf Grund personeller Wechsel – muss die Verantwortung für die weitere Verwaltung der Datenschutz- und Überlassungsdokumente sowie das Einpflegen neuer Interviews von anderen Kolleg:innen des Instituts für Europäische Ethnologie der HU übernommen werden, wozu glücklicherweise auch die Bereitschaft besteht.

Auch bei *Ver/sammeln*, dem von Sabine mitverantworteten Projekt, haben sich die Kooperationspartner:innen und kollaborierenden Gruppen schnell auf die zentrale Bedeutung einer archivierenden und repräsentierenden, digitalen Infrastruktur verständigt, ganz im Sinne dessen, was als »activist archiving« international gerade verhandelt wird (Kurtović 2018: 2). Hierbei ging es darum, bestehende Archive mit ihrem sehr unterschiedlichen Professionalisierungsgrad miteinander zu vernetzen und die Bestände durch den Aufbau einer antirassistischen Suchmaschine zugänglich zu machen. Zugleich ging es darum, weitere Quellen und Materialien zu erschließen, das heißt, auch weitere vertiefende Rechercheprojekte zu lancieren. Zu diesem Zweck galt die zweite Förderphase von *Ver/sammeln* dem kollaborativen Aufbau einer digitalen Archivierungsplattform, wobei insbesondere Fragen einer antirassistischen Epistemologie des Sammelns und Darstellens und das Festlegen von Suchbegriffen, Kategorisierungen und Wissensobjekten im Zentrum der Vernetzungstreffen standen. Und schließlich beabsichtigte die Kerngruppe von *Ver/sammeln*, Initiativen dabei zu unterstützen, ihre Geschichte selbst aufzuarbeiten und diesbezügliche Expertise bereitzustellen – insbesondere auch, um das Wissen und die Quellen bei den antirassistischen Initiativen und Akteur:innen zu belassen.

Die relativ kurze Dauer der Projektförderung bei *Ver/sammeln* macht jedoch – ähnlich wie bei *EUROPACH* – den Aufbau eines langfristig angelegten Archivs schwierig. Zudem lehnten die meisten beteiligten Gruppen eine Anbindung an die Universität eher ab. Vielmehr sollte das Archiv von demokratisch selbst organisierten Strukturen getragen werden. Wir selbst waren auch skeptisch, ob Universitäten und die Förderlogiken für solche Langzeitprojekte eine geeignete Infrastruktur zur Verfügung stellen können. Dies gilt sowohl in Hinblick auf rechtliche Expertise als auch im Sinn einer verbindlichen Langzeitbetreuung. Vor dem Hintergrund der Erfahrungen von *EUROPACH* und der grundsätzlichen Skepsis gegenüber der Universität, Projekte zu hosten und die *ownership* darüber aber an externe Bewegungsakteur:innen abzugeben, hat sich *Ver/sammeln* gänzlich auf

außeruniversitäre Expertise im Aufbau der Archivstruktur verlassen, die gerade im Feld sozialer Bewegungen durchaus vorhanden ist (z. B. Giesecking 2015). Allerdings ist *Ver/sammeln* immer noch auf der Suche nach einem Host bzw. einer institutionellen Struktur, um das Archiv längerfristig weiterzuführen.

In diesem Sinne zeigt die Debatte um Wissenstransfer, wie sie gerade durch europäische und nationale Förderinstitutionen geführt wird, ihre Schwächen und Kurzichtigkeiten. So wird hier zwar Transfer von Wissen großgeschrieben und die Beteiligung von *stakeholdern* eingefordert. Doch die konkreten Kompetenzen im Umgang mit medialen Formaten und ihrer technischen Anwendung werden von den Universitäten viel zu wenig bereitgestellt und in Ausbildungsprogrammen vermittelt. Auch stehen in dem sich ständig entwickelnden und verschiebenden Feld von Daten- und Nutzungsrechten keine ausreichende Expertise und Beratungsangebote zur Verfügung. Zudem sind die Verwaltung der Drittmittel und die bürokratischen Prozesse der Abrechnung kaum mit den oft prekären nichtakademischen Feldern der Kooperationspartner:innen kompatibel. Schließlich sind die Projektförmigkeit der Drittmittel wie auch die universitären Strukturen generell nicht darauf angelegt, kollaborativ geschaffene Infrastrukturen und Wissensressourcen nachhaltig und langfristig zu erhalten, zu pflegen und bedeutungsvoll zu halten. Die im EU-Kontext zum Slogan geronnene Rede vom Wissenstransfer scheint eher auf Technik- und einmalige Weitergabe von Wissen ausgelegt und nicht darauf, diskursives und multimodales Wissen aus kultur- und sozialwissenschaftlichen Projekten langfristig bereitzuhalten.

Fazit: Forschen als Kuratieren

Insgesamt betrachtet, verschieben sich die Rollen von Wissenschaftler:innen in Projektzusammenhängen wie den oben beschriebenen und ihre Aufgaben werden neu gewichtet. Kollaboratives Forschen hieß in unseren Projekten zunächst gemeinsames Erkunden von Erfahrungen, Sprecher:innenpositionen und Zielsetzungen, das konkrete Zusammenbringen unterschiedlicher Akteur:innen und Gruppen sowie das Schaffen von Räumen des Austauschs, in denen sich Formen der Ko-Artikulation entwickeln konnten. Dabei werden Wissenschaftler:innen zu Kurator:innen unterschiedlicher Erfahrungen und Perspektiven: Mit unserer Arbeit trugen wir dazu bei, zwischen den sehr unterschiedlich positionierten Akteur:innen Multiloge und Begegnungen zu stiften, die ohne unser Zutun so bislang nicht oder kaum zustande gekommen sind. Dazu gehörte auch, zwischen Beteiligten zu vermitteln, alte Gräben und Konflikte zu überwinden und aktiv das Finden einer gemeinsamen Sprache zu unterstützen. Diese Rolle wird für viele Wissenschaftler:innen neu und ungewohnt sein. Gefragt sind Kompetenzen, allen voran Moderationskompetenzen,

die wir in unserer Ausbildung in dieser Form bislang nicht einüben. Die Ergebnisse kollaborativer Forschung zu teilen, bedeutet auch, dass das in den Räumen der Ko-Artikulation geschaffene Wissen auf unterschiedlichen Wegen – und nicht unbedingt unter der Autor:innenschaft der Wissenschaftler:innen – in verschiedene Öffentlichkeiten gelangt. So waren wir nach dem Initiieren über weite Strecken nicht mehr diejenigen, die das Steuer in der Hand hielten. Die zielorientierte Wissensproduktion machte der Arbeit am Sozialen und Atmosphärischen Platz und *Care* wurde zur Gelingensbedingung des gemeinsamen Arbeitens.

Dennoch gab es auch Momente, in denen wir in die klassische Rolle der Wissenschaftler:in zurückkehr(t)en: etwa, wenn wir akademische Ressourcen und Räume nutz(t)en, um unsere Erfahrungen in Form wissenschaftlicher Artikel zu reflektieren (vgl. Bänziger 2021; Hess 2023). Dazu gehört auch, gelegentlich doch die universitäts- wie wissenschaftspolitische Anrufung anzunehmen, Wissen zu aggregieren und zu versuchen, dieses direkt in politische Entscheidungs- oder Entwicklungsprozesse einzuspeisen.

Kuratieren in solchen Zusammenhängen bedeutet auch, zu akzeptieren, dass Aktivismus und Akademie noch immer unterschiedlichen Logiken, Zeitlichkeiten und Relevanzen folgen. Solchermaßen kuratierte, kollaborativ angelegte Forschungszusammenhänge eröffnen dabei durchaus Freiräume – für Wissenschaftler:innen wie auch für die beteiligten Aktivst:innen. Da Forschungsprojekte über andere Kommunikations-, Arbeits- und Wissensformen verfügen und nicht allein politischen Zeitlichkeiten, Logiken und Zwängen folgen müssen, können sie Räume schaffen, in denen ungewohnte Perspektiven, Personen und Aspekte zusammenkommen können, die sich im Alltagsgeschäft von Aktivismus und NGO-Arbeit kaum versammeln und wechselseitig berühren, zumal viele der Aktivist:innen im politischen Alltag wenig Zeit zur Reflexion haben. Ethnolog:innen als Kurator:innen können so zur Koalitionsbildung im jeweiligen aktivistischen Feld wie zur Reflexivität beitragen und damit neues Wissen kollaborierend wie ko-artikulierend produzieren – aber eben nur, wenn sie die verschiedenen Dimensionen ihrer neuen Rolle annehmen.

Literatur

- Ahmed, Yasmine, James Windle und Orla Lynch. 2021. »Introduction: ›Nothing about Us without Us‹, a History and Application for Criminology.« In *Giving Voice to Diversity in Criminological Research: ›Nothing about Us without Us‹*, herausgegeben von Orla Lynch, James Windle und Yasmine Ahmed, 3–16. Bristol University Press.
- Alexopoulou, Maria. 2021. »Ignoring Racism in the History of the German Immigration Society.« *Journal for the History of Knowledge* 1(7): 1–13. <https://doi.org/10.5334/jhk.43>.

- Bänziger, Peter-Paul. 2021. »Project-making and discourse imperialism instead of cooperation and innovation? Some re-flections on my experiences in the European research area.« *WORCK.eu* (*Narrowing the horizon. The ambivalent effects of European research funding on academic work. WORCK blog, series #2*). <https://worck.eu/2021/11/18/project-making-and-discourse-imperialism-instead-of-cooperation-and-innovation-some-re-flections-on-my-experiences-in-the-european-research-area/> (Zugriff am 07.08.2024).
- Binder, Beate, Friedrich von Bose, Katrin Ebell, Anika Keinz, und Sabine Hess (Hg.). 2013. *Eingreifen, kritisieren, verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Çetin, Zülfükar und Peter-Paul Bänziger (Hg.). 2019. *Aids und HIV in der Türkei. Geschichten und Perspektiven einer emanzipatorischen Gesundheitspolitik*. Gießen: Psychosozial-Verlag. <https://psychosozial-verlag.de/programm/2000/2130/7457-detail> (Zugriff am 27.11.2024).
- Dziuban, Agata und Todd Sekuler. 2021. »The Temporal Regimes of HIV/AIDS Activism in Europe: Chrono-citizenship, Biomedicine and its Others.« *Critical Public Health* 31(1), 5–16. <https://doi.org/10.1080/09581596.2020.1841114>.
- El Tayeb, Fatima. 2016. *Undeutsch. Die Konstruktion des Anderen in der postmigrantischen Gesellschaft*. Bielefeld: transcript. <https://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-3074-9/undeutsch/?number=978-3-8394-3074-3> (Zugriff am 27.11.2024).
- Faust, Friederike, Todd Sekuler und Beate Binder. 2021. »Reibung als Potential: Kollaboratives Forschen mit HIV/Aids-Aktivist*innen.« *Berliner Blätter* 83: 49–65. <https://www.berliner-blaetter.de/index.php/blaetter/article/view/1085> (Zugriff am 27.11.2024).
- Giesecking, Jen Jack. 2015. »Useful In/stability: The Dialectical Production of the Social and Spatial Lesbian Herstory Archives.« *Radical History Review* 2015 (122): 25–37. <https://doi.org/10.1215/01636545-2849504>.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación und Pinar Tuzcu. 2021. *Migrantischer Feminismus in der Frauenbewegung in Deutschland (1985–2000)*. Münster: Edition assemblage.
- Hamm, Marion. 2013. »Engagierte Wissenschaft zwischen partizipativer Forschung und reflexiver Ethnographie. Methodische Überlegungen zur Forschung in sozialen Bewegungen.« In *Eingreifen, kritisieren, verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*, herausgegeben von Beate Binder, Friedrich von Bose, Katrin Ebell, Anika Keinz und Sabine Hess, 55–72. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Hess, Sabine. 2023. »Re/assembling Antiracisms – or How to Produce »Para-Sites« of Co-Articulation. A Field Attempt.« *Public Anthropologist* 5(2): 211–231. <https://doi.org/10.1163/25891715-bja10052>.
- Holmes, Douglas R. und George E. Marcus. 2008. »Collaboration Today and the Re-Imagination of the Classic Scene of Fieldwork Encounter.« *Collaborative Anthropologies* 1: 81–101. <https://doi.org/10.1353/cla.0.0003>.
- Kalpaka, Annita und Rätzhel, Nora. 1990. *Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein*. Madison: University of Wisconsin, Mundo-Verlag.
- Kurtović, Larisa. 2018. »An archive to build a future: The recovery and rediscovery of the history of socialist associations in contemporary Bosnia-Herzegovina.« *History and Anthropology* 30(2): 1–27. <https://doi.org/10.1080/02757206.2018.1532893>.

- Lierke, Lydia und Massimo Perinelli (Hg.). 2020. *Erinnern stören. Der Mauerfall aus migrantischer und jüdischer Perspektive*. Berlin: Verbrecher Verlag.
- Low, Setha M. und Sally Engle Merry. 2010. »Engaged Anthropology: Diversity and Dilemmas: An Introduction to Supplement 2.« *Current Anthropology* 51(S2): S203–S226. <https://doi.org/10.1086/653837>.
- Oguntoye, Katharina, May Ayim (Opitz) und Dagmar Schultz (Hg.). 1986. *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- Ortner, Sherry. 2019. »Practicing Engaged Anthropology.« *Anthropology of This Century* (online) 25. <http://aotcpres.com/articles/practicing-engaged-anthropology/> (Zugriff am 27.11.2024).
- Pratt, Mary Louise. 1991. »Arts of the Contact Zone.« *Profession*: 33–40, <http://www.jstor.org/stable/25595469> (Zugriff am 07.08.2024).
- Rasch, Elisabet Dueholm, Floor van der Hout und Michiel Köhne. 2022. »Engaged Anthropology and Scholar Activism: Double Contentions.« *Contention* 10(1): 1–12. <https://doi.org/10.3167/cont.2022.100102>.
- Sanford, Vicotria und Asale Angel-Ajani (Hg.) 2008. *Engaged Observers. Anthropology, Advocacy, and Activism*. New Brunswick, New Jersey, London: Rutgers UP.
- Scheper-Hughes, Nancy. 1995. »The Primacy of the Ethical: Propositions for a Militant Anthropology.« *Current Anthropology* 36(3): 409–440). <http://www.jstor.org/stable/2744051> (Zugriff am 07.08.2024).

Kokreation und Ko(l)laboration: Denkanstöße für dekoloniales Zusammenarbeiten in universitären Lehr- und Forschungsprojekten

*Amal Abbass, Hansjörg Dilger, Kristina Mashimi, Stephen Muthusi Katembu
und Primerose Lucy Maposa*

Abstract

Intersektionale Machtstrukturen prägen die Kooperationen zwischen Akteur:innen aus universitären bzw. zivilgesellschaftlichen Zusammenhängen in postkolonialen und (post)migrantischen Kontexten. In diesem Think Piece schlagen die Autor:innen vor dem Hintergrund eigener Kooperationen in universitären Lehr- und Forschungsprojekten vier Arbeitsfelder vor, die für eine gleichberechtigte Zusammenarbeit berücksichtigt werden sollten: das aktive Auseinandersetzen mit kolonial bedingten intersektionalen Ungleichheiten; das Aufbauen vertrauensvoller Beziehungen unter Berücksichtigung unterschiedlicher Positionen von Marginalisierung und Privilegierung; das gerechte Verteilen und Umverteilen von Ressourcen; und das explizite Anerkennen der Beiträge aller an diesen Kooperationen beteiligten Akteur:innen. Die konsequente Bearbeitung dieser Arbeitsfelder betrachten sie als die Grundlage für politisches Handeln und weitergehende gesellschaftliche Transformation im Kontext kollaborativer Projekte.

Keywords: intersektionale Machtstrukturen; Dekolonisierung; Ungleichheiten; Lehr- und Forschungsprojekte; Kollaborationen; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Abbass, Amal, Hansjörg Dilger, Kristina Mashimi, Stephen Muthusi Katembu und Primerose Lucy Maposa. 2025. »Kokreation und Ko(l)laboration: Denkanstöße für dekoloniales Zusammenarbeiten in universitären Lehr- und Forschungsprojekten.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 195–212. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_012

Die Kooperation zwischen zivilgesellschaftlichen Gruppen und universitären Akteur:innen kann eine entscheidende Rolle bei der Umsetzung von Projekten der Public Anthropology spielen: Die gemeinsame Arbeit an Themen und Herausforderungen der Gegenwart, die aktive Förderung von sozialem und politischem Engagement und Interventionen in wissenschaftliche und außerakademische Öffentlichkeiten stehen im Zentrum solcher Kooperationen. Doch wie kann eine Zusammenarbeit zur Zufriedenheit aller an der Kooperation Beteiligten gestaltet werden? Wie können Kooperationen in postkolonialen und (post)migrantischen Kontexten gleichberechtigt erfolgen? Und welches Potenzial haben sie für die Transformation universitärer und gesellschaftlicher Öffentlichkeiten (z. B. mit Blick auf die Adressierung von Ungleichheiten) insgesamt?

In diesem Think Piece formulieren wir Denkanstöße, wie eine dekoloniale und damit einer dehierarchisierenden Arbeitsweise verpflichtete Zusammenarbeit in Lehr- und Forschungsprojekten hergestellt werden kann, die durch Akteur:innen aus Universitäten und Initiativen aus Kontexten von Migration und Flucht gemeinsam gestaltet wird. Wir gehen davon aus, dass solche Kooperationen nur dann erfolgreich sein können, wenn sie sich systematisch mit den intersektionalen Machtstrukturen universitärer Denk- und Arbeitsmuster befassen, die die Begegnungen zwischen den involvierten Akteur:innen auf unterschiedlichen persönlichen, institutionellen und sozialen Ebenen prägen. In einer solchen Auseinandersetzung sehen wir im Sinne der Public Anthropology nicht nur das Potenzial, die Interaktionsmodi und Ungleichheiten im semiöffentlichen Raum der Universität zu verändern. Wir gehen zudem davon aus, dass solche transformatorischen Potenziale über die Universität hinaus in die Gesellschaft wirken können, wenn die beteiligten Akteur:innen die hier durchlebten Erfahrungen und Praktiken aktiv in ihre jeweiligen Lebensumfelder einbringen.

Um die in dekolonialen Kooperationen implizierten Ungleichheiten gemeinsam zu adressieren und, darauf aufbauend, symmetrische(re) Formen der Begegnung in universitären Lehr- und Forschungsprojekten zu etablieren, schlagen wir in diesem Beitrag vier Arbeitsfelder vor, die in einer solchen Zusammenarbeit berücksichtigt werden sollten: das aktive Auseinandersetzen mit kolonial bedingten intersektionalen Ungleichheiten; das Aufbauen von vertrauensvollen Beziehungen unter Berücksichtigung unterschiedlicher Positionen von Marginalisierung und Privilegierung; das gerechte Verteilen – und Umverteilen – von Ressourcen; und das Anerkennen der Beiträge aller an diesen Kooperationen beteiligten Akteur:innen (vgl. RAO und DASGUPTA, Sektion KOLLABORATIONEN). Unsere Denkanstöße für diese Arbeitsfelder verstehen wir dabei nicht als eine festgelegte Anordnung von Schritten, die in dieser Abfolge zu durchlaufen wären. Vielmehr formulieren wir diese Arbeitsfelder als Anregung für das Nachdenken über ebenso wie das konkrete Ausgestalten von dekolonialem Zusammenarbeiten, im Rahmen dessen die Themen und Fragestellungen dieser Arbeitsfelder zu unterschiedlichen Zeitpunkten des Kooperierens relevant werden können

(siehe Abb. 1). Die aktive Bearbeitung dieser vier Arbeitsfelder begreifen wir damit im Sinne des Konzepts der »Präfiguration« (Maeckelbergh 2011) als entscheidende methodische Arbeitseinheiten auf dem Weg, dem Ziel der Transformation universitärer Strukturen und gesellschaftlicher Kontexte näherzukommen: Das politische Handeln besteht in diesem Fall nicht im Appell an institutionelle Akteur:innen und Entscheidungsinstanzen, auf eine Dekonstruktion von Machtstrukturen und anderen Ausschlussprozessen hinzuwirken, sondern in der Etablierung alternativer politischer Handlungsräume, die das Potenzial haben, den Status quo von Machtbeziehungen sowohl zu hinterfragen als auch konkret zu verändern (ebd.). Anstelle eines »fertigen Rezeptes« für dekoloniales Kooperieren möchten wir folglich Denkanstöße und Inspiration für all jene bieten, die bestrebt sind, dekoloniales Zusammenarbeiten im Rahmen von Universitäten zu fördern, und die dazu beitragen wollen, dass Gerechtigkeit und Gleichberechtigung in der akademischen Welt und darüber hinaus Realität werden.



Abb. 1: Mindmap zum dekolonialen Zusammenarbeiten

Unsere Denkanstöße für dekoloniales Zusammenarbeiten haben wir in einer Mindmap visualisiert, die Amal Abbass, Kristina Mashimi und Hansjörg Dilger im Rahmen eines Brainstormings bei Oyouun|Kultur NeuDenken – einem Zentrum für künstlerisch-kulturelle Projekte mit migrantischen, dekolonialen und queer*feministischen Perspektiven in Berlin – gemeinsam erstellt haben.¹ In der Ausführung der in der Einleitung benannten Arbeitsfelder im weiteren Textverlauf werden wir die einzelnen Bereiche grafisch herauszoomen, um auch bildlich darzustellen, welche Themen und Denkelemente aus unserer Sicht jeweils mit diesen Feldern verbunden sind.

Quelle: © Hansjörg Dilger

1 <https://oyoun.de/> (Zugriff am 26.10.2023).

Im Folgenden stellen wir zuerst den Kontext unserer Kooperationen in universitären Lehr- und Forschungsprojekten vor, aus denen heraus wir unsere Denkanstöße für die vier oben genannten Arbeitsfelder dekolonialen Zusammenarbeitens sowie unsere diesem Zusammenarbeiten zugrunde liegenden Verständnisse von ›Kokreation‹ und ›Ko(l)laboration‹ formulieren. Darauf aufbauend, erläutern wir die vier Arbeitsfelder und die in diesen Feldern aufgerufenen Themen und Herausforderungen für die Etablierung einer symmetrische(re)n Zusammenarbeit im universitären Kontext. Abschließend reflektieren wir vertiefend über die weiterreichenden Zielsetzungen, die aus dekolonialem Zusammenarbeiten für die Transformation universitärer und gesellschaftlicher Strukturen und Machtdynamiken folgen können und die zugleich unsere eigene Zusammenarbeit motivieren.

Unsere Zusammenarbeit

Unser Beitrag basiert auf einer Zusammenarbeit, die wir ab 2022 im Rahmen von zwei Lehr- und Forschungsprojekten an der Freien Universität (FU) Berlin durchgeführt haben. Eines dieser Projekte war ein kollaboratives Filmseminar, das in Zusammenarbeit zwischen dem Institut für Sozial- und Kulturanthropologie der FU, dem *Kollektiv Polylog*² und *tubman.network*, einem Kollektiv von Schwarzen Organisationen und Einzelpersonen unter der Leitung von Amal Abbass (zu jener Zeit noch gemeinsam mit Kahbit Ebob Enow), stattfand. In diesem Projekt arbeiteten syrische und palästinensische Frauen aus dem *Kollektiv Polylog*, die 2015 als Geflüchtete nach Deutschland gekommen sind, nigerianische Studierende, die 2022 aus der Ukraine geflüchtet sind und Teil des sich zu dieser Zeit formierenden *tubman.network* waren, sowie Master-Studierende des Instituts für Sozial- und Kulturanthropologie gemeinsam an der Erstellung von fünf Kurzfilmen. Die Seminarleitung lag in den Händen von Kristina Mashimi und Hansjörg Dilger und wurde vom visuellen Anthropologen Thomas John unterstützt. Diese Filme richteten den Fokus auf das Leben und die Perspektiven von geflüchteten Menschen und allgemein auf die Beziehungen zwischen individuellen Personen und urbanem Raum unter den Bedingungen erzwungener Migration.³

Für die Filmemacher:innen und Protagonist:innen, die an dem kreativen Prozess gleichermaßen beteiligt waren, bedeutete die kollaborative Arbeit an den Filmen eine tiefgehende Auseinandersetzung mit der eigenen Positionalität, den Aufbau und die kontinuierliche Pflege von Beziehungen zwischen allen am Projekt Beteiligten und ein sensibles Austarieren zwischen der politischen Stoßrichtung

2 <https://www.kollektivpolylog.com/> (Zugriff am 30.10.2024). Zur Geschichte und Arbeit des im Jahr 2017 etablierten *Kollektiv Polylog* vgl. auch DILGER und MASHIMI, Sektion VERMITTLUNG.

3 <https://www.kollektivpolylog.com/Videoprojekt> (Zugriff am 30.10.2024).

der Filme und den persönlichen Anliegen der Protagonist:innen. Sowohl mit Blick auf die inhaltliche Themensetzung als auch die visuelle Darstellung dieser Themen brachte dies eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit Fragen von Agency und impliziten wie expliziten Machtverhältnissen mit sich. Abschließend wurden die Kurzfilme im Kulturzentrum *Oyoum* vor rund 250 Gästen öffentlich präsentiert.

Im Wintersemester 2022/23 konzentrierte sich ein zweites Seminar sodann auf den Zugang zu Gesundheitsdienstleistungen in Deutschland für Menschen aus afrikanischen Ländern, die vor dem Krieg in der Ukraine geflohen waren und in Kontakt mit dem *tubman.network* in Berlin standen. Unter der Leitung von Kristina Mashimi und in Zusammenarbeit mit Bachelor-Studierenden des Instituts für Sozial- und Kulturanthropologie sollte mit Unterstützung des für das *tubman.network* aktiven Psychologen Stephen Muthusi Katembu an gemeinsamen Blogtexten gearbeitet werden. Darüber hinaus war das Seminar in das übergreifende Projekt *Access to Health* von *tubman.network* eingebunden, welches von der Menschenrechtsexpertin Primerose Lucy Maposa und dem Journalisten Femi Awoniyi (*African Courier*) koordiniert wurde, die ebenso in das *tubman.network* involviert waren. In diesem Rahmen wurden die persönlichen Geschichten von einer Vielzahl Schwarzer Geflüchteter aus der Ukraine sowie ihre Erfahrungsberichte mit dem Gesundheitssystem in ihren jeweiligen Herkunftsländern, in der Ukraine und auf der Flucht sowie in Deutschland gesammelt.

Von Beginn an gestaltete sich die Durchführung des Seminarprojekts herausfordernd. Die Autor:innen aus dem *tubman.network* sahen sich – und sehen sich bis heute – regelmäßigen mit Hürden konfrontiert: Sie müssen Schlafplätze finden, bezahlte Arbeit suchen und Deutschkurse belegen, während sie sich zugleich mit bürokratischen Hindernissen der Möglichkeiten eines langfristigen Aufenthalts auseinandersetzen müssen. Dies erschwert die Verarbeitung der erlittenen Kriegs- und Rassismustraumata erheblich. Die Teilnahme am Seminar erfolgte vor dem Hintergrund dieser schwierigen Bedingungen – und dennoch entstanden in den Kleingruppen bewegende Blogtexte. Gleichzeitig führten die durch die Semesterzeit bedingten zeitlichen Einschränkungen bei den FU-Studierenden sowie der Rückzug einiger Autor:innen aus dem *tubman.network* im Laufe des Seminars dazu, dass die entstandenen Texte zunächst nicht bis zur Veröffentlichung weiterverfolgt werden konnten. Das übergreifende Projekt von *tubman.network* wurde jedoch inzwischen fortgeführt und einige der Texte sollen im Rahmen des Projekts *Empowerment für Diversität: Allianz für Chancengleichheit in der Gesundheitsversorgung* der Charité Berlin publiziert werden.⁴

Für die Bachelor-Studierenden der FU wiederum war die Teilnahme an einem solchen Projekt trotz ihrer Frustration über die ausbleibende Publikation im ursprünglich geplanten Rahmen ebenfalls eine wichtige Erfahrung: Das Nachden-

⁴ https://diversity.charite.de/diversity_projekte/empowerment_fuer_diversitaet/ (Zugriff am 09.01.2024).

ken über die Möglichkeiten und Herausforderungen solcher Kollaborationen, die unsteten Rahmenbedingungen, die durch die Lebensumstände der Autor:innen, aber auch durch das sich damals noch im Aufbau befindliche *tubman.network* gegeben waren, die eigene soziale Beziehungsarbeit und die Frage, wie Kollaborationen in so einem Kontext mit universitären Lehrstrukturen vereinbar sind, waren zentrale Punkte, mit denen sich die Studierenden intensiv auseinandersetzten und die ihnen ein nuancierteres Verständnis von Public Anthropology ermöglichten.

Angesichts dieser Erfahrungen und der damit verbundenen Herausforderungen und Lernprozesse beschlossen wir, gemeinsam diesen Text zu verfassen: Im Vordergrund stand für uns dabei weniger die Reflexion über die konkreten Seminarkooperationen selbst, in die wir die Studierenden systematischer hätten einbeziehen müssen. Vielmehr beschäftigte uns die Frage, was wir aus den gemachten Erfahrungen für zukünftige Formen dekolonialen Zusammenarbeitens – und für die Koordination solcher Projekte – lernen können. Der mit diesem Anliegen einhergehende Schreibprozess für dieses Think Piece verdeutlicht zudem die vielschichtigen strukturellen und sprachlichen Herausforderungen dekolonialen Kollaborierens auch in dieser Phase der Zusammenarbeit, die wir daher im Folgenden näher darstellen wollen.

In einem ersten Schritt wurden die Kernpunkte unseres Arguments von Amal Abbass, Kristina Mashimi und Hansjörg Dilger in einem Brainstorming in den Räumen von *Oyouun* erarbeitet. Bei diesem Treffen schlug Amal Abbass vor, Stephen Muthusi Katembu und Primerose Lucy Maposa in den Schreibprozess einzubeziehen. In einem Onlinedokument formulierten wir nachfolgend gemeinsam einen Textentwurf, in dem wir unsere wechselseitigen Kommentare ebenso wie die verschiedenen Feedbacks aus dem DFG-Netzwerk Public Anthropology bzw. von den Herausgeber:innen dieses Readers integrierten. Im nächsten Schritt übersetzten wir unseren Textentwurf ins Englische und diskutierten diesen in einem Online-meeting mit Primerose Lucy Maposa, die in Südafrika lebt, und Stephen Muthusi Katembu, der nach Vollendung seiner Doktorarbeit in Berlin nach Nairobi zurückgekehrt war. Deren Input übersetzten Kristina Mashimi und Hansjörg Dilger dann ins Deutsche und arbeiteten ihn in den Text ein. Nach einer weiteren Feedbackrunde, in der die drei deutschsprachigen Autor:innen (Amal Abbas, Hansjörg Dilger und Kristina Mashimi) den Text noch einmal abstimmten, wurde dieser wieder ins Englische übersetzt und an die anderen beiden Ko-Autor:innen zirkuliert. Im Rahmen einer weiteren Onlinesitzung wurde dieser Textentwurf erneut von allen fünf Autor:innen auf Englisch diskutiert und abgestimmt, letzte Änderungen wurden direkt übersetzt und eingearbeitet bis zum finalen deutschen Textentwurf.

Auf einer weiteren Ebene spiegelt der Schreibprozess unsere Verständnisse von Zusammenarbeit im Kontext unserer jeweiligen fachlichen Hintergründe wider. Unser Ansatz für gleichberechtigtes Kooperieren ist dabei zum einen in den insbesondere von BIPOC-Wissenschaftler:innen und -Gemeinschaften initiierten Debatten

zur Dekolonialisierung verwurzelt (vgl. weiterführende Literatur): Diese Diskussionen haben unsere Argumentation in Bezug auf die oben genannten Arbeitsfelder geschärft, die für eine Zusammenarbeit im Kontext historisch gewachsener Machtungleichgewichte zwischen universitären und gesellschaftlichen Akteur:innen aus vielschichtig marginalisierten Positionen und Gruppen erforderlich sind.

Das in der Psychologie etablierte Konzept der ›Kokreation‹, das von Amal Abbass in unseren Denkprozess eingebracht wurde, betont darüber hinaus zum anderen den kreativen Aspekt des gemeinsamen Erschaffens von etwas Neuem, auch unter Berücksichtigung des möglichen Chaos und der Herausforderungen, die mit einer Zusammenarbeit unter Bedingungen von Ungleichheit einhergehen. Ein wichtiger Aspekt dieses Konzepts ist die Selbstverpflichtung (*commitment*) aller Beteiligten, für die Dauer der Kooperation bis zur Erreichung der gesteckten Ziele zusammenzuarbeiten, sowie die gemeinsame Verantwortung aller Kooperationspartner:innen für den Erfolg des jeweiligen Projekts.

Aus sozial- und kulturanthropologischer Perspektive, die Hansjörg Dilgers und Kristina Mashimis Verständnis von Zusammenarbeit prägte, gab schließlich das Konzept der ›Kol(l)aboration‹ Orientierung für dekoloniales Kooperieren (vgl. EINLEITUNG, Sektion KOLLABORATIONEN). Dieses Konzept betont ebenfalls, dass alle Beteiligten einer Zusammenarbeit gleichberechtigt an der Konzeption und Umsetzung des gemeinsamen Vorhabens beteiligt sein müssen bis hin zur möglichen Veröffentlichung der erzielten Ergebnisse, die allen Partner:innen gemeinsam gehören (*co-ownership*). Der lateinische Wortteil *labor* hebt zudem die Arbeit und Anstrengung hervor, die *jede* Form der Zusammenarbeit unter Bedingungen gesellschaftlicher Ungleichheit mit sich bringt (vgl. SCHRAMM, Sektion KOLLABORATIONEN).

Im Folgenden skizzieren wir die vier thematischen Felder, die aus unserer Sicht im gleichberechtigten Zusammenarbeiten in dekolonialen Kontexten und insbesondere in Zusammenhängen von Migration und Flucht aktiv bearbeitet werden sollten. Am Ende jedes Abschnitts formulieren wir darüber hinaus mögliche Fragen, die eine erste Orientierung für Gespräche und Begegnungen in diesen thematischen Zusammenhängen geben können, aber immer im jeweiligen Kontext der Zusammenarbeit fallspezifisch formuliert werden müssen.

Sichkonfrontieren

Dekoloniales Zusammenarbeiten zwischen Akteur:innen, die in universitären und zivilgesellschaftlichen Kontexten unterschiedlich positioniert sind, erfordert die Anerkennung, dass auch Universitäten und die darin vertretenen Disziplinen durch koloniale Herrschaftssysteme des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts geprägt wurden und aktiv zu deren Aufrechterhaltung beitrugen. Dieses koloniale Erbe wird bis heute

in vielen Universitäten und anderen Forschungseinrichtungen weitergetragen. Dies zeigt sich beispielsweise in den Namen von Institutionen, der fehlenden Aufarbeitung der Geschichte der jeweiligen Einrichtung und ihrer jeweiligen Räumlichkeiten, einer unzureichenden Reflexion über Forschungsmethoden und ethische Arbeitsprinzipien, der Weitergabe von rassistischem Wissen oder der anhaltenden Ausgrenzung intersektional marginalisierter Gruppen aus dem universitären Umfeld.

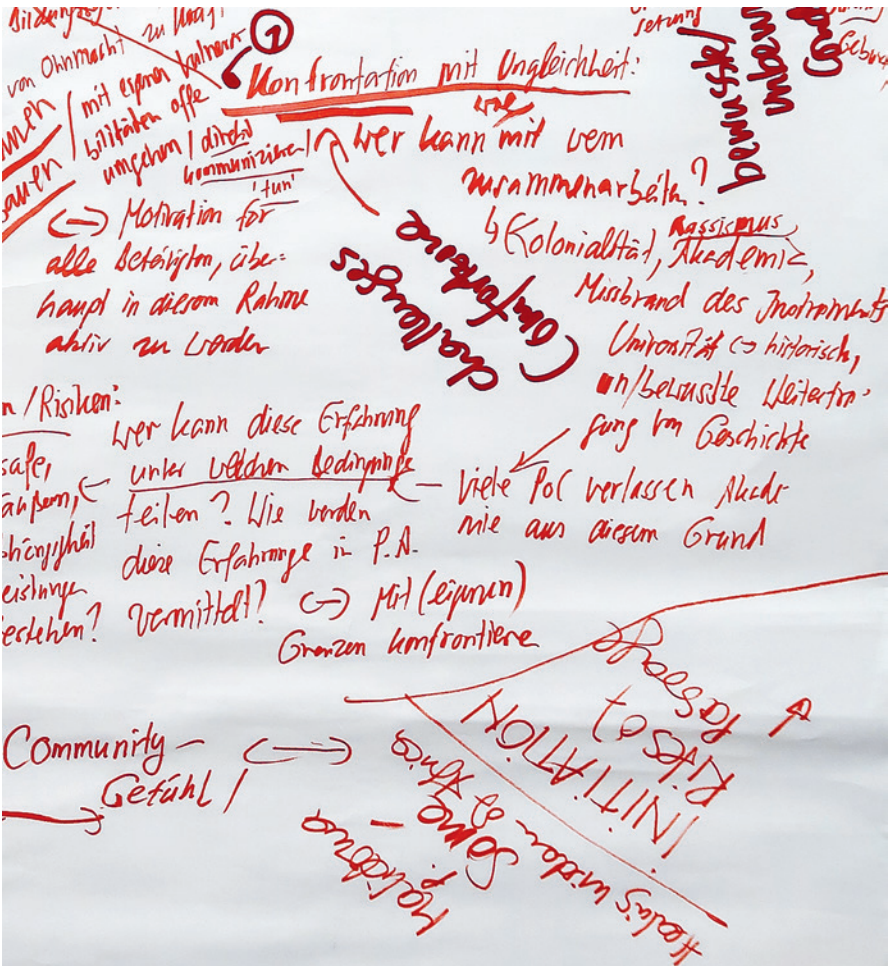


Abb. 2: »Sichkonfrontieren«

Aufgrund dieser kolonialen Bedingungen der akademischen Wissensproduktion erfahren viele Black, Indigenous, People of Colour (BIPoC) Universitäten in

Deutschland bis heute als Orte der Diskriminierung, gerade wenn diese historischen Kontexte nicht offen reflektiert und angesprochen werden (z. B. in Form von Triggerwarnungen). Ebenso haben diese Gruppen weiterhin erschwerten Zugang zu universitärer Bildung oder höheren Positionen in akademischen Institutionen und damit oft nicht die Möglichkeit, ihr akademisches Potential (voll) zu entfalten. Eine notwendige Voraussetzung für dekoloniales Zusammenarbeiten besteht folglich darin, sich dieser kolonialen Einflüsse auf die Wissensproduktion in universitären Kontexten bewusst zu werden und ihre anhaltende Präsenz in der sozialen und akademischen Realität der Institutionen anzuerkennen.

- *Wie werden koloniale und intersektionale Ungleichheiten in der Kokreation aktiv thematisiert und in ihren Auswirkungen auf die Begegnungen zwischen den beteiligten Akteur:innen anerkannt?*
- *Welche Schritte werden konkret unternommen, um kontinuierlich über sich manifestierende Formen von Rassismus und allgemeiner der Marginalisierung und des sozialen Ausschlusses in den Universitäten zu lernen und diese transparent zu machen?*
- *Welchen Einfluss haben unsere Aktivitäten innerhalb der Kollaboration auf die weiteren Communities der beteiligten Personen, insbesondere auf solche, die historisch marginalisiert sind, und welche Maßnahmen werden ergriffen, um etwaige negative Konsequenzen für diese zu vermeiden?*
- *Welche Fragestellungen könnten Trigger mit Blick auf Rassismus und Kolonialgeschichte sein und wie wird mit den in diesem Zusammenhang erlebten und artikulierten Emotionen im universitären und außeruniversitären Kontext umgegangen?*

An/mit Beziehungen arbeiten

Die Herausforderung, sich mit den oben genannten Ausschlussmechanismen und Machthierarchien offen auseinanderzusetzen, sollte idealerweise bereits in der Kinder- und Jugendbildung angegangen werden. Allerdings weist das Bildungssystem in Deutschland erhebliche Defizite in diesem Bereich auf. Für dekoloniales Zusammenarbeiten in universitären Kontexten sind daher die aktive Auseinandersetzung mit und, darauf gründend, der Abbau von rassistischen und anderen (oft damit verflochtenen) Formen von Diskriminierung wie beispielsweise auf Basis von Klasse, Geschlecht, Sexualität und Sprache eine unerlässliche Voraussetzung für erfolgreiche Kooperationen.

Die Bereitschaft, sowohl die eigenen Erfahrungen von Marginalisierung als auch von eigenen Privilegien innerhalb der verschiedenen Akteursgruppen zu themati-

sieren, ist eine Grundbedingung dafür, eigene Verletzlichkeiten und Unsicherheiten offen zu kommunizieren. Diese Herausforderung stellt sich sowohl mit Blick auf die verschiedenen Statusgruppen an den Universitäten (Student:innen, wissenschaftliche und sonstige Mitarbeiter:innen, Professor:innen) als auch innerhalb der kooperierenden Gruppen und Organisationen in Kontexten von Migration und Flucht. Gleichzeitig ist es wichtig, anzuerkennen, dass die Verteilung von Privilegien und Marginalisierungen in diesem System nicht für alle Beteiligten in gleicher Weise ansprechbar ist, insbesondere in einem gesellschaftlichen System, das Abhängigkeiten in Bezug auf Studienleistungen und berufliche Aufstiegschancen schafft. Verstärkt werden solche Herausforderungen im Kontext unterschiedlicher sprachlicher und kultureller Hintergründe, die oft weitere Hürden für die transparente Auseinandersetzung mit (insbesondere rassistisch begründeten) Dynamiken von Ausschluss und Diskriminierung darstellen – und zugleich ihre Ursache sein können.



Abb. 3: ›An/mit Beziehungen arbeiten‹

Umso wichtiger für die Etablierung einer erfolgreichen Zusammenarbeit ist vor diesem Hintergrund zunächst der Aufbau von vertrauensvollen Beziehungen zwischen Akteur:innen mit unterschiedlichen Positionierungen. Nur durch die Herstellung von Vertrauen kann die Motivation unter allen Beteiligten gefördert werden, sich auf den für eine gleichberechtigte Zusammenarbeit notwendigen Lernprozess einzulassen. Dieser Prozess erfordert folglich umfangreiche zeitliche und emotionale Anstrengungen von allen Beteiligten: Erst vertrauensvolle Beziehungen ermöglichen es, dass gemeinsam und in Solidarität zwischen und mit marginalisierten Gruppen und Personen an Projekten mit geteilten sozialen und politischen Visionen gearbeitet werden kann.

- *Wie schaffen wir eine offene Kommunikation zwischen den an einer Kooperation in Lehr- und Forschungsprojekten beteiligten Akteur:innen mit ihren verschiedenen Erfahrungen und Positionierungen in Hinblick auf Privilegierung und Marginalisierung?*
- *Wie gehen wir mit Uneinigkeiten und Konflikten um? Wie werden diese innerhalb des kollaborativen Rahmens unter Berücksichtigung aller Perspektiven gelöst?*
- *Auf welche Strategien greifen wir zurück, um ein kontinuierliches Commitment und aktives Engagement aller Teilnehmenden zu sichern?*
- *Welche Rolle spielen unterschiedliche sprachliche Hintergründe und kulturell-rassifizierte Codes in unserer Zusammenarbeit? Wie beeinflussen sie die Beziehung unter den Beteiligten im Prozess der Kokreation?*

(Um-)Verteilen

Wie wir aus unseren Kooperationsprojekten gelernt haben, erfordert dekoloniales Zusammenarbeiten ausreichend Ressourcen, um erfolgreich realisiert werden zu können. Diese Ressourcen beinhalten das emotionale Engagement für intensive Kommunikation und den Aufbau vertrauensvoller Beziehungen, um die Zusammenarbeit kontinuierlich voranzubringen. Dies ist besonders wichtig, wenn es in der Kooperation zu Konflikten kommt, die nur durch aktive Beziehungsarbeit bewältigt werden können. Darüber hinaus erfordert dekoloniales Zusammenarbeiten oft erhebliche finanzielle Ressourcen, beispielsweise für psychologische Mediation, Übersetzungsleistungen in mehrsprachigen Kontexten oder die Anmietung von Räumlichkeiten für Treffen außerhalb der von universitären Hierarchien geprägten Umgebungen.



Abb. 4: »(Um-)Verteilen«

Es ist entscheidend, das jeweilige Einbringen von Ressourcen – sowie deren Quellen und ggf. Abrechnungsbedingungen – für alle Beteiligten transparent zu machen und sicherzustellen, dass Entscheidungen über finanzielle Mittel gemeinsam getroffen werden, um materielle Hierarchien explizit zu vermeiden. Allerdings ist zu beachten, dass aufgrund unterschiedlicher Arbeitsverhältnisse oder aufenthaltsrechtlicher Aspekte, die mit dem Zugang zu bestimmten finanziellen Leistungen verbunden sind, eine gewisse Ungleichheit zwischen und innerhalb der beteiligten Institutionen sowie unter den involvierten Personen von Anfang an unvermeidlich ist.

Diese Ungleichheiten gilt es, transparent zu machen und kritisch mit ihnen umzugehen. Ebenso ist es wichtig, zu reflektieren, in welchen Fällen die BIPoC-Partner:innen in einer dekolonialen Zusammenarbeit gezielt stärker von den fi-

nanziellen Ressourcen profitieren sollten, da sie oft in einer historischen Position der Benachteiligung stehen: Dies kann z. B. durch die systematische Auszahlung von Honoraren bzw. Aufwandsentschädigungen erfolgen oder auch durch die Zusammenarbeit mit bestimmten Organisationen und Orten, die sich für die Realisierung der Aktivitäten von BIPoC-Initiativen und -Personen besonders einsetzen. Dieser Ansatz kann dazu beitragen, Ungleichheiten auszugleichen und eine fairere Verteilung von Ressourcen in dekolonialen Kooperationen zu erreichen.

- *Wie werden emotionale, finanzielle und zeitliche Ressourcen mit Blick auf Fairness und inhärente Ungleichheiten adäquat verteilt?*
- *Wie werden Entscheidungen bezüglich dieser Ressourcen transparent und kollaborativ gefällt, ohne dabei die potenziellen Machthierarchien und Ungleichheiten aus dem Auge zu verlieren?*
- *Wie passen wir die Verteilung von Ressourcen an die sich verändernden Umstände innerhalb des Prozesses der Kollaboration und an eventuell neu entstehende Bedürfnisse an?*
- *Welche Erwartungen existieren an den jeweiligen individuellen ›Benefit‹ unter den Teilnehmenden und wie können diese Erwartungen ggf. mit Blick auf antizipierbare Konflikte und Reibungen transparent gemacht und offen adressiert werden?*

Anerkennen

Das vierte Arbeitsfeld in dekolonialen Kooperationen sollte die gegenseitige Anerkennung der Leistungen *aller* beteiligten Personen sein. Dabei ist uns bewusst, dass gerade diejenigen Personen, die bereits im täglichen Leben vielfache Marginalisierung und/oder Diskriminierung erfahren, eine explizite Anerkennung ihrer Arbeit für die Kooperation erfahren sollten. Dies gilt sowohl für die beteiligten BIPoC-Partner:innen als auch für die Studierenden in Lehr- und Forschungsprojekten, die oft in einer besonderen Abhängigkeit hinsichtlich ihrer universitären Leistungsnachweise oder des allgemeinen Studiendrucks stehen (vgl. DILGER und MASHIMI, Sektion VERMITTLUNG). Für alle diese Personengruppen sind die Möglichkeiten des Engagements für eine dekoloniale Zusammenarbeit oft eingeschränkt.

Gleichzeitig ist uns aus der Perspektive derjenigen, die Kooperationsprojekte bereits mehrfach initiiert und ko-kordiniert haben, bewusst, wie wichtig die Sichtbarmachung und Anerkennung auch der Leistungen von denjenigen Beteiligten sind, die innerhalb ihrer jeweiligen Einrichtungen und Gruppen die Verantwortung für die Zusammenarbeit auch auf dieser Ebene tragen. Hier gibt es dabei durchaus Unterschiede zwischen diesen Personen. Zum Beispiel ist es an

Universitäten ein Unterschied, ob es sich um Professor:innen mit Lebensstellen handelt oder um wissenschaftliche Mitarbeiter:innen auf befristeten Stellen und mit unsicheren beruflichen Perspektiven, die eine Kooperation im universitären Rahmen realisieren und verantworten wollen. Auch außerhalb der Hochschulen sind Personen aufgrund ihrer Anstellungsverhältnisse, ihres staatsbürgerschaftlichen oder aufenthaltsrechtlichen Status und anderer intersektionaler Machtverhältnisse unterschiedlich positioniert und müssen die Kooperationsprojekte wiederum gegenüber ihren Communitys, Familien und anderen Netzwerken verantworten.

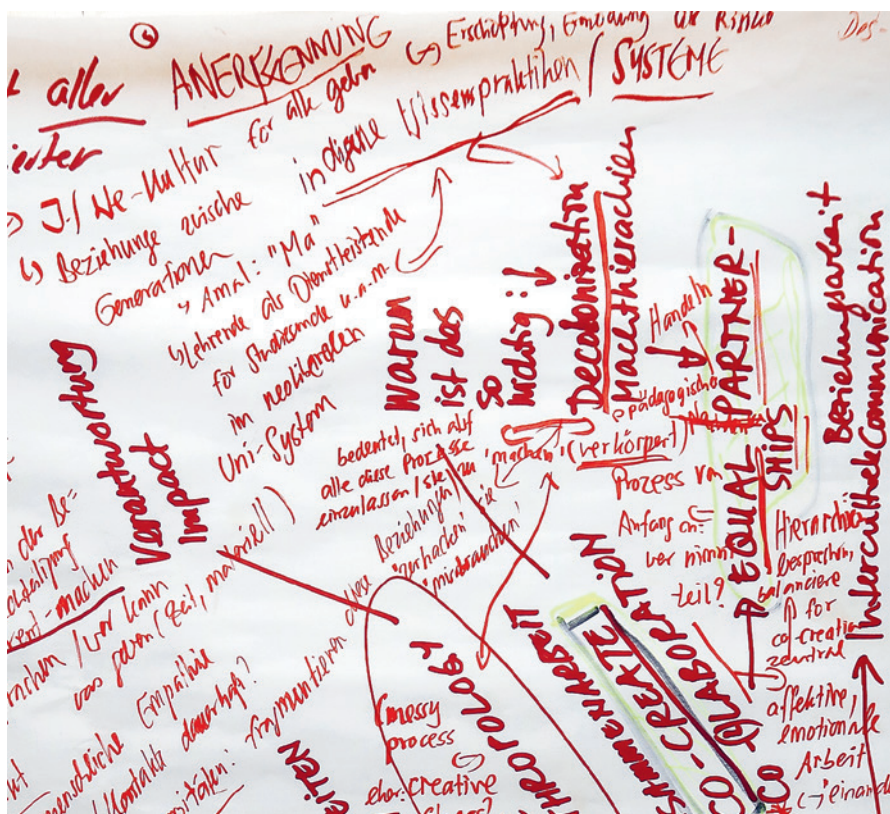


Abb. 5: »Anerkennen«

In jedem Fall erfordert der Einsatz für dekoloniales Zusammenarbeiten – und die Mobilisierung persönlicher und materieller Ressourcen, die hierfür be-

nötigt werden – eine erhebliche zeitliche und emotionale Anstrengung, die weit über das übliche Arbeitspensum der universitären Lehre ebenso wie der Partner:innen in Community-Organisationen und -Netzwerken hinausgeht. Um Erschöpfung oder dem ›Ausbrennen‹ einzelner Beteiligter vorzubeugen, ist es notwendig, in dekolonialen Kooperationen eine ›Wir-Kultur‹ aufzubauen, die diese Kooperationen als einen miteinander zu durchlaufenden Weg der Gemeinschaftsbildung begreift. Dies steht im Gegensatz zu einem neoliberalen Wissenschafts- und Gesellschaftssystem, in dem individuelle Leistung und persönlicher Mehrwert oft im Vordergrund stehen und Lehr- und Forschungsprojekte insbesondere an Universitäten oft als ›Dienstleistung‹ für Studierende betrachtet werden.

Ebenso ist es von großer Bedeutung für dekoloniales Zusammenarbeiten, einen für alle Beteiligten angemessenen Abschluss zu finden und hierdurch das gemeinsam Geschaffene anzuerkennen und zu honorieren. Ein solcher Abschluss sollte nicht allein aus einer universitären Seminarlogik mit den zu erzielenden Noten und *credit points* heraus gedacht werden, sondern vielmehr einen rituellen Endpunkt eines gemeinsamen Schaffensprozesses markieren und diesen auch im Rahmen der involvierten Communitys (z. B. durch eine gemeinsame Feier und/oder Veranstaltung) würdigen.⁵

- *Wie werden die Bemühungen und Beiträge aller involvierter Personen, insbesondere derer aus marginalisierten und weniger privilegierten Gruppen, aktiv anerkannt und wertgeschätzt?*
- *Wie kann ein offener Kommunikationsprozess über die (potenziell divergierenden) Erwartungen an eine Kooperation ebenso wie den dafür notwendigen Einsatz und die de facto realisierten Ergebnisse einer Zusammenarbeit etabliert und aktiv aufrechterhalten werden?*
- *Welche Maßnahmen werden ergriffen, um einer Erschöpfung unter allen Teilnehmenden mit Blick auf das emotionale und zeitaufwendige Arbeiten in der Kokreation entgegenzuwirken?*
- *Wie können Zeiträume und Formate gefunden werden, um sowohl während als auch zum Abschluss arbeitsintensiver Kollaboration innezuhalten und gegenseitige Wertschätzung auszudrücken?*

5 Den Abschluss unseres Videoprojekts zelebrierten wir beispielsweise mit einer großen Veranstaltung in den Räumen von *Oyouun | Kultur NeuDenken*. Mit mehr als 250 Gästen bekamen die Filme sowie die Teams so noch einmal eine Bühne geboten, um die Ergebnisse ihrer Zusammenarbeit zu präsentieren und zu feiern.

Ausblick: Denkanstöße für eine institutionelle und gesellschaftliche Transformation

Im Kontext der Public Anthropology ist die Idee von »gleichberechtigten Partnerschaften« mit nichtakademischen Akteur:innen zu einem wichtigen ethischen und wissenschaftlichen Prinzip geworden. Dieses Prinzip gewinnt an Bedeutung, wenn es um die Zusammenarbeit mit intersektional marginalisierten Gruppen in postkolonialen Kontexten sowie in Zusammenhängen von Flucht und Migration geht. Sozial- und Kulturanthropolog:innen ebenso wie dekoloniale Forscher:innen und Vertreter:innen anderer Disziplinen haben betont, dass das Ideal der gleichberechtigten Zusammenarbeit unter diesen Bedingungen nur dann erreicht werden kann, wenn die Machtstrukturen und Abhängigkeiten, die diese Kooperationen in allen Dimensionen durchziehen, transparent gemacht und aktiv angegangen werden (Smith 1999; Aijazi et al. 2021; Dilger et al. 2023).

Koloniale Kontinuitäten und Abhängigkeitsverhältnisse zeigen sich nicht nur in der ungleichen Verteilung von zeitlichen, finanziellen und emotionalen Ressourcen unter den beteiligten Akteur:innen. Sie äußern sich auch in der ungleichen Repräsentation dieser Akteur:innen in institutionellen Machtzentren von Forschung und Lehre einschließlich Universitäten. Es ist daher von entscheidender Bedeutung, diese Ungleichheiten und Machtstrukturen aktiv anzusprechen und an ihrem Abbau zu arbeiten, um gleichberechtigte Partnerschaften zu ermöglichen und koloniale Kontinuitäten und andere Ausschlussdynamiken zu überwinden.

Unsere Denkanstöße umreißen die Grundvoraussetzungen für das Gelingen gleichberechtigter Zusammenarbeit in Lehr- und Forschungsprojekten der Public Anthropology mit Studierenden aus einer dekolonialen Perspektive. Gleichzeitig skizzieren die von uns vorgeschlagenen Arbeitsfelder einen möglichen Weg für die langfristige strukturelle Transformation an den Universitäten und in der Gesellschaft insgesamt. Gegenwärtig besteht eine Kluft zwischen Kulturschaffenden und Aktivist:innen, die in marginalisierten Gemeinschaften arbeiten, und der vergleichsweise geringen Minderheit, die an Hochschulen Wissen mit unterrepräsentierten Gemeinschaften produziert. Das Einbeziehen von BIPOC-Wissenschaftler:innen als Honorarprofessuren und Lehrbeauftragte kann in diesem Kontext eine erste Möglichkeit sein, diese Kluft zu überbrücken – wobei es sich hier um unterbezahlte und meist temporäre Formen universitärer Anbindung handelt, was problematisch ist. Perspektivisch müssen BIPOC-Wissenschaftler:innen daher ihren festen Platz in universitären Forschungs- und Lehrsystemen haben, von denen sie in Deutschland heute oft noch ausgeschlossen sind.

Ebenso können die Identifizierung und Förderung vielversprechender BIPOC-Studierender bis hin zum Abschluss ihrer Doktorarbeit ein Weg sein, um universitäre Räume inklusiver zu machen. Gleichzeitig birgt die nur punktuelle Einbe-

ziehung intersektional marginalisierter Personen in Räumen der universitären Wissensproduktion und -verbreitung immer auch die Gefahr, BIPOC-Traumata als Währung dekolonialer Zusammenarbeit zu naturalisieren und zum Nutzen der Institutionen zu normalisieren. Orte der Wissensproduktion und -verbreitung zu dekolonisieren, muss daher auch bedeuten, strukturell verankerte Räume für qualifizierte BIPOC-Wissenschaftler:innen und Kulturschaffende innerhalb des deutschen Bildungssystems aufzubauen und zu fördern und die Zugangswege für marginalisierte Gruppen zu institutionell sanktionierten Orten der Wissensproduktion und -verbreitung systematisch zu erweitern. Auch sollte die Zusammenarbeit mit Communitys aus Zusammenhängen von Migration und Flucht stärker bzw. adäquat durch Universitäten gefördert werden.

Unsere Überlegungen bilden *einen* möglichen Ausgangspunkt für die Entwicklung einer gemeinsamen Vision für gleichberechtigtes Zusammenarbeiten zwischen Universitäten und zivilgesellschaftlichen Gruppen und Akteur:innen in dekolonialen Kooperationen und insbesondere in Kontexten von Migration und Flucht. Kontinuierliche Anstrengungen aller an solchen Zusammenarbeiten interessierten Akteur:innen sind erforderlich, um mittelfristig eine Neu- und Umverteilung von Macht in universitären Zusammenhängen zu erreichen, die zugleich in die Gesellschaft hineinwirken kann. Nur durch diese gemeinsame Anstrengung können die beschriebenen Formen der Zusammenarbeit zu einer in akademische Strukturen integrierten Selbstverständlichkeit werden – und damit über punktuelle Veränderungen hinausgehende Transformationen in der Gesellschaft bewirken.

Als primär universitär positionierte Akteur:innen halten wir es in diesem Rahmen zum einen für essenziell, uns mit verschiedenen außeruniversitären Gruppen und Personen zu solidarisieren und Ideen sowie Ressourcen für eine gesellschaftliche Mitgestaltung zu bündeln: Dadurch können wir – wie im Fall unserer Zusammenarbeit – gesellschaftliche Missstände wie die rigide Migrationspolitik und den darin implizit (und manchmal auch ganz explizit) enthaltenen Rassismus *gemeinsam* anprangern. Aus der Position von Akteur:innen aus zivilgesellschaftlichen und aktivistischen Kontexten wiederum – die gleichzeitig oft auch in akademische Arbeitszusammenhänge eingebunden sind – stellen diese Formen der Zusammenarbeit zum anderen eine wichtige Ressource dar, um gesellschaftliche Transformation zu erreichen. Als Personen, die in ihrem beruflichen und persönlichen Alltag teilweise unmittelbar von Rassismus und Diskriminierung betroffen sind, sehen wir in solchen Kooperationen die Möglichkeit, ein öffentliches Bewusstsein für diese Missstände zu schaffen. Darüber hinaus sind solche Formen der Zusammenarbeit aus unserer Sicht zentral, um jenseits aktueller Konflikte und Reibungen Raum für gleichberechtigte Begegnungen zu schaffen, in denen BIPOC-Studierende zugleich explizit gefördert werden. Vor diesem Hintergrund ist dieser Text ein aufrichtiger Aufruf zur aktiven Gestaltung einer besseren Zukunft.

Weiterführende Literatur

- Aijazi, Omer, Emily Amburgey, Bina Limbu, Manoj Suji, James Binks, Courtney Balaz-Munn, Katharine Rankin und Sara Shneiderman. 2021. »The Ethnography of Collaboration: Navigating Power Relationships in Joint Research.« *Collaborative Anthropologies* 13(2): 56–99. <https://doi.org/10.1353/cla.2021.0003>.
- Boyer, Dominic und George E. Marcus (Hg.) 2021. *Collaborative Anthropology Today: A Collection of Exceptions*. Ithaca: Cornell University Press. <https://doi.org/10.1515/9781501753374>.
- Buitron, Natalia, Gregory Deshoulliere, Jorge Núñez und Maka Suarez. 2021. »Thinking with Decoloniality: Authorship and Collaborations in Neoliberal Times.« *Journal of the Royal Anthropological Institute*, Virtual Issue.
- Dilger, Hansjörg, Kristina Mashimi, und Saloua Nyazy. 2023. »Affective Ambiguities and Incompatible Value Frameworks: Sustaining Collaborations Within and Beyond Neoliberal Academia.« *Public Anthropologist*, 5(2), 183–210. <https://doi.org/10.1163/25891715-bja10049>.
- Fluehr-Lobban, Carolyn. 2008. »Collaborative Anthropology as Twenty-first-Century Ethical Anthropology.« *Collaborative Anthropologies* 1(1): 175–182. <https://doi.org/10.1353/cla.0.0000>.
- Hooks, Bell. 2003. *Teaching Community. A Pedagogy of Hope*. New York: Routledge.
- Horvath, Christina und Juliet Carpenter (Hg.). 2020. *Co-Creation in Theory and Practice Exploring Creativity in the Global North and South*. Bristol: Policy Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv161f375>.
- Kennemore, Amy und Nancy Postero. 2020. »Reflections on Collaborative Ethnography and Decolonization in Latin America, Aotearoa, and Beyond.« *Commoning Ethnography* 3(1): 25–58. <https://doi.org/10.26686/ce.v3i1.6646>.
- Lassiter, Luke E. 2005. *The Chicago Guide to Collaborative Ethnography*. Chicago: University of Chicago Press.
- Lyrice Arts. 2021. »What is Co_Creation?« <https://lyricarts.com/what-is-co-creation-by-lyrici-arts/> (Zugriff am 22.12.2023).
- Maeckelbergh, Marianne. 2011. »Doing is Believing: Prefiguration as Strategic Practice in the Alterglobalization Movement.« *Social Movement Studies* 10(1): 1–20. <https://doi.org/10.1080/14742837.2011.545223>.
- Rouse, Elizabeth D. 2020. »Where You End and I Begin: Understanding Intimate Co-creation.« *Academy of Management Review* 45(1): 181–204. <https://doi.org/10.5465/amr.2016.0388>.
- Semali, Ladislaus M., Robert M. Ackerman, Sterling G. Bradley, Christine N. Buzinde, Marla L. Jaksch, Jyotsna M. Kalavar, Veronica Montecinos und Mala R. Chinoy. 2007. »Developing Excellence in Indigenously-Informed Research: Collaboration between African Communities and the Academy.« *AlterNative: An International Journal of Indigenous Peoples* 3(2): 8–23. <https://doi.org/10.1177/117718010700300202>.
- Smith, Linda Tuhiwai. 1999. *Decolonizing Methodologies: Research and Indigenous Peoples*. London, Dunedin, N. Z.: Zed Books; University of Otago Press.
- Tazanu, Primus 2023. »On Decolonizing Anthropology: Postcolonial Theorizing and Collaborative Methodologies.« *In In Tandem – Pathways Towards a Postcolonial Anthropology | Im Tandem – Wege zu einer Postkolonialen Ethnologie*, herausgegeben von Mirjam Lücking, Anna Meiser und Ingo Rohrer, 27–42. Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-38673-3_2.

Passagiere ohne Fahrschein: Wissensproduktion durch interkontinentale Schreibexperimente

Ursula Rao und Kavita Dasgupta

Abstract

Dieser Beitrag über ein internationales Schreibprojekt zeigt einen möglichen Weg zur Dekolonisierung der Ethnologie auf. In dem Projekt arbeiten deutsche Ethnologinnen gemeinsam mit indischen Sozialarbeiter:innen der Nichtregierungsorganisation Ankur und Jugendlichen aus Armenvierteln an einer Publikation, die Einblicke in den Alltag marginalisierter Menschen in Indien gibt. Sie erscheint als mehrsprachige Multimediapublikation im Internet (www.ticketless-travellers.info). Durch die gemeinsame Arbeit erhalten die Jugendlichen die Möglichkeit, neue Kompetenzen zu erwerben, über ihre Lebenswelt zu berichten und so den auf sie projizierten Vorurteilen engagiert entgegenzutreten. Die Nichtregierungsorganisation Ankur fördert mit ihrer Bildungsarbeit ganzheitliches Lernen und schärft das kritische Bewusstsein von Menschen aus marginalisierten Stadtteilen. Ethnologinnen aus Leipzig und Halle erhalten die Möglichkeit, neue partizipative Forschungsmethoden zu erproben, um demokratische Lernräume zu eröffnen und Nichtethnolog:innen mit Techniken des Perspektivwechsels vertraut zu machen. Auf diese Weise wird universitäre Forschung unmittelbar für die Breitenbildung relevant. Das Ergebnis der gemeinsamen Arbeit ist eine Wissensressource, die alle am Prozess Beteiligten bereichert und Leser:innen zu genauer Beobachtung und kritischem Denken anregt.

Keywords: Indien; kollaboratives Schreiben; Vielstimmigkeit; Recht auf Selbstrepräsentation; Multi-Media-Publikation; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Rao, Ursula und Kavita Dasgupta. 2025. »Passagiere ohne Fahrschein: Wissensproduktion durch interkontinentale Schreibexperimente.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 231–245. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_013

Einleitung

»Wir sind Passagiere ohne Fahrschein« (*travellers without ticket*) – mit diesen Worten beschreibt ein Jugendlicher aus Delhi seine Teilnahme an einem gemeinsamen Schreibprojekt der indischen Nichtregierungsorganisation Ankur und einem deutschen Team von Ethnologinnen.¹ Mit dieser Metapher verweist der Jugendliche darauf, dass er gleichberechtigt in einem Team von Autor:innen mitarbeitet, obwohl er weder einen Schul- noch einen Universitätsabschluss besitzt. Dieser Beitrag behandelt ein Schreibexperiment, bei dem Jugendliche aus bildungsfernen Familien an das ethnographische Schreiben herangeführt werden. Mit diesem Schreibexperiment soll der wissenschaftliche Diskurs bereichert und einer breiteren Öffentlichkeit vermittelt werden, was es bedeutet, an der Armutsgrenze zu leben. Konkret bezieht das Projekt Jugendliche und junge Erwachsene aus vier Armenvierteln Delhis aktiv in die ethnologische Forschungsarbeit ein. So wird es möglich, direkt von denjenigen zu lernen, die die Folgen von Armut täglich am eigenen Leib erfahren: Sie kennen die Zwänge und die sozialen Zumutungen am besten und erhalten im Schreiblabor die Gelegenheit, in ihren eigenen Worten von den emotionalen Herausforderungen eines entbehrungsreichen Lebens zu berichten. Die entstandenen Texte handeln von Improvisationstalent, der Erfahrung von Solidarität, dem zähem Überlebenswillen, den vielen kleinen glücklichen Zufällen oder hart erarbeiteten Verdiensten.

Über den eigenen Alltag zu schreiben, erfordert Mut und Können. Es gelingt besser, wenn man damit nicht allein gelassen wird, und es macht sogar richtig Spaß, wenn man dabei auch ein Publikum im Blick hat. In unserem Projekt geht es um beides: um gegenseitige Unterstützung bei der Wissensproduktion und um die Erschließung neuer Öffentlichkeiten. Natürlich haben alle Teilnehmer:innen je eigene Gründe, sich in das Projekt einzubringen. Neben den persönlichen Zielen spielt die spezifische Lebenssituation eine wesentliche Rolle. Die Jugendlichen aus den Armenvierteln erhalten durch das Projekt die Möglichkeit, neue Fähigkeiten zu erlernen. Sie wollen aus ihrem Leben in einer Weise berichten, die mit den gängigen Vorurteilen aufräumt, die auf sie projiziert werden und oft die medialen Diskurse dominieren. Die Nichtregierungsorganisation Ankur fördert ganzheitliches Lernen und möchte das kritische Bewusstsein von Menschen aus marginalisierten Stadtteilen schärfen. Die Ethnologinnen aus Leipzig und Halle wiederum arbeiten an partizipativen Forschungsmethoden, um Räume für demokratisches

1 Neben der Projektleiterin Ursula Rao und der Multimediaeditorin Kavita Dasgupta haben im deutschen Team mitgearbeitet: Srividya Balasubramanian, Lesley Branagan, Jannik Bender und Paul Radtke. Wir danken dem Australian Research Council, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Universität Leipzig und dem Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung in Halle für die finanzielle Unterstützung.

Lernen zu schaffen und mehr Menschen die Bedeutung des Perspektivenwechsels zu vermitteln. Gemeinsam schaffen wir durch diese interkontinentale Zusammenarbeit eine Wissensressource, die alle am Prozess Mitwirkenden bereichert und über den kleinen Kreis der Beteiligten hinaus Anregungen zur genauen Beobachtung und zum kritischen Denken vermittelt.

Als ethnologisches Unterfangen trägt das Projekt zur Dekolonialisierung des Faches bei, indem es globale Wissenshierarchien reflektiert, Themen gemeinsam verhandelt und in einem demokratischen Prozess ein gemeinsames Produkt gestaltet. Diese Herangehensweise an ethnographisches Arbeiten ist inspiriert von einer langen fachinternen Debatte über gerechte Repräsentation, die bis in die Anfänge des Faches selbst zurückreicht. Besonders relevant im vorliegenden Kontext sind Anregungen aus der Zeit der »Krise der Repräsentation« in den 1980er Jahren. Damals dekonstruierte eine neue Generation von Ethnolog:innen die Vorstellung, das Fach berichte objektiv vom Leben fremder Kulturen, und zeigte, wie eng diese Vorstellung vom Überlegenheitsdenken kolonialer Projekte geprägt war.

Die postkoloniale Kritik (Said 1978) und die von ihr angeregten methodologischen Debatten (Dwyer 1979; Marcus 1999; Tedlock 1979) verweisen auf zwei wichtige Aspekte. Erstens ist jeder Akt des Schreibens eine Aneignung, da soziales Wissen immer aus einer bestimmten Subjektposition heraus konstruiert wird. Zweitens gründet ethnographische Beschreibung auf Wissen, das in einem ergebnisoffenen Kommunikationsprozess zwischen Forschenden und Forschungsteilnehmenden generiert wird, und kann daher nie die alleinige Errungenschaft eines einzelnen Autors sein (Dwyer 1979; Tedlock und Mannheim 1995: 2, vgl. KIRSCH, Sektion POSITIONIERUNGEN). Um der Vielstimmigkeit von Kultur gerecht zu werden und den Prozess der Datenerhebung transparent zu machen, entstanden im Rahmen der sogenannten *Writing Culture*-Debatte eine Reihe von Schreibexperimenten. Einige Autor:innen wählten einen persönlichen Schreibstil, um die Begegnungen im Feld zu entmystifizieren und die Offenheit der Arbeit darzustellen (z. B. Maanen 2011). Andere Fachvertreter:innen verwischten die Grenzen zwischen ethnographischem und romanhaftem Schreiben (z. B. Lurie 1969). Andere stellten ihre Feldforschung in Form von Dialogen zwischen sich selbst und verschiedenen Personen im Feld dar (z. B. Dwyer 1979) und einige forderten, dass Texte im Forschungsprozess grundsätzlich gemeinsam verfasst werden sollten (z. B. Lambek 1997).

Während Darstellungsstrategien ausführlich und intensiv diskutiert wurden, fanden Feldforschungsmethoden zunächst weniger Beachtung. Darstellungen des Materials waren auf das inhaltliche Argument zugeschnitten und die Reflexion über Interaktionen im Feld, Wissens- und Machthierarchien sowie die Bedeutung körperlicher Erfahrung wurde bis auf wenige Ausnahmen (Okely 2012; Köpping 2002) in Methodenbücher ausgelagert (Bohannon und Van der Elst 1998; O Reilly

2005). Von diesen Anfängen hat sich die Debatte bis heute weiterentwickelt und dazu geführt, dass nicht nur die Machtverhältnisse im Feld selbst, sondern auch der global ungleich verteilte Zugang zu Wissensressourcen sowie transnationale Wissenshierarchien reflektiert werden. Aktivist:innen und Ethnolog:innen stellten zudem Fragen danach, wer für wen sprechen darf (vgl. EINLEITUNG ZUM READER).

Unser Projekt versucht die Trennung von Methode, Wissensproduktion und Kommunikation zu überwinden, indem es eine gemeinsam verantwortete, viestimmige Ressource schafft. In diesem Sinne greift es Anregungen der postkolonialen Kritik auf und setzt die Forderung nach Demokratisierung sozialwissenschaftlicher Arbeit um. Das Team entwickelt das Projekt zusammen, indem zunächst das endgültige Forschungsthema eingegrenzt wird, dann möglichst viele Personen an der Materialsammlung beteiligt werden und man kontinuierlich im Austausch über die Texte bleibt, bis das fertige Produkt vorliegt (vgl. zu ähnlichen Prozessen ABBASS et al., Sektion KOLLABORATIONEN). Mit diesem Vorgehen verfolgen wir vier Ziele. Erstens machen wir die Originaltexte und die späteren Interpretationen durch die Veröffentlichung in einer webbasierten multimediale Zeitschrift zugänglich. Die Beiträge werden so aufbereitet, dass sie möglichst barrierefrei sind. Daher erscheinen sie zweisprachig in Hindi und Englisch und sind teilweise in Podcasts vertont. Zweitens würdigen wir die Arbeit aller aktiv Beteiligten² und machen sie sichtbar, indem wir alle Teammitglieder auf der Website persönlich vorstellen. Drittens fördern wir durch das Projekt das Erlernen neuer Fähigkeiten und den Erwerb neuen Wissens. Daraus ergibt sich für uns eine vierte, sehr wichtige Schlussfolgerung. Das Ergebnis unserer Arbeit ist eine öffentliche Ressource und alle Beteiligten, aber auch Dritte, können die Texte nun weiter nutzen.

In diesem Beitrag zeichnen wir in drei Abschnitten die Entwicklung des Projekts nach und veranschaulichen so, wie Wissen aus Teamarbeit entsteht. Nach der Darstellung der Arbeit in Delhi reflektieren wir das Verhältnis von Wissenschaft und Bildungsarbeit und erläutern schließlich, was uns zur Entwicklung einer innovativen Publikationsstrategie inspiriert hat. Insgesamt beschreibt der Text den vielfach gestaffelten Prozess des Lernens: Erfahrungen werden zunächst niedergeschrieben, Erkenntnisse entstehen und gleichzeitig tauchen neue Wissenslücken auf, die zu weiteren Arbeitsaufträgen führen. Dieser Prozess wiederholt sich, manchmal mehrmals, und so verfestigen sich nach und nach spezifische Ein-

2 Hier zeigt sich ein blinder Fleck des Prozesses. Das in diesem Projekt generierte Wissen entstand auch in den langen Gesprächen, die Jugendliche in ihren Wohnvierteln durchführten, und während die Jugendlichen selbst als Mitautor:innen der Multimediapublikation auftreten, bleibt der Beitrag der Interviewpartner:innen unsichtbar.

sichten und gerinnen zu Geschichten, die dann in einer kontinuierlichen sprachlichen Verfeinerung aufbereitet werden, wobei jede Phase der Datensammlung, Verschriftlichung und Visualisierung das Team vor neue Herausforderungen stellt und ihm Entscheidungen abverlangt. Der Text endet mit einer Erklärung, warum wir für diese Arbeit das Bild des »Passagiers ohne Fahrschein« gewählt haben.

Delhi

Im Jahr 2023 beläuft sich die geschätzte Einwohnerzahl der indischen Hauptstadt Delhi auf fast 33 Millionen Menschen, von denen 30 bis 40 % unter der Armutsgrenze leben. Es sind Menschen, die zumeist harte körperliche Arbeit verrichten, für die sie schlecht bezahlt werden, und die aufgrund ihres geringen Einkommens gezwungen sind, in improvisierten Siedlungen zu leben und täglich um Nahrung, Wasser und medizinische Versorgung zu kämpfen. Wie alle Kinder und Jugendlichen hat auch der Nachwuchs dieser Familien ein Recht auf Bildung und kann sogar Stipendien erhalten, aber die staatlichen Schulen sind oft schlecht ausgestattet, die Lehrer unterbezahlt und manchmal wenig motiviert. Schulzeiten und Lehrpläne sind starr und nicht an die Bedürfnisse von Menschen angepasst, die täglich ihr Überleben sichern müssen. In diesem Umfeld füllt die Nichtregierungsorganisation Ankur eine Lücke, indem sie in ausgewählten Stadtteilen nachmittags zusätzliche Bildungsangebote bereitstellt, bei denen die teilnehmenden Kinder und Jugendlichen schulisches Wissen wie Schreiben, Lesen und Rechnen anwenden können und darüber hinaus angeregt werden, sich kritisch mit ihrer Umwelt auseinanderzusetzen, über soziale Fragen nachzudenken und in Projekten kleine Verbesserungen in ihrem Lebensumfeld zu erreichen. Im Rahmen einer Studie über städtische Umsiedlungsprojekte lernte Ursula Rao diese Arbeit kennen (Rao 2013) und nahm zunächst als Gast an den Schreiblaboren teil, die sie dann in ihrem Feldtagebuch beschrieb.

Es ist vier Uhr an einem heißen Nachmittag, und ich betrete einen kleinen, dunklen Raum von drei mal vier Metern. Er ist leicht zu finden, denn an der Tür steht in hellen Buchstaben, dass es sich hier um das Büro von Ankur handelt. Nachmittags sind die Kinder und Jugendlichen meist von Schul- und Hausaufgaben befreit und können sich treffen, um sich auszutauschen oder andere pädagogische Angebote wahrzunehmen. Heute sind sieben Schülerinnen und Schüler zwischen 13 und 19 Jahren gekommen. Gemeinsam mit Janu, dem Koordinator der Regionalgruppe, sitzen sie im Kreis auf dem Boden. Ich ziehe meine Schuhe aus, hocke mich in den Kreis und höre zu.

Ein sechzehnjähriges Mitglied des Schreibteams liest einen Text über die Renovierungsarbeiten in ihrem Haus vor. Ihre Familie hatte Stufen am Eingang des Hauses gebaut, um den Zugang zur höher gelegenen Tür zu erleichtern, und das Innere in einem frischen Hellblau gestrichen, um es heller und freundlicher zu machen. Der Text erzählt von den Diskussionen und Entscheidungen, die diesen Veränderungen vorausgingen, vom Feilschen um Geld und den Kontroversen darüber, was wirklich notwendig ist. Mutter Devi und Vater Praveen³ waren sich über die Prioritäten nicht immer einig, und so ging es eine Weile hin und her, bis man sich schließlich einigte, das Material besorgte, dann noch einmal über die Farbe feilschte und schließlich die Nachbarn mobilisierte, um bei der Arbeit zu helfen. Alles ging gut, bis plötzlich der jüngste Sohn der Familie hohes Fieber bekam, das hartnäckig blieb und einfach nicht verschwinden wollte.

Die Familie war in großer Sorge, und alles kam zum Stillstand. Schließlich musste der Junge ins staatliche Krankenhaus gebracht werden. Die Fahrt dorthin war teuer, dazu kamen weitere Rechnungen für Tests und Medikamente. Zum Glück ging die Infektion dank der professionellen Hilfe schnell zurück, und der Junge konnte bald nach Hause. Aber das Geld war weg und die Renovierungsarbeiten waren ins Stocken geraten, obwohl bis zum Lichterfest Diwali alles fertig sein sollte. Dies war nun illusorisch geworden, aber man ließ sich die Feierlaune nicht verderben, und am Ende hatte die Familie sogar Glück. Devi putzte bei einer Mittelstandsfamilie im nahegelegenen Wohnviertel, und in diesem Jahr waren ihre Arbeitgeber ganz unvorhergesehen in Spendierlaune, weil der Hausherr gerade einen lukrativen Auftrag an Land gezogen hatte. Und so belohnte die Hausfrau Devi zum Fest für ihre zuverlässige Arbeit mit einer besonders hohen Sonderzahlung. Für Devis Familie war das ein Segen, denn es bedeutete, dass sie gleich nach dem Fest die Renovierung ihres Hauses fortsetzen konnten. Und diesmal wurde alles fertig, ohne dass ein medizinischer Notfall dazwischenkam. (*Feldtagebuch*, Ursula Rao 2010)

An diesem Tag im März 2010 hatte die Jugendliche ihren Text bereits zum zweiten Mal im Rahmen des Schreiblabors vorgetragen. Die Anwesenden nickten anerkennend und alle beteiligten sich an der anschließenden lebhaften Diskussion. In dem angeregten Austausch wurde von ähnlichen Erfahrungen berichtet, es wurden Bitten um mehr Details formuliert und stilistische Tipps zur Verbesserung des Textes gegeben. Yajuvendra Nagor (Yanju), der Koordinator der Regionalgruppe, moderierte den Austausch und riet der Autorin, die Wünsche nach mehr Details zu berücksichtigen, erklärte, wo der Text gekürzt werden könnte, und ermutigte sie, nicht nur über Handlungen zu berichten, sondern auch die Beschrei-

3 Die Namen der Familienmitglieder wurden ersetzt, um die Privatsphäre der Familie zu schützen.

bung von Gefühlen und subjektiven Erfahrungen in den Text aufzunehmen. An diesem Nachmittag hörten wir uns noch zwei weitere Geschichten an und beendeten dann die Arbeit. Eine Woche später traf sich das Team wieder, um neue Texte oder neue Versionen alter Texte zu hören und zu bearbeiten.

Dies ist eine Momentaufnahme des Schreibprozesses, der sich oft über mehrere Wochen oder Monate erstreckt. Immer wieder greift die Gruppe neue Themen auf. Typischerweise sind es Themen aus dem Alltag. Es geht um Dinge, die besonders weh tun, die zu Konflikten führen, aber auch um Formen der Solidarität und um Überlegungen, wer welche Rechte hat und was es bedeutet, selbstbestimmt zu handeln. Aus ersten Ideen für einen Themenblock entstehen kurze Texte, die in der Gruppe diskutiert und mehrfach überarbeitet werden, bevor sie in einer zweiten Phase mit Inputs aus Schreib- und Hörwerkstätten verfeinert werden. Diese Workshops finden in der Regel innerhalb der Peergroup statt, aber Gäste sind willkommen. Manchmal werden auf dem Weg zum Endprodukt auch gemeinsame Fortbildungen und thematische Seminare organisiert. Für die Schüler:innen ist es nicht immer leicht, im hektischen Alltag Zeit für diese Art des langsamen Schreibens zu finden, denn es erfordert Regelmäßigkeit und Ausdauer. Dies lässt sich nicht immer mit einem Alltag vereinbaren, in dem sie neben der Schule auch noch tatkräftig im Haushalt mithelfen, da meist beide Elternteile arbeiten müssen, damit die Familie über die Runden kommt. So übernehmen ältere Kinder und Jugendliche die Organisation des Haushalts und die Betreuung jüngerer Geschwister, helfen bei Reparaturen im Haus oder bei der Pflege von Alten und Kranken. Wenn die Eltern Bildung wertschätzen, ist es leichter, einen Kompromiss zwischen den verschiedenen Ansprüchen zu finden. Da der Sinn von Bildung aber oft abstrakt bleibt und man auf Abschlüsse oder andere Erfolge lange warten muss, ist es besonders befriedigend, wenn es Projekte mit konkreten Ergebnissen gibt, zum Beispiel einer Publikation, auf die alle stolz sein können und die sich später auch im Lebenslauf gut macht.

Die Idee für das Schreibkollektiv stammt von Prabhat Kumar Jha, der in den Jahren seiner Arbeit bei Ankur eine Schreibdidaktik entwickelt hat, die junge Menschen mit geringer Schulbildung dazu anleitet, veröffentlichungsreife Texte zu verfassen. »Warum sollen Arbeiterkinder nicht ihre eigenen Geschichten schreiben können?«, fragt er rhetorisch und widerspricht damit der gängigen Vorstellung, dass Arme ungebildet seien. Tatsächlich sind sie wichtige Stützen der Gesellschaft und sie sichern mit ihrer Hände Arbeit den Wohlstand anderer, an dem sie selbst jedoch keinen Anteil haben. Gleichzeitig wird ihnen oft das Mitspracherecht in gesellschaftlichen Fragen verwehrt, und wenn über sie berichtet wird, dann meist negativ und vorurteilsbeladen. In dieser Situation der Marginalisierung ist das Schreiben eine Form des Widerstands. Die Arbeiterkinder fordern die gängigen Vorurteile heraus, indem sie Texte über ihr Leben verfassen und sich

ein eigenes Urteil erlauben. Im Schreiblabor werden sie dabei unterstützt. In einem strukturierten Lernprozess lernen sie genau zu beobachten, Fakten zu überprüfen, mit Wörtern zu jonglieren, Textentwürfe kritisch zu lesen, Feedback zu bedenken und Beschreibungen zu perfektionieren. Durch die gemeinsame Arbeit wird aus dem Schreiben eine Form der Selbstermächtigung. Sie formt die Persönlichkeit, entwickelt die Sprache und produziert valides Wissen.

Die Jugendlichen aus Delhi schreiben alle in der lokalen Sprache Hindi und haben dabei einen ganz eigenen Stil entwickelt. Sie mischen Ausdrücke aus ihrer Alltagssprache mit Formen des literarischen Hindi und schaffen so ein Vokabular, das ihre Welt, ihre Perspektiven, Gefühle und Erfahrungen widerspiegelt. Ein Teilnehmer beschrieb diesen Schreibstil als *shabd vistaar*, was sich frei übersetzen lässt als ein Prozess, der die Bedeutung der Wörter ausdehnt und die Lebenserfahrungen der Menschen, die hier im Mittelpunkt stehen, besser abzubilden vermag. In diesem Schreibprozess entsteht eine Beziehung zwischen Autor:innen und Leser:innen. Die Schreibenden teilen sich den Lesenden mit. Im Gegenzug ist das Schreiblabor für sie ein Ort der Selbsterfahrung und Bildung, denn jedem Schreiben geht ein Rechercheprozess voraus, gefolgt von einem Reflexionsprozess, der in kritisches Denken mündet. Die in diesem zyklischen Prozess entstandenen Situationsbeschreibungen werden Teil eines literarischen Gesamtwerks.

Leipzig

Es ist zehn Uhr an einem Dezembertag im Jahr 2013. Zu diesem Zeitpunkt trifft in aller Regel die Post ein, und an diesem Tag liegt ganz oben auf dem Stapel ein Brief der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der mitteilt, dass das Forschungsprojekt mit dem Titel »Erfahrungen von Krankheit und Heilung im Rahmen einer neuen Krankenversicherung für Arme im städtischen und ländlichen Indien« gefördert wird. Die Freude ist groß, denn es scheint, als könne nun die Feldforschung wie gehofft im Frühjahr 2014 beginnen. (*Persönliche Erinnerungen, Ursula Rao*)

Ursula Rao erinnert sich noch gut an diesen Moment der Zusage, denn damit konnte sie an ihrem neuen Arbeitsplatz in Leipzig ein Projekt fortsetzen, das sie einige Jahre zuvor begonnen hatte. Es befasste sich mit der Digitalisierung des Wohlfahrtsstaates am konkreten Beispiel einer neu eingeführten bargeld- und papierlosen Krankenversicherung für sozial Schwache. Nach anfänglichen Recherchen zur Ausgestaltung der neuen Versicherung wurde schnell klar, dass man deren Auswirkungen nur dann beurteilen können, wenn man den vorherigen Ist-Zustand kennt, also die Frage beantworten kann, wie sich der Zugang von ein-

kommensschwachen Familien zur öffentlichen Gesundheitsversorgung darstellt. Zu diesem Thema gab es zum Zeitpunkt des Projektbeginns kaum Literatur (Pinto 2004), eine Situation, die sich inzwischen etwas verbessert hat (Das 2015; Ecks 2014; Snell-Rood 2015; Venkat 2021; Zabaliütè 2021). Daher mussten eigene Erhebungen durchgeführt werden, die im Projekt selbst aber nicht vorgesehen waren.

In Kenntnis der sorgfältigen Arbeit von Ankur wandte sich Ursula Rao daher mit der Frage an das Team, ob Interesse an einem gemeinsamen Projekt bestünde und man dafür das Thema »Krankenversorgung« angehen könne. Schon das erste Gespräch mit der Leiterin der Organisation, Sharmila Bhagat, war anregend. Sie fragte kritisch zurück, wie man Krankheit und Heilungserfahrungen verstehen könne, ohne zu wissen, was Gesundheit und Wohlbefinden für Menschen in marginalisierten Gemeinschaften bedeuten. In mehreren Sitzungen mit der Leitung des Schreibkollektivs und nach einigen Pilotversuchen in den Schreiblaboren einigten wir uns auf ein Projekt zum Thema »Gesundheit, Krankheit und Heilung«, das die teilnehmenden Jugendlichen anregen sollte, über Wohlbefinden nachzudenken und zu recherchieren, wie Gesundsein und Krankwerden in ihrer Nachbarschaft erlebt werden.

Die Anforderung, im Rahmen des reflektierten Schreibens auch valide Daten für ein ethnologisches Forschungsprojekt zu erheben, erzeugte Schulungsbedarf. So begannen wir ein mehrjähriges Methodentraining, bei dem wir diskutierten, was es bedeutet, Ereignisse aus der Perspektive verschiedener Akteur:innen zu betrachten, die Position einer Person in einer Hierarchie zu reflektieren und zu sehen, wie Machtverhältnisse Interaktionen beeinflussen. In Workshops stellten wir Methoden wie teilnehmende Beobachtung und verschiedene Interviewtechniken vor und besprachen Begriffe wie Intersektionalität, Agency und Vielstimmigkeit, um mit dem Vokabular auch das konzeptionelle Denken zu erweitern. Durch lernendes Forschen entstand ein vertieftes Verständnis für die vielfältigen Herausforderungen, die sich bei länger anhaltenden Krankheiten einstellen, und die Teammitglieder versuchten zu erklären, warum manche Familien gesundheitliche Krisen besser bewältigen als andere. Sie erkannten dabei auch, wie der emotionale Zustand und die Verantwortung der Befragten die Interpretation der Ereignisse beeinflussen und wie ein und dasselbe Ereignis ganz unterschiedlich dargestellt werden kann, je nachdem, ob man mit Patient:innen, deren Angehörigen, Ärzt:innen oder Nachbar:innen spricht.

Die Präsentation jedes einzelnen Textes, seine Diskussion und Weiterentwicklung lieferten wertvolle Daten zu genau der Frage, die im Mittelpunkt des Forschungsprojekts stand: Was bedeuten Gesundheit und Wohlbefinden für marginalisierte Menschen? Wie schützen sie sich und ihre Familien vor Krankheiten und welche Hilfsangebote stehen ihnen im Notfall zur Verfügung? Mit dem Wissen über diese Fragen war es auch möglich, die Auswirkungen von Krankenversi-

cherungen und die Rolle digitaler Technologien für wohlfahrtsstaatliche Angebote besser zu verstehen. Es entstanden Artikel und Dissertationen (Balasubramanian 2018; Branagan 2019, 2021; Rao 2019, 2022). Dem Team wurde jeweils im Vorwort gedankt und man hätte es dabei belassen können, wären da nicht ethische Zweifel geblieben: Schließlich baute die Forschung wesentlich auf Kontextwissen auf, das in einem intensiven Dialog und durch die konzentrierte und zeitaufwendige Arbeit von Mitforschenden entstanden war, die eine Vielzahl von Texten produziert hatten. Diese Texte waren jedoch nicht öffentlich zugänglich und die Mitforschenden erhielten nur eine sehr indirekte Anerkennung ihrer Arbeit in Form eines kleinen selbstgedruckten Buches, das aber nur ihnen zur Verfügung stand. Die Idee eines gemeinsamen Buches kam auf, konnte aber auch nicht überzeugen, denn ein Buch erfordert eine thematisch strukturierte Auswahl von Texten, ist meist einsprachig und erreicht nur einen kleinen Leser:innenkreis. Sollte man da nicht mehr versuchen? Wir brauchten ein anderes Format und wir kamen auf die Idee, ein webbasiertes Multimediajournal mit verschiedenen Textebenen zu entwerfen. Damit begann eine neue Phase des Projekts.

Von Halle nach Delhi und zurück

Für die neue Phase, die nun am Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung in Halle angesiedelt ist, wurde zunächst Kavita Dasgupta gewonnen, eine Filmemacherin und Anthropologin mit viel Erfahrung im Bereich *Community Media*, die auch neue Ideen mitbrachte. Vor allem aber war sie die perfekte ›Testperson‹, da sie mit einem frischen Blick an den Materialberg heranging. Beeindruckt von der Qualität der Texte, bestätigte sie, dass es sich um mehr als bloßes Forschungsmaterial handle und dass die Texte einen kommunikativen Wert *sui generis* hätten. Gerade deshalb sollten sie im Mittelpunkt der multimedialen Website stehen, die im Folgenden aufgebaut werden sollte. Zum Auftakt der neuen Arbeitsphase reisten Prabhat Kumar Jha und zwei Regionalgruppenleiter, Lakhmi Chand und Yajuvendra Nagar (Yanju), nach Halle und begannen gemeinsam mit Kavita Dasgupta und Ursula Rao eine neue Runde des Lesens. Welche Texte sollten ausgewählt werden? Wie sollten sie sortiert werden? Könnten wir neues Material aus anderen Folgeprojekten einbeziehen?

Wieder dachten wir über die Sprache, die Bedeutung der Übersetzung und den kommunikativen Gehalt der verschiedenen Texte nach. Wir fragten nach der Zugänglichkeit und dem Potenzial anderer Medien wie Ton und Bild. Würden sie einen wertvollen Beitrag leisten oder eine tiefere Auseinandersetzung mit den Texten behindern? Die Gespräche waren sehr intensiv und wir diskutierten immer wieder kontrovers über die Vor- und Nachteile bestimmter Darstellungsme-

thoden und Vorgehensweisen. Streitpunkte waren vor allem: Können Bilder eine sinnvolle Ergänzung darstellen oder treten sie in Konkurrenz zu den literarisch verfassten Texten? Ist es sinnvoll, wenn ein Team in veränderter Zusammensetzung Anregungen aus den bereits vorliegenden Texten aufgreift und bestimmte Themen vertieft? Und wie sollte dann der Wechsel in der Autor:innenschaft und der zeitliche Bruch in der Darstellung transparent gemacht werden? Am Ende fanden wir Lösungen, die auch den unterschiedlichen Stärken der Teammitglieder Rechnung trugen. Wir entschieden uns für eine zweisprachige multimediale Präsentation, in deren Mittelpunkt die Texte selbst stehen sollten, aber angereichert mit Ton und Bild, und zwar nicht, um sie zu illustrieren, sondern um weitere Kontexte und Bedeutungsebenen erfahrbar zu machen.

Die Texte aus dem ersten Forschungsprojekt zu »Gesundheit, Krankheit und Heilung« und weitere Texte aus der Arbeit anderer Projekte, zum Beispiel zur COVID-19-Pandemie, bilden die Grundlage des Webjournals⁴ und beeinflussen inhaltlich dessen Darstellung. So gibt Kavita Dasgupta jedem Band eine eigene Struktur, die die Vermittlung der Inhalte unterstützt. Der Band über COVID-19 soll zum Beispiel eine lineare Struktur bekommen: Er gliedert Geschichten entlang einer Zeitachse von staatlichen Maßnahmen wie Ausgangssperren, Verhaltensvorschriften und Impfplänen und zeigt, wie sich diese Maßnahmen auf das Leben von Menschen in prekären Lagen auswirkten. Im expliziten Gegensatz dazu ist der Gesundheitsband als ein Netzwerk von Geschichten konzipiert, die sich überschneiden, zusammenfließen und wieder auseinanderlaufen, um ein Gesamtbild davon zu vermitteln, wie die in Armut lebenden Menschen in Delhi Heilung suchen und finden. Auch bei der Gestaltung der Website achtete das Team darauf, dass das Design den Inhalt hervorhebt und in den Mittelpunkt stellt. Der gesamte Prozess wurde durch regelmäßigen Austausch zwischen den Teammitgliedern in Delhi und Halle unterstützt. Dazu gehörten Workshops an beiden Standorten, aber auch regelmäßige E-Mails, Telefonate und der schnelle Austausch von WhatsApp-Nachrichten.

Als das Webjournal Gestalt annahm, war klar, dass wir dem Ethos der Zusammenarbeit verpflichtet bleiben und sicherstellen mussten, dass die Mitglieder des Schreibkollektivs die Kontrolle darüber behalten, wie ihr Leben öffentlich dargestellt wird. Außerdem mussten die Geschichten anonymisiert werden, um Gesprächspartner:innen zu schützen. Schließlich begann eine neue Runde der Bild- und Tonproduktion, für die Kavita Dasgupta nach Delhi reiste. Erneut wurden die Texte in den Teams vorgelesen, diesmal jedoch mit dem Ziel, die in den Texten vermittelte Stimmung zu erspüren, herauszufinden, was die Beiträge betonen und wie ihre Aussagen durch Visualisierungen verstärkt werden können.

4 www.ticketless-travellers.info (Zugriff am 25.03.2025).

Mit Dasguptas Hilfe machte sich das Team mit verschiedenen Visualisierungsformen und -strategien vertraut und beschäftigte sich dazu eingehend mit der Entstehungsgeschichte von Filmen, mit besonderem Augenmerk auf Indien. Kavita Dasgupta erinnert sich, dass diese Lehrstunden von großer emotionaler Intensität gekennzeichnet waren.

Während des Kurses versammelte sich das Team um einen Telefonbildschirm, um Beispiele aus der indischen Filmgeschichte zu rezipieren. Tehreen, eine sonst sehr ruhige und besonnene Schriftstellerin aus Khichripur, schnappte begeistert nach Luft, als sie die historischen Bilder einer einfahrenden Lokomotive sah, wie sie die Gebrüder Lumière im Jahr 1895 gefilmt hatten. Die Gruppe war zu Tränen gerührt, als sie von der Geschichte des indischen Kinos hörte und Ausschnitte aus dem ersten indischen Film *Harishchandra* aus dem Jahr 1913 sah. Sie schauten einen neueren Bollywood-Film mit ihrem Lieblingshelden an und zählten laut, wie viele Aufnahmen für eine einzige Szene nötig waren. Einer der Forscher meinte, das Schneiden sei wie das Nähen eines Kleidungsstücks. Die Teile werden zu einem Ganzen. (*Persönliche Erinnerungen, Kavita Dasgupta*)

Im Anschluss an die Auseinandersetzung mit der Filmgeschichte stellte sich die Frage, welche Art der bildlichen Darstellung für das Projekt gewählt werden sollte, wobei durch die oben beschriebene Diskussion bereits klar war, dass die Bilder den Textinhalt nicht illustrieren, sondern ergänzen sollten. In einer weiteren Leserunde erarbeitete die Gruppe zentrale Themen, die nun durch die visuelle Recherche vertieft werden konnten. Das Ergebnis war eine Reihe von Teilstudien, von denen sich die erste mit dem Thema Hausapotheke beschäftigte. Dazu machten die Jugendlichen Fotos, die zeigen, wie und wo Medikamente in den Häusern aufbewahrt werden. Die meisten Familien leben in Einzimmerwohnungen, und da die Räume mehrere Funktionen haben, müssen die Haushalte sehr gut organisiert sein. Sie verwandeln sich von Schlafzimmern in Küchen und von Arbeitszimmern in Werkstätten. Bei diesen fließenden, sich ständig verändernden Raumnutzungen stellt sich die Frage, wo und wie Medikamente dauerhaft aufbewahrt werden sollen und welche ungewöhnlichen Geschichten sich hinter der ganz gewöhnlichen Platzierung der »Hausapotheke« im Haushalt verbergen. Das Bild mit dem Titel *Das blaue Fenster* zum Beispiel erzählt die Geschichte einer Tochter, die die Medikamente ihres Vaters in einer Schachtel direkt auf die Fensterbank gestellt hat, damit er sie gleich nach dem Aufwachen sieht und einnehmen kann. Um den Effekt noch zu verstärken, hat sie ihren Bruder überredet, das Fenster blau zu streichen, damit es noch attraktiver aussah. Doch die Mutter war über die ganze Aktion verärgert, denn nun konnte sie beim Kochen das Fenster nicht mehr öffnen und die Wohnung füllte sich mit Rauch und Dampf. Die Tochter wollte es aber allen recht machen und so bleibt das Fenster seitdem immer offen.



Abb. 1: Das blaue Fenster

Quelle: © Ursula Rao

Das Projekt geht bis heute weiter und mit jeder Phase erweitern sich die Erkenntnisse und Kompetenzen und bringen immer neue Herausforderungen mit sich. Der langwierige Prozess führt dazu, dass immer wieder neue Teammitglieder hinzukommen und alte ausscheiden, so dass die Gruppe Methoden entwickeln musste, um die Rechte der Autor:innen zu wahren und gleichzeitig die Möglichkeit zu gewährleisten, an den alten Texten weiterzuarbeiten. Darüber hinaus stellt sich immer wieder die Frage der Finanzierung, da Projektmittel nur für klar begrenzte Zeiträume zur Verfügung stehen und regelmäßig neu eingeworben werden müssen. Dies führte dazu, dass die Arbeit je nach Zeitraum unterschiedlich vergütet wurde und freiwilliges Engagement zu allen Zeiten wichtig blieb. Es gab Einschränkungen durch Computerprogramme und Formatvorgaben sowie die Notwendigkeit, Persönlichkeitsrechte zu schützen und Datenschutzbestimmungen einzuhalten. Schließlich haben viele Personen das Projekt indirekt unterstützt, indem sie sich für Interviews zur Verfügung stellten. Ihre Beiträge können nicht gesondert ausgewiesen werden. Um ethische Abwägungen und blinde Flecken der Arbeit sichtbar zu machen, wird die Homepage eine Beschreibung der

spezifischen Herausforderungen und der Arbeitsmethoden enthalten. Das konkrete Projekt wird irgendwann zu Ende gehen, aber das Material wird öffentlich zugänglich bleiben und hoffentlich andere inspirieren, damit zu arbeiten, Anregungen für die eigene Arbeit mitzunehmen (vgl. auch HESS und BINDER, Sektion KOLLABORATIONEN).

Passagiere ohne Fahrschein

Zum Abschluss soll anhand des Begriffs des fahrscheinfreien Fahrens noch einmal zusammengefasst werden, wie kollaboratives Arbeiten helfen kann, Debatten in den ethnologischen Fächern weiterzuentwickeln. Als ein Mitglied des Schreibteams sich und seine Peers im Schreiblabor als »Passagiere ohne Fahrschein« bezeichnete, bezog er sich damit auf die Zertifikate und Hierarchien in etablierten Bildungsinstitutionen wie Schul- und Universitätsabschlüsse sowie Doktoren- und Professorentitel. Sie erfüllen eine ähnliche Funktion wie Bahntickets, die zur Mitfahrt in einem bestimmten Waggon berechtigen. In der gängigen Wissensordnung berechtigen Abschlüsse und Titel zum autorisierten Sprechen, denn sie gelten als Belege dafür, dass die Sprechenden die Fähigkeiten zur sachlichen Analyse erlernt haben, umfassendes Spezialwissen besitzen, zwischen normativen Aussagen und analytischen Schlussfolgerungen unterscheiden können und die Techniken der Beweisführung beherrschen.

Das Bild vom Passagier ohne Fahrschein hebt hervor, dass in diesem Schreibprojekt Menschen ohne formale Qualifikationen gleichberechtigt an der Wissensproduktion beteiligt sind. Zertifikate können zwar belegen, dass deren Besitzer:innen bestimmte Kompetenzen erworben haben, sagen aber nichts über die Kompetenzen derjenigen aus, die kein solches Zertifikat besitzen. Die Arbeit von Ankur belegt eindrucksvoll, dass der Umkehrschluss nicht gilt, denn auch Menschen ohne Zertifikate können Sachverhalte kritisch analysieren und Argumente mit Belegen untermauern. Schließlich kann logisches Argumentieren auf ganz unterschiedliche Weise erlernt werden, auch wenn es Menschen ohne Schulbildung oder berufliche Qualifikation möglicherweise schwerer fällt, sich treffend auszudrücken, und sie viel mehr darum kämpfen müssen, ernst genommen zu werden. Die rhetorische Frage, ob Kinder aus bildungsfernen Schichten schreiben dürfen, verweist auf diesen Kampf um Anerkennung im öffentlichen Raum. Er findet vor dem Hintergrund etablierter Machtverhältnisse und fortbestehender struktureller Ungleichheiten statt, von denen epistemische Gewalt ausgeht und die sich in der Marginalisierung oder Unterdrückung bestimmter Stimmen manifestieren.

Die meisten Teilnehmer:innen der Schreibwerkstätten haben noch keinen Schul- oder Universitätsabschluss, sind aber schon lange in das Sammeln von Da-

ten und die kritische Analyse von Materialien eingebunden. Ankur bietet lernwilligen Jugendlichen die Möglichkeit, zusätzliche Fähigkeiten zu erwerben, deren Spektrum durch das hier behandelte Multimediaprojekt erweitert wird. Es schafft für die Jugendlichen ein respektvolles Umfeld für kritisches Lernen und die Beteiligung an Publikationsprojekten. Dabei stellt sich die Arbeit einer ganzen Reihe traditioneller Kommunikationsbarrieren: zwischen Deutschland und Indien, zwischen sozialen Schichten, zwischen Wissenschaft und Sozialarbeit, zwischen Menschen mit und ohne formale Bildung und nicht zuletzt zwischen verschiedenen Sprachgruppen. Solche Unterschiede werden durch das Projekt zwar nicht nivelliert oder aufgehoben, aber sie dominieren auch nicht das Vorgehen im Projekt, in dem alle in gleicher Weise ernst genommen und beteiligt werden. Daraus entstehen zwei Ergebnisse, die abschließend noch einmal zusammengefasst werden: Erstens wird der ethnologische Methodenkanon erweitert und zweitens öffnet sich wissenschaftliche Praxis für die Arbeit außerhalb der Universität.

Zunächst wurde in der Eingangsdiskussion dargelegt, dass ethnologische Arbeit auf Beobachtung, Dialog und gemeinsamer Reflexion basiert. Seit der *Writing Culture*-Debatte gibt es zahlreiche Schreibexperimente, die darauf abzielen, die interaktiven Prozesse der ethnologischen Wissensproduktion transparenter zu machen und Vielstimmigkeit, Diversität und Wandel im Endprodukt zu bewahren. Das multimediale Journal steht in dieser Tradition und nutzt die Möglichkeiten des Hypertextes, um verschiedene Wissens Ebenen und Ergebnisse gleichzeitig in einem Produkt sichtbar zu machen. Durch die unterschiedliche Struktur der einzelnen Bände sagen wir etwas über den Charakter des Phänomens aus, das wir beschreiben, und durch die verschiedenen Textsorten und bildlichen Darstellungen betrachten wir das soziale Phänomen aus unterschiedlichen Perspektiven: von der genauen Detailbeschreibung am einen Ende des Spektrums bis zur theoretischen Abstraktion am anderen Ende. Schließlich bewahren wir die Vielstimmigkeit und Heterogenität des Feldes, ohne auf Überblick und Analyse zu verzichten. Da dieses Ergebnis nur durch die Zusammenarbeit vieler möglich war, erscheinen die Texte aller Beteiligten – unabhängig von ihrem Status – nebeneinander und ineinander verschränkt.

Dies führt zu einer weiteren Überlegung über neue Lernräume. In ihrer Analyse indischer Protestformen untersucht Lisa Mitchell (2023) unter anderem und ganz konkret die Rolle des Fahrens ohne Fahrschein im kolonialen Indien. Bei gravierenden politischen Missständen kam es im kolonialen Indien immer wieder zu Massenprotesten, die im späten 19. Jahrhundert in den Befreiungskampf mündeten. Eine Technik des Protests bestand darin, in großen Gruppen ohne Fahrkarte in Züge zu steigen und mit diesen in die Hauptstadt zu fahren, um dort direkt vor den Machtzentralen auf die Ungerechtigkeiten aufmerksam zu machen. Diese Art des Reisens ohne Fahrkarte galt als legitime Protestform und wurde toleriert: Die

Reisenden erreichten ihr Ziel, ohne des Zuges verwiesen oder bestraft zu werden. Indem Ankur darauf besteht, dass Menschen am Rande der Gesellschaft zu kritischer Analyse fähig sind, dass sie das Recht haben, sich selbst zu repräsentieren, und literarisches und ethnografisches Schreiben erlernen können, unterläuft die Organisation eingefahrene soziale Strukturen und fungiert somit in einer Doppelrolle: Sie produziert Zeichen des Protests und bietet Mittel zur Selbstermächtigung. Wir Ethnolog:innen unterstützen diese Arbeit, indem wir die Quellen, die eine wichtige Grundlage für unsere wissenschaftliche Arbeit sind, veröffentlichen (Balasubramanian 2018; Branagan 2019, 2021; Rao 2018, 2019), die Mitarbeit anderer anerkennen und ihren Beitrag gesondert ausweisen. Auf diese Weise erhalten die Projektbeteiligten eine Stimme und ihre Texte werden zu einer öffentlichen Ressource, die aber so aufbereitet ist, dass sie auch von Menschen mit geringer Bildung rezipiert werden kann.

Literatur

- Balasubramanian, Srividya. 2018. »Unlikely Extensions: Expansion and Operationalization of Microbanking Infrastructures among Delhi's Urban Poor.« Master's Thesis, University of Leipzig.
- Bohannan, Paul und Dirk Van der Elst. 1998. *Asking and Listening: Ethnography as Personal Adaptation*. Illinois: Waveland Press.
- Branagan, Lesley. 2019. »Navigating Uncertainty: Illness, Care and Agency in Urban India.« PhD Thesis, University of Leipzig.
- Branagan, Lesley. 2021. »Securing Health Care within a ›Magical‹ State: The Construction of Eligibility in India.« *Contemporary South Asia* 29(3): 401–418. <https://doi.org/10.1080/09584935.2021.1887086>.
- Das, Veena. 2015. *Affliction: Health, Disease, Poverty*. New York: Fordham University Press. <https://doi.org/10.1515/9780823261833>.
- Dwyer, Kevin. 1979. »The Dialogic of Ethnology.« *Dialectical Anthropology* 4(3): 205–224. <https://doi.org/10.1007/BF00243821>.
- Ecks, Stefan. 2014. *Eating Drugs: Psychopharmaceutical Pluralism in India*. New York und London: New York University Press.
- Köpping, Klaus-Peter. 2002. *Shattering Frames: Transgressions and Transformations in Anthropological Discourse and Practice*. Berlin: Reimer.
- Lambek, Michael. 1997. »Pinching the Crocodile's Tongue: Affinity and the Anxieties of Influence in Fieldwork.« *Anthropology and Humanism* 22(1): 31–53. <https://doi.org/10.1525/ahu.1997.22.1.31>.
- Lurie, Alison. 1969. *Imaginary Friends: A Novel*. New York: Bentham.
- Maanen, John van. 2011. *Tales of the Field: On Writing Ethnography*. Chicago: University of Chicago Press.

- Marcus, George E. 1999. »The Uses of Complicity in the Changing Mise-En-Scène of Anthropological Fieldwork«. In *The Fate of ›Culture‹: Geertz and Beyond*, herausgegeben von Sherry Ortner, 86–109. Berkeley: University of California Press.
- Mitchell, Lisa. 2023. *Hailing the State: Indian Democracy Between Elections*. Durham und London: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9781478023395>.
- Okely, Judith. 2012. *Anthropological Practice: Fieldwork and the Ethnographic Method*. London: Berghahn.
- O'Reilly, Karen. 2005. *Ethnographic Methods*. London: Routledge.
- Pinto, Sarah. 2004. »Development without Institutions: Ersatz Medicine and the Politics of Everyday Life in Rural North India.« *Cultural Anthropology* 19(3): 337–364. <https://doi.org/10.1525/can.2004.19.3.337>.
- Rao, Ursula. 2013. »Tolerated Encroachment: Resettlement Policies and the Negotiation of the Licit/Illicit Divide in an Indian Metropolis.« *Cultural Anthropology* 28(4): 760–779. <https://doi.org/10.1111/cuan.12036>.
- Rao, Ursula. 2018. »Incremental Gentrification. Upgrading and the Predicaments of Making (India) Slum-free.« In *The Routledge Handbook of Anthropology and the City*, herausgegeben von Setha Low, 190–203. New York: Routledge.
- Rao, Ursula. 2019. »Re-spatializing Security in India.« In *Spaces of Security: Ethnographies of Securityscapes, Surveillance, and Control*, herausgegeben von Setha Low and Mark Maguire, 231–252. New York: New York University Press.
- Rao, Ursula. 2022. »Policy as Experimentation: Failing ›Forward‹ Towards Universal Health Coverage in India.« *Social Anthropology/Anthropologie Sociale* 30(2): 81–100. <https://doi.org/10.3167/saas.2022.300206>.
- Said, Edward. 1978. *Orientalism*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Snell-Rood, Claire. 2015. *No One Will Let Her Live: Women's Struggle for Well-Being in a Delhi Slum*. Oakland: University of California Press.
- Tedlock, Dennis. 1979. »The Analogical Tradition and the Emergence of a Dialogical Anthropology.« *Journal of Anthropological Research* 35(4): 387–400. <https://www.jstor.org/stable/3629537>.
- Tedlock, Dennis und Bruce Mannheim. 1995. *The Dialogic Emergence of Culture*. Champaign: University of Illinois Press.
- Venkat, Bharat Jayram. 2021. *At the Limits of Cure*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv27qzr8k>.
- Zabiliūtė, Emilija. 2021. »Ethics of Neighborly Intimacy Among Community Health Activists in Delhi.« *Medical Anthropology* 40(1): 20–34. <https://doi.org/10.1080/01459740.2020.1764550>.

Collaboration Rewind: Anthropologie öffentlich machen

Thomas Stodulka und Ferdiansyah Thajib

Abstract

Seit 2006 engagieren sich Ferdiansyah Thajib und Thomas Stodulka in kollaborativen Arbeiten an der Schnittstelle von Sozialanthropologie, Aktivismus und Kunst. Ihr erstes Projekt war die Gründung von KINOKI, einem kostenlosen, öffentlichen Kinocafé in Yogyakarta. Später gründeten sie gemeinsam das Netzwerk *Jaringan Peduli Komunitas Jalanan (JPKJ)*, welches zur Entstehung von *Rumah Sehat Lestari* führte, einem Shelter, das sich um HIV-positive Jugendliche kümmert und Bildungsangebote bereitstellt. Im Laufe der Jahre weitete sich ihre Arbeit auf öffentliche Debatten, alternative Bildung und öffentliche Anthropologie aus. Nach 18 Jahren Zusammenarbeit reflektieren sie nun über die Rolle der Ethnographie in der zeitgenössischen Gesellschaft und betonen die Bedeutung von engagierter und öffentlicher Sozialanthropologie.

Keywords: Öffentlichkeiten; Vulnerabilität; Kollaboration; Lehre; Bildung; Public Anthropology

Transkription des Gesprächs von Saskia Duchow

Übersetzung aus dem Englischen von Thomas Stodulka mit Unterstützung von ChatGPT 3.5

Feedback von Beate Binder und Thomas Kirsch

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Stodulka, Thomas und Ferdiansyah Thajib. 2025. »Collaboration Rewind: Anthropologie öffentlich machen.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 231–245. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_014

Ferdiansyah Thajib und Thomas Stodulka engagieren sich seit 2006 in verschiedenen Formen der Zusammenarbeit zwischen Sozial- und Kulturanthropologie, Aktivismus und Kunst. In ihrer ersten Kollaboration (2006) gründeten sie gemeinsam mit Filmemacher:innen das Kinocafé KINOKI, wo sie in Yogyakarta, Indonesien, Filme öffentlich und kostenlos vorführten und die Produktion von Dokumentarfilmen unterstützten. Eine weitere und bis heute andauernde Zusammenarbeit entstand ein Jahr später, als sie gemeinsam ein Netzwerk für *street communities* namens Jaringan Peduli Komunitas Jalanan (JPKJ – Netzwerk für Gemeinschaften der Straße) initiierten. Dieses Netzwerk gründete im selben Jahr ein *Shelter* namens Rumah Sehat Lestari (RSL – Haus der Fortwährenden Gesundheit), in dem sie sich um HIV-positive Jugendliche kümmerten, HIV-Aids-Präventionsworkshops durchführten und als Bindeglied zwischen *street communities*, Krankenhäusern und der Bürokratie des staatlichen Gesundheitswesens agierten. Darüber hinaus organisierte das RSL-Team monatliche Open-Air-Filmvorführungen für Kinder aus der Nachbarschaft des Shelters und das kleine Häuschen stand für außerschulische Bildungsinitiativen für Kinder und Jugendliche aus der Nachbarschaft zur Verfügung. Aus der Zusammenarbeit mit Aktivist:innen, Ärzt:innen, Krankenpfleger:innen und Anthropolog:innen erwuchs zudem ein engagiertes Eingreifen in öffentliche Debatten, die an die Ausarbeitung eines Gesetzes zum Schutz von Kindern in obdachlosen Lebensverhältnissen anschlossen (siehe auch Stodulka 2017).

Ferdiansyah Thajib ist heute als Sozial- und Kulturanthropologe an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg tätig, wo seine Forschungs- und Lehrtätigkeiten auf Psychologische Anthropologie sowie Gender- und Sexualitätsstudien ausgerichtet sind. Neben seinen akademischen Tätigkeiten arbeitet Ferdiansyah als Künstler und Gemeindepädagoge mit Schwerpunkt auf den transformatorischen Potenzialen alternativer Pädagogik. Diese Interessen sind eng mit seinem aktivistischen Engagement im *Kunci Study Forum & Collective* verbunden, einem transdisziplinären Forschungskollektiv in Yogyakarta, das seit seiner Gründung im Jahr 1999 Experimente zur Produktion und Weitergabe von Wissen durch gemeinsames Lernen durchführt.

Sein langjähriger Weggefährte Thomas Stodulka ist seit 2023 Professor für Sozial- und Kulturanthropologie und Visuelle Anthropologie an der Universität Münster. Seine Arbeit konzentriert sich auf Affekt, Emotion, Jugend, alternative Bildung und Umwelt, psychische Gesundheit und Krankheit. Er führte Langzeitfeldforschungen mit *street communities* in Yogyakarta, Indonesien, durch und leitete internationale Forschungsprojekte zur Rolle von Affekt und Emotion in Feldforschung und Ethnographie, zu reisenden Konzepten in der Diagnostik und Behandlung psychischer Krankheiten, Neid in transkulturellen Perspektiven und kritischen Perspektiven auf Big Data. Derzeit arbeitet er in Permakultur-Gemeinschaften zur Gestaltungszukunft in marginalisierten Räumen.

Seit 2017 ist er Mitherausgeber des öffentlich zugänglichen Anthropologieblogs *anthrometronom*.

18 Jahre und mehrere Kollaborationen mit verschiedenen Gemeinschaften und Öffentlichkeiten später, von denen einige im folgenden Gespräch thematisiert werden, sitzen die beiden am 13. Februar 2024 in Thomas' Küche und unterhalten sich über die Rolle von Ethnographie in zeitgenössischen Gesellschaften und reflektieren gemeinsam die Beziehung zwischen kollaborativer, engagierter und öffentlicher Sozial- und Kulturanthropologie. Mit javanischem Kaffee in ihren Taschen, zwei Laptops und mehreren Seiten mit Notizen und Gekritzeln auf dem Tisch drücken sie mit Aufregung, Vorfreude und etwas Nostalgie in ihren Blicken den roten Knopf des Sprachrekorders.

FERDI: Lass uns zum Anfang unserer Zusammenarbeit zurückkehren. Könntest du mich bitte noch einmal an die Gründe erinnern, die zur Gründung von JPKJ/RSL geführt haben? Es ist fast zwei Jahrzehnte her, seit die beiden Initiativen gegründet wurden.

THOMAS: Ich sehe hier in meinen Notizen, dass wir damit 2007 als gemeinsames Projekt mit verschiedenen Straßengemeinschaften begonnen und bis 2014 daran gearbeitet haben. Die Initiativen wurden bis heute keineswegs eingestellt, sondern in ein *Shelter* umgewandelt, das heute noch – wenn auch in anderer Form – von der Stadtverwaltung und dem Sozialamt betrieben wird. Damals war es im Grunde ein Netzwerk, das aus Frustration und Verzweiflung entstanden ist, weil es mit den Todesfällen vieler unserer Freunde zusammenhing, die ich seit 2001 in mehreren Feldforschungen mit *street communities* in Yogyakarta kennengelernt hatte. Die meisten von ihnen sind an Krankheiten im Zusammenhang mit HIV und Aids gestorben. Es herrschte Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, weil die Infrastruktur zur Unterstützung und Pflege obdachloser Personen, vor allem von Kindern und Jugendlichen, nicht wirklich zufriedenstellend war, was bedeutete, dass es zwar einige Krankenhäuser und NGOs gab, die sich auf HIV und Aidsprävention und -pflege konzentrierten, aber für obdachlose und undokumentierte Personen war es schwierig, darauf zuzugreifen. Darüber hinaus war das Wissen über Infektionskrankheiten oder vielmehr das Fehlen davon zu dieser Zeit ein großes Problem. Es gab viele Gerüchte über die Krankheit. Es war also einerseits die Unzugänglichkeit von Infrastrukturen wie Krankenhäusern und Unterstützungsgruppen für obdachlose Personen, andererseits aber auch ein Mangel an zwischenmenschlichen Netzwerken zum Austausch von Wissen und als Plattform gemeinsamen Handelns. Und dann, nach dem Tod des vierten Freundes in nur sechs Monaten im Jahr 2007, den wir zuvor in Krankenhäusern unterstützt und

begleitet hatten, erinnere ich mich daran, dass wir das Gefühl hatten, als Gruppe etwas tun zu müssen. Die Gruppe bestand damals im Grunde genommen aus dir und mir und unseren Freund:innen, die auf der Straße groß geworden waren. Anschließend begannen wir, uns an Ärzt:innen, Krankenpfleger:innen, NGO-Aktivist:innen, Therapeut:innen, gemeindebasierte Organisationen und insbesondere auch andere Straßengemeinschaften zu wenden, die sich auch für eine Veränderung dieser Schieflage starkmachten.

Neben der Unzugänglichkeit von Infrastrukturen und dem Mangel an Wissen darüber, wie man mit einer HIV-Infektion umgeht, fehlten auch sichere Räume für Menschen, auch Gemeinschaften und Familien, die betroffen waren. Also erkannten wir, dass wir zwei Dinge brauchen. Erstens einen Ort, eine Art Obdach für Menschen, die eine Pause vom Leben auf der Straße brauchen, um sich auszu-ruhen, versorgt und gepflegt zu werden, bevor sie ins Krankenhaus eingeliefert werden, oder als Nachsorge, nachdem sie das Krankenhaus verlassen haben. Und zweitens war es wirklich schwierig, aber wichtig, stigmatisierende Diskurse über HIV, Aids und Obdachlosigkeit in der breiteren Öffentlichkeit zu bekämpfen. Also haben wir uns an diese Unternehmung gemacht, die letztendlich in einen *Shelter*, Workshops, Filmvorführungen auf öffentlichen Plätzen und öffentliche Debatten mit Journalist:innen, Aktivist:innen oder religiösen und lokalen Politiker:innen mündete. Und all das ohne Instagram, Facebook, X oder andere Mittel, um öffentlich Aufmerksamkeit zu erzeugen. Wir haben einfach öffentliche Räume genutzt und sie für unsere Sache besetzt.

FERDI: Ich erinnere mich daran, dass zu Beginn alles in Eile und ziemlich radikal getan wurde. Ich meine, zu dieser Zeit beendete ich gerade meinen Masterstudiengang in Kulturwissenschaften und du hast deine Doktorarbeit geschrieben. Ich bin gerade *Kunci* beigetreten, einem Forschungskollektiv, in dem Zusammenarbeit nicht nur die Norm ist, sondern etwas, was wir in Bezug auf Wissensproduktion bis heute gezielt durch beispielsweise unsere *School for Improper Education* (2020) oder das von uns beiden mitinitiierte *Ethnolab* (2016) praktizieren. Ich war immer skeptisch, ja sogar zynisch gegenüber den Forschungspraktiken von NGOs oder partizipativen Aktionsforschungen. Wir haben damals einfach getan, was wir getan haben, im Rahmen unserer eigenen Kapazitäten und für mich war das eigentlich das, was mich mit dieser Art von engagierter und kollaborativer anthropologischer Arbeit zuerst verbunden hat. Nicht so sehr, weil wir bestimmten Modellen gefolgt sind, ich habe das Gefühl, wir haben es aus Notwendigkeit getan und wussten nicht, wie wir es sonst machen sollten.

THOMAS: Ich kann dir nur zustimmen. Ich glaube, wir haben einfach in einer Art und Weise gehandelt, die man im Nachhinein als genuin ethnographisch bezeich-

nen könnte, was auch immer das sein mag. Wenn uns und den Menschen um uns herum Dinge passieren, während wir mit ihnen zusammenarbeiten, dann versuchen wir gemeinsam Wege zu finden, mit diesem Problem umzugehen. Ich meine, ganz platt gesagt, es ging um Leiden und Krankheit und Tod und das war überwältigend. Das hat uns beide beeinflusst. Und es hat alle um uns herum beeinflusst. Du hast erwähnt, dass es zu dieser Zeit keine Vorbilder für dieses existenzielle Engagement gab. Ich fühle dasselbe, denn, wenn ich an die Ethnologie zurückdenke, die ich in den frühen 2000er Jahren studiert habe, gab es nicht wirklich viel Platz für Kollaborationen und es gab nicht viel Platz für Aktivismus. Es wurde sogar missbilligt und passte nicht wirklich in die akademische Laufbahn der Zeit, in der man darauf trainiert wurde, nach einem Jahr Feldforschung zum Experten zu werden, wo man plötzlich eine andere Sprache perfekt spricht, alle kulturellen Regeln und verborgenen Skripte kennt, man alles andere, was passiert, kennt und dann seine Analyse durchführt und im Grunde genommen die Lebenswelten anderer Personen als geheimnisvolle Datenspeicher benutzt. Ich hatte erst im Laufe der Feldforschungen in Yogyakarta gelernt, dass die Konstruktion von Wissen Zeit braucht, dass Wissen und Erkenntnis nur gemeinsam geschaffen werden können und dass beides am besten Relevanz für die Öffentlichkeiten um uns herum haben sollte. Diese Erkenntnis war nicht nur auf Sozial- und Kulturanthropolog:innen beschränkt, es betraf auch unsere Gruppe divers positionierter Mitstreiter:innen, die als *street community leaders*, Krankenpfleger:innen, Therapeut:innen, Ärzt:innen das Gefühl hatten, dass es eine Kluft zwischen ihrem Job und dem Leben der Menschen auf der Straße gab. Es gab eine Lücke zwischen dem, was hegemoniale Praxis in all unseren Berufen war und was möglich war, wenn wir uns zusammenschlossen und begannen, nicht nur miteinander zu sprechen, sondern auch direkt zu handeln. Es war viel Arbeit, dieses Netzwerk zu etablieren, aber es fühlte sich gleichzeitig auch so an, als ob es einfach passiert ist, als ob wir die richtigen Leute getroffen hatten, die definitiv alle eine große Enttäuschung, Frustration und Schmerz teilten.

FERDI: Wir sollten nicht vergessen, dass es bereits vor uns Gruppen von Forscher:innen gab, die ethnographische Methoden in ähnlicher Weise wie wir anwandten. Zum Beispiel Organisationen wie Humana oder die Pondok Rakyat Foundation oder Einzelpersonen wie Dr. Yanri Subronto, die Wissenschaftlerin und Ärztin ist, aber die meiste Zeit damit verbringt, sich für die Anliegen marginalisierter Gemeinschaften einzusetzen, obwohl sie eigentlich nicht über diese zeitlichen Ressourcen verfügt.

THOMAS: Und wir haben angefangen, mit einigen von ihnen zusammenzuarbeiten. Ich glaube, es war etwas, wonach viele von uns suchten, aber es gehör-

te nicht zu unseren eigentlichen Aufgabenbereichen. In unserer Gruppe haben wir alle eben gerade *nicht* das getan, wofür wir eigentlich bezahlt wurden. Und es war sowohl ermüdend als auch inspirierend, zu sehen, dass wir dies alle in unserer Freizeit tun mussten. Aber es hat funktioniert. Was ich von indonesischen Sozial- und Kulturanthropolog:innen zum ersten Mal gelernt habe, war, dass unsere Disziplin nicht zwingend so individualisiert oder so akademisch karriereorientiert sein musste, wie ich sie als Student oder später im akademischen Bereich kennengelernt habe. Was ich von ihnen gelernt habe, war, dass es wirklich um Zusammenarbeit geht: Es ging immer um Gemeindearbeit, es ging tatsächlich darum, verschiedene Netzwerke des Wissens zu etablieren, um nicht nur den Gastgemeinden etwas zurückzugeben, sondern um tatsächlich ethnographisches Wissen im Alltag zu nutzen, darum, durch unsere Methoden und eine bestimmte Art und Weise des mutigen und öffentlichen Sprechens Menschen miteinander zu verbinden, um gemeinsam etwas zu erreichen.

FERDI: Seit meiner ersten Begegnung mit der Sozial- und Kulturanthropologie als Disziplin war es für mich nie anders als das. Natürlich, als ich weiterlas, insbesondere nachdem mein Promotionsprojekt zu queeren Subjektivitäten begonnen hatte, wurde mir bewusst, dass anthropologische Arbeiten aus früheren Epochen und das damit verbundene koloniale Erbe in einigen ihrer Ansätze inhärent sind. Irgendwann ließ mich das infrage stellen, ob meine eigene Praxis wirklich in diese Disziplin passt angesichts dieser Vergangenheit. Trotz all dem entschied ich mich, meine Position zu verteidigen, weil ich fest daran glaube, dass dies die sinnvollste Art ist, Sozial- und Kulturanthropologie zu praktizieren. Glücklicherweise befand ich mich zunehmend unter denen, die sich für Zusammenarbeit interessierten. Dies spiegelte sich in den wachsenden Forderungen der letzten Dekade nach partizipativer Forschung, kollaborativer Ethnographie oder Flickenteppich-Ethnographie (*patchwork*-Ethnographie) wider. Sie sind allesamt wichtige Interventionen in die Disziplin, aber ja, ich war davon bereits überzeugt, bevor diese Forderungen an Schwung gewonnen haben.

THOMAS: Okay, darf ich dich auf das, was du gerade gesagt hast, noch einmal ansprechen, oder möchtest du weitermachen?

FERDI: Nein, du kannst.

THOMAS: Was du über diese kollaborative und öffentliche Modalität unserer Disziplin gesagt hast, ist etwas, was Sozial- und Kulturanthropolog:innen selbst *eigentlich* schon immer getan haben. Es gab niemals eine Anthropologie, die auf der individuellen Brillanz einer Person beruhte. Sie wurde nur als solche in Semina-

ren und öffentlichen Diskursen verklärt. Das Kollektiv hinter einer Monographie, einem Artikel oder einem Vortrag wurde über 100 Jahre lang überwiegend verschwiegen. Überraschenderweise hatte ich bis vor fünf bis zehn Jahren immer noch das Gefühl, dass dies zumindest auf dieser Seite des Pazifiks der Fall war. Ich erinnere mich daran, wie ich meine Doktorarbeit geschrieben und versucht habe, sie multivokal zu gestalten, indem ich die Stimmen verschiedener Mitautor:innen einbringe. Zunächst hat es nicht wirklich funktioniert, weil ich gemerkt habe, dass ich unter unseren Mitstreiter:innen des Kollektivs in Yogyakarta der Einzige war, der sich für meine Doktorarbeit interessierte. [F: Ich interessierte mich!]. Ja, und du hast auch diese erstaunliche Medienanalyse zu den Themen geschrieben, richtig? [F: Ja, ja] Aber alle anderen, diejenigen, die auf der Straße lebten, die Ärzt:innen, NGO-Aktivist:innen, hatten ganz andere Probleme zu lösen, als gemeinsam für meine Dissertation zu schreiben. Und ich konnte sie auch nicht motivieren, gemeinsam mit mir zu schreiben, weil sie ganz andere Interessen hatten und auch nicht klar war, für wen der ganze Schreibzirkus eigentlich veranstaltet werden sollte. So war es am Ende natürlich ich selbst, der die Monographie schrieb und den Abschluss machte. Und es gibt auch heute immer noch nur sehr wenige Schreib- und Veröffentlichungsformen, die Anerkennung in der akademischen Welt für Mitarbeiter:innen finden, obwohl heute viel mehr möglich ist als noch vor zehn Jahren. Damals hatte ich das Gefühl, dass ich die Art der kollektiven Wissenskonstruktion aus meiner Doktorarbeit und auch aus dem später veröffentlichten Buch *herausschreiben* musste, während ich seit den letzten fünf Jahren das Gefühl habe, dass alle versuchen, genau dies *einzuschreiben*, selbst wenn es manchmal auf sehr dünner und oftmals eher rhetorischer Zusammenarbeit beruht. Aber ich denke, dass es für eine bessere Wissenschaft und eine bessere Zusammenarbeit erforderlich ist, dass wir uns darüber bewusst sind, was es bedeutet, zusammenzuarbeiten; dass es nicht bedeutet, dass alle die gleiche Anerkennung und Wertschätzung innerhalb ein und desselben Metiers erhalten. Sondern dass es bedeutet, dass wir gemeinsam zu einem Wissen beitragen, das anders ist als das, was einzelne Personen oder autonome Forschungseinheiten oder Disziplinen produzieren können.

FERDI: Ja, ich stimme dir zu, dass es wahrscheinlich schwierig sein wird, all das in einer kollaborativen Art von Forschung einzubinden, insbesondere wenn wir verschiedene Methoden und verschiedene Motivationen haben. Ich denke, wir brauchen auch einen Raum, um die unterschiedlichen Erwartungen, Bedürfnisse und Arbeitsweisen zu verstehen und dann zu sehen, wo es Schnittmengen gibt. Es ist schwierig, aber ich denke, es ist machbar. Ich denke, dass wir insbesondere als Sozial- und Kulturanthropolog:innen vielleicht ein wenig von anderen Disziplinen lernen könnten. Ich sehe, dass es in anderen Disziplinen

mehr Pluralität und Möglichkeiten zur Zusammenarbeit gibt. Die Frage ist, wie kann diese Art von Pluralität auch in der anthropologischen Disziplin existieren, ohne dass sie wie eine Aneignung oder eine Verschiebung zu anderen Disziplinen aussieht, die vielleicht in der Akademie als nützlicher und diskursstärker betrachtet werden.

THOMAS: Für mich ist es wichtig, dass wir als Sozial- und Kulturanthropolog:innen die Vielfalt an Wissensformen und -zugängen weiterhin nicht als methodologische Schwäche, sondern als epistemologische Stärke verstehen; dass verschiedene Methoden und divers positionierte Perspektiven besonders verdichtetes Wissen kreieren. Dass es nicht nur ein Wissen gibt, sondern dass wir *gemeinsam* Wissen produzieren, auf deren Basis wir als Kollektive arbeiten können. Aber ja, ich stimme dir zu, dass es wahrscheinlich schwierig ist, dies in die Tat umzusetzen, und dass es viel Arbeit erfordert. Es erfordert auch die Bereitschaft, Macht und Einfluss und Ressourcen zu teilen, was oft nicht einfach ist (vgl. ABBASS et al., Sektion KOLLABORATIONEN).

FERDI: Ja, das stimmt. In unserer Zusammenarbeit haben wir oft die Frage gestellt, wer welche Ressourcen und welchen Einfluss hat. Wer bestimmt, wie das Wissen produziert wird und wer am Ende davon auf welche Weise profitieren kann (vgl. BINDER und HESS, Sektion KOLLABORATIONEN). Manchmal war es auch ermüdend, weil wir uns als Wissenschaftler:innen in den Debatten, an denen wir beteiligt waren, auf der Straße, in den Stadtvierteln oder in Ministerien oft wiederholten. Aber ich denke, es war auch notwendig, sich daran zu erinnern, dass die, die normalerweise nicht in der Lage sind, ihre Stimme in bestimmten Öffentlichkeiten zu erheben, immer noch sehr viel zu sagen haben. Dass es nicht nur darum geht, wie ethnographische Methoden von akademischen Eliten verwendet werden, um das Leben anderer zu analysieren, sondern dass es auch darum geht, wie diese Methoden von den Menschen, auf die sie wissenschaftlich abzielen, reflektiert, infrage gestellt und gemeinsam neu erschaffen werden können. Das ist in der Tat nicht einfach, aber ich glaube, dass es immer Möglichkeiten gibt, dies zu tun, sowohl auf institutioneller als auch auf individueller Ebene. Wenn wir uns nur die Vielzahl an Arbeitsgruppen, interdisziplinären Zentren und digitalen Projekte ansehen, die sich für öffentliche Anthropologie und Kollaboration einsetzen, scheint es mir, dass es zumindest einen Wunsch gibt, dies zu tun. Vielleicht müssen wir uns etwas substanzieller mit der Frage auseinandersetzen, wie wir all diese unterschiedlichen Interessen und Wünsche zusammenbringen können.

THOMAS: Glaubst du, dass die Akademie, und damit auch die Sozial- und Kultur-anthropologie, mitten in einer öffentlichen Wende (*public turn*) steckt? Wo die öffentliche Kommunikation und die öffentliche Kommentierung von Forschung zu einem der höchsten Güter werden, das von Förderorganisationen gefördert wird und eine akademische Atmosphäre schafft, in der die Durchführung von Grundlagenforschung nicht mehr ausreicht? Und beobachten wir nicht auch, dass, wenn Anthropologie, Kollaboration und Öffentlichkeitsarbeit zur hegemonialen Praxis werden, auch die Gefahr besteht, dass sie nur noch leere Worte, Token und Etiketten werden (vgl. EINLEITUNG ZUM READER)? Glaubst du, dass ein wirkliches öffentliches Engagement, in dem Anthropolog:innen nicht nur öffentlich sprechen, sondern auch gemeinsam Wissen produzieren, nur möglich ist, wenn wir öffentliche Anthropologie mit kollaborativer und engagierter Anthropologie kombinieren?

FERDI: Nun, zunächst einmal denke ich, dass Öffentlichkeit niemals einheitlich ist, sondern immer pluralistisch zu denken ist – es gibt verschiedene Arten von Öffentlichkeiten (vgl. EINLEITUNG, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN). Als Forscher:innen, die mit marginalisierten Gemeinschaften arbeiten, hat deren Sicherheit und auch das Verhindern möglicher Gegenreaktionen oberste Priorität. Dies macht mich in gewisser Weise vorsichtig, wie breit »öffentlich« definiert werden kann. Es kommt darauf an, von wo aus wir sprechen und an wen wir uns wenden. Wenn ich meine Arbeit zu den affektiven Dynamiken der muslimischen queeren Weltgestaltung in Indonesien als Beispiel nehme, spricht sie im Allgemeinen eher ein Publikum oder Leser:innen an, die aus einem eher säkularen, liberalen, gebildeten, mittelständischen Hintergrund kommen. Aber diese Art von Öffentlichkeit im Globalen Süden mag eine andere Lesart haben als die im Globalen Norden. Wir müssen in erster Linie die harten Realitäten anerkennen, mit denen Gemeinschaften konfrontiert sind, und dann abwägen, welche Öffentlichkeiten wir für unser Schreiben und Engagement wählen. Da müssen wir besondere Sorgfalt walten lassen, um sicherzustellen, dass unsere Darstellungen keinen zusätzlichen Nährboden für imperialistische, rassistische oder islamophobe Rhetorik liefern. Aber meine eigene priorisierte Öffentlichkeit bleiben die marginalisierten Minderheiten in Indonesien, insbesondere in dem Wissen, dass öffentliches Engagement Sichtbarkeit schaffen kann, die auch nachteilig sein kann und oft zu noch mehr Unterdrückung, Überwachung oder Kontrolle führt. Das Navigieren durch diese Ebenen ist eine Aufgabe für sich, daher konzentriere ich mich auf die Gemeinschaftsarbeit. Akademische Bestrebungen treten in den Hintergrund, um meine laufende Beziehung aufrechtzuerhalten und sicherzustellen, dass die Gemeinschaft nachhaltig existieren kann.

THOMAS: Wie öffentlich kann oder sollte eine kollaborative Anthropologie mit vulnerablen Gemeinschaften also sein?

FERDI: Ich erinnere mich an eine Einladung, einen öffentlichen Vortrag über meine Forschung im Rahmen einer Veranstaltung einer queeren Institution in Berlin zu halten. Das Publikum bestand hauptsächlich aus deutschsprachigen Personen, die in queeren und linken Kollektiven involviert sind. Frühzeitig erkannte ich die Notwendigkeit, auch über Sprachdifferenzen hinweg, meine Arbeit an dieses spezifische Publikum anzupassen, während ich sie präsentierte. Dabei ist eine Herausforderung, zu verstehen, dass meine Theoriearbeit nicht immer mit westlichen Vorstellungen von *agency* vereinbar ist, die Letztere typischerweise als eine Form des Widerstands begreifen. Anthropologische Forschungen haben gezeigt, dass es andere Wege gibt, in denen Gruppen und Einzelpersonen Handlungen ausführen, die über ihre Konzeption als ›Widerstand‹ hinausgehen. Aber einfach vom Podium zu erklären, dass Widerstand nicht die einzige Form von *agency* ist, könnte wiederum die Kommunikation zwischen mir und dem Publikum untergraben. Diese Herangehensweise könnte dazu führen, dass das Publikum das Gefühl hat, dass die diskutierten Probleme nicht auf ihren eigenen sozialen und politischen Kontext zutreffen. Die Herausforderung bestand also darin, diese unterschiedlichen Verständnisse zu überbrücken, ohne den vorhandenen Rahmen des Publikums zu missachten oder zu implizieren, dass ihre Perspektiven falsch wären. Ein solcher Tonfall birgt die Gefahr, dass das Publikum die Relevanz des Vortrags für das eigene Leben und die Probleme in der eigenen Gesellschaft infrage stellt.

Was ich damals tat, war, die Forschungseinblicke in Fragen für das Publikum zu übersetzen, indem ich Geschichten und Vignetten aus dem Feld erzählte, ohne jedoch zu versuchen, auf *einer* Schlussfolgerung zu bestehen. Ich fragte das Publikum, wie sie die Situation in Berlin sehen und welche Herausforderungen sich ergeben könnten, wenn dort ähnliche Umstände herrschten. Wie ähnlich oder unterschiedlich sind diese und welche Möglichkeiten ergeben sich daraus? Durch diesen Ansatz hoffte ich, eine Diskussion zu entfachen, auch wenn einige Missverständnisse hinsichtlich des Kontexts unvermeidlich waren. Einige Begriffe, die ich einführte, wie ›Ausdauer‹ (*endurance*) lassen sich möglicherweise nicht vollständig kulturübergreifend übersetzen oder erscheinen ähnlich wie ›Passivität‹ oder das ›Reproduzieren des Status quo‹. Wörter haben in Englisch, Indonesisch und Deutsch verschiedene Bedeutungsschattierungen. Mein Ziel war es, Verbindungspunkte in der Diskussion zu finden und diese gemeinsam weiterzudenken.

THOMAS: Hast du Beispiele, wo diese vergleichende Übersetzung zwischen Sprachen, Kontexten, Konzepten und Öffentlichkeiten zu neuen Debatten geführt hat?

FERDI: Der Vergleich ist eine unserer wichtigsten Methoden des Verstehens. Häufig entstehen auf Konferenzen lebhafte Diskussionen, die Situationen anderswo zu bestehenden theoretischen Modellen in Bezug setzen und vergleichen. Wenn wir jedoch zu unserer eigenen Arbeit zurückkehren, müssen wir uns wieder auf die Anliegen der Gemeinschaften konzentrieren, mit denen wir interagieren. Manchmal können Erkenntnisse aus anderen Orten eine neue Perspektive für das Verständnis des Gemeinschaftslebens eröffnen und unsere wissenschaftliche Arbeit verbessern. Auf diese Weise übernehmen Wissenschaftler:innen eine Vermittlerrolle und überbrücken verschiedene Wissensbereiche. Das Zusammenbringen unterschiedlicher Wissensgrundlagen und Publikumsgruppen wird jedoch noch komplizierter. Wir müssen überlegen, welche übergeordnete Öffentlichkeit wir mit unseren Forschungen erreichen möchten und wie wir Forschungsergebnisse sinnvoll thematisieren können. Die Verdichtung realer Erfahrungen, um ein breites Publikum anzusprechen, erfordert ein hohes Maß an Geschicklichkeit. Ich bewundere diejenigen, die das reibungslos schaffen. Wissensvermittlung umfasst Übersetzung, aber auch mehr – es ist ein nuancierter Prozess des Aufbaus von Verbindungen zwischen verschiedenen Gemeinschaften, Themen und Öffentlichkeiten. Also, um auf deine Frage der Übersetzung zurückzukommen, ist es für mich eher eine *Wissensvermittlung*.

THOMAS: Als Sozial- und Kulturanthropolog:innen größere Öffentlichkeiten anzusprechen, ist meiner Ansicht nach auch deshalb schwierig, weil wir in Deutschland häufig erst dann um unsere fachliche Einschätzung gebeten werden, wenn es gilt, über etwas Exotisches oder sogar Ulkiges zu sprechen, das oftmals rassistisch daherkommt. Und Rassismus innerhalb eines vorgegebenen Wörterlimits von maximal zwei oder drei Kommentaren in einem Zeitungsartikel oder einem Interview zu entlarven und dagegen zu schreiben, ist selten möglich, weil es in diesen Formaten nur verkürzt möglich und somit unbefriedigend ist. Ich denke, dass deshalb auch viele Kolleg:innen begonnen haben, Blogs zu schreiben und zu illustrieren, um so Anthropolog:innen aus unterschiedlichen Wissens- und Erfahrungshorizonten ins Gespräch zu bringen. Und sie dann in einem weiteren Schritt, der nicht ausbleiben sollte, dazu zu nutzen, öffentliche Diskurse über akademische Zeitschriften und Seminarräume hinaus zu beeinflussen. Angesichts dieses exotischen Verlangens von Massenmedien, das oft auf die Arbeit von Sozial- und Kulturanthropolog:innen projiziert wird, und der Tatsache, dass sie nur selten nach den Themen gefragt werden, die sie tatsächlich in ihren Forschungen verfolgen, widme ich mich zunehmend der Lehre und betrachte kreative Seminarräume immer mehr als Öffentlichkeiten, in denen ich mich kritisch engagieren und lernen kann. Ich sage das deshalb, weil paradoxerweise das Unterrichten als Fähigkeit und Praxis in der Wissenschaft oft wenig wertgeschätzt

wird – besonders wenn unsere akademischen Leistungen in Bewerbungsverfahren evaluiert werden. Angesichts überbordender Verpflichtungen in unserem Beruf als Akademiker:innen finde ich fast Trost darin, Seminare als Öffentlichkeiten zu verstehen, in denen ich mich in experimentellen Formaten der Wissenskonstruktion und Kommunikation zusammen mit den Studierenden engagieren kann. Gemeinsam gestalten wir Seminare als Lernarenen, in denen wir zusammen in öffentlichen Räumen lernen, verschiedene Öffentlichkeiten einbeziehen, Onlineplattformen, Podiumsdiskussionen oder Spazierseminare in Münster, Erlangen oder, wo auch immer wir uns befinden, schaffen (vgl. EINLEITUNG, Sektion VERMITTLUNG). Was wir ›öffentlich-räumliches Lernen‹ (*emplaced learning*) nennen, basiert auf anthropologischer Theorie und ist gleichzeitig spielerisch und mutig in seiner Pädagogik. Dies ist nicht nur für mich selbst, sondern auch für die Studierenden zumeist attraktiver, weil wir die Wirkmacht der Sozial- und Kulturanthropologie direkt erfahren können, indem wir als Seminar zu öffentlichen Diskussionen über Blogs, Medienauftritte oder wie meine Kollegin Annika Strauss durch Theateraufführungen beitragen, anstatt uns in Seminarplänen zu verlieren. Wir erkennen und lernen gemeinsam, wie wir anthropologisch fundiert und reflektiert zu öffentlichen Diskursen und auch brisanten Debatten beitragen können, indem wir auch die Lehre als eine öffentliche Anthropologie verstehen. Das mag für die eine oder den anderen ziemlich verzweifelt klingen, aber hey, das ist meine Realität [lacht].

FERDI: Das erinnert mich an eine Unterrichtseinheit in einem Kurs über personenzentrierte Ethnographie. Meine Studierenden schienen ziemlich überwältigt von den sehr technischen Richtlinien zu sein. Es war nur eine einzige Seminarsitzung und am Ende konnte ich an ihren Gesichtsausdrücken sehen, dass sie viele Fragen hatten, aber mehr lernen wollten. Als wir die Sitzung beendeten, sagte ich: »Ich weiß, es ist überwältigend, alles aufzunehmen, und ich erwarte nicht, dass Sie nach dieser Vorlesung Expert:innen für personenzentrierte Interviews werden. Aber wenn nichts anderes, wird Ihnen dies hoffentlich helfen, bessere Menschen zu werden.« – Jetzt, da ich darüber nachdenke, erkenne ich, wie anmaßend ich geklungen habe. Aber die wahre Kraft der Sozial- und Kulturanthropologie, wie du ja auch betont hast, liegt darin, dass sie es den Menschen ermöglicht, auf menschlicher Ebene auch über unangenehme Themen zu kommunizieren, unabhängig davon, wie kontrovers sie sind. Einige der Praktiken ethnographischen Schreibens konzentrieren sich darauf, alltägliche Geschichten und Erfahrungen zu erzählen – nichts Glamouröses, aber auf eine Weise, die es den zunächst Uninteressierten ermöglicht, sich zu Themen in Bezug zu setzen, die ihnen zunächst möglicherweise fremd erscheinen, die dann aber nachvollziehbar werden. Es bietet den Menschen die Möglichkeit, sich als Mitmenschen zu verbinden, was interessant ist, weil

dann Verbindungen nicht nur zwischen Autor:innen und Leser:innen, sondern auch für die Gemeinschaften, mit denen wir forschen, sowie für größere Öffentlichkeiten entstehen können.

THOMAS: Ich finde es zunehmend attraktiv, mich von der Vermittlung der Sozial- und Kulturanthropologie als exklusiven Lehrplan für aufstrebende Akademiker:innen zu entfernen und sie auch als Handwerk für öffentliches wissenschaftliches Engagement zu betrachten.

FERDI: Ja, unsere Arbeit stößt oft an Barrieren, wenn wir darüber nachdenken, wie akademische Institutionen Wissen bewerten. Die Struktur privilegiert immer noch bestimmte Formen des Wissens, die leicht quantifizierbar und durch Indizes, Zitations- und Leser:innenzahlen belegbar scheinen. Dies beeinflusst, welche Arten von öffentlicher Anthropologie geschätzt werden. Die tieferen Bedeutungen der kollaborativen Arbeit mit Gemeinschaften, ob mit Studierenden oder Mitforschenden, laufen Gefahr, in den Schluchten dieser eher künstlichen Maßnahmen zu verschwinden. Forschungsprozesse werden zu ›Projekten‹, die darauf abzielen, Indizes für die berufliche Weiterentwicklung anzuhäufen, und verlieren damit ihren ursprünglichen Zweck. Ich möchte diesen unproduktiven Weg vermeiden.

Eine offene Frage war, wie öffentliche Anthropologie definiert werden soll. Ist die kollaborative Arbeit, die wir zusammen und mit der Gemeinschaft geleistet haben, genug für eine öffentliche Anthropologie, eine Art ›Anthropologie mit Öffentlichkeiten‹, oder bedeutet es ausschließlich, dass anthropologische Arbeiten das Publikum erreichen? Wenn wir etwa das eingangs beschriebene RSL-Beispiel betrachten, wenn wir mit Einzelpersonen und Gruppen zusammenarbeiten, zielen wir darauf ab, andere relevante Akteur:innen einzubeziehen wie etwa Politiker:innen, Aktivist:innen, Künstler:innen oder Wissenschaftler:innen im kleineren Maßstab anstatt die ›eine große Öffentlichkeit‹. Bei diesem Ansatz geschieht öffentliche Arbeit durch den Aufbau von Beziehungen und den Austausch von Wissen. Das vorhandene System hat es versäumt, diese Komplexität wertzuschätzen.

THOMAS: Ist es also ein Ziel der öffentlichen Anthropologie, die Perspektive eines bestimmten Publikums zu ändern, oder etwa die Perspektiven von politischen Radikalen oder Politiker:innen zu beeinflussen? Wenn ja, wie können wir das ›messen‹?

FERDI: Tatsächlich wurde dies auf verschiedene Weise ja bereits getan. Mehr Wissenschaftler:innen beziehen ihre Forschungsteilnehmer:innen ein, um ihre For-

schungsergebnisse darzustellen, nicht nur, indem sie sie zu sich an die Institute einladen, sondern auch durch kreative Möglichkeiten wie gemeinsame Filmarbeit, Ko-Schreiben oder die Zusammenarbeit in Podcasts. Dies ist jedoch nicht die Norm. Ich bleibe vorsichtig optimistisch, dass sich Wissenspraktiken weiterhin langsam ändern werden, wenn auch nicht so schnell, wie einige hoffen mögen. Man muss jedoch vorsichtig sein, insbesondere wenn man die Forschungsteilnehmer:innen in ein akademisches Forum einlädt. Es müssen zusätzliche Maßnahmen getroffen werden, um nicht wieder in ein *othering* zu geraten. Forschungspartner:innen könnten sich in akademischen Diskussionen verloren fühlen, die nicht für sie bestimmt sind. Die Änderung der Präsentationsformate, um mehr inklusive Wissenswege einzubeziehen, ist deshalb auch so wichtig, aber noch nicht vollständig ausgelotet. Wir werden weiterarbeiten, um Methoden zur öffentlichen Kommunikation von Forschung zu etablieren, die diese fehlende »Feldexpertise« adäquat und im Kontext ihrer eigenen Bedingungen repräsentieren können.

THOMAS: Lass uns auf das zurückkommen, was wir zu Beginn unseres Gesprächs über unser eigenes Engagement gesagt haben, über das, was uns dazu gebracht hat, 2007 mit JPKJ und RSL zu beginnen. Wir haben gemeinsam an einem Problem gearbeitet und wir haben das nicht allein gemacht. Wir haben uns mit anderen zusammengetan, die ähnliche Probleme hatten und die sich für dasselbe Anliegen engagieren wollten. Ich denke, dass wir auch als akademische Disziplin dieser kollektiven und engagierten Form der Zusammenarbeit mehr Wert beimessen müssen, dass wir uns nicht nur als Einzelkämpfer:innen verstehen, sondern als Teil von etwas Größerem, als Teil eines Kollektivs von Menschen, die versuchen, gemeinsam an einem besseren Leben zu arbeiten.

FERDI: Ja, das denke ich auch. Das sind gute Worte, mit denen wir enden könnten. Ich meine, am Ende des Tages geht es darum, zusammenzuarbeiten und die Werkzeuge zu nutzen, die wir haben, um uns gegenseitig dabei zu unterstützen, unser Leben besser zu machen. Vielen Dank für dieses Gespräch, Thomas.

THOMAS: Ja, danke, Ferdi. Es war auch für mich sehr aufschlussreich, über all das nachzudenken und darüber zu sprechen, wo wir herkommen, wie wir weitermachen und wie wir weiter voneinander lernen könnten. Ich bin gespannt darauf.

Literatur

- Kunci Study Forum & Collective. 2020. The School of Improper Education. *Critical Times*, 3(3): 566–578. <https://doi.org/10.1215/26410478-8662448>.
- Kunci Study Forum & Collective. 2016. Ethnolab. <https://ethnolab.kunci.or.id> (Zugriff am 27.11.2024).
- Stodulka, Thomas. 2017. *Coming of Age on the Streets of Java: Coping with Marginality, Stigma and Illness*. Bielefeld: transcript.

POSITIONIERUNGEN





Positionierungen – Einleitung

Thomas G. Kirsch, Beate Binder und Hansjörg Dilger

Abstract

Die Sektion setzt sich mit Fragen der sozialen, epistemologischen, moralischen, politischen und forschungsethischen Positionalität von öffentlich arbeitenden Ethnolog:innen auseinander. Die Autor:innen der Beiträge reflektieren anhand eigener Forschungserfahrungen, wie sich spezifische Selbstpositionierungen und wechselseitige Zuschreibungen von Ethnolog:innen und ihren Forschungspartner:innen auf die ethnographische Forschung auswirken können. Die Einleitung der Sektion diskutiert übergreifend die Positionierungsdynamiken der Public Anthropology als relational, mehrdimensional, themen- und kontextabhängig und im Verlauf des Forschungsprozesses wandelbar.

Keywords: Positionierung; Relationalität; ethnographischer Forschungsprozess; Reflexivität; Forschungsethik; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Kirsch, Thomas G., Beate Binder und Hansjörg Dilger. 2025. »Positionierungen – Einleitung.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 249–257. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_015

Die ethnologischen Fächer lassen sich heute als Wissenschaften der reflexiven Positionierungen beschreiben.¹ Dies zeigt sich in der besonderen Aufmerksamkeit für alle kontextspezifischen Situierungen von Forscher:innen und ihren Forschungspartner:innen, die im ethnologischen Forschungsprozess und in der Praxis der Repräsentation der Forschungsergebnisse zum Tragen kommen. Ethnolog:innen ist die Frage wichtig, unter welchen Bedingungen sie welche Perspektiven und welches Wissen mit denjenigen Akteur:innen (nicht) teilen, mit denen sie im Rahmen ihrer Forschungen interagieren.

Vor diesem Hintergrund und unter Berücksichtigung der relationalen bzw. interaktionalen Verschränkungen mit ihrem Forschungsfeld reflektieren Ethnolog:innen ihre Selbstpositionierungen, aber auch welche Positionen ihnen durch die Forschungspartner:innen zugeschrieben werden und vice versa. In epistemologischer Hinsicht macht es dabei keinen grundsätzlichen Unterschied, ob eine ethnologische Forschung hinsichtlich ihres Gegenstandsbereichs im (vermeintlich) ›Eigenen‹ oder (vermeintlich) ›Fremden‹ verortet wird.² Beide Verortungen implizieren relationale Positionalitäten, die Ethnolog:innen zu einer VerÄnderung (*othering*) ihrer Forschungspartner:innen oder ihrer Vereinnahmung nach eigenen Maßstäben (Nostrifizierung) verleiten können, wodurch alle Beteiligten in Interaktionsräumen mit spezifischen Hierarchien, sozialen Dynamiken und wechselseitigen Projektionen situiert werden.³ Basierend auf der Prämisse, dass Positionalitäten immer relational sind, situativ in unterschiedlichen Ausprägungen und Gewichtungen zur Geltung kommen und sozial ausgehandelt werden, werden in der Public Anthropology neben den Forschungspartner:innen oft auch andere – und oft breitere – Öffentlichkeiten sowie indirekt involvierte Akteur:innengruppen als anzusprechende Adressat:innen mitgedacht (vgl. EINLEITUNG, SEKTION ÖFFENTLICHKEITEN).

1 Die mit dem Begriff der Positionierung angesprochenen Frage- und Problemhorizonte liegen mit unterschiedlichen Perspektivierungen und Gewichtungen u. a. auch der feministischen Wissenschaftskritik (z. B. Harding 1986, 2004; Haraway 1988) und der soziolinguistischen Verwendung des Begriffs »stance« (z. B. Jaffe 2009) zugrunde. Wir danken Olaf Zenker für hilfreiche Hinweise in diesem Zusammenhang. Zum Konzept der Reflexivität in den ethnologischen Fächern siehe auch Salzman 2002; Sangren 2007; Ruby 1982.

2 Dass die Unterscheidung zwischen dem ›Eigenen‹ und dem ›Fremden‹ nicht klar gezogen werden kann, sondern fließende Übergänge sowie teils nur situativ zur Geltung kommende Abgrenzungen aufweist, zeichnet sich in den ethnologischen Debatten zu »native anthropologist« (Bunzl 2008; Jackson 1987; Jacobs-Huey 2002; Narayan 1993), sogenannten »halfies« (Abu-Lughod 1991) und »citizen anthropologists« (Becker et al. 2005; Kirsch 2007) ab.

3 Für Prozesse der VerÄnderung (*othering*) siehe Fabian 1983, 2006; Said 1981; Minh Ha 1989; die gegenläufige Praxis der ›Nostrifizierung‹ wurde beispielsweise Feministinnen aus dem globalen Norden mit dem Hinweis vorgeworfen, dass sie in ihren Theorien von einer universellen Kategorie ›Frau‹ ausgehen, obwohl diese Theoriearbeit kultur- und klassengebunden ist (siehe, zum Beispiel, Moraga und Anzaldúa 1983; Gutiérrez et al. 2021).

Angesichts dieser Komplexität stellt sich die Frage nach den sozialen, epistemologischen, moralischen, politischen und forschungsethischen Positionalitäten von öffentlich arbeitenden Ethnolog:innen und den sich im sozialen Miteinander des Forschungsprozesses wechselseitig konstituierenden Positionierungen mit Brisanz. Die Einsicht, dass es unmöglich ist, Erkenntnisse zu gewinnen, die der historischen und kulturellen Situiertheit ihres Entstehens und ihrer anschließenden Verwendungen enthoben sind, wird heute von vielen Wissenschaftler:innen geteilt, insbesondere in der Wissenssoziologie und der Wissenschaftsgeschichte.⁴ Mehr als in den meisten anderen kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen sind die ethnologischen Fächer jedoch in systematischer Weise darum bemüht, diese Einsicht heuristisch und methodologisch produktiv zu machen: »Situated knowledges« (Haraway 1988), also Wissen, das in spezifischen sozialen Situationen und unter Bedingungen spezifischer Machtkonstellationen generiert wird, wird als solches (idealerweise) kenntlich gemacht und mit Blick auf seine Entstehung und Wirkungen analytisch reflektiert.⁵ In der Praxis ethnographischer Repräsentation soll dadurch auch eine forschungsethisch motivierte Transparenz hinsichtlich der eigenen Aussagemöglichkeiten, -horizonte und -legitimierungen hergestellt werden. Solche Auseinandersetzungen mit den im Forschungsprozess wirksamen wechselseitigen Zuschreibungen und Positionalitäten von Ethnolog:innen und ihren Forschungspartner:innen stellen einen nicht abschließbaren Prozess dar, da beispielsweise identitäre Positionierungen themen- und kontextspezifisch variabel, mehrdimensional, in sich ambivalent und im Verlauf des Forschungsprozesses wandelbar sein können.⁶

Die Komplexität solcher Prozesse steht im Zentrum der Forschungsperspektive von OLAF ZENKER. Am Beispiel eines von ihm mitgegründeten Netzwerks zur Diskussion der Landrechtsreform in Südafrika und einer daraus hervorgehenden öffentlichkeitswirksamen Konferenz in Stellenbosch (Südafrika), an der neben Wissenschaftler:innen unterschiedliche Expert:innen, politische Entscheidungsträger:innen und Landrechtsaktivist:innen beteiligt waren und die in eine Buchpublikation mündete, analysiert er in seinem Beitrag die in dieser Konstellation zum Tragen kommenden situativen Allianzen. Auffällig war dabei, dass sich diese Akteur:innen in Landrechtsfragen mit Blick auf das übergreifende Anliegen ähnlich positionierten, ihre jeweiligen Haltungen in zentralen Fragen allerdings

4 Für deutschsprachige Einführungen in diesbezügliche Thesen der Wissenschaftsgeschichte und -soziologie siehe Sommer et al. 2017 sowie Weingart 2013.

5 Eine zentrale Rolle beim Herausbilden dieser reflexiven Grundhaltung spielte die sogenannte *Writing Culture*-Debatte (Clifford und Marcus 1986; Dawson et al. 1997; Zenker und Kumoll 2010; siehe auch KIRSCH, Sektion POSITIONIERUNGEN).

6 Zur Prozessualität und Dynamik von sozialen Praktiken der Identifizierung siehe Brubaker und Cooper 2000.

nur partielle Überschneidungen aufwiesen: Während sich viele über das anzustrebende Ziel einig waren, mittels einer Landrechtsreform soziale Verwerfungen aufzufangen, herrschte teils Uneinigkeit in der Frage, mittels welcher Strategien dieses Ziel erreicht werden könnte. Die Positionierungen der sich im Rahmen des Netzwerks zusammenfindenden Akteur:innen waren demnach in komplexer Weise miteinander verwoben, wobei themenabhängig Gemeinsamkeiten oder Differenzen die Auseinandersetzungen bestimmten. Diese vielschichtige Dynamik stellte für die Gründer:innen des Netzwerks eine nicht unerhebliche Herausforderung in ihren Bemühungen dar, die Ergebnisse der Konferenz in eine für die breitere Öffentlichkeit zugängliche Public Anthropology zu überführen. Ferner wurden sie im Zuge dieser Bemühungen daran erinnert, dass ihre Entscheidungen, bestimmte Öffentlichkeiten in spezifischen Publikationsformaten anzusprechen, im hochgradig politisierten Feld der südafrikanischen Landrechtsdebatte als Akte der impliziten politischen Selbstpositionierung gelesen werden können.

Dass Ethnolog:innen strategische Entscheidungen treffen müssen, mit welchen kommunikativen Zielsetzungen sie Public Anthropology betreiben, argumentieren HANS PETER HAHN und SYLVESTRE KOUAKOU in ihrem Think Piece. Die Autoren unterscheiden typifizierend zwischen dem Anliegen, für ethnologische Wissensbestände bzw. Perspektiven eine möglichst große Verbreitung zu erreichen (*dissemination*), und dem Streben, mit der eigenen Forschung Einfluss auf politische Entscheidungsprozesse zu nehmen (*impact*). Den beiden Strategien schreiben sie eine jeweils eigene, wechselseitig unvereinbare Logik zu: Um im sozialen Raum möglichst anschlussfähig zu sein, muss *dissemination* auf Vereinfachung setzen, sich also von vielen Spezifika und Komplexitäten der dargestellten sozialen Wirklichkeiten lösen, damit an den Common Sense angeschlossen werden kann, den die Public Anthropology für die von ihr adressierten Öffentlichkeiten annimmt. Im Unterschied dazu setzt eine *impact*-orientierte Public Anthropology eine explizite Auseinandersetzung mit eben solchen empirischen Spezifika und Komplexitäten voraus, da sie ansonsten wirkungslos an der Wirklichkeit vorbeilaufen würde. Hahn und Kouakou entfalten demnach in zugespitzter Weise die Konturen eines Zielkonflikts hinsichtlich der Kommunikationsstrategien von Public Anthropology, die von Ethnolog:innen unterschiedliche Selbstpositionierungen abfordern.

Die Frage, welche Form der Selbstpositionierung in der Praxis der Public Anthropology geltend gemacht wird, fordert öffentlich arbeitende Ethnolog:innen zu fallspezifischen Entscheidungen heraus. Die möglichen Markierungen der eigenen Sprecher:innenposition umfassen dabei ein vielfältiges Spektrum unterschiedlicher Selbstverortungen, von denen jede auf einen Fundus spezifischer fachlicher Ansätze und Debatten zurückgreifen kann: Sie können etwa politischer oder ethischer Natur sein, sich in selbstreflexiver Weise auf grundlegende Identitätsmarker (Gender, Rasse/*race*, Klasse, Nationalität, Alter, sexuelle Orientierung

etc.) beziehen oder aus Grundsätzen fachspezifischer Arbeitsweisen bzw. bestimmten wissenschaftlichen Perspektiven wie post- und dekolonialen und/oder feministischen Ansätzen hergeleitet werden. Auch stellt sich die Frage, ob solche Selbstpositionierungen in der Public Anthropology ausdrücklich benannt oder implizit bleiben sollen und mit welcher Nachdrücklichkeit bzw. welchem Willen zu gesellschaftspolitischen Veränderungen sie vorgebracht werden.

Wie herausfordernd die Bemühung um Selbstpositionierung in der Public Anthropology sein kann, zeigt THOMAS G. KIRSCH am Beispiel von ethnographischen Forschungen zu Personengruppen, deren Ansichten und Praktiken in einem Maximalkontrast zu den ethischen und/oder politischen Grundüberzeugungen des:der Forschenden stehen und für die Susan Harding mit Blick auf religiöse Fundamentalist:innen das kontrovers diskutierte Schlagwort der »repugnant others« (Harding 1991) geprägt hat. Kirsch argumentiert in seinem Think Piece, dass einige der in den ethnologischen Fächern gegenwärtig diskutierten Forderungen an die ethnographische Forschungspraxis, beispielsweise einen kollaborativen Ansatz zu verfolgen, im Falle solcher Personengruppen höchst fragwürdige Resultate erbringen würden (vgl. EINLEITUNG, Sektion KOLLABORATIONEN). Vor diesem Hintergrund beschäftigt er sich mit möglichen Strategien der ethnographischen Repräsentation, im Zuge einer Public Anthropology über »repugnant others« in einer forschungsethisch und/oder politisch vertretbaren Weise Aussagen zu machen. Er schlägt vor, sich von Prämissen der dialogischen Anthropologie inspirieren zu lassen, um einen Spagat zu vollziehen: Einerseits erlaubt die Darstellung ethnographischer Forschungsergebnisse in dialogischer Form, der feldspezifischen Viestimmigkeit gerecht zu werden und die (mithin kontroversen) Auseinandersetzungen in Feldforschungsbegegnungen nachvollziehbar zu machen. Andererseits ist solch eine Repräsentationsarbeit auf ein sorgfältiges rahmendes Kuratieren angewiesen, das dazu genutzt werden kann, der eigenen Distanznahme zu Aussagen und Praktiken der jeweils beforschten »repugnant others« Ausdruck zu verleihen.

Jenseits des wichtigen Anliegens von Ethnolog:innen, durch das Explizieren der eigenen Selbstpositionierungen gegenüber den Kommunikationspartner:innen einer Public Anthropology Transparenz zu erzeugen, müssen solche forschungsethisch relevanten und mitunter politisch folgenreichen Entscheidungen mit einer Selbstbefragung einhergehen, mit welchen Zielsetzungen die Explikation erfolgen soll.⁷ Soll durch die Public Anthropology insbesondere auf empirische Sachverhalte oder Missstände aufmerksam gemacht werden; sollen Letztere kritisch reflektiert und/oder spezifisch perspektiviert werden; oder geht es darüber

7 Mit Fragen der ethnologischen Forschungsethik befasst sich unter anderem die Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie in regelmäßig aktualisierter Weise auf ihrer Webseite (<https://www.dgska.de>, Zugriff am 12.09.2024).

hinaus um eine wissenschaftlich-aktivistische Intervention in der Hoffnung, mittels Public Anthropology politische Wirkmächtigkeit zu erlangen (siehe auch *Sektion KOLLABORATIONEN*)?

Solche Selbstbefragungen müssen auch den institutionellen Kontexten der jeweiligen Forschungstätigkeiten Rechnung tragen. Es zeigen sich dabei Unterschiede, in welchem Maße und welcher Weise ethnologische Forschungen durch die je spezifischen Rahmengenbungen, Zielsetzungen und generellen Orientierungen der sie fördernden oder finanzierenden Institutionen geprägt sind.⁸ So stellen etwa thematisch gebundene Drittmittelförderungen durch Stiftungen oder in Form von Auftragsforschungen für Unternehmen, staatliche Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit und Nichtregierungsorganisationen ihre jeweils eigenen Anforderungen an die Forschenden. Dies kann bedeuten, dass Ethnolog:innen mit institutionellen Beschränkungen in ihrem Engagement für Public Anthropology zu rechnen haben, beispielsweise wenn ihnen die Möglichkeit verwehrt wird, die im jeweiligen institutionellen Zusammenhang entstandenen Forschungsergebnisse unabhängig in öffentliche Diskurse einzubringen. Auch kann die Möglichkeit einer Public Anthropology dann auf ganz bestimmte Kommunikationskanäle oder institutionell vorbestimmte (Teil-)Öffentlichkeiten beschränkt bleiben. All dies kann zu Einschränkungen und Pfadabhängigkeiten in der Art und Weise führen, wie Public Anthropology betrieben wird.

Sich zu positionieren, heißt gegenwärtig für viele Ethnolog:innen, sich mit Akteur:innen ihres Forschungsfeldes zu solidarisieren, vor allem mit vulnerablen Personengruppen.⁹ Es gibt dabei graduelle Unterschiede, welche Form diese Akte der Solidarisierung annehmen. Sie können sich in vielfältigen außerwissenschaftlichen Kollaborationen manifestieren; sie können aber auch bedeuten, dass die wissenschaftliche Praxis in allen ihren Facetten als inhärent politisches Unterfangen verstanden wird. Damit einhergehend, nehmen sich solidarisierende Ethnolog:innen unterschiedliche Rollen im Forschungsfeld ein, deren Spektrum von der (auch kritischen) *back-stage*-Beratung lokaler Akteur:innen bis zum aktivistischen Engagement auf der politischen *front stage* reicht. In solchen Fällen hat es die Public Anthropology mit mindestens zwei unterschiedlichen, nicht selten antagonistisch zueinanderstehenden Öffentlichkeiten zu tun, nämlich einerseits den Akteur:innen des Forschungsfeldes, mit denen sich der:die Ethnolog:in solidarisieren möchte und für die der Mehrwert der ethnologischen Perspektive erkennbar werden soll, und andererseits die breiteren Öffentlichkeiten, die auf

8 Für eine hilfreiche Diskussion solcher Rahmengenbungen und Zielsetzungen ethnologischer Forschung im deutschsprachigen Raum siehe Antweiler 1998.

9 Siehe zum Beispiel Kirsch 2018; Scheper-Hughes 1995; Willow und Yotebieng 2020.

die Notwendigkeit sozialer und/oder politischer Veränderungen aufmerksam gemacht werden sollen.

In solchen und vergleichbaren Kontexten des ethnologischen Arbeitens ist die Frage wichtig, an welche Öffentlichkeiten sich ein Beitrag zur Public Anthropology wenden möchte und welche Medien(formate) dafür genutzt werden (siehe auch Sektionen ÖFFENTLICHKEITEN und VERMITTLUNG). Je nach sozialem Interaktionsraum der Public Anthropology können nämlich unterschiedliche Übersetzungsleistungen erforderlich werden, die eigenen Selbstpositionierungen dem kommunikativen Gegenüber nachvollziehbar zu machen bzw. auf Positionszuschreibungen durch die Forschungspartner:innen zu reagieren. Die oben erläuterten Selbstpositionierungen und wechselseitigen Zuschreibungen im Forschungsfeld stellen in der Public Anthropology folglich nur *eine* Dimension eines komplexen Prozesses dar, in dem die soziokulturelle Relationalität zwischen Ethnolog:innen und ihren jeweiligen Öffentlichkeiten mindestens ebenso relevant ist.

In ihrer Forschungsperspektive zeigt MARION NÄSER-LATHER anhand ihres Projekts zu *Anti-›genderistischen‹ Argumentationen in akademischen Kontexten*, wie Positionierungsdynamiken sich insbesondere bei politisch kontroversen Themen langfristig auswirken können. Im Verlauf ihrer Forschung wurde zunehmend deutlich, welche Öffentlichkeiten durch das Projekt angesprochen werden konnten bzw. sich durch das Projektthema angesprochen fühlten. Die teils heftige Ablehnung, auf die das Forschungsprojekt in Onlinemedienbeiträgen konservativer bzw. anti-›genderistischer‹ Kreise stieß und die auch in persönlichen Angriffen und Denunziationen der Autorin kulminierte, machte ein kontinuierliches Navigieren zwischen der eigenen Positionierung und dem Wunsch, in Öffentlichkeiten zu intervenieren, erforderlich. In diesem fluiden, zu Eskalationen neigenden medialen Diskursfeld sah sich Näser-Lather herausgefordert, auf Fremdzuschreibungen zu reagieren, die sie und ihr Team im Vorfeld der Forschung zwar bedacht hatten, aber in ihren spezifischen Ausprägungen nicht antizipieren konnten. Für die Forscherin gestaltete sich das Wechselspiel zwischen Fremdzuschreibung und Selbstpositionierung als dynamisch verlaufender und belastender Prozess des reaktiv-korrektiven Nachjustierens, aus dem sie Vorschläge für den Umgang mit solchen ›genderischen Öffentlichkeiten‹ ableitet.

Literatur

- Abu-Lughod, Lila. 1991. »Writing Against Culture.« In *Recapturing Anthropology: Working in the Present*, herausgegeben von Richard G. Fox, 137–162. Santa Fe: School of American Research Press.

- Antweiler, Christoph. 1998. »Ethnologie als gesellschaftlich relevante Humanwissenschaft: Eine Systematisierung praxisorientierter Richtungen und eine Position.« *Zeitschrift für Ethnologie* 123(2): 215–255. <https://www.jstor.org/stable/25842559>.
- Becker, Heike, Emile Boonzaier und Joy Owen. 2005. »Fieldwork in Shared Spaces: Positionality, Power and Ethics of Citizen Anthropologists in Southern Africa.« *Anthropology Southern Africa* 28(3–4): 123–132. <https://doi.org/10.1080/23323256.2005.11499922>.
- Brubaker, Rogers und Frederick Cooper. 2000. »Beyond ›Identity‹.« *Theory and Society* 29: 1–47. <https://doi.org/10.1023/A:1007068714468>.
- Bunzl, Matti. 2008. »Boas, Foucault, and the ›Native Anthropologist‹: Notes toward a Neo-Boasian Anthropology.« *American Anthropologist* 106(3): 435–442. <https://www.jstor.org/stable/3567609>.
- Clifford, James und George E. Marcus (Hg.). 1986. *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley: University of California Press.
- Dawson, Andrew, Jenny Hockey, und Allison James (Hg.). 1997. *After Writing Culture: Epistemology and Praxis in Contemporary Anthropology*. London: Routledge.
- Fabian, Johannes. 1983. *Time and the Other: How Anthropology Makes its Object*. New York: Columbia University Press.
- Fabian, Johannes. 2006. »The Other Revisited: Critical Afterthoughts.« *Anthropological Theory* 6(2): 139–152. <https://doi.org/10.1177/1463499606065030>.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación und Pinar Tuzcu (Hg.). 2021. *Migrantischer Feminismus in der Frauenbewegung in Deutschland (1985–2000)*. Münster: edition assemblage.
- Haraway, Donna. 1988. »Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective.« *Feminist Studies* 14(3): 575–599. <https://www.jstor.org/stable/3178066>.
- Harding, Sandra. 1986. *The Science Question in Feminism*. Ithaca: Cornell University Press.
- Harding, Sandra (Hg.). 2004. *The Feminist Standpoint Theory Reader*. New York: Routledge.
- Harding, Susan. 1991. »Representing Fundamentalism: The Problem of the Repugnant Cultural Other.« *Social Research* 58(2): 373–393. <https://www.jstor.org/stable/40970650>.
- Jackson, Anthony (Hg.). 1987. *Anthropology at Home*. London: Tavistock.
- Jacobs-Huey, Lanita. 2002. »The Natives Are Gazing and Talking Back: Reviewing the Problematics of Positionality, Voice, and Accountability among ›Native‹ Anthropologists.« *American Anthropologist* 104(3): 791–804. <https://doi.org/10.1525/aa.2002.104.3.791>.
- Jaffe, Alexandra (Hg.). 2009. *Stance: Sociolinguistic Perspectives*. New York: Oxford University Press.
- Kirsch, Stuart. 2018. *Engaged Anthropology: Politics Beyond the Text*. Berkeley: University of California Press. <https://doi.org/10.1525/California/9780520297944.001.0001>.
- Kirsch, Thomas G. 2007. »An Appeal for Principled Symmetry: Anthropologies in South Africa and Elsewhere.« *Anthropology Southern Africa* 30(3–4): 97–100. <https://doi.org/10.1080/23323256.2007.11499952>.
- Minh Ha, T. Trinh. 1989. *Woman, Native, Other: Writing Postcoloniality and Feminism*. Bloomington: Indiana University Press.
- Moraga, Cherrie und Gloria Anzaldúa (Hg.). 1983. *This Bridge Called My Back: Writings by Radical Women of Color*. New York: Kitchen Table: Women of Color Press.

- Narayan, Kirin. 1993. »How Native is a ›Native‹ Anthropologist?« *American Anthropologist* 95: 671–686. <https://doi.org/10.1525/aa.1993.95.3.02a00070>.
- Ruby, Jay (Hg.). 1982. *A Crack in the Mirror: Reflexive Perspectives in Anthropology*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Said, Edward. 1981. *Orientalismus*. Frankfurt am Main: Ullstein.
- Salzman, Philip Carl. 2002. »On Reflexivity.« *American Anthropologist* 104(3): 805–811. <https://doi.org/10.1525/aa.2002.104.3.805>.
- Sangren, P. Steven. 2007. »Anthropology of Anthropology? Further Reflections on Reflexivity.« *Anthropology Today* 23(4): 13–16. <https://doi.org/10.1111/j.1467-8322.2007.00523.x>.
- Scheper-Hughes, Nancy. 1995. »The Primacy of the Ethical: Propositions for a Militant Anthropology.« *Current Anthropology* 36(3): 409–440. <https://doi.org/10.1086/204378>.
- Sommer, Marianne, Staffan Müller-Wille und Carsten Reinhardt (Hg.). 2017. *Handbuch Wissenschaftsgeschichte*. Stuttgart: J. B. Metzler. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-05347-3>.
- Weingart, Peter. 2013. *Wissenschaftssoziologie*. Bielefeld: Transcript.
- Willow, Anna J. und Kelly A. Yotebieng (Hg.). 2020. *Anthropology and Activism: New Contexts, New Conversations*. London: Routledge.
- Zenker, Olaf und Karsten Kumoll (Hg.). 2010. *Beyond Writing Culture: Current Intersections of Epistemologies and Practices of Representation*. Oxford: Berghahn.

Strategische Netzwerke inmitten konfligierender Positionalitäten: Public Anthropology in der südafrikanischen Landreform

Olaf Zenker

Abstract

Der Beitrag untersucht anhand der südafrikanischen Landreform, wie Public Anthropologists in kontrovers geführte öffentliche Debatten intervenieren können. Dabei geht es um das Dilemma, dass viele lokale Wissenschaftler:innen das Anliegen potenzieller Landreformnutznier:innen nach schneller(er) Umverteilung teilen, aber aufgrund ihrer Forschungsexpertise die Wirksamkeit einer von Betroffenen propagierten Verfassungsänderung bezweifeln – somit fallen die Ziele einer kollaborativen Dezentrierung wissenschaftlicher Expertise und einer politisch engagierten Wissenschaft und damit ihrer Rezentrierung auseinander. Der Beitrag zeichnet nach, wie ein strategisches Netzwerk aus Wissenschaftler:innen und *Scholar Activists* zu Eigentumsrecht, Landreform und Umverteilungsgerechtigkeit versucht(e), neue Öffentlichkeiten, politischen Einfluss sowie ein positioniertes Archiv politischer Alternativen für die Zukunft zu generieren.

Keywords: Positionalitäten; Öffentlichkeiten; wissenschaftliche Expertise; Kollaboration; politisch engagierte Forschung; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Zenker, Olaf. 2025. »Strategische Netzwerke inmitten konfligierender Positionalitäten: Public Anthropology in der südafrikanischen Landreform.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 259–277. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_016

Wie lassen sich im Rahmen einer Public Anthropology dialogische Öffnungen wissenschaftlicher Expertisen gegenüber unterschiedlichen (außer)akademischen Diskurs- und Praxiswelten organisieren und medial vermitteln? Wie können jenseits plakativer Forderungen nach Kollaboration die häufig sehr unterschiedlichen und nicht selten gegenläufigen Positionalitäten unterschiedlicher Forschungspartner:innen, betroffener Akteur:innengruppen, diverser Expert:innen und politischer Entscheidungsträger:innen sowie vielfältig involvierte und neu hergestellte Öffentlichkeiten navigiert und forschungsbasiert im Hinblick auf erwünschte Ziele mobilisiert werden (vgl. EINLEITUNG, Sektion POSITIONIERUNGEN)?

Der vorliegende Beitrag geht diesen Fragen im Zusammenhang mit meiner Forschung zur Landreform in Südafrika nach, die im Kontext fortbestehender enormer Ungleichheiten koloniales Unrecht zumindest teilweise wiedergutzumachen versucht. Die rezente öffentliche Kontroverse in Südafrika um eine Verfassungs- und Gesetzesänderung mit dem Ziel einer »Enteignung ohne Entschädigung« erscheint dafür besonders geeignet: Während diese von populistischen Politiker:innen und vielen landlosen Südafrikaner:innen als entscheidendes Mittel zur Armutsbekämpfung angesehen wird, bezweifeln viele Expert:innen (mich eingeschlossen) deren praktischen Nutzen für eine radikale Umverteilung und sehen darin vielmehr ein kontraproduktives parteipolitisches Ablenkungsmanöver des seit dem Ende der Apartheid bis zu den letzten Wahlen 2024 allein regierenden African National Congress (ANC). Am Beispiel eines strategischen Netzwerkes von Eigentumsrechtler:innen, Landreformexpert:innen und Vertreter:innen radikaler Umverteilungsstrategien, welches ich gemeinsam mit meinen südafrikanischen Kolleginnen Cherryl Walker und Zsa-Zsa Boggempoel im Rahmen eines Projekts am *Stellenbosch Institute for Advanced Study (STIAS)* in Südafrika für eine öffentlich durchgeführte, medial vermittelte und durch eine Open-Access-Publikation dokumentierte Konferenz zusammenbringen konnte, diskutiert der Beitrag mögliche Chancen und Risiken solch situativer Allianzen inmitten konfligierender Positionalitäten.

Im Zuge dieser Diskussion kommt der Beitrag zu einem verhalten positiven Ergebnis: Wenngleich die Konferenz selbst (wie nicht anders erwartet) den politischen Prozess nicht unmittelbar beeinflussen konnte, gelang es zum einen, zuvor überwiegend getrennt existierende Expertisen von Wissenschaftler:innen und *Scholar Activists* zu Eigentumsrecht, Landreform und Umverteilungsgerechtigkeit in einen intensiven Austausch zu bringen und damit die Diskussion um »Enteignung ohne Entschädigung« in einen komplexeren, mehrdimensionalen Zusammenhang zu stellen; so konnten auf produktive Weise neue Öffentlichkeiten geschaffen und kritische Perspektiven synergetisch aufeinander bezogen werden. Zum anderen konnten die Ergebnisse der Arbeit des Netzwerkes relativ zügig mit dem symbolischen Kapital wissenschaftlicher Expertise versehen in Open Access kostenlos verfügbar veröffentlicht und damit als Referenzwerk in den fortlaufenden politischen Prozess

eingespeist werden. Damit trägt das Netzwerk zur Bildung eines positionierten Archivs politischer Alternativen bei, welches im Hinblick auf dringend notwendige Transformationen über die Forderung nach einer »Enteignung ohne Entschädigung« hinausgeht und dessen relativer Nutzen sich in seiner zukünftigen Wirkmächtigkeit über akademische Kontexte hinaus noch erweisen muss.

Konfligierende Positionalitäten in der südafrikanischen Landreform

Mit den ersten freien demokratischen Wahlen 1994 endete formal die knapp 350-jährige Kolonialgeschichte Südafrikas. Angesichts der vielfältigen, auch im kolonialen Staatsrecht institutionalisierten Strukturen der rassifizierten und ethniserten Diskriminierung sieht sich der Post-Apartheid-Staat seither mit der großen Aufgabe konfrontiert, die enormen Ungleichheiten in der südafrikanischen Gesellschaft zu reduzieren und durch staatliche Reformen zumindest partiell für eine Wiedergutmachung historischen Unrechts zu sorgen.¹

Ein zentrales Betätigungsfeld für staatliche Wiedergutmachungspolitiken stellt dabei die Landreform dar.² Angesichts der südafrikanischen Geschichte weitreichender, kumulativer und in komplexen Formen bis heute fortbestehender Landenteignungen der nichtweißen Bevölkerung ist der neue Staat um Rückerstattung und Umverteilung von Land, finanzielle Entschädigung bzw. um im postkolonialen Recht besser abgesicherte »informelle« Landrechte bemüht. Die staatliche Pflicht für derartige Landreformen ist dabei in der Eigentumsklausel (*Section 25*) der neuen südafrikanischen Verfassung festgeschrieben, die eine Balance zwischen der Sicherung bestehenden Eigentums einerseits und einer umfassenden Umverteilungspflicht der natürlichen Ressourcen in Südafrika andererseits anstrebt. Im Zuge dessen sieht die Verfassung – analog zu diversen liberal-demokratischen Verfassungen weltweit – eine Entschädigungspflicht im Falle einer Enteignung von Privateigentum im öffentlichen Interesse vor. Allerdings muss diese nicht notwendig dem aktuellen Marktwert des Eigentums entsprechen, sondern soll »just and equitable« sein – also grundsätzlichen Maßstäben von Gerechtigkeit genügen, was neben dem Marktwert u. a. die aktuelle Nutzung, die Erwerbsgeschichte, die Rolle staatlicher Subventionen während der Kolonialzeit sowie den Zweck der Enteignung umfasst. Entsprechend dieser Verfassungspflicht begann

1 Einen Überblick über die Kolonialgeschichte und die bis heute fortdauernden massiven Ungleichheiten in Südafrika geben exemplarisch Terreblanche (2002) und Simpson (2022).

2 Zu wichtigen rezenten Analysen der Post-Apartheid Landreform zählen Ntsebeza (2005), Walker et al. (2010), Atuahene (2014), Walker und Cousins (2015), Beinart et al. (2017), Hornby et al. (2017), Mabasa und Mabasa (2021) und Ngcukaitobi (2021).

der postkoloniale südafrikanische Staat unmittelbar nach Ende der Apartheid mit einer entsprechenden Landreform. Ein Ende dieses umfangreichen Reformprozesses ist auch drei Jahrzehnte später nicht abzusehen.³

Trotz gewisser Erfolge steht der Staat dabei in vielerlei Hinsicht in der Kritik. Eine kleine gesellschaftliche Minderheit lehnt unter Berufung auf das zum Zeitpunkt des Landerwerbs nach ihrem Verständnis geltende Recht⁴ (auch der kolonialen Eroberung) oder mit der These, die Zuteilung dieses Landes liege zu lange zurück, um heute rückgängig gemacht werden zu können, jegliche Landreform ab. Allerdings stellt dies eine politisch weitgehend vernachlässigbare Position dar. Die große Mehrheit der Bevölkerung in Südafrika (inklusive der weißen) sieht die Notwendigkeit für eine Landreform. Dennoch bestehen große Unterschiede im Hinblick auf die konkrete Ausgestaltung der erwünschten Reformen. Zum einen geht es um die Frage, welche historisch erworbenen Landrechte heute als illegitim und entsprechend als reformbedürftig gelten: Das eine Extrem markiert dabei die unter weißen Farmer:innen verbreitete Vorstellung, nur nach auch damals geltendem Recht »illegale« Enteignungen seien reformbedürftig (de facto beträfe dies nur wenige Enteignungen von nichtweißen Eigentümer:innen, die zuvor nach geltendem Recht »Eigentum« erworben hatten, bevor dies 1913 weitgehend illegal wurde);⁵ das andere Extrem markieren Positionen – aktuell vor allem von den linkspopulistischen Parteien Economic Freedom Fighters (EFF) und uMkhonto weSizwe (MK Party) vertreten –, die letztlich jede Anerkennung fortbestehender Eigentumsverhältnisse aus der Kolonialzeit, vor allem an Land, als illegitim ablehnen und entsprechend auch keine Entschädigung nach heute geltendem Recht zahlen möchten. In diesem Spektrum verorten sich zudem Positionen, die eine Landumverteilung nicht notwendigerweise oder primär mit staatsrechtlichen Mitteln befürworten, sondern auch Landbesetzungen und andere alternative Landnutzungen unterstützen.⁶

Konfligierende Positionalitäten in der südafrikanischen Landreform bestehen zum Zweiten im Hinblick auf die Frage, ob Landumverteilung an und für sich angesichts der hohen Verwaltungskosten bei oft geringem ökonomischen Mehrwert

3 Eine ausführliche Darstellung der politischen, rechtlichen und praktischen Rahmenbedingungen der südafrikanischen Landreform sowie konfligierender Positionalitäten in diesem umkämpften Feld findet sich in dem von Cherryl Walker und mir verfassten Einleitungskapitel des Sammelbandes, um den es im weiteren Verlauf dieses Beitrags als zentralem Ertrag des strategischen Netzwerkes geht (Zenker und Walker 2024).

4 Diese Position umfasst sowohl Argumente, das seinerzeit positiv geltende Recht könne nicht nachträglich für Unrecht erklärt werden (auch wenn es heute illegitim erscheint oder nicht mehr gilt), als auch Behauptungen über seinerzeit angeblich geltendes Recht, welches nicht der historischen Rechtslage entspricht.

5 Für ein Beispiel dieser von weißen Farmer:innen vertretenen Position in einer Landruckerstatungsklage siehe Zenker (2014).

6 Für ein Beispiel aus dem Umfeld des sogenannten »Solidarity Economy«-Ansatzes, der eine radikale Transformation auch jenseits rechtsstaatlicher Mittel propagiert, siehe Satgar (2019).

für die Nutznießer:innen als die zweckdienlichste Form der Ermächtigung vormals benachteiligter Menschen anzusehen ist (auch weil die Landwirtschaft heute nur noch einen kleinen Anteil der nationalen Wertschöpfung ausmacht) oder ob andere Formen staatlicher Unterstützung – Bereitstellung und Sicherung von Lohnarbeit, Bildung, Gesundheitsversorgung, Sozialhilfe, bedingungsloses Grundeinkommen etc. – besser geeignet sind, schnell(er) eine radikale Transformation der südafrikanischen Gesellschaft zu erreichen.⁷ Zudem lässt sich für die hochgradig kapitalistisch orientierten Agrarunternehmen, die Gegenstand von Landumverteilung sind und im Zuge dessen häufig grundlegend umstrukturiert werden (z. B. für kleinbäuerliche Nutzung), oftmals ein spürbarer Produktionsabfall beobachten, was auch negative Effekte auf die Absicherung von Lohnarbeit auf diesen Farmen haben kann. Die Frage, wie umfassend und wie schnell die Landumverteilung gegebenenfalls auf Kosten der Lebensmittel- und Arbeitsplatzsicherheit durchgeführt werden sollte, ist deshalb zum Dritten ebenfalls Gegenstand von öffentlichen Kontroversen.⁸

Insgesamt ist zu beobachten, dass die staatliche Landreform hinter den selbst-gesteckten ambitionierten Zielen deutlich zurückbleibt, was zu vielstimmiger Kritik unter den (oft weiterhin wartenden potenziellen) Nutznießer:innen dieser Reform, aktuellen Landeigentümer:innen, in sozialen Bewegungen, von NGOs, politischen Parteien, den Medien, unter staatlichen Akteur:innen der Landreform selbst sowie von Landreformexpert:innen führt. Letztere begleiten den Reformprozess seit Jahren forschend und in forschungsbasiert-politikberatender Weise. Wenngleich sich viele der genannten Akteur:innen in ihrer Einschätzung eines relativen Staatsversagens einig sind, so unterscheiden sie sich angesichts ihrer sehr unterschiedlichen und nicht selten agonalen Positionalitäten oft stark im Hinblick auf die Analyse der Ursachen und ihrer Lösungsvorschläge für die Reformkrise.

»Enteignung ohne Entschädigung«: wie forschungsbasiert in eine kontrovers geführte öffentliche Debatte intervenieren?

Im Februar 2018 wurde im südafrikanischen Parlament mit der Stimmenmehrheit des regierenden ANC und des EFF beschlossen, die Eigentumsklausel (*Section 25*) der Verfassung im Hinblick auf die Notwendigkeit einer Änderung zu überprüfen, um gegebenenfalls eine explizite Erwähnung einer »Enteignung ohne Entschädigung« zuzulassen.⁹ Dieser Prozess wurde von einem landesweiten Mei-

7 Exemplarisch in diesem Sinne argumentiert Ferguson (2015).

8 Für eine aktuelle Diskussion diesbezüglicher Herausforderungen aus agrarwirtschaftlicher Perspektive siehe Sihlobo (2023).

9 Die folgende Darstellung der öffentlichen Debatte und wissenschaftlichen Auseinandersetzung um »Enteignung ohne Entschädigung« sowie der Entwicklung eines strategischen Netz-

nungsbildungsprozess begleitet, in dessen Verlauf sich eine gesellschaftliche Spaltung zeigte: In den zahlreichen öffentlichen Anhörungen vor Ort gab es unter den Teilnehmenden eine starke Unterstützung für eine solche Verfassungsänderung, während sich in den mehr als 600.000 schriftlichen Eingaben eine klare Mehrheit gegen eine solche Änderung aussprach. In weiten Teilen verlief diese Spaltung entlang rassifizierter Linien: Die Schwarze Bevölkerung unterstützte die Änderung überwiegend, während der Großteil der weißen Bevölkerung diese ablehnte. Viele der anvisierten Nutznießer:innen der Reformen, die oftmals seit vielen Jahren, wenn nicht Jahrzehnten, darauf warten, dass sie endlich von Rückerstattung, Umverteilung und/oder finanzieller Entschädigung profitieren können, sprachen sich für eine »Enteignung ohne Entschädigung« aus. Damit folgten sie einem Argument linkspopulistischer Politiker:innen der Regierungspartei ANC und des EFF, dem zufolge ein Hauptgrund für die nur langsam vorankommende Landreform darin bestehe, dass die südafrikanische Verfassung in ihrer gegenwärtigen Fassung eine »Enteignung ohne Entschädigung« (angeblich) nicht zulasse.

Diese Situation konfrontierte mich wie viele meiner Kolleg:innen mit einem Dilemma bezüglich der Frage, wessen Perspektiven im Rahmen von öffentlich engagierter Wissenschaft privilegiert werden sollten – die der Betroffenen und/oder diejenigen der Expert:innen. Bevor ich dieses Dilemma genauer ausführe, zunächst zu dessen empirischem Hintergrund: Als Politik- und Rechtsanthropologe forsche ich seit 15 Jahren zu den komplexen Realitäten der staatlichen Landreform in Südafrika und untersuche im Rahmen von Fallstudien und mit Blick auf die Prozesse und Verfahren im Landgericht und des Landreformministeriums insbesondere die Landrück-erstattung. Während ich einerseits die staatlichen Reformbemühungen zur Bekämpfung struktureller Ungleichheiten immer wieder verteidige, kritisiere ich auf Grundlage meiner Forschungsbefunde andererseits auch massive Fehlentwicklungen im verrechtlichten Reformprozess.¹⁰ Auch viele andere Wissenschaftler:innen in Südafrika äußern sich seit Langem in forschungsbasierter Weise kritisch zu unterschiedlichen Aspekten der laufenden Landreform und versuchen, mit dem Ziel einer grundlegenden Transformation in den politischen Prozess zu intervenieren.

In den letzten Jahren geschah dies mit großer nationaler Aufmerksamkeit zum einen im Rahmen des sogenannten *High-Level Panel on the Assessment of Key Legislation and the Acceleration of Fundamental Change* (HLP). Diese Expert:innenkommission unter Vorsitz des früheren südafrikanischen Präsidenten Kgalema Motlanthe, der auch die Landreformforscherin und -aktivistin Dr. Aninka Claas-

werks mit dem Ziel, gemeinsam ein positioniertes Archiv politischer Alternativen zu entwickeln, basiert auf dem von Cheryl Walker und mir verfassten Einleitungskapitel zu dem Sammelband, der im weiteren Verlauf dieses Beitrags thematisiert wird (Zenker und Walker 2024).

¹⁰ Für eine Diskussion von Stärken und Schwächen des Reformprozesses siehe exemplarisch Zenker (2015a, 2015b).

sens (University of Cape Town) angehörte, wurde 2015 vom *Speakers' Forum* der südafrikanischen Legislative mit dem Mandat eingesetzt, mehrere Transformationsgesetzgebungen seit Beginn der demokratischen Ära 1994 im Hinblick auf ihre tatsächliche Wirksamkeit für einen fundamentalen Wandel umfassend zu evaluieren. Der insgesamt 600-seitige Bericht wurde im November 2017 veröffentlicht und legte unter anderem eine detaillierte, mehr als 100-seitige Analyse der Landreform mit zahlreichen konkreten Verbesserungsvorschlägen vor.¹¹

Zum anderen ernannte Präsident Cyril Ramaphosa im September 2018 eine zehnköpfige Expert:innenkommission mit dem Ziel, eine einheitliche politische Perspektive zur Landreform zu entwickeln und dabei auch die Bedingungen, Verfahren und Institutionen für eine künftige Politik der »Enteignung ohne Entschädigung« zu prüfen. Diesem *Presidential Advisory Panel on Land Reform and Agriculture* (PAPLRA) gehörten unter anderen die Landreformexpertin Professorin Ruth Hall (University of the Western Cape), die Landrechtsexpertin Bulelwa Mabasa, der Agrarökonom Wandile Sihlobo (Stellenbosch University) sowie der Advokat Tembeka Ngcukaitobi an. Das Panel veröffentlichte seinen Abschlussbericht im Mai 2019, sprich zu einem Zeitpunkt, als das Verfassungsänderungsverfahren noch im Gange war (dieses scheiterte im Dezember 2021, siehe unten). In diesem Bericht befürwortete die Kommission mehrheitlich eine Änderung der Verfassung, auch wenn sie im Hinblick auf die Frage uneinig war, ob eine solche Verfassungsänderung überhaupt notwendig war oder die bestehende Eigentumsklausel bereits eine »Enteignung ohne Entschädigung« zuließ. Zugleich wurde in ihrem Bericht aber auch deutlich, dass die Kommission die Anzahl der rechtlich zulässigen Fälle einer entschädigungslosen Enteignung – mit oder ohne Verfassungsänderung – für insgesamt sehr begrenzt hielt.¹²

Darüber hinaus zeichnete der PAPLRA-Bericht ein differenziertes Bild zahlreicher Hindernisse der Landreform, die mit der Eigentumsklausel nicht viel zu tun haben – so etwa grundlegende Defizite in der Landverwaltung, Korruption und fehlende Sachkompetenz, eingeschränkte Produktion auf transferierten Farmen (unter anderem wegen zu geringer staatlicher Unterstützung nach dem Transfer), begrenzter ökonomischer Mehrwert für die Reformnutznießer:innen, mangelnde Koordination zwischen den beteiligten Ministerien und Behörden, fehlende übergeordnete Vision für die Landnutzung sowie geringe politische Priorität relativ zu anderen Politikfeldern, entsprechend ein zu kleines Budget und damit ein viel zu langsamer Fortschritt.¹³

Dieser kurze Abriss rezenter Interventionen mit forschungsbasiertem Input lässt das Dilemma erkennen, mit dem sich viele Wissenschaftler:innen durch die

11 Siehe den Bericht des *High Level Panels* (2017).

12 Siehe den Bericht des *Presidential Advisory Panel* (2019).

13 Siehe exemplarisch das kurze »Land Reform Problem Statement« des *Presidential Advisory Panel* (2019): 12–13.

öffentliche Kontroverse um »Enteignung ohne Entschädigung« konfrontiert sehen: Wenngleich der Großteil dieser Expert:innen (mich eingeschlossen) eine radikale Landumverteilung in Südafrika befürworten, so sind viele öffentlich engagierte Wissenschaftler:innen skeptisch, dass eine »Enteignung ohne Entschädigung« die radikale Umverteilung herbeiführen kann, die sie aus Sicht vieler Betroffener verspricht. Daraus ergibt sich eine Spannung, die aktuell auch in der Public Anthropology verstärkt diskutiert wird (vgl. EINLEITUNG ZUM READER; Zenker and Vonderau 2023), nämlich zwischen dem Wunsch einerseits, durch eine verstärkte Kollaboration mit den von politischen Prozessen betroffenen Forschungspartner:innen zu einer Dezentrierung wissenschaftlicher Expertise und einer umfassenderen Citizen Science beizutragen, und dem Ideal andererseits, im Sinne einer politisch engagierten Wissenschaft mehr positionierte Verantwortung auch für die praktischen Implikationen und Konsequenzen der eigenen Forschung zu übernehmen. Wie sollen Wissenschaftler:innen mit Situationen umgehen, in denen die beiden Ziele einer kollaborativen Dezentrierung und einer engagierten positionierten Verantwortungsübernahme und damit Rezentrierung in unterschiedliche Richtungen weisen (Zenker and Vonderau 2023: 152)?

Mit diesem Problem verbindet sich die Frage nach der relativen Legitimität unterschiedlicher Perspektiven und Sprecher:innenpositionen und der doppelten Bedeutung von »Repräsentation« im Sinne von Darstellen und Vertreten, die Gayatri Chakravorty Spivak in ihrem klassischen Essay *Can the Subaltern Speak?* in Anlehnung an Karl Marx mobilisiert (Spivak 1988). Spivak argumentiert hier gegen Michel Foucault und Gilles Deleuze, die die Aufgabe einer fürsprechenden Vertretung der Unterdrückten mit der These zurückweisen, Letztere verfügten selbst über Wissen und könnten für sich selbst sprechen. Dem hält Spivak entgegen, dass in dieser repräsentierenden Geste die Darstellung als »Sprechen von« und die Vertretung als »Sprechen für« auf problematische Weise ineinanderfallen und die Unterdrückten dadurch fälschlich als transparente politische Subjekte mit scheinbar selbstevidenten kohärenten Interessen und Begehren entworfen würden. Hierdurch werde aber die Rolle verschleiert, die kontingente Entscheidungen von de facto doch vertretenden Akteur:innen spielen, wenn sie diese Unterdrückten anscheinend unmittelbar bloß darstellen. Intellektuelle, so folgert Spivak, müssten stattdessen beide Aspekte der Repräsentation adressieren und sich auch mit ihrer eigenen Rolle in der Darstellung und Vertretung subalternen Interessen auseinandersetzen (Spivak 1988: 271–279).

Vor dem Hintergrund dieses Dilemmas der umstrittenen Legitimität unterschiedlicher Perspektiven innerhalb einer immer doppelten Repräsentation ergibt sich für mich und viele meiner wissenschaftlichen Kolleg:innen in Südafrika die grundlegende Frage: wie am besten forschungsbasiert in diese laufende, kontrovers geführte öffentliche Debatte intervenieren, wenn wir das Anliegen der

oft verzweifelt wartenden Nutznießer:innen nach schneller(er) und radikaler(er) Umverteilung teilen, aber aufgrund unserer langjährigen Forschung im Bereich der Landreform und des Eigentumsrechts Zweifel am strategischen Nutzen einer langwierigen Verfassungsänderungsdebatte haben?

Ein strategisches Netzwerk über die Forderung nach einer »Enteignung ohne Entschädigung« (hinaus): für ein positioniertes Archiv politischer Alternativen

Im Kontext hochpolitisierter gesellschaftlicher Kontroversen um den besten Umgang mit dem kolonialen Erbe sind in Südafrika engagierte Forschungen, die sich auch an nichtwissenschaftliche Öffentlichkeiten richten, nicht ungewöhnlich – und dies insbesondere in der Landfrage. Wie oben erläutert, engagieren sich seit vielen Jahrzehnten zahlreiche Kolleg:innen forschungsbasiert in dieser Frage, sei es in Form von Medienbeiträgen oder Politikberatungen, durch Eingaben in Gesetzgebungsprozesse, strategische Prozessführungen und/oder ihre Mitarbeit in weithin sichtbaren Expert:innenkommissionen ebenso wie als Angestellte in Ministerien. Die Situation im Kontext des Verfassungsänderungsprozesses für »Enteignung ohne Entschädigung« war und ist nicht anders: Diverse rechts- und sozialwissenschaftliche Kolleg:innen erstellten Gutachten und intervenierten auf vielfältige Weise in den Prozess einer möglichen Verfassungsänderung sowie in die parallel dazu erfolgende (und damit verflochtene) Neufassung des aus der Kolonialzeit stammenden Enteignungsgesetzes.

Für mich persönlich stellte sich zu Beginn des Verfassungsänderungsprozesses 2018 die Frage, welchen im oben diskutierten Sinne legitimen und potenziell politisch wirkmächtigen Beitrag im Spannungsfeld von Darstellung und Vertretung ich in diesem konfliktreichen Prozess angesichts meiner eigenen Positionalität als privilegiertem relativen Outsider einerseits (weiß, männlich, meist in Deutschland lebender deutscher Staatsbürger, Akademiker) und partiellem Insider andererseits (in Südafrika geborener Deutschsüdafrikaner mit langer lokaler Familiengeschichte, Verantwortungsgefühl im Hinblick auf die Wiedergutmachung kolonialen Unrechts und Forschungsexpertise im verrechtlichten Landreformprozess) leisten könnte. In Ergänzung zu den zahlreichen bereits erfolgenden Interventionen südafrikanischer Wissenschaftler:innen in den laufenden Verfassungsänderungsprozess erschien es mir wichtig, die politisierten Diskussionen um »Enteignung ohne Entschädigung« in einen größeren Zusammenhang zu stellen, der die übergeordnete Frage nach den besten Wegen hin zu mehr (auch radikaler) *Umverteilungsgerechtigkeit* ins Zentrum rückte und entspre-

chend auch die Idee einer »Enteignung ohne Entschädigung« nach diesem Maßstab bewertete. Dazu war im Vergleich zu den laufenden hochgradig technisch-juristischen Diskussionen um eine Verfassungsänderung eine umfangreiche und bedeutend vielfältigere Kollaboration von Expert:innen und *Scholar Activists* vonnöten. So entstand im Gespräch mit meinen südafrikanischen Kolleginnen Cheryl Walker und Zsa-Zsa Boggenpoel, die das übergeordnete Ziel einer Auseinandersetzung mit Umverteilungsgerechtigkeit teilen, der Plan, gemeinsam ein strategisches Netzwerk aus Expert:innen zu initiieren. Ziel dieses Netzwerkes war es, unterschiedliche Expert:innen im Hinblick auf die Möglichkeiten und Grenzen von dringend notwendigen Transformationen im Bereich des Eigentumsrechts, der Landreform und der Umverteilung insgesamt miteinander ins Gespräch zu bringen, um die Ergebnisse dieses Austausches in den politischen Prozess einzuspeisen und gleichzeitig einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Da ich mich zur Zeit der beginnenden Verfassungsänderung im Rahmen meines Forschungsprojektes zur Landrückerstattung als Fellow am Stellenbosch Institute for Advanced Study (STIAS) in Südafrika aufhielt, lag es nahe, Mittel für ein solches Unterfangen am STIAS einzuwerben, was auch gelang. So konnte ich eine Kerngruppe von Expert:innen aus folgenden drei Bereichen zusammenführen: (a) Landreform: Professorin Cheryl Walker, langjährige Antipartheidsaktivistin, Landrechtsexpertin, Landrückerstattungskommissarin (1995–2000) und seinerzeit Inhaberin des *South African Research Chair in the Sociology of Land, Environment and Sustainable Development* am Department of Sociology and Social Anthropology der Stellenbosch University; (b) Eigentumsrecht: Professorin Zsa-Zsa Boggenpoel, Expertin im südafrikanischen Verfassungseigentumsrecht und der Eigentumstheorie und seinerzeit Inhaberin des *South African Research Chair in Property Law* an der Law Faculty, ebenfalls Stellenbosch University; sowie (c) Umverteilungsgerechtigkeit: Professor James Ferguson, langjährige Forschungen im südlichen Afrika, insbesondere zu Fragen einer neuen Politik der Umverteilung und Professor für Sozial- und Kulturanthropologie an der Stanford University.

Das Ziel der Kollaboration in unserer Kerngruppe bestand darin, durch einen intensiven Austausch relevante Aspekte des übergeordneten Themenfeldes »Enteignung ohne Entschädigung« im Kontext von Eigentumsrecht, Landreform und Umverteilung zu identifizieren – ebenso wie dazu arbeitende zusätzliche Expert:innen, die dann als Teil des erweiterten Netzwerkes im Rahmen einer öffentlich zugänglichen Konferenz am STIAS ihre vielfältigen Perspektiven vortragen und mit dem Ziel einer gemeinsamen Buchpublikation diskutieren sollten. Aufgrund der einsetzenden COVID-19-Pandemie erfolgte die Kollaboration innerhalb des Kernteams überwiegend per E-Mail und in Videokonferenzen und nicht wie geplant während gemeinsamer Gruppenaufenthalte in Stellenbosch; zudem musste die Konferenz wiederholt verschoben werden. Dennoch konnte das erwei-

terte Netzwerk zu »Enteignung ohne Entschädigung« und zu radikalen Transformationen im Eigentumsrecht, in der Landreform und der Umverteilungsgerechtigkeit über eine Verfassungsänderung *hinaus* – daher der finale Buchtitel *Beyond Expropriation Without Compensation* – schließlich in der erhofften Weise seine Arbeit aufnehmen.

Am 17. und 18. Februar 2022 fand die Konferenz »Compensation through Expropriation without Compensation? Constitutional Amendment, Land Reform and the Future of Redistributive Justice in South Africa« am STIAS statt. In drei Panels mit je fünf Vorträgen wurde die laufende Kontroverse um »Enteignung ohne Entschädigung« jeweils im Hinblick auf eines der drei Themenfelder behandelt. So wurden im Panel 1 die Chancen und Risiken des geltenden Eigentumsrechts diskutiert. Hierbei ging es in verschiedenen Beiträgen neben der rechtlichen Relevanz der Debatte um »Enteignung ohne Entschädigung« um den größeren Fragehorizont, wie Transformationspotenziale von Eigentumsrecht generell ausgeweitet und besser in eine progressive Rechtspraxis überführt werden können (Rednerinnen: Zsa-Zsa Boggenpoel, Elmien du Plessis, Bulelwa Mabasa, Thuli Madonsela und Juanita Pienaar).

Im Panel 2 standen die Potenziale und Probleme der Landreform im Hinblick auf und jenseits von »Enteignung ohne Entschädigung« im Vordergrund. Die unterschiedlichen Beiträge diskutierten sowohl mögliche Konsequenzen, die sich aus einer »Enteignung ohne Entschädigung« für die Landreform ergeben, als auch zentrale Aspekte der Landreform, die durch den aktuellen Fokus auf reine Verfassungsfragen aus dem Blick geraten wie zum Beispiel schwindende Landrechte von Frauen in ländlichen Gebieten unter der Herrschaft von »(neo)traditionellen Autoritäten« (Redner:innen: Michael Aliber, Danie Brand, Ruth Hall, Paul Hebinck, Sindiso Mnisi Weeks und Cheryl Walker).

Panel 3 öffnete schließlich den Blick hin zu der Frage, welche Wege jenseits der Landreform zu mehr Umverteilungsgerechtigkeit gegangen werden können. Neben einer radikal anders gedachten *Solidarity Economy* und neuen Formen der *Commons*-Politik standen auch eine weitreichende Transformationssteuer sowie ein bedingungsloses Grundeinkommen im Zentrum der Diskussion (Redner: James Ferguson, Mazibuko Jara, Heinz Klug, Khwezi Mabasa und Vishwas Satgar). Bis auf James Ferguson und mich waren alle Redner:innen südafrikanische Forschende, die allermeisten auch in Südafrika ansässig und dort forschungspolitisch aktiv.

Die Konferenz fand hybrid sowohl als Veranstaltung am STIAS in Stellenbosch als auch virtuell gestreamt statt – mit 50 Teilnehmenden vor Ort und über 100 virtuell Zugeschalteten. Das Event war zuvor breit beworben worden. Zudem hatten wir zahlreiche Akteur:innen aus Wissenschaft, Politik und den Medien persönlich eingeladen. Erwartungsgemäß war die Teilnahme von Politiker:innen

und Reformakteur:innen begrenzt – mit der prominenten Ausnahme der obersten Landrückenstellungskommissarin (*Chief Land Claims Commissioner*), Nomfundo Ntloko-Gobodo. Zudem wurde in nationalen Medien über die Veranstaltung berichtet: Professorin Zsa-Zsa-Boggenpoel gab ein Radiointerview in der bekannten *John Perlman Show* des Radiosenders 702; ferner wurde sie im Fernsehprogramm *Newzroom Afrika* (DSTV Channel 405) interviewt, ebenso wie die landesweit bekannte Landreformexpertin und Rednerin auf unserer Konferenz, Professorin Ruth Hall (Institute for Poverty, Land and Agrarian Studies, University of the Western Cape), die im staatlichen Nachrichtensender *SABC NEWS* ein Fernsehinterview gab.



Abb. 1: Professorin Zsa-Zsa Boggenpoel (Stellenbosch University)
während der Konferenz im TV-Interview mit *Newzroom Afrika*

Quelle: © Zsa-Zsa Boggenpoel

Obwohl ich zu den unterschiedlichen, auf der Konferenz diskutierten Fragen eigene Positionen hatte und habe, entschied ich mich im Hinblick auf das oben erläuterte Dilemma dafür, meine Rolle im Kontext dieses Projektes auf die eines Organisators, Kurators und Kommentators zu beschränken (vgl. BINDER und HESS, Sektion KOLLABORATIONEN). Für mich stand im Vordergrund, die laufende Diskussion zur möglichen Verfassungsänderung in den größeren thematischen Kontext der Umverteilungsgerechtigkeit zu stellen, der im Zuge der oft technizistisch geführten und hochgradig spezialisierten eigentumsrechtlichen Detaildiskussionen aus dem Blick zu geraten drohte, und diesen Themenkomplex mit wichtigen süd-

afrikanischen Expert:innen kritisch zu diskutieren. Gemessen an dieser übergeordneten Zielvorgabe, fällt meine abschließende Bewertung der Arbeit des in sich wandelnden Konstellationen auch heute noch aktiven Netzwerkes verhalten positiv aus.

Was am Ende übrig bleibt, oder: (erhoffte) kurzfristige und längerfristige Erträge

Letztlich war das strategische Netzwerk auf drei Teilziele innerhalb einer übergeordneten Auseinandersetzung mit Umverteilungsgerechtigkeit ausgerichtet: Es zielte erstens darauf, die bislang weitgehend isoliert bestehenden kritischen Expertisen von Wissenschaftler:innen, *public intellectuals* und Aktivist:innen zu Eigentumsrecht, Landreform und Umverteilungsgerechtigkeit zu vernetzen und dadurch die Diskussion um »Enteignung ohne Entschädigung« auszuweiten und multidimensionaler und intersektionaler zu gestalten; zweitens war die vom Netzwerk organisierte Konferenz als Ereignis auch performativ daraufhin ausgerichtet, den laufenden politischen Prozess möglichst direkt zu beeinflussen; und drittens sollten die Ergebnisse dieser Konferenz so schnell wie möglich mit dem symbolischen Kapital wissenschaftlicher Expertise versehen in *Open Access* allgemein verfügbar veröffentlicht werden und damit als positioniertes Archiv politischer Alternativen über »Enteignung ohne Entschädigung« hinaus für zukünftige Reformbemühungen nutzbar gehalten werden.

Der im Hinblick auf dieses dritte Teilziel mobilisierte Archivbegriff verbindet zwei Bedeutungen, die laut Ann Stoler analytisch unterschieden werden können, sich in der Praxis jedoch vermischen: nämlich das Archiv als eine konkrete Ansammlung von Dokumenten und sie beherbergenden Institutionen sowie das Archiv als metaphorische Bezeichnung für spezifisch perspektivierte, affektiv aufgeladene und im scheinbar Ursprünglichen und Tatsächlichen verwurzelte Wissensbestände (Stoler 2009: 45). Dieses zweite Verständnis greift auf Michel Foucaults Beobachtung in *Die Archäologie des Wissens* zurück, wonach das Archiv – anstatt sich primär auf einen Textbestand und seine Institution zu beziehen – »das Gesetz dessen [ist], was gesagt werden kann, das System, das das Erscheinen der Aussagen als einzelner Ereignisse beherrscht« (Foucault 1981: 187). Laut Foucault verweist das Archiv damit auf ein historisches *Apriori*, das bestimmte Episteme als überhaupt denkbar, rational und potenziell wahrheitsfähig charakterisiert. In diesem Sinne lässt sich mit einem transdisziplinären Archivbegriff seit dem von Jacques Derrida ausgelösten *Archive Fever* (Derrida 1995) auf positionierte Dokumente rekurrieren, denen bewusst eine darstellend-vertretende und in diesem doppelten Sinne »repräsentative« Signifikanz für zukünftige Bedeutungsprozesse

se zugeschrieben wird. Der Zukunft – oder besser: möglichen Zukünften – gegenüber grundsätzlich offen hält ein solches, immer positioniertes und perspektiviertes Archiv Quellen bereit, die die Möglichkeit politischer Alternativen gegenüber dem *Status quo* beständig im Bereich des Denkbaren halten. Die in Open Access allgemein verfügbare Veröffentlichung der Netzwerkergebnisse kann in diesem Sinne als ein derartiges Archiv politischer Alternativen verstanden werden – geschaffen, um in zukünftigen Reformbemühungen mobilisiert zu werden.

Das erste der drei Teilziele wurde meines Erachtens klar erreicht: Der kollaborative Austausch im Netzwerk, bestehend aus der Kerngruppe sowie der erweiterten Gruppe der Konferenzteilnehmenden, führte zu einem verbesserten Austausch und wechselseitigen Lernen über disziplinäre und thematische Scheuklappen hinweg. Hierbei wurden natürlich auch politische Differenzen bezüglich konkreter Ziele sowie unterschiedlicher Strategien und Taktiken deutlich(er). Insgesamt konnten somit innerhalb des strategischen Netzwerkes neue *wissenschaftliche* Öffentlichkeiten generiert und für einen wechselseitig fruchtbaren Diskurs mit neuen Erkenntnissen nutzbar gemacht werden, der die Diskussion um »Enteignung ohne Entschädigung« insgesamt weitergebracht hat. Aktuell bilden sich, darauf aufbauend, weitere *Spin-off*-Aktivitäten in wechselnden Zusammensetzungen innerhalb des Netzwerkes und mit neuen Erweiterungen.

Im Hinblick auf die zweite Zielsetzung ist zu betonen, dass zum Zeitpunkt der Konferenz im Jahr 2022 – wie wir als Möglichkeit von Anfang an antizipiert hatten – der Verfassungsänderungsprozess bereits abgeschlossen war: Nachdem ein Verfassungsänderungsentwurf ins Parlament eingebracht worden war, scheiterte dieser im Dezember 2021 an der notwendigen Zweidrittelmehrheit, da sich die EFF nicht für den moderateren Änderungstext der regierenden ANC mobilisieren ließ. Nichtsdestotrotz war und ist »Enteignung ohne Entschädigung« weiterhin politisch wie praktisch ein Thema, denn zum einen waren ja ohnehin viele (mich eingeschlossen) der Ansicht, dass eine »Enteignung ohne Entschädigung« auch *ohne* Verfassungsänderung möglich ist; zum anderen wird letzterer Gedanke im neuen Enteignungsgesetz explizit ausbuchstabiert, welches zum Zeitpunkt des Verfassens dieses Beitrags (Juni 2024) nach Zustimmung beider parlamentarischer Kammern dem südafrikanischen Präsidenten zur Unterschrift vorliegt. Während das Thema also weiterhin virulent ist, stand es zur Zeit der Konferenz aber nicht im Zentrum der öffentlichen Diskussion. Diese war seinerzeit vor allem von massiven Korruptionsvorwürfen gegen den ANC sowie den komplexen Krisen in der staatlichen Bereitstellung zentraler Dienstleistungen und Infrastrukturen (Elektrizität, Bildung, Wasser/Abwasser, Gesundheit, Müllabfuhr etc.) geprägt. Neben einer gewissen medialen Präsenz der Konferenz und ihres übergeordneten Themas war die unmittelbare öffentliche Wirkung über den akademischen Kontext hinaus daher relativ begrenzt.

Allerdings war dies unsererseits auch nicht grundlegend anders erwartet worden. Stattdessen lag unser Augenmerk von Anfang an auf der nachfolgenden Publikation der Ergebnisse, durch die wir ein dauerhaft öffentlich zugängliches, positioniertes Archiv politischer Alternativen für die Öffentlichkeit und für fortlaufende politische Prozesse bereitstellen wollten. Aufgrund des inhaltlichen Bezugs zu aktuellen politischen Debatten und Prozessen legte das Herausgeber:innenteam, bestehend aus Cherryl Walker, Zsa-Zsa Boggenpoel und mir, großen Wert auf eine möglichst zügige Veröffentlichung der Konferenzergebnisse. Entsprechend begannen wir umgehend mit dem intensiven Feedbackprozess aller Beiträge, von denen die allermeisten am Ende auch im finalen Band veröffentlicht wurden (sowie ein zusätzlicher von William Beinart).

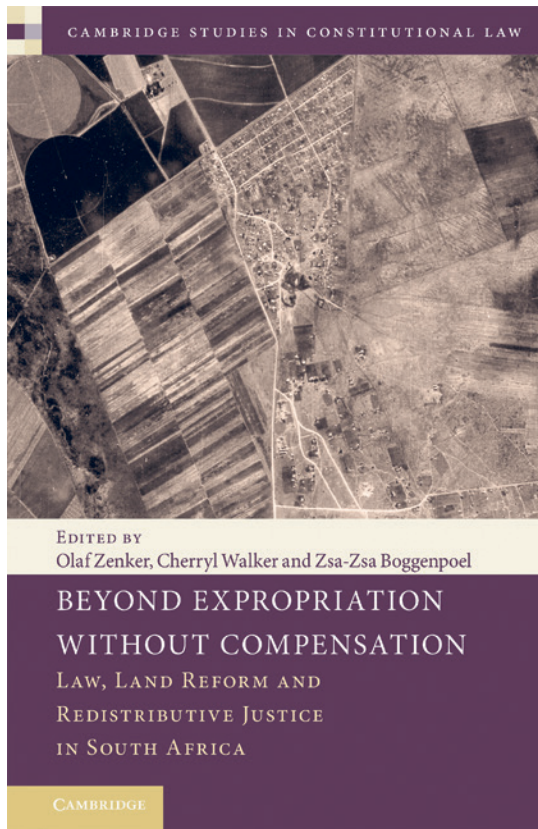


Abb. 2: Das Cover des Netzwerksammelbandes

Quelle: © Cambridge University Press

Parallel zu den Überarbeitungen der Kapitel und der Ausarbeitung der Einleitung waren wir Herausgeber:innen mit der Frage nach dem angemessenen Format unserer Veröffentlichung befasst. Diese sollte von Anfang an kostenlos öffentlich zugänglich sein und zugleich hinreichend den akademischen Qualitätsstandards genügen, um die Publikation für den weiteren politischen Prozess mit dem notwendigen symbolischen Kapital wissenschaftlicher Expertise zu versehen. Um beide Ziele zu erreichen, versuchten wir zuerst, einen Vertrag für eine Ko-Veröffentlichung des Sammelbandes in Open Access durch einen südafrikanischen Verlag und zugleich in Druckfassung für den internationalen Markt durch einen renommierten Universitätsverlag auszuhandeln. Allerdings erwies sich dies trotz längerer und intensiver Gespräche als nicht möglich, da verschiedene Universitätsverlage ein solches Modell nicht attraktiv genug fanden. Letztlich entschieden wir uns daher für einen Open-Access-Vertrag mit Cambridge University Press. Die dafür erforderlichen finanziellen Mittel wurden durch das STIAS-Projekt sowie die beiden *Research Chairs* von Cheryl Walker und Zsa-Zsa Boggenpoel bereitgestellt.



Abb. 3: Roundtable-Diskussion im Rahmen des Book Launch am STIAS, 27. Mai 2024

Quelle: Foto, Noloyiso Mtembu, STIAS Communication Department

Im Frühjahr 2024 erschien nach diversen Verzögerungen im Produktionsprozess der Sammelband *Beyond Expropriation Without Compensation: Law, Land Re-*

form and Redistributive Justice zeitgleich in Open Access und als Printausgabe bei Cambridge University Press.¹⁴ Am 27. Mai 2024 fand ein offizieller Book Launch am Stellenbosch Institute for Advanced Study (STIAS) in Stellenbosch statt. Wir Herausgeber:innen hatten diesen Book Launch bewusst in die politisch aufgeheizte Stimmung zwei Tage vor den wichtigen landesweiten Wahlen in Südafrika gelegt, in denen der seit 1994 regierende ANC mit Verlusten von mehr als 17 Prozent erstmalig keine absolute Mehrheit mehr erringen sollte. Im Rahmen eines *Roundtables* unter der Moderation von Jonathan Jansen, Distinguished Professor an der Stellenbosch University, ehemaliger Präsident der südafrikanischen Akademie der Wissenschaften und bekannter *public intellectual*, diskutierten wir Herausgeber:innen vor und mit den 120 Teilnehmenden vor Ort über die Bedeutung von »Enteignung ohne Entschädigung«, Landreform und Umverteilungsgerechtigkeit angesichts der aktuellen politischen Herausforderungen in Südafrika.¹⁵ Am folgenden Tag und dem Vorabend zu den Wahlen gab Professorin Cherryll Walker im Fernsehprogramm *Newzroom Afrika* außerdem ein Interview zu dem neuen Buch und dessen zentralen Ergebnissen.

Am 13. Juni 2024 fand ausgehend von unserem Netzwerk ein weiterer Book Launch statt, organisiert als Onlineveranstaltung von Vishwas Satgas (University of the Witwatersrand) im Rahmen des *Food Systems Dialogue*, an dem zahlreiche aktivistische Gruppen auch über das Netzwerk hinaus mitwirken. Diese und weitere geplante Veranstaltungen, die aus dem Netzwerk hervor- und über dieses hinausgehen, zielen darauf, unterschiedliche, auch außerakademische Öffentlichkeiten zu adressieren und zu beeinflussen. Ob und in welchem Maße damit längerfristig auch relevante Interventionen in Gesetzgebungsprozesse, Policy-Formulierungen und strategische Prozessführungen zur dringend notwendigen Transformation im postkolonialen Südafrika gelingen können, bleibt abzuwarten. Auf jeden Fall leistet jedoch die Publikation des Netzwerkes für den Moment einen Beitrag zum oben angesprochenen, ständig im Umbau befindlichen positionierten Archiv politischer Alternativen, welches im weiteren Verlauf der politischen Aushandlungen konsultiert, mobilisiert und in Teilen praktisch genutzt werden kann. Wie immer und überall erfordert dies allerdings fortgesetzte Arbeit und bleibt ein prinzipiell unabschließbarer Prozess, über dessen relative Erfolge unterschiedliche Zukünfte Auskunft geben werden.

14 Siehe Zenker et al. (2024), Open Access zugänglich unter: <https://www.cambridge.org/core/books/beyond-expropriation-without-compensation/OOD7E03A4D13812F1A793C844C62F638#fndtn-contents> (Zugriff am 11.06.2024).

15 Eine Videoaufzeichnung des Roundtables im Rahmen des Book Launch findet sich auf dem YouTube-Kanal von STIAS: <https://youtu.be/oPtKpE1sLaM?si=8jVz4NT43BYAg5IS> (Zugriff am 11.06.2024).

Literatur

- Atuahene, Bernadette. 2014. *We Want What's Ours: Learning from South Africa's Land Restitution Program*. Oxford: Oxford University Press.
- Beinart, William, Peter Delius und Michelle A. Hay. 2017. *Rights to Land: A Guide to Tenure Upgrading and Restitution in South Africa*. Auckland Park: Fanele.
- Derrida, Jacques. 1995. *Archive Fever: A Freudian Impression*. Chicago: University of Chicago Press.
- Ferguson, James. 2015. *Give a Man a Fish: Reflections on the New Politics of Distribution. The Lewis Henry Morgan Lectures*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822375524>.
- Foucault, Michel. 1981. *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hornby, Donna, Rosalie Kingwill, Lauren Royston und Ben Cousins (Hg.) 2017. *Untitled: Securing Land Tenure in Urban and Rural South Africa*. Pietermaritzburg: University of Kwa-Zulu-Natal Press.
- Mabasa, Khwezi und Bulelwa Mabasa (Hg.) 2021. *Land in South Africa: Contested Meanings and Nation Formation*. Johannesburg: MISTRA.
- Ngcukaitobi, Tembeka. 2021. *Land Matters: South Africa's Failed Land Reforms and the Road Ahead*. Cape Town: Penguin.
- Ntsebeza, Lungisile. 2005. *Democracy Compromised: Chiefs and the Politics of the Land in South Africa*. Leiden: Brill.
- Satgar, Vishwas. 2019. »With, Against and Beyond the State: A Solidarity Economy through a Movement of Movements.« In *Cooperatives in South Africa – Advancing Solidarity Economy Pathways from Below*, herausgegeben von Vishwas Satgar, 140–166. Pietermaritzburg: UKZN Press.
- Sihlobo, Wandile. 2023. *A Country of Two Agricultures: The Disparities, the Challenges, the Solutions*. Bryanston: Tracey McDonald Publishers.
- Simpson, Thula. 2022. *History of South Africa: From 1902 to the Present*. London: Hurst.
- Spivak, Gayatri Chakravorty. 1988. »Can the Subaltern Speak?« In *Marxism and the Interpretation of Culture*, herausgegeben von Cary Nelson und Lawrence Grossberg, 271–316. Basingstoke: Macmillan.
- Stoler, Ann Laura. 2009. *Along the Archival Grain: Epistemic Anxieties and Colonial Common Sense*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Terreblanche, Solomon Johannes. 2002. *A History of Inequality in South Africa, 1652–2002*. Pietermaritzburg: University of Natal Press.
- The High Level Panel on the Assessment of Key Legislation and the Acceleration of Fundamental Change (HLP). 2017. *Report on the High Level Panel on the Assessment of Key Legislation and the Acceleration of Fundamental Change*. Government Printer (Pretoria). https://www.parliament.gov.za/storage/app/media/Pages/2017/october/High_Level_Panel/HLP_Report/HLP_report.pdf (Zugriff am 27.11.2024).
- The Presidential Advisory Panel on Land Reform and Agriculture (PAPLRA). 2019. *Final Report of the Presidential Advisory Panel on Land Reform and Agriculture* Presidency (Pretoria). <https://www.gov.za/documents/other/final-report-presidential-advisory-panel-land-reform-and-agriculture-28-jul-2019> (Zugriff am 27.11.2024).

- Walker, Cherryl, Anna Bohlin, Ruth Hall und Thembele Kepe (Hg.). 2010. *Land, Memory, Reconstruction, and Justice: Perspectives on Land Claims in South Africa*. Athens: Ohio University Press.
- Walker, Cherryl und Ben Cousins (Hg.). 2015. *Land Divided, Land Restored: Land Reform in South Africa for the 21st Century*. Johannesburg/Athens: Jacana/Ohio University Press.
- Zenker, Olaf. 2014. »New Law against an Old State: Land Restitution as a Transition to Justice in Post-Apartheid South Africa?« *Development and Change* 45(3): 502–523. <https://doi.org/10.1111/dech.12092>.
- Zenker, Olaf. 2015a. »De-judicialization, Outsourced Review and All-too-flexible Bureaucracies in South African Land Restitution.« *The Cambridge Journal of Anthropology* 33(1): 81–96. <https://www.jstor.org/stable/26370555>.
- Zenker, Olaf. 2015b. »Failure by the Numbers? Settlement Statistics as Indicators of State Performance in South African Land Restitution.« In *A World of Indicators: The Making of Governmental Knowledge through Quantification*, herausgegeben von Richard Rottenburg, Sally Engle Merry, Sung-Joon Park und Johanna Mugler, 102–126. Cambridge: Cambridge University Press.
- Zenker, Olaf und Asta Vonderau. 2023. »Collaborations and Contestations in Publicly Engaged Anthropologies: an Exposition.« *Public Anthropologist* 5(2): 129–152. <https://doi.org/10.1163/25891715-05020001>.
- Zenker, Olaf und Cherryl Walker. 2024. »Beyond Expropriation without Compensation: Law, Land Reform and the Future of Redistributive Justice in South Africa.« In *Beyond Expropriation without Compensation: Law, Land Reform and Redistributive Justice in South Africa*, herausgegeben von Olaf Zenker, Cherryl Walker und Zsa-Zsa Boggenpoel, 3–32. Cambridge: Cambridge University Press.
- Zenker, Olaf, Cherryl Walker und Zsa-Zsa Boggenpoel (Hg.). 2024. *Beyond Expropriation without Compensation: Law, Land Reform and Redistributive Justice in South Africa, Cambridge Studies in Constitutional Law*. Cambridge: Cambridge University Press. <https://www.cambridge.org/core/books/beyond-expropriation-without-compensation/OOD7E03A4D13812F1A793C844C62F638#fndtn-contents> (Zugriff am 27.11.2024).

Zwischen Dissemination und Impact: Notizen zu einem Zielkonflikt bei der strategischen Kommunikation anthropologischen Wissens

Hans Peter Hahn und Sylvestre Kouakou*

Abstract

Für die Kommunikation wissenschaftlicher Einsicht für ein Publikum außerhalb der Fächer der Autoren ist es naheliegend, auf bestimmte Kommunikationsstrategien zurückzugreifen. Zwei Strategien der öffentlichen Kommunikation werden hier dargelegt und kritisch diskutiert: Es geht einerseits um Dissemination, was die Strategie einer größtmöglichen Verbreitung bezeichnet, und andererseits um Impact. Letzteres bedeutet, durch gezielte Informationen gegenüber der Politik oder Entscheidungsträger:innen Einfluss auf politische Entscheidungen zu nehmen. Beide Strategien haben Defizite: Dissemination nutzt oftmals problematische Vereinfachungen, während Impact nicht selten zu Missverständnissen oder zur Zurückweisung von Expertenmeinungen führt. Die geschilderten Dilemmata sollten nicht zu einer Zurückhaltung führen, sondern vielmehr als Aufforderung zu einer Reflexion öffentlicher Kommunikation verstanden werden.

Keywords: Wissenschaftskommunikation; Politikberatung; Impact; Dissemination; Medien; Public Anthropology

* Einer der Autoren, S. Kouakou, verfasst zurzeit eine Dissertation zum Thema des Afrikabildes in deutschsprachigen Reportagen. Er untersucht dafür die Werke einer Reihe von Journalisten und analysiert diese im Hinblick auf ihre Kommunikationsstrategien. Vgl. <https://23grad.blog/bucher-uber-afrika/> (Zugriff am 2.2.2024).

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Hahn, Hans Peter und Sylvestre Kouakou. 2025. »Zwischen Dissemination und Impact: Notizen zu einem Zielkonflikt bei der strategischen Kommunikation anthropologischen Wissens.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 279–292. Weinheim: Campus Verlag. https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_017

Humanists as much as scientists should beware the idea that they merely need to supply facts of good character and those facts will find their way where they are needed.

(Morgan 2011: 6)

Kony 2012 war einer der ersten YouTube-Filme, die viral gingen. Innerhalb weniger Monate wurde dieser von dem US-Journalisten Jason Russell im Jahr 2012 produzierte und online gestellte Film über 100 Mio. Mal abgerufen.¹ Russell war nicht nur der Regisseur dieses Videos, sondern ist auch einer der Gründer der Organisation *Invisible Children Inc.* Durch den Inhalt und die visuelle Gestaltung des Videos sollte das im Film erläuterte politische Anliegen unterstützt werden. Im Video geht es um den Bürgerkrieg im Norden Ugandas und insbesondere um einen damals berüchtigten Warlord, Joseph Kony, der zu diesem Zeitpunkt schon seit vielen Jahren die Lord's Resistance Army (LRA) anführte und dem zahlreiche Kriegsverbrechen vorgeworfen wurden. Russell kannte Uganda aufgrund mehrerer Reisen und sein Film forderte, Joseph Kony endlich festzunehmen, um ihn vor ein Gericht zu stellen.² Mit dem Film war ein Spendenaufruf zugunsten *Invisible Children Inc.* verbunden, der um finanzielle Unterstützung für die Jagd nach diesem Kriegsverbrecher warb.

Neben anthropologisch informiertem Wissen spielt für die Aussagen des Videos insbesondere die Vermittlung von Perspektiven auf Afrika und Uganda eine zentrale Rolle. Dieses Filmdokument kann als ein besonders aussagekräftiges Beispiel der Kommunikation im Hinblick darauf verstanden werden, wie Afrika insgesamt, spezieller Uganda und noch genauer die gesellschaftlichen Strukturen in diesem Land medial repräsentiert und rezipiert werden. Das Video spart nicht mit Vorurteilen und Vereinfachungen. Es kann vermutet werden, dass es gerade deshalb eine so große Reichweite erlangt hat.

Mit diesem Beispiel ist das Thema dieses Beitrags angedeutet: Es geht um Strategien der Kommunikation wissenschaftlicher Erkenntnisse. Wie können bzw. sollten Anthropolog:innen sich in Medien äußern, um die Öffentlichkeit über die Inhalte ihres Wissens und ihre Perspektiven auf Kulturen und Gesellschaften zu informieren? Wie können sie Aufmerksamkeit für andernorts vernachlässigte The-

1 Vgl. <https://www.youtube.com/watch?v=Y4MnpzG5Sqc&t=1233s> (Zugriff am 2.2.2024). Russell war selbst durch den unerwarteten Erfolg überrascht und erlitt einen Nervenzusammenbruch (Bal et al. 2013). Medienwissenschaftler:innen haben für solche Erfolge einen Fachaussdruck: *Spreadability* (Bal et al. 2013: 205). Damit stellen sie heraus, dass die außerordentlich hohe Resonanz mehr der Form und weniger dem Inhalt geschuldet ist.

2 Gegen Joseph Kony gab es schon ab 2005 einen Haftbefehl (<https://www.icc-cpi.int/uganda/kony>; Zugriff am 19.6.2024). Trotz der weiten Verbreitung des Videos konnten der Regisseur und seine Mitstreiter:innen ihre zentrale Forderung jedoch nicht realisieren: Joseph Kony wurde niemals gefasst und nie vor Gericht gestellt. Bis heute lebt er frei. Er gilt aber nicht mehr als Gefahr für die Sicherheit Ugandas (Madden 2022); der Bürgerkrieg ist beendet.

menfelder erzeugen und nicht zuletzt auch zur gesellschaftlichen Meinungsbildung in Bereichen beitragen, in denen anthropologisches Wissen bedeutsam sein kann?

Das noch junge Feld der sozialwissenschaftlichen Untersuchung von Wissenschaftskommunikation ist, wie Lars Guenther und Marina Joubert (2017) zeigen, bislang von großen Asymmetrien gekennzeichnet: Während einige wenige Wissenschaftler:innen intensiv in auflagenstarken Medien publizieren und/oder häufig auf Internetplattformen in Erscheinung treten, artikulieren sich andere nur selten gegenüber einer größeren Öffentlichkeit. Welche dieser beiden Kommunikationsstrategien ist effizienter im Hinblick auf das Ziel der Einflussnahme auf öffentliche Diskurse? Die Antwort auf diese Frage mag in vielen Fällen vom jeweiligen Kontext abhängen. Das Anliegen dieses Beitrags ist jedoch grundsätzlicher: Indem Dissemination der anderen, weniger in der Öffentlichkeit sichtbaren Form der Kommunikation, dem Impact, kontrastiv gegenübergestellt wird, soll eine Reflexion eingeleitet werden, die zu einem besseren Verständnis der Folgen unterschiedlicher Muster der Kommunikation führt.

Dissemination

Das hier an den Anfang gestellte Beispiel des YouTube-Videos zeigt idealtypisch, was Dissemination bedeutet, nämlich den hohen Verbreitungsgrad bestimmter Informationen bzw. Wissens Elemente. Dissemination als Strategie der Kommunikation heißt zugleich: Die Autor:innen nehmen in Kauf, dass die damit einhergehenden und für die massenhafte Verbreitung der medialen Inhalte notwendigen Vereinfachungen nicht dem Stand anthropologischen Wissens (im obigen Beispiel: dem Wissen über gegenwärtige Gesellschaften in Afrika) entsprechen.

Dissemination arbeitet in der Regel mit einem Narrativ, einer plausiblen und zugleich einfachen Erzählung, die umfänglich an das erwartbare Vorwissen und die Erfahrungen der Rezipient:innen anknüpft. Dem Kommunikationswissenschaftler John Durham Peters zufolge handelt es sich dabei um eine spezifische Strategie der Kommunikation, bei der es weniger um kommunikative Reziprozität geht, sondern vielmehr um die Autonomie des Senders, der für sich das Vorrecht in Anspruch nimmt, monologisch neue Inhalte zu generieren und zu verbreiten (Peters 2006: 213). Dissemination ist nach Peters etwas grundlegend anderes gegenüber dem ›Dialog‹ als Form der Kommunikation. Aber es gibt nicht nur das ›Entweder-oder‹. In der Praxis sind auch Zwischenstufen anzutreffen, die nach Peters beispielsweise die Übertragung von Nachrichten in Radio oder Fernsehen oder die öffentliche Rede vor einem großen Publikum betreffen. Nach Peters liegen die Vorteile der Dissemination zunächst einmal in der Informationsökonomie, da mit einem verhältnismäßig geringen materiel-

len Aufwand große Zahlen an Rezipient:innen erreicht werden können (Peters 2006: 216).³

Bedeutsam ist Dissemination demzufolge auch in pädagogischen Praktiken, beispielsweise im Gesundheitsbereich oder in Programmen zum Abbau sozialer Vorurteile. Allerdings warnt Peters vor den ethischen Problemen der Dissemination. Oft gehe diese Form der Kommunikation nämlich stillschweigend davon aus, dass es sich bei den bereitwillig eine Nachricht aufnehmenden Rezipient:innen um Menschen mit einem Informationsdefizit handle (Peters 2006: 218). Das Modell der Dissemination setze grundsätzlich die informationelle Überlegenheit der Autor:innen voraus.

Der Kommunikationswissenschaftler Thomas Hanitzsch beschäftigt sich näher mit Autor:innen, die er als »populist disseminators« (Hanitzsch 2011: 484) bezeichnet. Der oben erwähnte Regisseur Jason Russell kann als ein solcher *disseminator* bezeichnet werden. Nach Hanitzsch konzentrieren sich *populist disseminators* auf solche Informationen, von denen sie erwarten, ein größtmögliches Publikum zu erreichen. *Disseminators* in diesem Sinne selektieren Informationen im Hinblick auf das, was ihrer Erwartung zufolge von den Rezipient:innen als »interessant« oder »relevant« wahrgenommen werden wird (Hanitzsch 2011: 485). Sie verhalten sich also einerseits sehr autonom in der Auswahl der Informationen, konzentrieren sich andererseits auf antizipierte Publikumserwartungen. Hanitzsch untersuchte rund 200 Autor:innen aus 18 Ländern und stellte große Unterschiede zwischen den Journalist:innen unterschiedlicher Nationen fest. Während nach Hanitzsch in manchen Ländern fast die Hälfte der Autor:innen als *populist disseminators* zu bezeichnen sind, liegt deren Anteil in Ländern wie den USA oder Deutschland gemäß der Einschätzung von Hanitzsch bei nicht mehr als zehn Prozent der Befragten (Hanitzsch 2011: 487).⁴

Trotz der Ambivalenzen der Dissemination ist festzustellen, dass diese Kommunikationsstrategie zum Beispiel im Hinblick auf Wissen über Afrika eine große Rolle spielt. Diesem Muster der Kommunikation zuzuordnende Formen der Verbreitung von Wissen über massenhaft rezipierte Medien dominiert die deutsche Berichterstattung zu Afrika bis heute (Mükke 2009). Ob es sich dabei um die vor 30 Jahren noch sehr populären und in hoher Auflagenzahl verkauften Werke von Peter Scholl-Latour handelt, um das eingangs erwähnte YouTube-Video oder um die Fernsehsendung *Terra X* – vielfach erreichen solche medialen Inhalte

3 Nach Susanne Fengler (2016: 241) kalkulieren Journalist:innen in der Regel sehr genau, wie viele materielle und zeitliche Ressourcen für einen Beitrag aufzuwenden sind, um ein Maximum an Aufmerksamkeit zu erzielen.

4 Vergleichbar, aber in Nuancen anders, ist die Beschreibung von Marc Deuze (2005: 447). Ihm zufolge ist die Strategie der Dissemination primär durch die Idee des »Dienstes an der Öffentlichkeit« motiviert.

Hunderttausende oder gar Millionen Leser:innen oder Zuschauer:innen.⁵ Es wäre eine unzulässige Vereinfachung, diese Formen der Dissemination als oberflächlichen Populismus abzutun. Sicherlich spielt in den erwähnten Beispielen das Aufgreifen von im Publikum vermuteten Voreinschätzungen und Stereotypen eine große Rolle, aber allein damit wären die Überzeugungskraft und die positive Resonanz auf diese Medienprodukte nicht hinreichend erklärt.

Es gibt kein Copyright auf das Wissen von Anthropolog:innen und es gibt keine Kontrolle über ›richtiges‹ und ›falsches‹ Wissen über Afrika. Es wäre deshalb eine wenig überzeugende Vereinfachung, grundsätzlich zwischen den Autor:innen der oben genannten Beispiele und Anthropolog:innen unterscheiden zu wollen. Auch Autor:innen mit akademischem Hintergrund greifen zu vereinfachenden Darstellungen, wenn das von ihnen genutzte Medium es erfordert. Die häufig zu beobachtende Reaktion, solche massenmedialen Praktiken aus dem Wissensdiskurs des Faches auszugrenzen, ist problematisch. Die damit einhergehenden Versuche der Abgrenzung zwischen öffentlich zirkulierendem Wissen und Fachwissen sind eine wenig glaubwürdige Form der Bewahrung dessen, was innerhalb der betreffenden Disziplinen als anerkanntes und präsentierbares Wissen vorgestellt wird.

Dissemination ist Notwendigkeit und Gefahr zugleich. Ohne eine gewisse kommunikative Reichweite anthropologischen Wissens kann Letzteres weder bestätigt noch kritisiert werden. Die Disziplin wäre dann selbstreferentiell. Zugleich gibt es kaum eine Chance auf eine ernsthafte Wahrnehmung und Berücksichtigung des Wissens von Anthropolog:innen, wenn ihre fachlichen Erkenntnisse und Perspektiven in der Öffentlichkeit kein Gehör finden. Wenn auch indirekt, so kann das im Hinblick auf seine kommunikative Verbreitung angepasste Wissen ferner einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf politisches Handeln haben.

Impact

In der Praxis der Berücksichtigung von Autor:innen und Expert:innen in Fachauschüssen, wissenschaftlichen Beiräten und politischen Entscheidungsgremien gibt es allerdings vielfach eine Verknüpfung zu der von diesen Personen bereits geleisteten Dissemination. Für die Arbeit in solchen Gremien ist im Folgenden auf den zweiten, in diesem Beitrag kontrastiv abgrenzend genutzten Begriff zu verweisen, den Impact.

⁵ Scholl-Latour (1986; 2001) studierte Arabistik und kann deshalb zugleich als Wissenschaftler und als Journalist gelten. Die hohe Auflagenzahl seiner Bücher lässt ihn als *disseminator* erscheinen. Wie die Analyse von einem der beiden Autoren dieses Beitrags (Kouakou) zeigt, entwickelte er ein sehr eigenständiges Afrikabild. Wie Martin Sturmer (2013: 52) ergänzend hervorhebt, nutzt er eine den antizipierten Lesererwartungen entsprechende Begrifflichkeit zu Afrika.

Die Relevanz wissenschaftlichen Wissens bemisst sich der mit diesem Begriff verbundenen Haltung zufolge daran, in welchem Maße es den Wissenschaftler:innen wichtig ist bzw. gelingt, zum Beispiel in der Politikberatung als ›hilfreich‹ oder ›nützlich‹ wahrgenommen zu werden. Natürlich kann auch die Dissemination als eine Form des Impacts verstanden werden. Der Grad der Einflussnahme wäre dann durch die schiere Zahl der Rezipient:innen bestimmt. Impact im Sinne der Politikberatung ist hiervon abgegrenzt, indem die direkte Beratung spezifischer politischer Amtsträger:innen oder von deren Arbeitsbereichen in den Vordergrund rückt. Wenn hier die beiden Begriffe kontrastiv einander gegenübergestellt werden, so geschieht dies mit dem Anliegen, auf die Unterschiede dieser beiden Kommunikationsstrategien aufmerksam zu machen.

Ein frühes Beispiel für die Kommunikationsstrategie des Impacts kommt von einem der klassischen Autoren der Kulturanthropologie, Franz Boas. Seine Studie zur Veränderung der Körpergröße und Kopfform von Nachkommen von Immigrant:innen in den USA aus dem Jahr 1910 wurde schon von Zeitgenoss:innen sehr kontrovers diskutiert (Boas 1912). Sie enthielt zwar sachliche Fehler, stand aber für eine wirksame Politikberatung. Ein weiteres bekanntes Beispiel für Impact ist die Untersuchung von Ruth Benedict zur Kultur Japans (Benedict 1946). Diese Studie wurde noch während des Zweiten Weltkriegs bei japanischen Kriegsgefangenen angefertigt und war zunächst eine Auftragsarbeit für den Militärgeheimdienst, der sich von einer Dokumentation des japanischen Charakters einen strategischen Vorteil in der Kriegführung versprach. Erst nach dem Ende des Konflikts, als dieser militärische Aspekt obsolet geworden war, erfolgte die Veröffentlichung. Sie hat das Japanbild nachhaltig geprägt.

Ein anderer Bereich, in dem Beiträge von Anthropolog:innen einen Impact hatten und haben, ist die Entwicklungszusammenarbeit (z. B. Hahn 2021). Mithilfe anthropologischen Wissens soll das Entstehen von Fehlern und Fehleinschätzungen in entwicklungspolitischen Programmen und Praktiken vermieden und eine verbesserte Justierung bezüglich der vorrangigen Ziele der Entwicklungszusammenarbeit (EZ) vorgeschlagen werden (Prochnow 1996).⁶ Von besonderer Bedeutung ist hier die Kooperation vor Ort. Es geht dabei um die Anwendung ethnografischer Methoden in konkreten EZ-Projekten, bezogen auf eine bestimmte Lokalität, einen Zeithorizont und konkrete Personengruppen. Nur mittels dieser Fokussierung können für die Bedarfe eines bestimmten EZ-Projekts praktisch umsetzbare Impulse gegeben werden (Bierschenk 1988).

6 Ein weiteres Feld, in dem Impact als Strategie der Kommunikation dominiert, ist die Kooperation von Anthropolog:innen mit der Bundeswehr: Vgl. https://www.anthropologi.info/blog/ethnologie/2006/immer_mehr_ethnologinnen_bei_der_bundesw (Zugriff am 2.2. 2024).

Ein weiteres Setting, in dem Anthropolog:innen oft die Strategie des Impacts wählen, ist die Unterstützung von Migrant:innen und Asylsuchenden, insbesondere bei der Zusammenstellung von rechtsrelevanten Akten zu ihrer Biografie (Delalic 2015), aber auch bei Gerichtsprozessen zur Abwendung der Nichtanerkennung eines Antrags auf Asyl (vgl. SCHRAMM, Sektion KOLLABORATIONEN). Mithilfe anthropologischer Expertise können sie kulturelle Besonderheiten des Herkunftslandes belegen oder bestimmte Handlungsweisen der Asylbewerber:innen nachvollziehbar machen.

Die drei genannten Felder von Impact, nämlich (1) Politikberatung (Boas und Benedict), (2) Entwicklungszusammenarbeit und (3) die Vermittlung von kulturellem Wissen über die Herkunftsregionen von Migrant:innen und Asylsuchenden, sind keine erschöpfende Liste. Impact ist beispielsweise auch ein Schlüsselbegriff für die sogenannte Betriebsethnologie, wenn sie auf der Grundlage ihrer Ergebnisse zur Lösung interner Konflikte in den untersuchten Betrieben beiträgt. Dieses letzte Beispiel ist relevant, weil es auf die Bedeutung anthropologischen Methodenwissens verweist (Cefkin 2010). In solchen Fällen geht es weniger um die Vermittlung von vorab verfügbaren akademischen Wissensbeständen, sondern um die Fähigkeit, methodisch sensibel neue Perspektiven auf existierende Problemkonstellationen zu entwickeln.

Vergleichende Betrachtung

Weder Dissemination noch Impact sollten primär vor dem Hintergrund wissenschaftlicher Wissenshorizonte verstanden werden. Bedeutsam ist nicht, welches Wissen Anthropolog:innen mitbringen, um sich öffentlich zu artikulieren. Bei beiden Strategien geht es vielmehr darum, auf gegebene und/oder als relevant empfundene kommunikative Kontexte sensibel zu reagieren und nach Möglichkeit zu antizipieren, was bei den jeweiligen Rezipient:innen als verständlich oder annehmbar angenommen werden könnte (vgl. ADAM, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN). Auch disziplinäre Grenzen sind für keine der beiden Kommunikationsstrategien relevant. Es ist nicht wichtig, ob eine bestimmte Antwort – oder ein Lösungsvorschlag – spezifisch auf anthropologische Konzepte und Perspektiven rekurriert oder etwa soziologisch, psychologisch oder historisch argumentiert.

Viel wichtiger ist in beiden Fällen die *Einpassung*: die Einsicht in die Dringlichkeit eines bestimmten empirischen Problems und die Erwartung, dass die Rezipient:innen bereit sein werden, eine bestimmte Analyse bzw. Perspektive auf dieses Problem zu akzeptieren. Impact als Verfahrensweise orientiert sich an der Aufnahme und Verstehbarkeit durch die Rezipient:innen, Dissemination hingegen am Ziel der maximalen Verbreitung der Information. Von zentraler Bedeutung ist demnach die Bereitschaft der Wissenschaftler:innen, nicht vorrangig mit den Begrifflichkeiten ihres Faches, sondern in den Ausdrucksweisen ihres Publikums zu argumentieren.

Die Strategie des Impacts erfordert Vereinfachung. Auch dies hat sie auf den ersten Blick gemeinsam mit der Dissemination. Eine genauere Betrachtung zeigt jedoch, dass es sich hierbei um eine andere Art von Vereinfachung handelt. Damit anthropologisches Wissen außerhalb des Faches als relevant und wirksam für die Lösung sozialer Probleme angesehen werden kann, muss es oftmals im Hinblick auf das zu lösende Problem zugespitzt werden. Gefragt sind Einsichten, die situativ bzw. kontextuell von Bedeutung sind und nicht unbedingt Allgemeingültigkeit beanspruchen können/wollen.

Im Gegensatz dazu arbeitet die Vereinfachung in der Strategie der Dissemination oft mit Allgemeinplätzen oder mit problematischen Verallgemeinerungen. Kommunikationsstrategische Verfahren des Impacts erlauben hingegen durchaus, sich sehr spezifisch und mit exaktem Bezug zu dem zu lösenden Problem zu äußern. Gegenüber Politiker:innen, Fachleuten der Verwaltung und Expert:innen für bestimmte Institutionen in der Gesellschaft gilt es beim Impact, Beratungen und Empfehlungen auf deren konkrete Bedarfe hin zu formulieren. Das ist oftmals nicht einfach und die von außerhalb des Faches nicht selten geäußerte Kritik, anthropologisches Wissen sei für die gesuchten Problemlösungen nicht hinreichend relevant, zeigt die speziellen Herausforderungen einer impact-orientierten Vorgehensweise.

Trotz mancher Ähnlichkeiten werden so die Unterschiede zwischen den beiden Kommunikationsstrategien deutlich: Während bei Dissemination die Antizipation eines möglichst allgemeinen, öffentlichen Verstehenshorizonts wichtig ist, bemüht sich Impact um Überzeugungskraft für einige wenige (z. B. Politiker:innen, Verantwortliche in der Migrationsbürokratie). Während Dissemination eine nahtlose Einpassung in einen öffentlichen Zeitgeist anstrebt, sieht sich Impact in der Verantwortung, eine umsetzbare Problemlösung zu präsentieren.

Der Migrationsforscher und Anthropologe Ruben Andersson (2018) hat auf der Grundlage eigener Erfahrungen im Bereich der Beratung von Behörden, die mit dem Management von EU-Außengrenzen beauftragt sind, folgende Frage gestellt: Was soll man tun, wenn jeder denkbare, auf der Grundlage der eigenen Forschung formulierte Ratschlag an den Fragen, Erwartungen und Vorstellungen der Administrator:innen und Politiker:innen vorbeigeht? Die Kommunikationsstrategie des Impacts gerät in dieser Situation in eine Sackgasse: Andersson kann wissenschaftliche Argumente auf den Tisch legen, die zeigen, wie falsch bestimmte politische Entscheidungen sind, aber es ist oft schwer, diese Argumente zu kommunizieren, da sie einen hohen Grad an Komplexität aufweisen. Andersson zufolge gilt es daher, zu navigieren zwischen der Gefahr der Belanglosigkeit (Gefälligkeitsgutachten) oder der Beliebigkeit (Aussagen, die als nicht relevant aufgefasst werden).⁷

7 Bridget Anderson berichtet von ihren Erfahrungen in einer ähnlichen Forschung in einem Flüchtlingscamp in Calais: »Responding as a migration expert can reinforce unhelpful framings« (An-

Der politische engagierte Anthropologe Didier Fassin, der in Frankreich seit vielen Jahren die Polizei zum Umgang mit gewalttätigen Jugendlichen in den Banlieues berät, zieht ebenfalls eine skeptische Bilanz im Hinblick auf den Impact seiner Beratungsleistung. Wie Fassin hervorhebt, entfernt sich das »öffentliche Nachleben der ethnografischen Forschung« (Fassin 2015: 592; eigene Übersetzung) immer weiter von seiner eigenen forschungsbasierten Wahrnehmung der Probleme und seinen initialen Vorschlägen, diese zu lösen.

Trotz solcher Erfahrungen des kommunikativen Scheiterns plädiert Andersson dafür, das Risiko grundlegender Missverständnisse zwischen Wissenschaftler:innen und politischen Entscheidungsträger:innen in Kauf zu nehmen. Ihm zufolge impliziert die Strategie des Impacts das Problem, von Politiker:innen instrumentalisiert zu werden, indem Letztere die Beratung absichtlich missverstehen und für Maßnahmen nutzen, die aus Sicht der Wissenschaft nicht hilfreich sind.

Anthropolog:innen, die sich dafür entscheiden, die Strategie des Impacts zu nutzen, müssen bereit sein, die eigene Irrelevanz zu ertragen und eventuell sogar sich die Hände schmutzig zu machen. Aufbauend auf dieser möglicherweise ernüchternden Feststellung empfiehlt Andersson, als Berater:in und aus einer Position der relativen Schwäche gegenüber institutionellen Funktionsträger:innen heraus nach Möglichkeit eine *Trickster*-Rolle einzunehmen. Das bedeutet zum einen, in Kauf zu nehmen, als Wissenschaftler:in eine Randfigur zu bleiben. Zum anderen meint Andersson, dass es manchmal angeraten ist, auf Aussagen zu beharren, die in den Augen der politischen Entscheider:innen unplausibel oder nicht relevant sind. Nur mit solchen paradoxen Taktiken sei es möglich, sich dem Sog der Politikberatung und seinen Forderungen nach schnellen und pragmatischen Antworten zu entziehen.⁸

Im eigenen Fallbeispiel von Andersson zur Beratung im Umgang mit Migrant:innen waren seine Ratschläge den Funktionsträger:innen zufolge Ausdruck einer fatalistischen Haltung. Seine Beratung wurde kritisch gesehen und auf eine einfache Gleichung reduziert: Der Kampf gegen Migration ist im Grundsatz nutzlos.

derson 2015: ohne Seitenzahl).

8 Ruben Andersson hat aus seiner eigenen Untersuchung die Erkenntnis gezogen, dass verbesserte Grenzkontrollen zur Folge haben würden, dass die Migrant:innen höhere Preise für Schlepper bezahlen würden, die ihrerseits neue Techniken und Wege des Transports finden würden, was wiederum die Forderung nach technisch weiter ausgearbeiteten Grenzkontrollen zur Folge hätte. Andersson erkannte, dass seine Beratung zu einem Teufelskreis führen würde. Seine Ratschläge aus einer Trickster-Position heraus erweitern hingegen das Feld. Sie beziehen sich auf Aspekte, die von dem Management von Grenzkontrollen zuvor nicht beachtet wurden. So empfahl er, die Entscheidung für oder gegen Migration schon am Ort der Herkunft der Migrant:innen zu beeinflussen. Die Administrator:innen der spanischen Grenzkontrolle wollten solche Ideen jedoch nicht als Praxisvorschläge annehmen, weil das jenseits ihres Handlungsfeldes liegt.

Doch die Tragik von Andersons letztlich gescheiterter Impact-Strategie hat noch eine weitere Dimension: Auch die Betroffenen der Studie, nämlich die auf ihre Gelegenheit zur Überfahrt wartenden afrikanischen Migrant:innen in Marokko, äußerten sich kritisch über Andersons wissenschaftliche Einsichten. Auch sie hielten seine Forschung für nutzlos, weil er ihnen keine Hilfe anbieten konnte, nach Spanien zu gelangen.

Mit diesem Beispiel sind die Grenzen der Strategie des Impacts deutlich geworden: Können die Ergebnisse der Forschung nicht in eine operationalisierbare Empfehlung umgesetzt werden, verpuffen sie in der Regel wirkungslos. Die Impact-Strategie kann in solchen Situationen zu einer grundsätzlichen Entwertung des Fachwissens führen; eine über das Problemlösungsinteresse hinausgehende Kenntnissnahme – wie es bei der Dissemination der Fall wäre – findet nicht statt. In seiner Analyse dieser Situation verweist Andersson auf einen Artikel von Dominik Boyer (2008: 42–44), der hinsichtlich geläufiger Strategien von Expert:innen den Begriff der *Epistemophagen* geprägt hat. Damit wird metaphorisch auf die Beschädigung oder Entwertung von Fachwissen durch Politik oder Entscheider:innen verwiesen. Epistemophagische Praktiken bedeuten, im Lichte eines vorliegenden fachlichen Wissens auf dessen Nutzung zu verzichten. Nichtwissen wird gegenüber dem bereits verfügbaren Wissen vorgezogen. Solche Praktiken legitimieren sich unter anderem dadurch, dass sie auf andere, mit dem Expert:innenwissen inkompatible Wissenssysteme (z. B. Werte, Emotionen) zurückgreifen.

Es ist an dieser Stelle zu erwähnen, dass sich andere Anthropolog:innen in vergleichbaren Forschungssituationen bzw. -kontexten dezidiert anderer kommunikativer Strategien bedient haben. Ähnlich wie Ruben Andersson die Situation des Wartens vor der Überfahrt afrikanischer Migrant:innen in Marokko untersucht hat, befassten sich Dan Hicks und Sarah Mallet (2019) mit Flüchtlingen in Calais, die dort in einem improvisierten Lager auf die Überfahrt über den Ärmelkanal warteten. Dieser in den Medien vielfach beschriebene Ort mit dem ironisch zuspitzenden Namen *The Jungle* wurde für einige Zeit zu einem Symbol des inhumanen Umgangs mit Geflüchteten in Europa. Das von den beiden Autor:innen zu diesem Lager publizierte Buch kann als ein Beispiel für Dissemination gelten: Es trug bei zu einer substantiellen Verbreitung von Wissen über die besondere Situation der Flüchtlinge in Nordfrankreich.

Schluss

Das Anliegen dieses Beitrags ist es, auf einen Zielkonflikt in der Kommunikation von wissenschaftlichen Erkenntnissen hinzuweisen. Unter anderem wurde hier das Beispiel der Forschung zu Flüchtlingen herangezogen, um die Grenzen der

Strategie des Impacts, aber auch die Probleme der Strategie der Dissemination darzulegen.

Wissenschaftler:innen sind heute aufgefordert, ihr Wissen in die Öffentlichkeit zu vermitteln und ihre Erkenntnisse für politische Entscheidungsprozesse zur Verfügung zu stellen. Fragen der öffentlichen Wahrnehmung von Wissenschaft, genauso wie die Probleme der Verzerrung von wissenschaftlichen Erkenntnissen oder der falschen Erwartungen, die Wissenschaftler:innen bezüglich der allgemeinen Verständlichkeit ihrer Forschungen haben, sind längst zu einem eigenen Forschungsthema geworden (Kienhues und Bromme 2015).⁹

Für Anthropolog:innen ist die Aufgabe des *going public* mit der Herausforderung verbunden, »sich nicht von vorgeprägten politischen Fragen und Konzepten vereinnahmen zu lassen« (Lems und Scharrer 2023: 83). Zudem haben Anthropolog:innen mit exotisierenden Vorstellungen über ihre Disziplin zu kämpfen und müssen sich deshalb immer wieder bemühen, ihre eigenen, oft nicht explizit dargelegten Konzepte von Kultur und Gesellschaft in Anschlag zu bringen.

Zweifellos sind die beiden hier diskutierten Strategien je nach Forschungsfeld nicht gleichermaßen plausibel nutzbar. Wenn Anthropolog:innen sich an die Öffentlichkeit wenden, gibt es aber vielfach beide strategische Optionen der Übersetzung ihrer Erkenntnisse für ein größeres Publikum. Eine Reflexion über die Vor- und Nachteile der beiden hier thematisierten kommunikativen Strategien erscheint daher sinnvoll, um nicht in eine gefährliche Einseitigkeit zu verfallen. Die Orientierung an nur einer der beiden könnte die öffentliche Glaubwürdigkeit wissenschaftlicher Aussagen insgesamt infrage stellen.

Es gilt zu navigieren zwischen der Gefahr der Belanglosigkeit und der Versuchung der Überkonkretisierung. Als ehemals koloniale Wissenschaft hat die heutige Anthropologie ganz grundlegend mit der eigenen Glaubwürdigkeit zu kämpfen. Vielleicht ist heute die Gefahr der Abwicklung des Faches überwunden, aber der Verdacht der Bedeutungslosigkeit ist geblieben. Deshalb plädiert Ruben Andersson (2018) dafür, beide Strategien zu nutzen und deren jeweilige potenzielle Defizite in Kauf zu nehmen.

Anthropolog:innen sollten bereit sein, sich die Hände schmutzig zu machen und eventuell auch missverstanden zu werden. Es sollte zum Rollenverständnis einer in der Wissenschaft agierenden Person gehören, darauf vorbereitet zu sein,

9 Michael Schönhuth (2009) diskutiert in einem Überblicksartikel die öffentliche Wirkung der Anthropologie in historischer Perspektive. Seiner Auffassung zufolge stellt dies eine Geschichte des Niedergangs dar. Nach einigen frühen internationalen Figuren wie Boas, Malinowski und Mead gibt es in der Gegenwart keine Wissenschaftler:innen mit ähnlicher öffentlicher Wirkung mehr. Zudem hebt er hervor, dass Anthropolog:innen heute oft falsch verstanden werden oder in Situationen herangezogen werden, die auf ganz falschen Grundannahmen bezüglich des Begriffs der Kultur aufbauen (Schönhuth 2009: 16).

dass ihre Beratung bei den relevanten Fachleuten weniger Wirkung erzielt als erhofft oder erwartet (Hanitzsch und Lauerer 2019).

Der Sog der Politikberatung fordert einzelne Wissenschaftler:innen (z. B. Migrationsforscher:innen) dazu heraus, schnelle und pragmatische Antworten zu liefern. Auf der Suche nach Wirkungen über den Bereich der eigenen Disziplin hinaus besteht in Beratungskontexten die Gefahr, Opfer der vollständigen Entwertung der eigenen wissenschaftlichen Erkenntnisse zu werden. Auf der anderen Seite des Spektrums steht das Problem, durch geeignete Publikationsformate und mediale Verbreitungsformen die Einsichten der Forschung zwar weit im öffentlichen Raum zu verbreiten, aber bei Entscheidungsträger:innen keine Beachtung zu finden.

Der vorliegende Beitrag hat nicht die Intention, eine Lösung im Sinne einer Handlungsanleitung zu präsentieren. In seinem Zentrum steht vielmehr eine kritische, sicher auch selbstkritische Reflexion über die Existenzbedingung der Anthropologie als einem fragilen und weiterhin marginalen Fach im Lichte einer größeren Öffentlichkeit. Schnelle Antworten sind an dieser Stelle keine zu erwarten; anstelle dessen lautet unser Vorschlag, durch kritisches Denken zu einem reflektierten Umgang mit einem kommunikativen Zielkonflikt zu gelangen. Kritik und Reflexion sind im Umfeld des Nachdenkens über Public Anthropology notwendig und unabweisbar.

Literatur

- Anderson, Bridget. 2015. »What to Do about Calais, in 50 words.« *COMPAS Blog*, 13. August 2015. <https://www.compas.ox.ac.uk/article/what-to-do-about-calais-in-50-words> (Zugriff am 27.11.2024).
- Andersson, Ruben. 2018. »The Price of Impact: Reflections on Academic Outreach amid the ›Refugee Crisis‹.« *Social Anthropology* 26(2): 222–237. <https://doi.org/10.1111/1469-8676.12478>.
- Bal, Anjali S., Chris Archer-Brown, Karen Robson und Daniel E. Hall. 2013. »Do Good, Goes Bad, Gets Ugly: Kony 2012.« *Journal of Public Affairs* 13(2): 202–208. <https://doi.org/10.1002/pa.1475>.
- Benedict, Ruth. 1946. *The Chrysanthemum and the Sword. Patterns of Japanese Culture*. Boston: Houghton Mifflin.
- Bierschenk, Thomas. 1988. »Development Projects as Arenas of Negotiation between Strategic Groups. A Case Study from Bénin.« *Sociologia Ruralis* 28(2–3): 146–160. <https://doi.org/10.1111/j.1467-9523.1988.tb01035.x>.
- Boas, Franz. 1912. »Changes in the Bodily Form of Descendants of Immigrants.« *American Anthropologist* 14(3): 530–562. <https://www.jstor.org/stable/663102>.
- Boyer, Dominic. 2008. »Thinking through the Anthropology of Experts.« *Anthropology in Action* 15: 38–46. <https://doi.org/10.3167/aia.2008.150204>.
- Cefkin, Melissa (Hg.). 2010. *Ethnography and the Corporate Encounter. Reflections on Research in and of Corporations*. Oxford: Berghahn Books.

- Delalic, Enida (Hg.). 2015. *Gebrochene Geschichten. Erinnernte Traumata von Flüchtlingsfrauen aus Bosnien und Herzegowina*. Frankfurt a. M.: Kula.
- Deuze, Mark. 2005. »What is Journalism? Professional Identity and Ideology of Journalists Reconsidered.« *Journalism* 6(4): 442–464. <https://doi.org/10.1177/1464884905056815>.
- Fassin, Didier. 2015. »The Public Afterlife of Ethnography.« *American Ethnologist* 42(4): 592–609. <https://www.jstor.org/stable/43868022>.
- Fengler, Susanne. 2016. »Journalismus als rationales Handeln.« In *Handbuch Journalismustheorien*, herausgegeben von Martin Löffelholz und Liane Rothenberger, 235–248. Wiesbaden: Springer VS.
- Guenther, Lars und Marina Joubert. 2017. »Science Communication as a Field of Research.« *Journal of Science Communication* 16(2): 1–19. <https://doi.org/10.22323/2.16020202>.
- Hahn, Hans P. 2021. »On the Advantages of ›Intentional Amnesia‹: Some Preliminary Notes on a Cultural History of NGOs in Burkina Faso.« In *NGOs and Lifeworlds in Africa. Transdisciplinary Perspectives*, herausgegeben von Melina C. Kalfelis und Kathrin Knodel, 295–309. Oxford: Berghahn.
- Hanitzsch, Thomas. 2011. »Populist Disseminators, Detached Watchdogs, Critical Change Agents and Opportunist Facilitators: Professional Milieus, the Journalistic Field and Autonomy in 18 Countries.« *International Communication Gazette* 73(6): 477–494. <https://doi.org/10.1177/1748048511412279>.
- Hanitzsch, Thomas und Corinna Lauerer. 2019. »Berufliches Rollenverständnis.« In *Journalismus in Deutschland, Österreich und der Schweiz*, herausgegeben von Thomas Hanitzsch, Josef Seethaler und Vinzenz Wyss, 135–161. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-27910-3_6.
- Hicks, Dan und Sarah Mallet. 2019. *Lande: The Calais ›Jungle‹ and Beyond*. Bristol: Bristol University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctvndv935>.
- Hirschberg, Walter. 1999. *Wörterbuch der Völkerkunde*. Berlin: Reimer.
- Kienhues, Dorothe und Rainer Bromme. 2015. *Science and the Public – Wissenschaft und Öffentlichkeit*. Münster: Institut für Psychologie.
- Madden, Eva. 2022. »Kony 2012. 10 Years Later.« *New York Times*, 8. März 2022. <https://www.nytimes.com/2022/03/08/style/kony-2012-invisible-children.html> (Zugriff am 04.10.2024).
- Morgan, Mary S. 2011. »Travelling Facts.« In *How Well Do Facts Travel? The Dissemination of Reliable Knowledge*, herausgegeben von Peter Howlett und Mary S. Morgan, 3–39. Cambridge: Cambridge University Press.
- Mücke, Lutz. 2009. *Journalisten der Finsternis; Akteure, Strukturen und Potenziale deutscher Afrika-Berichterstattung*. Köln: von Halem.
- Peters, John Durham. 2006. »Communication as Dissemination.« In *Communication as ...: Perspectives on Theory*, herausgegeben von John Durham Peters, 211–222. Thousand Oaks, CA: SAGE Publications. <https://doi.org/10.4135/9781483329055>.
- Prochnow, Martina. 1996. *Entwicklungsethnologie. Ansätze und Probleme einer Verknüpfung von Ethnologie und Entwicklungshilfe: zur Diskussion in der deutschsprachigen Ethnologie*. Münster: Lit.
- Lems, Annika und Tabea Scharrer. 2023. »Ethnologie.« In *Handbuch Flucht- und Flüchtlingsforschung*, herausgegeben von Tabea Scharrer, Birgit Glorius, J. Olaf Kleist und Marcel Berlinghoff, 77–86. Baden-Baden: Nomos.

- Scholl-Latour, Peter. 1986. *Mord am großen Fluß. Ein Vierteljahrhundert afrikanische Unabhängigkeit*. Stuttgart: DVA.
- Scholl-Latour, Peter. 2001. *Afrikanische Totenklage – Der Ausverkauf des Schwarzen Kontinents*. München: Bertelsmann.
- Schönhuth, Michael. 2009. »Relevanter werden – Zum Verhältnis zwischen Ethnologie und Öffentlichkeit. Standortbestimmung und Perspektiven.« *Ethnoscripts* 11(2): 12–38.
- Sturmer, Martin. 2013. *Afrika! Plädoyer für eine differenzierte Berichterstattung*. Konstanz: UVK.

Rückkehr zum Dialog: Public Anthropology und die Untersuchung von *repugnant others*

Thomas G. Kirsch

Abstract

Der Beitrag wirft die Frage auf, wie ethnologische Selbstpositionierungen und Repräsentationspraktiken einer Public Anthropology aussehen können, die mit Personengruppen befasst ist, deren Ansichten und Verhaltensweisen in einem gravierenden Widerspruch zu den ethisch-politischen Haltungen des/der Forschenden stehen. Mit Bezug auf eigene Forschungserfahrungen (südafrikanische Sicherheitsindustrie und ein religiöses Feld in Sambia) werden unterschiedliche Modi der Selbstpositionierung bei der Repräsentationsarbeit vergleichend betrachtet. Dies mündet in das Plädoyer, bestimmte Parameter der ›dialogischen Anthropologie‹, die im Zuge der *Writing Culture*-Debatte entwickelt worden waren, für die Public Anthropology über *repugnant others* produktiv zu machen.

Keywords: repugnant others; Selbstpositionierung; ethnographische Repräsentation; dialogische Anthropologie; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Kirsch, Thomas G. 2025. »Rückkehr zum Dialog: Public Anthropology und die Untersuchung von *Repugnant Others*.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 293–304. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_018

Ländliches Sambia, August 1999: Es war eine jener seltenen Gelegenheiten, bei der ich ins Wohnhaus einer mir nur flüchtig bekannten Person eingeladen wurde. Der Heiler hatte im Vorhof eine Diagnose über die Ursachen der Erkrankung seiner Klientin gestellt und lud uns beide nun ein, sein Haus zu betreten, damit Gegenmaßnahmen ergriffen werden können. Im Dämmerlicht beschwor er zwei in kleinen Kalebassen lebende Geistwesen und wies sie an, die von der Klientin erfahrenen nächtlichen Belästigungen durch den Geist ihres verstorbenen Ehemanns zu unterbinden. In unserem Vorgespräch hatte er mir erzählt, dass er die beiden Hilfsgeister in einer entfernten Stadt käuflich erworben habe; es handele sich bei ihnen um die Seelen von Menschen, die vom Verkäufer zu diesem Zwecke ermordet worden seien. Als sich die Klientin schließlich auf den Heimweg machte, nahm mich der Heiler beiseite und unterbreitete mir ein Angebot: Gegen eine angemessene Entschädigung könnten er und seine Geister gerne behilflich sein, wenn mir am Tode einer bestimmten Person gelegen sei. Und um Bedenken auszuräumen, solle ich ihm doch bitte den Namen einer Person nennen, die er dann – quasi als kostenlose ›Arbeitsprobe‹ – mittels seiner Geister erkranken lassen werde. Über die andere Sache könne man dann später sprechen.

In einem Reader über Public Anthropology mag diese ethnographische Vignette überraschen, da sie keinen augenscheinlichen Bezug zum übergeordneten Thema des Buchs hat. Und doch kann die Vignette beispielhaft für das stehen, um was es mir in diesem Beitrag geht, nämlich die Frage, wie die forschungsethische Ausrichtung und die repräsentationspolitischen Modalitäten unseres Engagements in der Public Anthropology mit dem jeweiligen Gegenstandsbereich unserer Forschung und unseren persönlichen Haltungen gegenüber den Aussagen und Handlungen unserer Forschungspartner:innen zusammenhängen. In den allermeisten Situationen meiner Feldforschungen zu religiösen Praktiken in Sambia hätte ich nicht gezögert, meine dortigen Interaktionspartner:innen emphatisch als Forschungspartner:innen zu bezeichnen. Doch in dem Moment, als mir der Heiler das Angebot eines Auftragsmordes unterbreitete, fiel er für mich aus dem Rahmen jeglicher Vorstellung von Partnerschaftlichkeit.

Gewiss, meine ethnologische Ausbildung hatte mich gelehrt, in dem oben beschriebenen fließenden Übergang vom ›Heiler‹ zum ›Hexer‹ eine Manifestation der im südlichen Afrika weit verbreiteten Rollenambivalenzen und potenziellen Überschneidungen zwischen diesen beiden Aspekten soziospirituellem Praxis zu sehen. Insgesamt löste diese Situation in mir jedoch ein reflexhaftes Gefühl der Befremdung und moralischen Empörung aus, das mich auch heute noch befällt, wenn ich mir die Situation in Erinnerung rufe. Ähnlich geht es mir, wenn ich an ein viele Jahre später stattfindendes Forschungsgespräch mit weißen Mitarbeitern einer südafrikanischen Sicherheitsfirma zurückdenke, die während der Apartheidzeit als Polizisten tätig gewesen waren. Sie feixten darüber, wie sie da-

mals untereinander Wetten abgeschlossen hatten, ob die aufwendig gemachten Frisuren der von ihnen (oft willkürlich) in Haft genommenen Schwarzen Frauen aus menschlichem Haar oder Kunststoff bestanden. Perücken, so erinnerten sie sich, seien dadurch leicht zu identifizieren gewesen, dass man sie auf dem Kopf der Frauen mit einem Feuerzeug anzündete.

In meinen beiden unterschiedlichen Forschungskontexten blieben solche schockhaften Momente des Gefühls einer moralischen Empörung für mich eine relativ seltene Erfahrung. Ganz anders ist dies bei ethnologischen Forschungen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben oder im Laufe des Forschungsprozesses nicht umhinkamen, sich intensiv mit dem zu beschäftigen, was Susan Harding (1991) in einem weit rezipierten Artikel als »repugnant cultural others« bezeichnet hat, also mit Personengruppen, deren Weltsicht und Handlungsweisen in einem eklatanten, auch affektiv aufgeladenen Widerspruch stehen zu den ethisch-politischen Grundüberzeugungen der sie untersuchenden Ethnolog:innen (siehe auch NÄSER-LATHER, Sektion POSITIONIERUNGEN).

Eine ethnographierte Personengruppe als *repugnant* (abstoßend) zu verurteilen, ist aus guten Gründen kontrovers. Im Ethos ethnologischer Forschungen, wie er beispielsweise in der Methodenliteratur vermittelt wird, kommt der Prämisse der Unvoreingenommenheit eine zentrale Rolle zu. Wie Ilana van Wyk in ihrem aufschlussreichen Nachvollzug fachgeschichtlicher Etappen der Auseinandersetzung mit Fällen einer abwertenden Repräsentationspraxis in den ethnologischen Fächern argumentiert, sehen sich Ethnolog:innen in der Rezeption ihrer Forschung jedoch nicht selten mit Erwartungen konfrontiert, die diesem Neutralitätsgebot zuwiderlaufen: »There is an unwritten acceptance in the discipline that anthropologists should be naturally sympathetic to people they research, that dislike is an outcome of misunderstanding or ethnocentrism and that harbouring negative feelings in the field disastrously distorts information« (Wyk 2013: 69). Ein Mangel an Sympathie gegenüber den untersuchten Personengruppen wird demnach oft als ein persönliches Versagen von Ethnolog:innen interpretiert, die diesem Verständnis zufolge doch nur genauer hinschauen und mehr Empathievermögen aktivieren müssten, um zu einer positiveren Einschätzung zu kommen.

Es findet sich in den ethnologischen Fächern aber auch die genau entgegengesetzte Position, die ebenfalls forschungsethische Beweggründe geltend macht. In einem Beitrag zum Blog der Zeitschrift *Focaal* mit dem Titel »F*ck the Police! Murderous Cops, the Myth of Police Fragility and the Case for an Insurgent Anthropology« äußert sich Jaime Almaro Alves kritisch über Ansätze in der Polizeiforschung, die sich bei der Thematisierung polizeilicher Arbeit um eine verstehende und emphatische Perspektive bemühen, ihm zufolge aber Gefahr laufen, einer »dangerous humanization of police work« (2013: o. S.) Vorschub zu leisten. Im Unterschied dazu, so Alves, müsse das Ziel ethnologischer Polizeiforschung darin be-

stehen, nicht mit der Polizei, sondern gegen sie zu arbeiten, denn wenn »we do not want our work to end up fueling and corroborating the skepticism over a discipline with an ugly history of complicity with oppressive power, then it is about time for an unapologetic »f*ck the police!« in studies of policing« (ebd.: o. S.).

Das Spektrum der ethnologischen Forschungsfelder, die unter Verwendung des Begriffs der *repugnant others* bearbeitet wurden, reicht von christlichen Fundamentalist:innen (Harding 1991; Howell 2007; Wyk 2013; Marshall 2014; Coleman 2015) über muslimische Salafist:innen (Koning 2020), Akteur:innen im Bereich der nicht-staatlichen Sicherheit (Jeursen 2023) bis hin zur politischen Anhänger:innenschaft von Donald J. Trump sowie anderen Gruppierungen am rechten politischen Rand (Lennon 2018; Pasieka 2019; Pinheiro-Machado und Scalco 2021). Viele der Themen und Debatten, die sich um dieses Schlagwort entsponnen haben, finden sich dabei auch in ethnologischen Analysen, in denen der Begriff zwar nicht explizit verwendet wird, sich die Frage nach der ethisch-politischen Selbstpositionierung von Ethnolog:innen gegenüber den untersuchten Personengruppen aber mit ebenso großer Brisanz stellt.

Wenn sie den Begriff *repugnant others* oder abgeschwächte, im Grundsatz aber vergleichbare Formulierungen wie »people we don't (necessarily) like« (Bangstad 2017) verwenden, geben Ethnolog:innen zu erkennen, dass sie von den Themen und/oder Akteur:innen ihrer Forschungsfelder auf einer persönlichen Ebene affiziert werden, die es ihnen aus ethisch-politischen Gründen verunmöglicht, in bestimmten Aspekten ihrer Forschung am Prinzip der Wertfreiheit festzuhalten. Auch wenn diese unbeschönigte Transparenz der eigenen Positionierung begrüßenswert sein kann, insbesondere wenn sie zu einer kritischen Lektüre der vorgebrachten Argumente einlädt, ist im Einzelfall zu prüfen, welche mitunter machtvollen Differenzziehungen durch die Verwendung solcher Begrifflichkeiten vollzogen werden (vgl. EINLEITUNG, Sektion POSITIONIERUNGEN). Die oben genannten Forschungsfelder lassen die Herausforderungen einer Public Anthropology erahnen, die *repugnant others* zum Gegenstand haben, denn das unter Ethnolog:innen ansonsten vorherrschende Primat der »moral virtue of collaboration, reciprocity, and advocacy fades in the study of oppressive or privileged populations. In such cases, showing solidarity with those we study may make us accomplices to acts of symbolic or real violence« (Teitelbaum 2019: 414).¹

Mit dieser spannungsreichen Variante der Public Anthropology werde ich mich im Folgenden auseinandersetzen. Im ersten Schritt sollen dafür einige epi-

1 In Bezug auf meine Forschungen zeigten sich solche Herausforderungen im Rahmen einer Kooperation mit dem Theater Konstanz in den Jahren 2011 und 2012, bei der ich in intensiver Zusammenarbeit mit Dramaturg:innen und der Schauspielerin Susi Wirth mehrere Themenkomplexe meiner laufenden Forschungen in vier Abendveranstaltungen auf die Bühne brachte – darunter auch meine kritische Analyse der privaten Sicherheitsindustrie im gegenwärtigen Südafrika.

stemische, (repräsentations)politische, methodologische und forschungsethische Entwicklungen der ethnologischen Fächer kursorisch rekapituliert werden. Im zweiten Schritt werde ich abwägen, welche Ansätze der ethnographischen Repräsentationspraxis für ein ethisch-politisch vertretbares Engagement in der Public Anthropology über *repugnant others* produktiv gemacht werden können. Dies mündet in mein Plädoyer für eine positionierungsstrategische Rückkehr zu ausgewählten Parametern der dialogischen Anthropologie.

Wechselnde Positionen

Die *Writing Culture*-Debatte der 1980er Jahre (Clifford und Marcus 1986) kann als Zeitenwende in der ethnologischen Selbstreflexion der eigenen Repräsentationspraxis verstanden werden. Sie hinterfragte vormals geläufige Konventionen ethnographischer Texte und führte vor Augen, mittels welcher machtvollen textuellen Strategien die Selbstautorisierung der Ethnolog:innen und ein ›Othering‹ (vgl. Fabian 1983) der von ihnen untersuchten Personengruppen betrieben wurden. In Ablehnung des zuvor weit verbreiteten »god trick« (Haraway 1988: 581), bei dem wissenschaftliche Beobachtungen vorgeblich vom objektivierenden Nichtort der kulturellen Neutralität gemacht wurden, entstanden so alternative Formen der ethnographischen Repräsentation, in denen den spezifischen soziokulturellen Positionalitäten der Ethnolog:innen und der im Forschungsfeld vorzufindenden Stimmenvielfalt besondere Aufmerksamkeit zukam.

Dem in diesem Zusammenhang entstandenen Ansatz der dialogischen Anthropologie (Tedlock 1993; Dwyer 1982; Crapanzano 1980; Reinhardt 2000) lag die Idee zugrunde, dass Äußerungen lokaler Forschungspartner:innen nicht aus ihrem Kontext gerissen werden dürfen, um sie dann in einem verallgemeinernden Gestus und zum Zwecke der Illustration oder Beweisführung in eine wissenschaftliche Argumentationslinie einzufügen. Vielmehr entfalten sich soziale Wirklichkeiten in einer ununterbrochen laufenden Dynamik wechselseitiger kommunikativer Bezüge, die demnach der eigentliche Erkenntnisgegenstand der ethnologischen Fächer sein sollen. Im dialogischen Ansatz geht es zum einen also darum, die Stimmen von Forschungspartner:innen in ihrer Eigenlogik und -wertigkeit anzuerkennen, und zum anderen, der positionierten Präsenz von Forschenden in der Dialogizität des sich fortlaufend entfaltenden Erkenntnisprozesses Rechnung zu tragen.

Seit den 2000er Jahren wurden solche Überlegungen zugespitzt und mündeten in den gegenwärtig immer lauter werdenden Ruf nach verschiedenen Formen der kollaborativen Forschung (Lassiter 2005; Holmes und Marcus 2008; Boyer und Marcus 2021; Zenker und Vonderau 2023). Die Prämissen und Zielsetzungen der

dialogischen Anthropologie gelten in diesem Kontext als nicht weitreichend genug, denn in der dialogischen Anthropologie sind es die Forschenden, die beispielsweise im Zuge der Formulierung der Forschungsfrage, den übergeordneten Rahmen für die sich im Feld entfaltenden Dialoge setzen (zur Kritik an der dialogischen Anthropologie siehe auch Crapanzano 1990). Um derartige Asymmetrien weiter abzubauen, fordern die Vertreter:innen der kollaborativen Anthropologie, dass lokale Forschungspartner:innen nach Möglichkeit bei der Entwicklung der Forschungsfrage, des Forschungsdesigns sowie bei Fragen der Interpretation und Verwertung der Forschungsergebnisse einzubeziehen sind (vgl. EINLEITUNG, SEKTION KOLLABORATIONEN). Im Erstarken dieses Ansatzes zeigt sich somit eine Verschiebung von den eher epistemologischen und repräsentationspolitischen Fragen der dialogischen Anthropologie hin zu einer programmatischen Ausrichtung auf Fragen der sozialen Relevanz und des realpolitischen Engagements, die stark von forschungsethischen Belangen getragen sind.²

Dieser Reader legt Zeugnis von einer parallel dazu verlaufenden Entwicklung ab, der Public Anthropology, bei der sich Ethnolog:innen gefordert sehen, unter anderem gegenüber nichtwissenschaftlichen Öffentlichkeiten mehr Transparenz und Kommunikationsbereitschaft bzw. -fähigkeit walten zu lassen (vgl. EINLEITUNG ZUM READER): Open Access sowie neue Formen und Formate der Wissenschaftskommunikation sollen dazu verhelfen, die Wissenschaft aus dem sprichwörtlichen Elfenbeinturm herauszuführen und dadurch verstärkt rechenschaftspflichtig zu machen.

Möchte man die skizzierten Entwicklungsstränge (dialogische Anthropologie als Teil der *Writing Culture*-Debatte, kollaborative Anthropology, Public Anthropology) auf jeweils einen zugegebenermaßen stark verkürzten Punkt bringen, kann man sagen, dass sie unterschiedliche Positionen in einem von epistemologischen, (repräsentations)politischen, methodologischen und forschungsethischen Fragen durchdrungenen wissenschaftlichen Feld markieren. Die dialogische Anthropologie steht dann für das Zur-Geltung-Bringen der Stimmen von Forschungspartner:innen innerhalb eines von wissenschaftlicher Seite gesetzten Rahmens; kollaborative Anthropologie für die Bemühung, die Forschungspartner:innen in möglichst viele Aspekte des Forschungsprozesses einzubeziehen; und Public Anthropology für die zu erbringenden ethnologischen Kommunikations- und Übersetzungsleistungen außerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft sowie zwischen unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen.

2 In dieser Hinsicht ähneln kollaborative ethnologische Forschungsansätze dem, was weithin als kennzeichnend für die *activist/engaged anthropology* gilt, wie beispielsweise von Charles Hale skizziert: »By activist research, I mean a method through which we affirm a political alignment with an organized group of people in struggle and allow dialogue with them to shape each phase of the process, from conception of the research topic to data collection to verification and dissemination of the results« (Hale 2006: 97; Hervorhebung hinzugefügt; vgl. EINLEITUNG ZUM READER).

Abwägungen

Es steht meines Erachtens außer Zweifel, dass die Forderung nach kollaborativer Forschung bei der ethnographischen Untersuchung von *repugnant others* an ihre Grenzen stößt (vgl. Zenker und Vonderau 2023). In meinen Forschungen zu nicht-staatlichen Sicherheitspraktiken in Südafrika (siehe zum Beispiel Kirsch 2019), die unter anderem Phasen der teilnehmenden Beobachtung in der privaten Sicherheitsindustrie umfasste, hätte ich beispielsweise nicht gewusst, mit wem und in welcher Weise ich in dem oben erläuterten Sinne hätte »kollaborieren« können, ohne meine persönlichen Wertvorstellungen zu verraten. Sicherlich nicht mit privaten Sicherheitsunternehmen, aber in der Regel auch nicht mit zivilgesellschaftlichen Organisationen wie den sogenannten *Community Policing Forums*, deren kriminalitätspräventive Aktivitäten nicht selten in Akte der Selbstjustiz umschlagen (Kirsch 2010). Auch bei meinen Feldforschungen über pfingstlerische Heilungskirchen in Sambia sah ich keine Möglichkeit einer wissenschaftlichen Kollaboration mit allseits geteilten Zielsetzungen. In dem Bereich, der für meine dortigen Forschungspartner:innen der ausschlaggebende war, nämlich Ermächtigungsprozesse durch den Heiligen Geist, hatte ich definitiv nichts zu bieten. Jenseits meines Anliegens, meine Heuristik und Analyse auch von lokalen Handlungsorientierungen leiten zu lassen (siehe zum Beispiel Kirsch 2008), hätte mich jede andere Form der forschenden Kollaboration von einem Ethnologen potenziell in einen praktizierenden Theologen verwandelt. Anders wäre es gewiss gewesen, wenn ich beispielsweise über Umweltaktivismus geforscht hätte, denn dann hätte es zu einer Verschmelzung von Zielhorizonten kommen können.

Dieser Unterschied zwischen den Forschungsfeldern, in denen ich mich im Laufe der Jahre bewegt habe, und anderen, kollaborationsfreundlicheren Forschungsfeldern, die theoretisch auch möglich gewesen wären, ist bemerkenswert. Die Frage ist nur, welche Schlussfolgerungen aus der Existenz dieses Unterschieds zu ziehen sind. Eine davon könnte sein, dass die Forderung nach kollaborativer Forschung nicht verallgemeinert werden darf, sondern qualifiziert werden muss, so dass ethnographische Untersuchungen in manchen Forschungsfeldern wie den oben erwähnten erst gar nicht an den Prämissen dieser Forderung gemessen werden. Doch, wenn dem so ist, muss auch klar sein, dass die Entscheidung, mit wem kollaboriert werden kann und mit wem nicht, eine ethische und/oder politische ist, die im Einzelfall getroffen werden muss und potenziell immer umstritten bleibt.

Sollen ethnologische Forschungen zu *repugnant others* in eine Public Anthropology überführt werden, tun sich weitere Herausforderungen auf, die »daunting« (Teitelbaum 2019: 419) und teils mit denjenigen vergleichbar sind, die bei ethnographischen Analysen in einer *studying-up*- bzw. *research-up*-Perspektive entstehen können. In ihrem Aufsatz »Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches re-

search up am Beispiel der Unternehmensforschung« machen Bernd Jürgen Warneken und Andreas Wittel (1997) darauf aufmerksam, dass sich ethnographisch Forschende in der Eliteforschung gegenüber ihren Gesprächspartner:innen oft in einer symbolisch markierten untergeordneten Rolle wiederfinden. Sie beleuchten geläufige Strategien von Ethnolog:innen, mit solchen Situationen umzugehen: »Unterwerfung, Mystifizierung, Distanz, Rache« (ebd.: 10). Eine »Unterwerfung« findet ihnen zufolge statt, wenn Forschende die eigene Kritikfähigkeit zurückstellen und sich in die Rolle eines affirmierenden Bauchredners der untersuchten Personen begeben. Von »Mystifizierung« sprechen sie, wenn der Untersuchungsgegenstand als »Arkanwirklichkeit« (ebd.: 12) dargestellt wird, wodurch die Partialität der eigenen Einsichten in diese Wirklichkeit begründet und legitimiert werden soll. »Distanz« äußert sich in der ethnographischen Repräsentationsarbeit, wenn gegenüber der Leser:innenschaft signalisiert wird, dass es sich um eine Außenperspektive handelt – sich Autor:innen also dezidiert auf einer Armlänge Abstand von ihren Interaktionspartner:innen im Feld halten möchten. Zur »Rache« kommt es, wenn sich Forschende im Prozess der Datenerhebung weitgehend kritiklos in die Sozialität des Forschungsfeldes einfügen, bei der Darstellung der Forschungsergebnisse dann aber in einen kritisch-agonalen Modus wechseln.

Mit gewissen Einschränkungen lassen sich diese vier Kategorien auf das Feld der Public Anthropology übertragen. Wird dies mit Blick auf Aussagen und Haltungen von Forschungspartner:innen getan, die von Ethnograph:innen als ethisch-politisch problematisch erachtet werden, so kann »Unterwerfung« meines Erachtens keine ethisch vertretbare Position sein, denn sie würde beispielsweise bedeuten, dass ich die Aussage vieler meiner christlichen Gesprächspartner:innen in Sambia, Frauen seien von Natur aus dem Teufel zugeneigt, nahezu ungefiltert reproduzieren müsste. Als eine geläufige Strategie kontemporärer Aufmerksamkeitsökonomien ist weiterhin zu vermuten, dass »Mystifizierung«, die zweite der von Warneken und Wittel genannten Strategien, ähnlich wie Exotismus bzw. Orientalismus, einen festen Platz in der Public Anthropology in Bezug auf die an sie gestellten Erwartungen (z. B. von Populärmedien) behalten wird – auch wenn dies nicht befördert werden sollte. Es bleiben »Rache« und »Distanz«, auf die ich nun näher eingehen werde.

Zunächst zur »Rache«. Wie in jedem anderen ethnographischen Untersuchungsfeld erfordern Forschungen unter *repugnant others* ein umsichtiges Abwägen zwischen drei Typen des Relativismus sowie die Bereitschaft, je nach Kontext und Interaktionszusammenhang einem oder zwei von ihnen eine Absage zu erteilen. Michael F. Brown (2008) unterscheidet zwischen »kognitivem Relativismus«, der Wissensbestände und Rationalitäten betrifft, und dem »moralischem« bzw. »ethischem Relativismus«. Diese beiden sieht er für das ethnologische Arbeiten als fakultativ – man kann sich ihnen also verschreiben oder nicht. Anders verhält es sich mit seiner dritten Kategorie, dem »methodologischen Relativismus«, denn:

»[f]ieldwork would be impossible to accomplish if anthropologists felt free to voice dismay whenever confronted by practices that struck them as illogical or repugnant. As outsiders and guests, we suspend overt judgment out of respect for our hosts and, it must be said, to be allowed to complete our research. Regardless of its ethical complexities, methodological relativism is likely to remain an uncontested feature of anthropological practice« (Brown 2008: 367).

Eine vergleichbare zeitweilige Suspendierung eigener bewertender Äußerungen gibt es auch in Situationen des Alltags, wenn man eine:n Gesprächspartner:in einen Satz zu Ende sprechen lässt, obwohl man vielleicht schon in der ersten Hälfte des Satzes den Impuls hatte, einer dort getätigten Aussage zu widersprechen. Wurde der Satz aber beendet, müssen sich Forschende in ihren interaktionalen Reaktionen entscheiden, ob sie in dieser Situation kognitiven und/oder moralischen Relativismus zum Tragen kommen lassen möchten oder nicht.³

Ein Fall von ›Rache‹ ist in solchen Konstellationen gegeben, wenn Forschende ihren gegebenenfalls vorhandenen Widerspruch aus der Forschungsinteraktion ausgliedern und erst bei der nachträglichen Repräsentation dieser Interaktionen in (ab)wertender Weise zur Sprache bringen. Auf die Frage der *repugnant others* bezogen, kann daraus meines Erachtens nur gefolgert werden, dass ›Rache‹ keine forschungsethisch vertretbare Position der Public Anthropology ist, möchte man beispielsweise vermeiden, sich dem Vorwurf eines doppelzüngigen Spiels auszusetzen.

Rückkehr zum Dialog

An dieser Stelle meines Arguments trifft die verbleibende Strategie, die ›Distanz‹, auf den Dialog der dialogischen Anthropologie. Wenn es nämlich stimmt, dass eine kollaborative Forschung mit *repugnant others* forschungsethisch problematisch ist, und wenn man meinen obigen Überlegungen folgen möchte, dass ›Distanz‹ die ethisch gebotene Grundhaltung einer Public Anthropology über *repugnant others* sein sollte, dann erscheint eine Rückkehr zu ausgewählten Parametern der dialogischen Anthropologie als ein vielversprechendes Mittel, eine Public Anthropology in diesem Format zu betreiben.

Wie oben dargelegt, ist die dialogische Anthropologie darum bemüht, die dialogischen Wechselbezüge sichtbar zu machen, die sich in Forschungsinteraktionen entfalten. Diese Wechselbezüge können verschiedene Formen annehmen, wobei generell nicht davon auszugehen ist, dass die in einem Dialog getätigten Aussagen von

3 Für eine erhellende Diskussion solcher Entscheidungen im Feldforschungsprozess siehe Schneider 2023.

dem:der jeweils anderen Dialogpartner:in einfach so hingenommen werden. Vielmehr kommt es im Prozess des dialogischen Austauschs immer wieder zu Unterbrechungen, die zu einer Reaktion der jeweiligen Dialogpartner:innen einladen, beispielsweise durch Rückfragen oder ein dezidiertes Hinterfragen bestimmter Aussagen (siehe auch den Begriff der »contestations« bei Zenker und Vonderau 2023).

Genau darin zeigt sich meines Erachtens ein produktives Potential der dialogischen Anthropologie für eine Public Anthropology über *repugnant others*. Werden in der öffentlichen Darstellung solcher Forschungen nämlich dialogische Sequenzen der konkreten Forschungsinteraktionen aufgegriffen, können ethnologische Perspektiven und Argumente in der kritischen Auseinandersetzung mit *repugnant others* den nichtwissenschaftlichen Öffentlichkeiten in performativer Weise vor Augen geführt werden. Bei den eingangs beschriebenen Mitarbeitern einer südafrikanischen Sicherheitsfirma, die sich feixend über früher von ihnen verübte Grausamkeiten ausließen, könnte beispielsweise die Wiedergabe des sich daran anschließenden Austauschs erhellend sein, in dem mir Humorlosigkeit vorgeworfen wurde, während ich mich für ethische Grenzen des Scherzhaften einsetzte. Dadurch wäre meines Erachtens nicht nur ersichtlich geworden, mittels welcher Umdeutungen sich dieses Sicherheitspersonal ihren historischen Verantwortungen entzieht, sondern auch exemplarisch vorgeführt worden, wie vermeintlicher Humor – hier und anderswo – als mikropolitisch Mittel zur Abfederung unbequemer Wahrheiten dienen kann.

Durch den Einsatz dialogischer Sequenzen in der Public Anthropology kann zudem der von Susan Harding beobachteten problematischen Tendenz entgegengewirkt werden, *repugnant others* als eine »category of persons who are significantly homogeneous« (1991: 374) erscheinen zu lassen. In dieser Darstellungsform kommen nämlich individuelle Stimmen zu Wort, deren Kompilation die fallspezifisch gegebene Heterogenität der existierenden Positionen in der untersuchten Personengruppe sichtbar macht.

Die eventuell bestehende Gefahr, den Stimmen der *repugnant others* durch diese Darstellungsform ein ungebührlich großes Gewicht zu verleihen, wird in der hier vorgeschlagenen, dialogische Elemente aufgreifenden Public Anthropology wiederum dadurch aufgefangen, dass sie diese Stimmen mittels wissenschaftlicher Fragestellungen rahmt und perspektiviert, die sich substanziell von den Weltanschauungen und Aspirationen der entsprechenden Akteur:innen unterscheiden. Was bei der Untersuchung vulnerabler Personengruppen ein Nachteil ist, gereicht der dialogischen Public Anthropology folglich zum Vorteil, wenn es um *repugnant others* geht – das Einnehmen einer rahmenden Außenperspektive, in der bestimmte ethische und/oder politische Prinzipien nicht verhandelbar sind.

In diesem doppelten Gestus würde die skizzierte Vorgehensweise einer Public Anthropology über *repugnant others* sowohl Kritikfähigkeit kultivieren als auch die grundsätzliche Bereitschaft zu einem weiterführenden Austausch mit ihnen zum

Ausdruck bringen. Dies ist es, so meine ich, was eine (punktuelle) Rückkehr zum Dialog in der Darstellung von Forschungen über Menschen leisten könnte, mit denen man sich nicht gemeinmachen möchte.

Literatur

- Alves, Jaime A. »F*ck the Police! Murderous Cops, the Myth of Police Fragility and the Case for an Insurgent Anthropology.« *FocaalBlog* (blog). 27. April 2021. <https://www.focaalblog.com/2021/04/27/jaime-a-alves-fck-the-police-murderous-cops-the-myth-of-police-fragility-and-the-case-for-an-insurgent-anthropology/> (Zugriff am 12.05.2024).
- Bangstad, Sindre. 2017. »Doing Fieldwork among People We Don't (Necessarily) Like.« *Anthropology News* 58(4): 238–243. <https://doi.org/10.1111/AN.584>.
- Boyer, Dominic und George E. Marcus (Hg.). 2021. *Collaborative Anthropology Today: A Collection of Exceptions*. New York: Cornell University Press.
- Brown, Michael F. 2008. »Cultural Relativism 2.0.« *Current Anthropology* 49(3): 363–383. <https://doi.org/10.1086/529261>.
- Clifford, James und George E. Marcus (Hg.). 1986. *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley: University of California Press.
- Coleman, Simon. 2015. »Borderlands. Ethics, Ethnography, and »Repugnant« Christianity.« *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 5(2): 275–300. <https://doi.org/10.14318/hau5.2.016>.
- Crapanzano, Vincent. 1980. *Tuhami: Portrait of a Moroccan*. Chicago: University of Chicago Press.
- Crapanzano, Vincent. 1990. »On Dialogue.« In *The Interpretation of Dialogue*, herausgegeben von Tulio Maranhao, 269–291. Chicago: University of Chicago Press.
- Dwyer, Kevin. 1982. *Moroccan Dialogues: Anthropology in Question*. Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Fabian, Johannes. 1983. *Time and the Other: How Anthropology Makes its Object*. New York: Columbia University Press.
- Hale, Charles R. 2006. »Activist Research v. Cultural Critique: Indigenous Land Rights and the Contradictions of Politically Engaged Anthropology.« *Cultural Anthropology* 21(1): 96–120. <https://doi.org/10.1525/can.2006.21.1.96>.
- Haraway, Donna. 1988. »Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective.« *Feminist Studies* 14(3): 575–599. <https://doi.org/10.2307/3178066>.
- Harding, Susan. 1991. »Representing Fundamentalism: The Problem of the Repugnant Cultural Other.« *Social Research* 58(2): 373–393. <https://www.jstor.org/stable/40970650>.
- Holmes, Douglas R. und George E. Marcus. 2008. »Collaboration Today and the Re-imagination of the Classic Scene of Fieldwork Encounter.« *Collaborative Anthropologies* 1(1): 81–101. <https://doi.org/10.1353/cia.0.0003>.
- Howell, Brian M. 2007. »The Repugnant Other Speaks Back: Christian Identity as Ethnographic »Standpoint«.« *Anthropological Theory* 7(4): 371–391. <https://doi.org/10.1177/1463499607083426>.
- Jeursen, Thijs. 2023. *The Vigilant Citizen: Everyday Policing and Insecurity in Miami*. New York: New York University Press.

- Kirsch, Thomas G. 2008. *Spirits and Letters. Reading, Writing and Charisma in African Christianity*. Oxford: Berghahn Books. <https://doi.org/10.1515/9780857450104>.
- Kirsch, Thomas G. 2010. »Violence in the Name of Democracy: Community Policing, Vigilante Action and Nation-Building in South Africa.« In *Domesticating Vigilantism in Africa*, herausgegeben von Thomas G. Kirsch und Tilo Grätz, 139–162. Oxford: James Currey.
- Kirsch, Thomas G. 2019. »Securing Security: Recursive Security Assemblages in South Africa.« In *Spaces of Security. Ethnographies of Securityscapes, Surveillance and Control*, herausgegeben von Setha Low and Mark Maguire, 122–140. New York: New York University Press.
- Koning, Martijn de. 2020. »For Them it is just a Story, for Me it is my Life.« Ethnography and the Security Gaze. Academic Research with »Salafi« Muslims in the Netherlands.« *Journal of Muslims in Europe* 9: 220–239. <https://doi.org/10.1163/22117954-12341418>.
- Lassiter, Luke Eric. 2005. »Collaborative Ethnography and Public Anthropology.« *Current Anthropology* 46(1): 83–106A. <https://doi.org/10.1086/425658>.
- Lennon, Myles. 2018. »Revisiting »The Repugnant Other« in the Era of Trump.« *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 8(3): 439–454. <https://doi.org/10.1086/700979>.
- Marshall, Ruth. 2014. »Christianity, Anthropology, Politics.« *Current Anthropology* 55(S10): 344–356. <https://doi.org/10.1086/677737>.
- Pasieka, Agnieszka. 2019. »Anthropology of the Far Right. What if We Like the »Unlikeable« Others?« *Anthropology Today* 35(1): 3–6. <https://doi.org/10.1111/1467-8322.12480>.
- Pinheiro-Machado, Rosana und Lucia Scalco. 2021. »Humanising Fascists? Nuance as an Anthropological Responsibility.« *Social Anthropology* 29(2): 329–372. <https://doi.org/10.1111/1469-8676.13048>.
- Reinhardt, Thomas. 2000. *Jenseits der Schrift: dialogische Anthropologie nach der Postmoderne*. Frankfurt am Main: IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Schneider, Luisa T. 2023. »Time, Co-Creation and Collaborative Research: Moving from a Sympathetic Commonality towards Empathetic Distance.« *Public Anthropologist* 5(2): 270–292. <https://doi.org/10.1163/25891715-bja10048>.
- Tedlock, Dennis. 1993. »Fragen zur dialogischen Anthropologie.« In *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, herausgegeben von Eberhard Berg und Martin Fuchs, 269–287. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Teitelbaum, Benjamin R. 2019. »Collaborating with the Radical Right. Scholar-Informant Solidarity and the Case for an Immoral Anthropology.« *Current Anthropology* 60(3): 414–435. <https://doi.org/10.1086/703199>.
- Warneken, Bernd Jürgen und Andreas Wittel. 1997. »Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung.« *Zeitschrift für Volkskunde* 93: 1–16.
- Wyk, Ilana van. 2013. »Beyond Ethical Imperatives in South African Anthropology: Morally Repugnant and Unlikeable Subjects.« *Anthropology Southern Africa* 36(1 & 2): 68–79. <https://doi.org/10.1080/23323256.2013.11500044>.
- Zenker, Olaf und Asta Vonderau. 2023. »Collaborations and Contestations in Publicly Engaged Anthropologies: An Exposition.« *Public Anthropologist* 5(2): 129–152. <https://doi.org/10.1163/25891715-05020001>.

Dynamiken der Selbst- und Fremdpositionierung: Navigieren in konflikthaften Feldern am Beispiel von Forschungen zu antifeministischen Diskursen

Marion Näser-Lather

Abstract

Der Beitrag stellt am Beispiel eines Projektes zu anti-»genderistischen« Diskursen in akademischen Kontexten dar, wie Selbst- und Fremdpositionierungen von Forschenden in (konflikthaften) Interaktionen mit Feldpartner:innen und interessierten Öffentlichkeiten emergieren können, wie sich dies im Forschungsverlauf verändert und welche Folgen sich daraus für das Handeln während der Feldforschung und für die Repräsentation der Forschungsergebnisse ergeben. Auf der Basis dieser Erfahrungen und unter Rückgriff auf Positionierungsdebatten in den ethnologischen Fächern reflektiert der Beitrag relevante Ebenen für Positionierungsentscheidungen und zeigt auf, welche Schlussfolgerungen sich für eine Public Anthropology in sensiblen Feldern ziehen lassen, unter anderem in Form eines Schutzkonzeptes für die Kommunikation mit Öffentlichkeiten.

Keywords: Antifeminismus; Wissenschaftsfreiheit; Positionierung; Konflikte im Feld; rechte Öffentlichkeiten; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Näser-Lather, Marion. 2025. »Dynamiken der Selbst- und Fremdpositionierung: Navigieren in konflikthaften Feldern am Beispiel von Forschungen zu antifeministischen Diskursen.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 305–324. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_019

Selbst- und Fremdpositionierungen von Forschenden emergieren im Zusammenspiel mit unterschiedlichen Feldakteur:innen sowie im Rahmen von Interventionen relevanter Teilöffentlichkeiten; dadurch entstehen Möglichkeitsräume, aber auch Beschränkungen und Barrieren hinsichtlich der Kommunikation über die eigene Forschung.¹ Wie sich dies vollziehen kann, werde ich am Beispiel meines Forschungsprojekts über *Anti-»genderistische« Argumentationen in akademischen Kontexten* zeigen, das ich im Rahmen des interdisziplinären BMBF-Verbundprojekts *REVERSE* durchgeführt habe.²

Konflikte um Positionierungsfragen treten in besonderer Vehemenz in sensiblen Feldern auf. Im vorliegenden Fall handelte es sich um Debatten über den Stellenwert der Gender Studies. Die Infragestellung der Zweigeschlechtlichkeit und der Verweis auf die Kultürllichkeit und Konstruiertheit der Kategorie Geschlecht durch die Gender Studies rufen oft Widerstand und Abwehrmechanismen hervor. Dieses stark politisierte Forschungsfeld präsentierte sich mir in Form zweier im Hinblick auf die Akteur:innen getrennter, aber inhaltlich miteinander interagierender Teilfelder. Einerseits traf ich auf Feldpartner:innen, mit deren Einstellungen und Werten ich nicht übereinstimmte und die für mich in Sindre Bangstads Kategorie der »people we don't (necessarily) like« fielen (siehe Bangstad 2017; vgl. auch KIRSCH, Sektion POSITIONIERUNGEN), nämlich Wissenschaftler:innen unterschiedlicher Disziplinen, die als Kritiker:innen der Gender Studies auftreten und das Anliegen der Gender Studies als »Genderismus« oder »Gender-Ideologie« bezeichnen; diese Wissenschaftler:innen bildeten mein erstes Teilfeld. Andererseits war ich in Interaktionen mit Forscher:innen in den Gender Studies eingebunden, deren Community ich mich im weiteren Sinne zugehörig fühlte und denen gegenüber ich ein Gefühl der Loyalität verspürte – mein zweites Teilfeld.

Für meine Forschung habe ich diskursanalytisch 23 Publikationen von zehn Wissenschaftler:innen unterschiedlicher Fachrichtungen ausgewertet, die sich gegen ein Feindbild positionieren, das sie als »Gender« oder »Genderismus« bezeichnen, worunter sie so heterogene Phänomene wie »den Feminismus«, »Gender Mainstreaming« oder auch »die Gender Studies« verstehen. Mit vier dieser Wissenschaftler:innen habe ich zudem Interviews durchgeführt. Die Auswirkungen dieser Diskurse auf die Gender Studies habe ich anhand von sechs themenzentrierten Interviews mit Fachvertreterinnen und teilnehmenden Beobachtungen

1 Dieser Beitrag basiert auf einem bereits erschienenen Artikel (Näser-Lather 2023) sowie auf Diskussionen im Rahmen eines Workshops des DFG-Forscher:innennetzwerks Public Anthropology in Halle (28.09.–01.10.2023), unter anderen mit Hans-Peter Hahn, Thomas G. Kirsch, Magnus Treiber und Olaf Zenker, denen ich sehr für ihr Feedback und ihre Inputs danke.

2 Das Akronym steht für *Krise der Geschlechterverhältnisse? Antifeminismus als gesellschaftsspaltesendes Krisenphänomen*. Das Projekt war am Zentrum für Gender Studies der Universität Marburg angesiedelt (Projektlaufzeit: 2017 bis 2019).

bei wissenschaftlichen Konferenzen untersucht. Meine Feldforschungserfahrungen und mein empirisches Material habe ich für diesen Beitrag einer autoethnographischen *relecture* unterzogen.

Im ersten Schritt werde ich zeigen, von welchen Erwägungen, Ereignissen, Interaktionen, Relationalitäten und emotionalen Herausforderungen die Positionierungen von Forschenden sowie die Transformationen dieser Positionierungen im Forschungsprozess in einem solchen konflikthaften Feld abhängen können. Ich werde darauf eingehen, wie meine Selbstpositionierungen im Verlauf des Projekts interagierten mit dem Positioniertwerden durch Akteur:innen, die unterschiedlichen Teilen meines Feldes angehörten, und durch mit diesen zusammenhängenden – wissenschaftlichen wie nichtwissenschaftlichen – Öffentlichkeiten. Zudem beleuchte ich die Auswirkungen dieser Dynamiken auf mein Handeln während der Feldforschung und meine Repräsentation des Feldes.

Im zweiten Schritt werde ich unterschiedliche Ebenen reflektieren, die meine Positionierungsentscheidungen und damit auch meine Möglichkeiten hinsichtlich einer Public Anthropology konturiert haben und dies durch Schlaglichter auf fachhistorische wie aktuelle Debatten zu diesem Themenkomplex kontextualisieren. Abgeschlossen wird mein Beitrag durch einen Blick auf die Schlussfolgerungen, die sich aus meinen Erfahrungen für eine Public Anthropology in sensiblen Feldern ziehen lassen.

Annäherungsversuche und Angriffe: das Teilfeld der Gender-Studies-Gegner:innen

Meine Anfangspositionierung im Forschungsprojekt war durch meine Identität als genderfluide deutsche Kulturanthropologin aus der Mittelschicht gekennzeichnet, die sich politisch eher links verortet. Geschlechterbezogene Themen gehörten schon vor dem *REVERSE*-Projekt zu meinen Schwerpunkten, auf der Basis einer post-strukturalistischen, queerbefeministisch informierten Perspektive, die Geschlecht als Spektrum begreift. Ich bin daher selbst Teil des Feldes der Geschlechterforschung. Die Idee zu meinem Forschungsprojekt entstand aus meiner Rezeption der abwertenden Äußerungen des Kasseler Evolutionsbiologen Ulrich Kutschera (2016) zu den Gender Studies. Mich interessierte, warum er und andere Wissenschaftler:innen in meinen Augen abstruse Thesen über die Gender Studies aufstellten und diesen die Wissenschaftlichkeit absprachen. Mein erster Impuls war, ihre Behauptungen widerlegen zu wollen. Ich habe meine Forschung also bereits aus einer Position der Involviertheit und einer eigenen dezidierten Haltung gegenüber den Debatten begonnen, die ich erforschen wollte. Dennoch war ich sehr neugierig auf die Begründung ihrer Positionen, gerade da sie mir so fremd waren.

Am Anfang meiner Forschung zeigten sich bei mir daher Tendenzen zur Veränderung der ›gender‹-kritischen Wissenschaftler:innen. Gegenüber dem anderen Teil meines Feldes, den Gender Studies, legte ich zu Beginn hingegen eine Einstellung an den Tag, die eine Nostrifizierung, also eine gedankliche Vereinnahmung nach eigenen Maßstäben, beinhaltete (vgl. EINLEITUNG, Sektion POSITIONIERUNGEN). Durch die unten beschriebenen Dynamiken im Feld haben sich die Tendenzen zur Veränderung im Laufe der Zeit verstärkt, während die Nostrifizierung sich abgeschwächt hat. Ich bemühte mich jedoch durchgehend, meine Bias zu überwinden, indem ich meine persönlichen Einstellungen reflektierte, um eine möglichst unvoreingenommene Haltung meinen Gesprächspartner:innen gegenüber an den Tag legen zu können. Dies wurde im Projektverlauf allerdings zunehmend herausfordernder.

Mit beiden Teilen meines Feldes mussten Beziehungen ausgehandelt werden. Dies traf jedoch auch auf die den Akteur:innen zugehörigen Öffentlichkeiten zu, die sich für mich erst während des Projektverlaufs als relevant herausstellten, in die ich jedoch – teils von Anfang an – nolens volens hineinwirkte: Männerrechtler:innen, konservative bis radikal rechte Blogs und online-Medien, fundamentale christliche Bewegungen und Medien, sowie – im weiteren Verlauf – die politische Sphäre.

Feministische Aktivitäten und Entwicklungen in den Gender Studies werden von ›Gender‹-Gegner:innen, zu denen auch die den Gender Studies kritisch gegenüberstehenden Wissenschaftler:innen gehören,³ aufmerksam zur Kenntnis genommen. Diese waren sich daher meiner Absicht, sie zu erforschen, bereits vor Projektbeginn bewusst und wurden durch die Kenntnis meines Projektes beeinflusst, ohne dass ich dies beabsichtigt hatte – und zunächst auch ohne mein Wissen. Auslöser dafür war die Veröffentlichung einer Pressemitteilung zu Laufzeitbeginn des Verbundprojekts *REVERSE*. Dieses war im Rahmen der Ausschreibung der Förderlinie »Zusammenhalt stärken in Zeiten von Krisen und Umbrüchen« beim Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) beantragt worden; in unserem Projektantrag hatten wir die These formuliert, dass antifeministische Diskurse den gesellschaftlichen Zusammenhalt gefährden. In der Pressemitteilung, die auf der Homepage der Philipps-Universität Marburg und auf überregionalen Nachrichtenportalen veröffentlicht wurde,⁴ stellten wir eben diese These ins Zentrum. Ein weiterer Stein des Anstoßes in der Pressemitteilung war die Verwendung des Terminus »Antifeminismus« für die Anti-›Gender‹-Diskurse, die wir untersuchen wollten. Wir hatten diesen Begriff nach reiflicher Überlegung ge-

3 Andere Gruppierungen, die den Gender Studies ablehnend gegenüberstehen, sind beispielsweise fundamentalreligiöse oder rechtskonservative bis radikal rechte Kreise (siehe dazu auch Näser-Lather 2020: 121–123).

4 Siehe <https://idw-online.de/de/news684356> (Zugriff am 10.04.2024).

wählt, da er unseren analytischen Zugriff auf das Phänomen sichtbar macht, der zu trennen ist vom emischen Feldbegriff des »Anti-Genderismus«.⁵

Einige der Wissenschaftler:innen, die sich gegen die Gender Studies positionieren, und auch männerrechtliche und konservative Blogs und Internetseiten reagierten unmittelbar auf diese Pressemitteilung und fuhren auch anschließend fort, unser Verbundprojekt zu beobachten, in Onlinebeiträgen anzugreifen und in diffamierender Weise darzustellen.⁶ Die meisten Beiträge wurden vom rechten Blog *Sciencefiles* lanciert, an dem eine meiner Feldpartnerinnen maßgeblich beteiligt ist. Auf *Sciencefiles* erschienen zahlreiche Artikel, in denen über unser Projekt und die daran beteiligten Wissenschaftler:innen, insbesondere über meine Fallstudie, verzerrende Darstellungen und falsche Informationen verbreitet wurden.

Die Interaktionen zwischen Selbst- und Fremdpositionierungen und die sozialen Beziehungen zu den Feldpartner:innen, die bereits zu Projektbeginn einsetzten, beeinflussten sowohl den Feldzugang und die Erhebungsmethoden als auch die Ausgestaltung und Umsetzung der Kommunikation der Forschungsergebnisse. Ursprünglich war es meine Absicht, die Motivationen und Sinndeutungen der »gender«-kritischen Wissenschaftler:innen nicht ausschließlich mittels nichtreaktiver Methoden wie der Diskursanalyse ihrer Äußerungen, sondern auch durch die dialogische Form des Interviews zu ergründen. Ich wollte trotz – oder gerade wegen – unserer unterschiedlichen Auffassungen Mehrstimmigkeit in den Forschungsprozess integrieren, also die Feldpartner:innen selbst zu Wort kommen lassen. Von Gesprächen mit ihnen über meine Leseindrücke ihrer Texte erhoffte ich mir unter anderem, Unsicherheiten über Interpretationsmöglichkeiten ihrer Aussagen zu klären, die mir teils fremd, unverständlich oder gar absurd erschienen. Wie es Hans-Peter Hahn in einem Gespräch formuliert hat, ist Dialog gerade nötig bei Menschen, deren Position wir nicht teilen, um sie adäquat repräsentieren zu können. Auch Thomas G. Kirsch schlägt einen Zugang der Dialogizität mit »repugnant others« vor (vgl. KIRSCH, Sektion POSITIONIERUNGEN). Ähnlich haben Les Back (2001) und Agnieszka Pasiaka (2019) in Forschungen über rechtspolitische Kontexte für eine multiperspektivische, Veränderungen ebenso wie Affirmierungen vermeidende Herangehensweise plädiert. Wie sie wollte ich die Stimmen aller Akteur:innen in diesem konflikthaften Feld einbeziehen in meinen Versuch einer multiperspektivischen Darstellung, die dem Forschungsgegenstand durch das Freilegen unterschiedlicher Standpunkte und potentieller Ambivalenzen, Vielschichtigkeiten und Widersprüche gerecht werden sollte.

5 Zu unserer Definition des Antifeminismus siehe u. a. Näser-Lather et al. 2019: 8.

6 Zu dem sich daraus entwickelnden Shitstorm und zu Social Media als Öffentlichkeit vgl. NÄSER-LATHER, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN.

Vermutlich auch unter dem Einfluss der Aufmerksamkeit, die unserer Pressemitteilung bereits zuteilgeworden war, lehnten die meisten der Wissenschaftler:innen, die sich gegen Gender Studies aussprachen, jedoch Interviews ab. Eine Begründung dafür war der Vorwurf, dass mein Projekt positioniert im Sinne von vorverurteilend und unwissenschaftlich sei; wie ich vermute, haben mangelndes Vertrauen in eine adäquate Repräsentation durch mich aufgrund unserer unterschiedlichen Überzeugungen und eventuell auch eine damit zusammenhängende Ablehnung meiner Person ebenfalls eine Rolle gespielt. Ein Teil der Wissenschaftler:innen misstraute mir wahrscheinlich auch deshalb, weil sie sich als Teil einer marginalisierten Gruppe empfanden, obgleich den meisten von ihnen als (ehemaligen) Hochschullehrer:innen mit teils einflussreichen Positionen in zivilgesellschaftlichen Organisationen ein vergleichsweise hohes symbolisches Kapital zukam. Sie waren sich dessen bewusst, dass die Mehrheit der wissenschaftlichen Gemeinschaft und der Massenmedien ihrer Kritik an der Geschlechterforschung ablehnend gegenüberstand.

Diese Gemengelage führte dazu, dass sich zwischen ihnen und mir keine positiven emotionalen Beziehungen entwickelten. Das Emergieren von Gefühlen der Sympathie oder Freundschaft im Verlauf von Feldforschungen, in denen Akteur:innen mit gegensätzlichen Ansichten aufeinandertrafen, haben etwa Agnieszka Pasięka (2019) oder Benjamin Teitelbaum (2019) beschrieben, die zu rechten Akteur:innen geforscht haben. In den Gesprächen, die in meinem Forschungsprojekt zustande kamen, empfand ich lediglich gegenüber einem der »gender-kritischen Wissenschaftler:innen Sympathie aufgrund wahrgenommener Gemeinsamkeiten, da wir beide einen ähnlichen bildungsbürgerlich-humanistischen Hintergrund aufwiesen. Auf dieser agonistischen Basis gegenseitigen Respekts kam ein Dialog zustande, den ich als freundlichen und fairen Meinungsaustausch im Bemühen um gegenseitiges Verstehen empfand.⁷

In deutlichem Kontrast dazu stand ein Interview mit einer anderen Wissenschaftlerin, von der mir im Gesprächsverlauf zunehmend eine Atmosphäre der Kälte und Feindseligkeit entgegenschlug. Die beinahe aggressive Art ihrer Entgegnungen verunsicherte mich und gab mir das Gefühl, meine eigenen Ansichten verteidigen zu müssen. Sympathie konnte so nicht aufkommen und auch meine Fähigkeit zur Empathie war in dieser Situation eingeschränkt. Vermutlich trugen die großen Unterschiede zwischen uns zu ihrer Ablehnung bei – nicht nur trafen ihre konservativen Haltungen zu Zweigeschlechtlichkeit, Geschlechterrollen und -nor-

7 Patrick Wielowiejski hat in einem Vortrag über seine Feldforschung zu Homosexuellen in der AfD unter Rückgriff auf Chantal Mouffe seine Position als »strategic agonism« bezeichnet, die eine kontroverse, aber dennoch auf gegenseitigem Respekt und Vertrauen basierende Auseinandersetzung mit einem als gleichberechtigten Diskursteilnehmer anerkannten politischen bzw. weltanschaulichen Gegner bezeichnet, siehe <https://nomadit.co.uk/conference/easa2020/paper/54892> (Zugriff am 10.04.2024).

men auf mein poststrukturalistisch geprägtes Konzept von Geschlechtlichkeit, sondern vermutlich wirkte auf sie auch mein leicht androgynes Auftreten irritierend.

Eine dritte Interviewerfahrung stellte das methodologische Credo, dass ein Mindestmaß an Respekt und Vertrauen für eine gelingende Konversation erforderlich ist, infrage. Der Gesprächspartner bestand darauf, mich auf einem Bahnsteig zu treffen. Während an uns Güterzüge vorbeidonnerten, versuchte er mich zu überreden, das Gesagte händisch aufzuschreiben und meinen Laptop zuzuklappen. Im Brustton der Überzeugung, dass seine Ansichten richtig und meine falsch seien, ließ er keinen Zweifel daran, dass er mich nicht als Kollegin auf Augenhöhe wahrnahm. Dennoch empfand ich dieses Gespräch als wesentlich angenehmer und offener als das zuvor beschriebene, da die Fronten von Anfang an klar waren. Ich nahm ihn lediglich als arrogant, aber nicht als aggressiv wahr und er beantwortete meine Fragen trotz der Differenzen zwischen uns ausführlich.

Die konflikthaften Beziehungen zu den Feldpartner:innen dieses Teilfeldes führten dazu, dass ich nicht alle Aspekte des Feldes erforschen konnte. Auch eine gemeinsame Wissensproduktion und Polyphonie kamen mit den akademischen Gegner:innen der Gender Studies bis auf das Klären von Aussagebedeutungen nicht zustande. Dass Polyphonie im Sinne einer gleichberechtigten Deutungsmacht über Forschungsergebnisse – die häufig von der Annahme einer Übereinstimmung in Hinblick auf grundlegende weltanschauliche Werte ausgeht – in diesem Fall weder durchführbar noch unbedingt erstrebenswert wäre, wurde im Verlauf der Forschung immer deutlicher.⁸

Dieser Teil meines Feldes verortete mich von Anfang an als politisch linke Vertreterin der Gender Studies und nahm mir gegenüber eine antagonistische Position ein. Im Laufe der Zeit resultierte dies bei einigen Wissenschaftler:innen in zunehmend feindseligeren Aktionen: Das Blog *Sciencefiles* veröffentlichte eine Reihe von Artikeln zu unserem Verbundprojekt, die sich in immer kruderen Diffamierungen und Verschwörungserzählungen ergingen und von anderen »alternativen Medien« sowie der AfD aufgegriffen wurden (vgl. NÄSER-LATHER, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN). Zudem mahnte mich einer der von mir untersuchten Wissenschaftler in drohendem Gestus, von weiteren Veröffentlichungen abzusehen. Schließlich verklagte mich eine Wissenschaftlerin, weil ich in meinen Publikationen als ein Analyseergebnis erwähnt hatte, dass sie Netzwerkbildung im rechten Spektrum betreibe. Sie versuchte, mich auf dem Rechtsweg daran zu hindern, diese Ergebnisse weiter zu veröffentlichen, verlor jedoch den Prozess.

8 Ein polyphones Vorgehen kann allerdings auch die Gefahr bergen, sehr nahe an den Sinndeutungen der betreffenden Gruppe zu verbleiben. Sabine Hess und Beate Binder machen darauf aufmerksam, dass bestimmte Situationen kollaborativer Wissensproduktion auch dazu führen können, eigene kritische Perspektiven zu opfern (Binder und Hess 2013: 47).

Diese für mich gänzlich neue Situation einer Zivilklage löste in mir nicht nur Gefühle der Verunsicherung und Angst aus, sondern auch Wut und mithin Wünsche nach Rache, so dass ich mich zwingen musste, mich der Wissenschaftlerin nicht über Gebühr in meinen Forschungen und Publikationen zu widmen – zumal sie genügend Anlass dazu gab. Nicht immer konnte ich der Versuchung widerstehen. Neben der Tatsache, dass die »gender«-kritischen Wissenschaftler:innen die Ebene des wissenschaftlichen Diskurses verließen und versuchten, mich durch einen Shitstorm und mit juristischen Mitteln anzugreifen, sorgte auch die detaillierte Auseinandersetzung mit ihren Texten dafür, dass meine Ablehnung gegenüber diesem Teil meines Feldes zunahm – zum einen aufgrund der Konfrontation mit ihren Ansichten und der Absurdität einiger ihrer Argumentationslinien, zum anderen aufgrund meines persönlichen Schocks über die unredlichen Argumentationsstrategien, die manche von ihnen einsetzen.

Die meisten ihrer veröffentlichten Texte beziehen sich auf einen kleinen Ausschnitt der Diskurse und Ansätze der Gender Studies, den sie verzerrend, polemisierend und/oder skandalisierend darstellen. Viele vermischen wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Formen der Argumentation. Einige Autor:innen greifen auf Wertungen, Ad-hominem-Argumente und Verschwörungserzählungen zurück und belegen ihre Aussagen nicht oder mit Hilfe zweifelhafter Quellen. Manche verwenden unzulässige Verallgemeinerungen oder ziehen falsche Schlüsse. Doch, obgleich ihre Positionen in der wissenschaftlichen Gemeinschaft auf wenig Resonanz stoßen, sind sie in der Lage, Teile der nichtwissenschaftlichen Öffentlichkeiten zu beeinflussen, insbesondere konservative, rechte und fundamentalistisch-christliche Teilöffentlichkeiten. Sie publizieren in den für diese Kreise relevanten Medien, werden dort rezipiert und als Expert:innen eingeladen. Unter ihnen befinden sich ehemalige und aktive Professor:innen, einige von ihnen haben oder hatten wichtige akademische und gesellschaftliche Positionen inne (dazu im Detail Näser-Lather 2020).

Vor diesem Hintergrund hatte ich zunehmend das Bedürfnis, ihre Argumente zu widerlegen. Zu Beginn meiner Forschung ließ ich mich vor allem von dem Wunsch leiten, im Dialog mit den Wissenschaftler:innen deren Positionen nachzuvollziehen, ähnlich wie Les Back (2001), dessen Intention es war, eine Exotisierung seiner rechten Feldpartner:innen zu vermeiden und stattdessen zu einer möglichst vielschichtigen und komplexen Darstellung ihrer Motivationen und Persönlichkeiten zu kommen. Am Anfang des Prozesses meiner Selbstpositionierung stand also der Wunsch nach Empathie als wertfreiem Einfühlen, als kognitives und emotionales Verstehen um seiner selbst willen, das im Gegensatz zu Sympathie keine (affirmative) normative Haltung impliziert. Im Zuge der konflikthaften Auseinandersetzung mit meinen Feldpartner:innen setzte ich das in diesem Sinne verstandene methodische Werkzeug der Empathie in Anlehnung an Nils Bubandt und Rane

Willerslev (2015) allerdings zunehmend ein, um die Absichten und Motive meiner Feldpartner:innen mit dem Ziel zu durchdringen, gegen ihre Ansichten vorgehen zu können. Ich bezeichne diese Strategie als »instrumentelles Verstehen«.

Letztlich habe ich die Position des »researching against« (angelehnt an Büchner und Ottovay 2007) im Hinblick auf die Gegner:innen der Gender Studies gewählt, das heißt, ich wandte mich gegen sexistische, homo- und transphobe sowie rassistische und antifeministische Positionen, wie sie zum Teil von den Wissenschaftler:innen vertreten werden, die sich gegen die Gender Studies positionieren. Damit folgte ich den Prämissen einer politisch und moralisch engagierten Anthropologie, wie sie von Sherry B. Ortner definiert wurden,⁹ und dem Selbstverständnis der Gender und Queer Studies als (feministische) Intervention. Praktisch versuchte ich dies umzusetzen, indem ich die Ungereimtheiten in den Argumentationen dieser Akademiker:innen und ihre teils unwissenschaftlichen Herangehensweisen in Publikationen und Vorträgen öffentlich machte.

Gleichzeitig habe ich mich um eine ausgewogene und sachliche Darstellung bemüht. Im Bewusstsein meiner eigenen Subjektivität, Situiertheit und Positionalität wollte ich Max Webers Ideal der Werturteilsfreiheit aufrechterhalten (Weber 1922). Daher habe ich versucht, meine eigene, die Geschlechterforschung affirmierende Positionierung zu reflektieren, um Analyse- und Positionierungsebene möglichst weitgehend zu trennen – ein praktisch zwar unerreichbares, aber meines Erachtens aufrechtzuerhaltendes Ideal, das ich für die gegenstandsadäquate und faire Repräsentation meiner Forschungspartner:innen für notwendig erachte. Dies resultierte in der Entscheidung, in einigen Publikationen ausschließlich auf Texte und nicht auf ihre Autor:innen zu verweisen, um größtmögliche Sachlichkeit herzustellen, den Fokus also auf die Diskurse selbst zu legen statt auf die Personen, wodurch der Vorwurf einer persönlichen Bloßstellung vermieden werden kann. In anderen Publikationen und in Vorträgen habe ich jedoch mit diesem Grundsatz gebrochen und die Namen der Autor:innen genannt, einerseits, da es mir ein emotionales Bedürfnis war, sie sichtbar zu machen, andererseits aber auch, weil mir dieses Vorgehen legitim erschien, da es sich durchweg um Personen des öffentlichen Lebens handelt, die ihre Ansichten unter ihrem Klarnamen veröffentlicht haben.

Zusammenarbeit und Friktionen: das Teilfeld der Gender Studies

Angriffe wie die oben beschriebenen können nicht nur zu einer zu starken emotionalen Involviertheit führen, die eine Distanzierung und eine ausgewogene Darstellung erschwert, sondern auch zu *self-silencing*, einer »Schere im Kopf«. Die Versu-

⁹ Siehe <http://aotcpress.com/articles/practicing-engaged-anthropology/> (Zugriff am 10.04.2024).

che der juristischen Einflussnahme auf meine Forschung seitens der Gegner:innen der Gender Studies erzeugte bei mir nicht nur psychischen Druck, sondern wirkte sich auch auf die Ebene einzelner Formulierungen in Veröffentlichungen aus, die ich auf etwaige juristische Folgen abklopfte. Dabei waren nicht nur potentielle Konsequenzen für mich selbst zu berücksichtigen. In der Entscheidung über die eigene Positionierung und deren konkrete Umsetzung, die ja immer auch eine Form des Handelns im öffentlichen Raum ist, sind Forscher:innen gegebenenfalls in Beziehungsgeflechte eingebunden, die eine Folgeabschätzung hinsichtlich möglicher Auswirkungen von Publikationsinhalten auf die Mitglieder des eigenen Teams, die Institution, an die sie angebunden sind, oder die Außendarstellung des jeweiligen wissenschaftlichen Fachs notwendig werden lassen können.

In meinem Fall betrafen die Folgen meines Handelns auch den Teil meines Feldes, dem ich mich zugehörig fühlte: die Gender Studies. Ich wurde von deren Gegner:innen als eine Vertreterin dieses Faches positioniert und handelte und publizierte somit indirekt auch in ihrem Namen. Daher spielten sowohl die Außendarstellung des Verbundprojekts als auch die Tatsache, dass die Kontroversen über meine Fallstudie in öffentliche Debatten über die ohnehin von einer epistemischen Marginalisierung betroffenen Gender Studies eingebettet waren, eine Rolle in meinen Überlegungen hinsichtlich des weiteren Vorgehens in Reaktion auf den Shitstorm, die juristische Klage und die Darstellung meiner Ergebnisse.

Zudem konfrontierte mich die Frage des Umgangs mit den Inhalten der Gender Studies mit unerwarteten ethischen Problemen. Da ich mich als Teil dieses wissenschaftlichen Feldes verstand und durch die Kritiker:innen auch entsprechend identifiziert wurde, verspürte ich anfänglich den Impuls, die Gender Studies als *gesamte* Disziplin zu verteidigen. Im Laufe der Zeit wuchs diesbezüglich jedoch ein inneres Unbehagen in mir. Im Zuge meiner Analyse der Vorwürfe, die von den ›genderkritischen Wissenschaftler:innen vorgebracht wurden, setzte ich mich erneut intensiv mit den vielfältigen Theorien und Auffassungen aus dem breiten Spektrum des inter- und transdisziplinären Forschungszusammenhangs Gender Studies auseinander. Ich gelangte zu der Auffassung, dass ich sie nicht in ihrer Gesamtheit mittragen kann und mich von einigen sogar explizit distanzieren möchte. Natürlich ist es normal, innerhalb einer Disziplin unterschiedliche Haltungen zu entwickeln und nicht allen Entwicklungen zuzustimmen. In meiner damaligen Situation verstärkte dies jedoch den von mir wahrgenommenen Druck, detailliert auf die Vorwürfe gegen die Gender Studies einzugehen und eine inhaltliche Auseinandersetzung mit den Kritiker:innen zu führen. Nach Diskussionen innerhalb unseres Verbundprojekts bin ich jedoch dem Rat des Teams gefolgt und habe mich aufgrund des nach wie vor marginalisierten Status der Gender Studies als Disziplin in Vorträgen und Publikationen auf die zum Teil unwissenschaftlichen Argumentationen der Gegner:innen konzentriert. Ein Wechselspiel von Selbst- und Fremdpositio-

nierungen sowie Befürchtungen hinsichtlich der Reaktion wissenschaftlicher wie nichtwissenschaftlicher Öffentlichkeiten bewirkte also eine Nachjustierung meiner Forschungsfokusse und der Präsentation meiner Ergebnisse.

Parallel dazu entstanden im Forschungsprozess konflikthafte Auseinandersetzungen mit Akteur:innen aus den Gender Studies sowie mit meinen Praxispartner:innen, mit denen ich, wie bei allen BMBF-Projekten üblich, im Kontext der praktischen Umsetzung der wissenschaftlichen Ergebnisse zusammenarbeiten wollte. Für meine Fallstudie hatte ich als Praxispartner:innen sowohl Geschlechterforscher:innen als auch Personen ausgewählt, die im Feld der Gleichstellung tätig sind. Ich interpretierte ihre Rolle so, dass sie als Multiplikator:innen für die Anwendung der Forschungsergebnisse dienen sollten und begrüßte die Kooperationsmöglichkeit, da es mein Ziel war, gemeinsam mit ihnen eine mediale Informationskampagne über Gender Studies zu entwickeln.

Meine Praxispartner:innen weigerten sich jedoch, mit mir an einer solchen Kampagne zu arbeiten. Sie verstanden sich vor allem als *peer reviewer:innen* meiner Forschung. Vermutlich aus Angst vor negativen politischen Auswirkungen stellten sie die Darstellung meiner Ergebnisse infrage, beispielsweise meine Verwendung des Wortes »Kritiker:innen« für diejenigen Akademiker:innen, die sich gegen die Gender Studies wenden. Den Terminus »Kritik« assoziierten sie mit der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule und verstanden ihn daher als einen Begriff, der eine Nobilitierung der Argumentationen dieser Wissenschaftler:innen zu implizieren schien. Stattdessen drängten sie mich, ausschließlich andere Begriffe zu verwenden wie z. B. »Gegner:innen«. Die wertenden Konnotationen dieser Bezeichnung erschienen mir jedoch nicht angebracht, zum einen, da die Argumentationen der von mir untersuchten Wissenschaftler:innen nicht nur aus Abwertungen oder Diffamierungen bestand, sondern zum Teil auch inhaltliche, sachliche Kritik beinhaltete, zum anderen, da ich den Vorwurf der Kritiker:innen, Gender Studies seien unwissenschaftlich, nicht bestätigen wollte und mich daher um eine möglichst neutrale Ausdrucksweise bemühte.

Die Zurückhaltung einiger meiner Praxispartner:innen überraschte mich, auch weil ich in der Zusammenarbeit mehr Unterstützung und Solidarität erwartet hatte. Möglicherweise wurde ich von einigen von ihnen als Außenstehende wahrgenommen: Obwohl ich mich selbst der Geschlechterforschung zugehörig fühle, bin ich kein Mitglied der *Fachgesellschaft Geschlechterstudien* und hatte bis zum Projektbeginn auch noch nicht an deren Tagungen teilgenommen. Zugleich könnte meine Reserviertheit gegenüber einigen Ansätzen im weiten Feld der Geschlechterforschung meine Interaktionen mit den Praxispartner:innen negativ beeinflusst haben. Jedenfalls musste mein Plan, die Forschungsergebnisse für eine Medienkampagne zu nutzen, aufgegeben werden, weil mir die Erfahrung, die persönlichen Ressourcen und die Unterstützung dazu fehlten, um diesen Plan allein umzusetzen.

Ebenen der Positionierung

Meine Positionierungsüberlegungen und -entscheidungen gegenüber den beiden Teilen meines Feldes lassen sich auf mehreren Ebenen reflektieren.¹⁰

Die erste Ebene betrifft meine intersektionale Situiertheit (Haraway 1988) im Forschungsfeld als von antifeministischen Angriffen betroffene Person und als Teil der wissenschaftlichen Gemeinschaft der Gender Studies (Letzteres im Sinne meiner eigener Subjektivität und meiner Fremdwahrnehmung durch die Feldakteur:innen). Hinsichtlich meiner Positionalitäten und der Verflechtung hybrider und/oder widersprüchlicher Rollen, die sich aus meinen vielschichtigen Einbindungen in das Feld ergaben, war ich in Bezug auf Klasse und Ethnizität zwar ähnlich positioniert wie meine Gesprächspartner:innen in beiden Teilen des Feldes, in Hinblick auf Geschlecht, Habitus, und Wissenschaftsverständnis glich ich jedoch mehr den Akteur:innen im Teilfeld der Gender Studies.

Die zweite Ebene der Positionierung beschreibt das Verhältnis meiner Einstellungen und Werte zu denjenigen meiner Feldpartner:innen und, damit verbunden, die Frage, auf welchen imaginären »gesellschaftlichen Fortschritt« ich hinarbeite. Diese Frage ist infolge des postmodernen Endes der Metanarrative und des daraus resultierenden Fehlens eines übergeordneten, gesellschaftlich einheitlichen weltanschaulich-ethischen Rahmens zunehmend komplizierter geworden (Marcus 2005: 33). Ich trete für die auch von vielen Forschenden der Gender Studies befürwortete und von den »gender«-kritischen Wissenschaftler:innen mehrheitlich abgelehnte Dekonstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und für die Enthierarchisierung und Entnormierung der Geschlechterverhältnisse, also die Akzeptanz nichtheteronormativer Lebensentwürfe und nonbinärer Identitäten, ein.

Die dritte Ebene betrifft meine Haltung zur Frage des Universalismus der Menschenrechte vs. eines Relativismus kontextspezifischer Rechte, die darüber bestimmt, inwiefern ich meine eigenen Werte gegenüber denjenigen meiner Feldpartner:innen priorisiere und durchzusetzen versuche. Diesbezügliche Diskussionen dauern in den ethnologischen Fächern an.¹¹ Zahlreiche anthropologische Ansätze, unter anderem von postkolonialen Theorien inspirierte Herangehensweisen, begreifen Moral als kontingent und eingebettet in spezifische kulturelle Kontexte (siehe Shweder 2012). Andere Herangehensweisen sprechen dem Ethischen eine vorkulturelle Existenz zu; in ihnen wird zur Übernahme der Verantwortung aufgefordert, eine ethische Position einzunehmen, wodurch sie

10 Im Detail habe ich diese unterschiedlichen Ebenen in einem anderen Beitrag beschrieben und zu einem siebendimensionalen Koordinatensystem der Positionierung zusammengeführt (siehe Näser-Lather 2023).

11 Siehe die »Frankfurter Erklärung« zur Ethik in der Ethnologie, 22. Mai 2008. <https://www.dgsk.de/wp-content/uploads/2016/07/DGV-Ethikerklaerung.pdf> (Zugriff am 10.04.2024).

eine spezifische Form des ethischen Universalismus postulieren, die zu einer politisch engagierten und moralisch informierten Anthropologie führt (z. B. Scheper-Hughes 1995). In meinem konkreten Fall war ich weit davon entfernt, eine relativistische Haltung in Bezug auf Äußerungen und soziopolitische Einflussnahmen durch die genderkritischen Wissenschaftler:innen einnehmen zu können bzw. zu wollen, die nicht nur meinem Verständnis von Gleichberechtigung und der Anerkennung unterschiedlicher Geschlechtsidentitäten zuwiderlaufen, sondern sich zudem innerhalb der Gesellschaft abspielen, in der ich selbst lebe und von denen ich als Genderforscherin selbst betroffen wäre. Ihre Visionen stehen in eklatantem Widerspruch dazu, wie ich mir das Zusammenleben und die Partizipationsmöglichkeiten unterschiedlicher sozialer Gruppierungen wünsche. Daher sah ich mich veranlasst, mich dezidiert für einen Teil meines Feldes und gegen den anderen Teil meines Feldes zu positionieren.

Aus Letzterem ergeben sich auch Schlussfolgerungen im Hinblick auf einen weiteren Aspekt, der seit Jahrzehnten Gegenstand forschungsethischer Fachdebatten ist: die Ebene der Intervention, die das Spannungsfeld zwischen dem Recht und der Pflicht betrifft, in das eigene Feld einzugreifen. Solche Interventionen werden beispielsweise von der aktivistischen *action anthropology* und Vertreter:innen einer engagierten Forschung propagiert (vgl. Augé 2008: 1). Eine alternative Handlungsoption wäre, eine reine Beobachter:innenposition einzunehmen oder dies zumindest zu intendieren (z. B. Kommentar von Jonathan Friedman zu Scheper-Hughes 1995: 421–423). Die Sorge um die möglichen gesellschaftlichen Folgen der teils polemischen Diskursivierungen von ›Gender‹ durch die von mir analysierten Texte lösten in mir den Impuls aus, eine analytisch fundierte Aufklärungsarbeit über die Fallstricke ihrer Argumentationen zu leisten. Ich fühle mich der Wissenschaft gegenüber in dem Sinne verantwortlich, dass ich die Öffentlichkeit für wissenschaftliche Standards und den Missbrauch des wissenschaftlichen symbolischen Kapitals sensibilisieren möchte, und dies insbesondere vor dem Hintergrund der aktuellen Erosion von Wissenschaft als anerkannter Methode der Wissensproduktion (siehe Diskussionen über Fake News, ›gefühlte Wahrheiten‹ etc.) und in Einklang mit einem Selbstverständnis als *public intellectual*.

Hinsichtlich der Thematik der Intervention im Feld stellt sich auf einer weiteren Ebene von Positionierungsentscheidungen die Frage, welchen ethischen Maßstäben unser Handeln folgt. Zu entscheiden ist, ob wir gemäß einer Gesinnungsethik handeln sollen, die zwischen ›erlaubten‹ und ›nicht erlaubten‹ Handlungen unabhängig von den Folgen unterscheidet – und somit beispielsweise das *do-no-harm*-Prinzip der *American Association of Anthropologists*¹² so interpretie-

12 Siehe American Anthropological Association, »Statement on Ethics. 1. Do No Harm.« <https://ethics.americananthro.org/ethics-statement-1-do-no-harm/> (Zugriff am 10.04.2024).

ren würde, dass Feldpartner:innen unter keinen Umständen geschadet werden darf; oder orientiert man sich an einer Verantwortungsethik, die die Verantwortung für die Ergebnisse des Handelns zum Entscheidungskriterium macht (Weber 1992). Im konkreten Fall entschied ich mich dafür, den Grundsatz *do no harm* verantwortungsethisch zu interpretieren und durch das öffentliche Anprangern der m. E. teils fragwürdigen und unseriösen Argumentationen der von mir untersuchten Wissenschaftler:innen und das Offenlegen ihrer politischen Allianzen in Kauf zu nehmen, dass ihre akademische Reputation Schaden nimmt. Dies tat ich, um dazu beizutragen, noch größeren Schaden abzuwenden, der entstünde, wenn die breite Öffentlichkeit ihren Behauptungen und Diffamierungen Glauben schenken würde.

Meine diesbezügliche Intervention kann man als epistemische Gewalt betrachten (vgl. Spivak 1988). Gleichzeitig übten jedoch die Akteur:innen dieses Teils meines Feldes teils machtvoll Druck auf mich als damals prekär beschäftigte Nachwuchswissenschaftlerin aus. All dies brachte mich dazu, die Machtverhältnisse zwischen mir und meinen Feldpartner:innen als eine weitere Ebene der Positionierungskonstellationen in meine Überlegungen einzubeziehen. Machtverhältnisse ergeben sich aus der Differenz zwischen dem sozialen Status, aus dem heraus der:die Forscher:in spricht, und demjenigen, der den Feldpartner:innen zukommt. Kommt den Feldpartner:innen im Vergleich zu dem:der Forscher:in eine hegemoniale oder privilegierte Position zu, so führt dies zu der asymmetrischen Konstellation des *studying up*. Gehören die Feldpartner:innen marginalisierten oder subalternen Gruppen an, folgt daraus ein *studying down*. Bei Machtsymmetrien zwischen Forscher:innen und Feldpartner:innen spricht man von *studying sideways* (Clifford und Marcus 1986; Hannerz 1998). In meinem Fall waren die Machtverhältnisse komplex: Den Gender Studies war ich als Nachwuchswissenschaftlerin verpflichtet (leichtes *studying up*), die »gender«-kritischen Wissenschaftler:innen hatten einerseits aufgrund der Marginalisierung ihrer Ansichten im Wissenschaftsbetrieb mir gegenüber eine prekäre Stellung, aufgrund ihres gesellschaftlichen Einflusses in zivilgesellschaftlichen Gremien und »alternativen« Medien verfügten sie jedoch andererseits über eine nicht zu unterschätzende Reichweite und Deutungsmacht, so dass sich bei ihnen insgesamt eine *studying-sideways*-Konstellation ergibt.

Die dargestellten Reflexionen erstreckten sich über den gesamten Projektverlauf sowie auf die Zeit nach Projektende und durchliefen im Zusammenhang mit den geschilderten konflikthaften Dynamiken unterschiedliche Phasen. Zeit ist damit ein weiterer relevanter Faktor, der bei Überlegungen zum Problemfeld der Positionierung miteinbezogen werden muss.

Lessons (to be) learned – continuously

Mein Projekt zeigt: Selbst- und Fremdpositionierungen sind wesentlich von Unplanbarkeit und Unvorhersehbarkeit geprägt und konstituieren einander als unabgeschlossener Prozess relational in Beziehungen zwischen Forscher:innen und Feldpartner:innen und temporal als Zusammenspiel aus intentionalem geplanten Handeln, unintendierten Effekten sowie Ereignissen und Dynamiken im Feld.

Public Anthropology als *work in progress* beginnt nicht erst, wenn die Forschungsergebnisse vorliegen. Öffentliche Kämpfe um Deutungshoheit können nämlich nicht nur im Nachgang der empirischen Forschung stattfinden, sondern bereits vor Projektbeginn ihren Anfang nehmen. Sie können zudem nicht nur die Forschungsergebnisse betreffen, sondern auch Zuschreibungen im Hinblick auf Intention, Erkenntnisinteresse und die Person des:der Forscher:in. *Going public* im Sinne des Herstellens von Öffentlichkeit ist damit nicht immer eine bewusste Entscheidung des:der Wissenschaftler:in, die mit dem expliziten Adressieren bestimmter Zielgruppen einhergeht, sondern kann sich aufgrund der Ereignisse und Dynamiken während eines Forschungsprojektes auch in Form eines (unfreiwilligen) *being made public* vollziehen. Dies verdeutlicht, wie umfassend Überlegungen im Hinblick auf Positionierungen gegenüber den Feldpartner:innen sowie relevanten Öffentlichkeiten bereits im Vorfeld eines Projektes erfolgen müssen.

Über die direkt involvierten Akteur:innen hinaus sind auch die mit diesen zusammenhängenden Gemeinschaften bzw. die durch diese adressierten Öffentlichkeiten mitzudenken: Im Verlauf der Feldforschung können Akteur:innen auftreten und relevant werden, die weder zu den ursprünglich avisierten Zielgruppen projektbezogener Wissenschaftskommunikation gehören noch unmittelbarer Teil des Feldes sind, aber sehr wohl zum weiteren Umkreis der Beforschten gehören. Diese Öffentlichkeiten können entweder bereits bestehen oder auch in Auseinandersetzung mit unserer Forschungstätigkeit emergieren. Obwohl sie an unserer Arbeit interessiert sind, kann ihre Existenz uns erst im Verlauf eines Projektes bewusst werden. Thomas G. Kirsch hat derartige Öffentlichkeiten in einem Gespräch als »collateral publics« bezeichnet. Solche Akteur:innen verschaffen sich Gehör und greifen direkt oder indirekt in unsere Forschungen sowie in unsere Möglichkeit ein, Public Anthropology zu betreiben, indem sich ihre Interventionen auf unseren Feldzugang, unsere Interaktionen im Feld und unsere Methoden auswirken oder indem sie unsere Arbeit kommentieren und damit die Wahrnehmung Dritter beeinflussen.

Wissen über mein Projekt und seine Ergebnisse wurde somit sowohl durch mich als Forscherin hergestellt als auch durch die beteiligten Öffentlichkeiten – sein Verlauf entfaltete sich ungeplant und in nicht intendierter Weise polyphon

durch das Zusammenspiel unabhängig voneinander handelnder Akteur:innen. Im Verlauf des Projekts fanden gegenseitige Prozesse der Positionierung statt, als wechselseitiges Durchdringen, Voneinander-weg- und Aufeinander-zu-Bewegen, sowohl direkt in Interaktionen als auch indirekt in der Rezeption des Schreibens übereinander. Die Befassung mit dem Positioniertwerden durch beide Teile meines Feldes beanspruchten mich zeitlich und emotional. Es reduzierte meine Agency und versetzte mich in einen Modus des Reagierens. Meine Vulnerabilität ließ mich zeitweise meine Souveränität verlieren – ich hatte ein Gefühl von Ohnmacht und verspürte die Notwendigkeit, wieder »vor die Lage« zu kommen, vom Reagieren hin zum Agieren.

Mein forschungsbezogenes Handeln war gleichzeitig Repräsentationsarbeit meiner selbst und der Gruppe, mit der ich von außen identifiziert wurde. Ich wurde als Vertreterin eines Kollektivs positioniert und verspürte daher ein Gefühl der Verantwortung für dieses Kollektiv. Ich war gezwungen zum ständigen *boundary work*, also zum Nachdenken über meine Zugehörigkeit zur Gender-Studies-Fachgemeinschaft und über mein Verhältnis zum anderen Teil meines Feldes, aber auch darüber, welche Implikationen die entsprechenden Selbst- und Fremdzuschreibungen zeitigen und inwiefern das Bemühen, die Wirkung meiner Darstellung auf die Reputation der Gender Studies mitzudenken und gleichzeitig meine Feldpartner:innen fair darzustellen, mein Handeln bestimmt. Eine abstrahierende Reflexion, wie ich sie hier vorlege, wurde für mich allerdings erst mit zeitlichem Abstand möglich. Im Laufe des Projektes gelang mir eine Entpositionierung im Sinne einer Distanzierung vom Geschehen nur partiell.

Solche Dynamiken werden auch beeinflusst durch bestimmte Bedingungen des derzeitigen Wissenschaftssystems, in dessen Erfordernisse Forschende eingebunden sind wie die möglichst rasche und umfassende Produktion von Forschungssoutput und Vorgaben von Universitäten (»third mission«) und Drittmittelvergabeinstitutionen im Hinblick auf eine möglichst intensive öffentliche Kommunikation wissenschaftlicher Vorhaben oder Ergebnisse. Hinzu kommt der nicht zuletzt durch Regelungen wie das Wissenschaftszeitvertragsgesetz verschärfte *publish-or-perish*-Druck. Diese Rahmenbedingungen wirken sich insbesondere auf noch nicht im Wissenschaftssystem etablierte Wissenschaftler:innen in prekären Beschäftigungsverhältnissen aus. Public Anthropology zu betreiben, bedeutet damit auch einen gewissen Kommunikationszwang. Oft wird der Wunsch nach positiver Selbstdarstellung von Universitätsleitungen als Erwartungshaltung formuliert; uns veranlasste dies beispielsweise dazu, unsere Pressemitteilung noch vor dem Projektstart zu formulieren, um unseren Erfolg bei der Eintreibung von Drittmitteln zu kommunizieren.

Eine wachsende Anzahl der in eine Forschung involvierten Akteur:innen führt zu einem Anstieg der Komplexität eigener Positionierungsentscheidungen, die

unter anderem im Kontext schnell verlaufender Dynamiken fortwährend aus- und nachtariert werden müssen. Die gleichzeitig auftretenden Positionalitätsintentionen in einem solchen Feld, das mit Andrew Garner als »multi-agency and multi-interest arena« bezeichnet werden kann,¹³ müssen in ihren Ambivalenzen und Widersprüchen reflektiert, ausgehandelt und in Übereinstimmung miteinander gebracht werden.

Wenn inadäquate Fremdpositionierungen erfolgen, entsteht der Impuls oder die gefühlte Notwendigkeit, gegenzusteuern, also eine Fehldeutung, ein falsches Bild seiner selbst zu korrigieren. Es bedarf dabei der Unterscheidung zwischen Situationen und medialen Konstellationen bzw. Diskursarenen, in denen eine erfolgreiche Kommunikation der eigenen Position möglich ist, und jenen, in denen dies nicht umsetzbar zu sein scheint. In einer Social-Media-Umgebung wie dem rechten Blog *Sciencefiles*, in dem vor allem mit Diffamierungen und Unterstellungen argumentiert wird und viele Aussagen vermutlich sinnentstellend aufgenommen werden, ist eine berichtigende Darstellung schwierig bis unmöglich.

Vor diesem Hintergrund muss abgewogen werden, an welche Öffentlichkeiten sich Wissenschaftler:innen wann und wie wenden sollten bzw. können und wann sie auf die Kommunikation eigener Forschungsergebnisse bzw. der eigenen Position verzichten sollten. Mögliche Strategien von Forschenden hängen davon ab, welchen Regeln die betreffenden Öffentlichkeiten folgen. So muss überlegt werden, wie erfolversprechend es ist, mit einem akademischen Kommunikationshabitus, der auf eine differenzierte Entfaltung von Sachargumenten fokussiert, Deutungsmacht in Öffentlichkeiten wie in den von Christine Hentschel angeführten affektiven Öffentlichkeiten zu erlangen, »in denen Skandale, Anklagen, Drohungen, Identitätsperformances, Hohn und Unsinn mindestens genauso viel Raum beanspruchen wie das Ringen um Positionen und Argumente« (Hentschel 2021: 63). Zu bedenken ist im Hinblick auf nichtwissenschaftliche, politisch motivierte Teilöffentlichkeiten wie beispielsweise diejenigen rechtspopulistischer Akteur:innen, dass Ethnolog:innen bzw. empirische Kulturwissenschaftler:innen in den meisten Fällen medial und rhetorisch weitgehend ungeschult sind und daher oft nur suboptimal auf in solchen Kontexten übliche Argumentationsstrategien reagieren können, die mit Strategien wie Täter-Opfer-Umkehr und rhetorischen Tricks wie Strohmann- oder Ad-hominem-Argumentationen operieren. Es ist also zu bestimmen, auf welcher Diskursebene Interventionen angesiedelt sind; dementsprechend müssen im Sinne eines »managing publics« adäquate Reaktionsmöglichkeiten ausgelotet werden.

13 Siehe <https://www.theasa.org/networks/apply/ethics/dilemmas> (Zugriff am 10.04.2024).

Auf der Basis unserer Erfahrungen hat unser *REVERSE*-Projektteam ein Schutzkonzept für die Kommunikation mit Öffentlichkeiten entwickelt, das sich insbesondere in den Feldern als sinnvoll erweisen kann, in denen mit Angriffen gegen Wissenschaftler:innen zu rechnen ist. Das Konzept zielt darauf ab, Betroffene in die Lage zu versetzen, adäquat auf solche Angriffe reagieren zu können und emotionalen Stress zu minimieren.¹⁴ Es beinhaltet folgende Schritte (vgl. auch Näser-Lather u. a. 2023):

1. Möglichst vor Beginn eines Projekts sollte eine Risikobewertung durchgeführt werden. Diese sollte die Charakteristika des Feldes berücksichtigen und damit verbunden die Frage, welche Reaktionen auf die Forschung zu erwarten sind und welche Vorsichtsmaßnahmen ergriffen werden sollten, z. B. wie die Kontaktmöglichkeiten auf der Projekthomepage gestaltet werden und welche personenbezogenen Informationen Forschende wo preisgeben sollten, um die potentielle Gefahr von Stalking und Einschüchterungsversuchen zu verringern.
2. Von Angriffen Betroffene sollten nicht sofort auf diese reagieren und den Angreifer:innen weder direkt noch auf deren Medienplattformen antworten. In den meisten Fällen sind Letztere nicht an einem Dialog interessiert und werden Reaktionen für weitere Angriffe nutzen. Um zwischen der Beziehung zum Feld und dem Inhalt des Angriffs zu unterscheiden, sollten Betroffene nicht in einen nichtakademischen Diskurs eintreten; sie sollten nicht affektiv auf affektiv aufgeladene Inhalte reagieren. Diese Maßnahme dient dazu, eine bestmögliche Distanzierung und Reflexion der eigenen emotionalen Betroffenheit zu erreichen und betroffene Personen zu entlasten.
3. Eine ständige Dokumentation und Archivierung der Angriffe sind wichtig. Die Dokumentation sollte jedoch nicht von direkt betroffenen Personen durchgeführt werden, sondern von anderen Teammitgliedern oder Kolleg:innen.
4. Eine kontinuierliche Kommunikation mit dem Team und/oder Unterstützer:innen ist notwendig, um über aktuelle Entwicklungen auf dem Laufenden zu bleiben. Externe Hilfe sollte so früh wie möglich gesucht werden. Dazu gehört die institutionelle Unterstützung durch die Rechtsabteilung und Verwaltung der jeweiligen Universität/Forschungseinrichtung sowie von Berufsverbänden und Drittmittelgeberinstitutionen. Darüber hinaus können Opferberatungsstellen und Rechtsberatungen in Anspruch genommen werden. Wer in sensiblen Feldern forscht, sollte eine Rechtsschutzversicherung abschließen. Darüber hinaus sollte die Solidarität mit anderen Akteur:innengruppen gesucht werden, z. B. durch Vernetzung mit Medien, Stiftungen, NGOs oder Politiker:innen.

¹⁴ Ein vergleichbares Modell für Schutzkonzepte wird momentan (seit 2022) an der Alice-Salomon-Hochschule entwickelt.

5. Wissenschaftler:innen sollten sorgfältig abwägen, wann, wie und wo die Öffentlichkeitsarbeit erfolgen soll (z. B. durch Erklärungen auf der Website der Universität, Artikel in Zeitungen usw.) – einschließlich Reflexionen über mögliche Dynamiken und unbeabsichtigte Auswirkungen.
6. Bei allen möglichen Reaktionen auf Angriffe ist zu bedenken, dass die einzelnen Wissenschaftler:innen unterschiedlich verletztlich sind, je nach der Prekarität ihres Status im akademischen Qualifikationsprozess, ihrer akademischen Position (z. B. mit oder ohne Lehrauftrag), ihrer sozioökonomischen Situation usw.

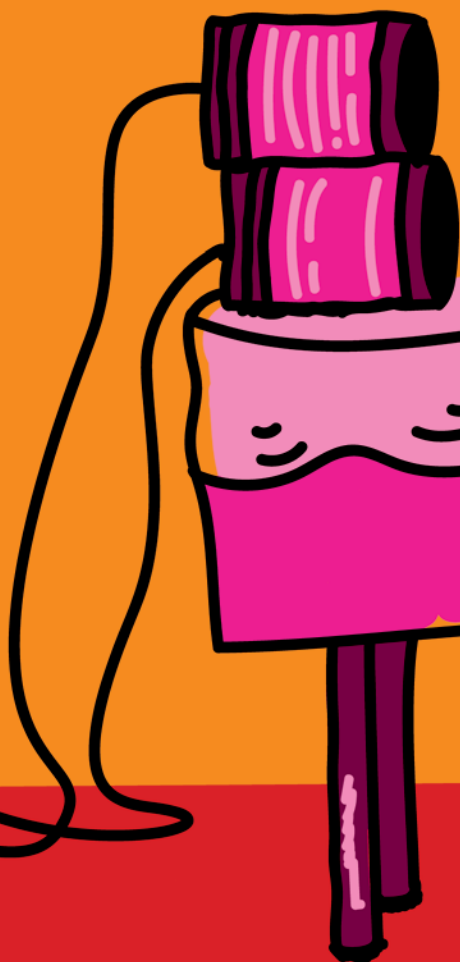
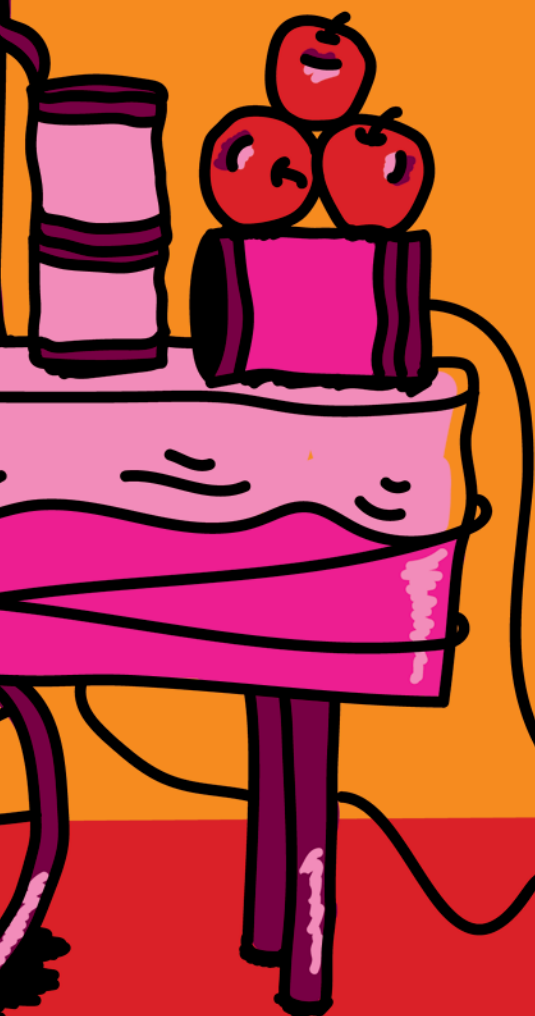
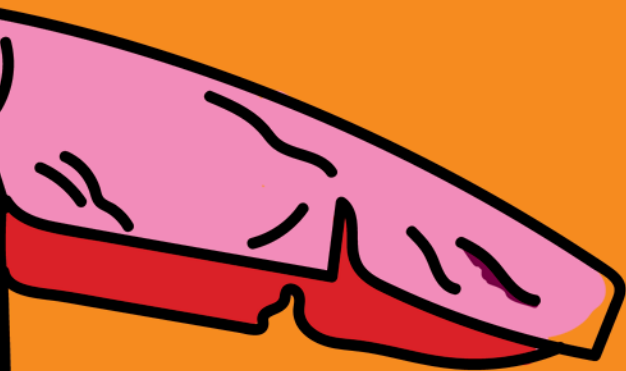
Literatur

- Augé, Marc. 2008. *Pour une anthropologie des mondes contemporains*. Paris: Editions Flammarion.
- Back, Les. 2001. »Guess Who's Coming to Dinner? The Political Morality of Investigating Whiteness in the Gray Zone.« In *Out of Whiteness: Color, Politics, and Culture*, herausgegeben von Vron Ware und Les Back, 33–59. University of Chicago Press.
- Bangstad, Sindre. 2017. »Doing Fieldwork among People We Don't (Necessarily) Like.« *Anthropology News*. <https://doi.org/10.1111/AN.584>.
- Binder, Beate und Sabine Hess. 2013. »Eingreifen, Kritisieren, Verändern. Genealogien engagierter Forschung in Kulturanthropologie und Geschlechterforschung.« In *Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*, herausgegeben von Beate Binder, Friedrich von Bose, Katrin Ebell, Sabine Hess und Annika Keinz, 22–54. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bubandt, Nils und Rane Willerslev. 2015. »The Dark Side of Empathy: Mimesis, Deception, and the Magic of Alterity.« *Comparative Studies in Society and History* 57(1): 5–34. <https://doi.org/10.1017/S0010417514000589>.
- Büchner, Anna und Katharina Ottovay. 2007. »Researching against. Kritische Kulturanthropologie gegen Rechtsextremismus.« In *Ein Dorf voller Narren. Karneval, Idylle, Rechtsextremismus*, herausgegeben von Falk Blask, 143–160. Berliner Blätter 43.
- Clifford, James und George E. Marcus (Hg.) 1986. *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography. A School of American Research Advanced Seminar*. Berkeley: University of California Press.
- Hannerz, Ulf. 1998. »Other Transnationals: Perspectives Gained from Studying Sideways.« *Paideuma* 44: 109–123. <https://www.jstor.org/stable/40342025>.
- Haraway, Donna J. 1988. »Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective.« *Feminist Studies* 14(3): 575–599. <https://doi.org/10.2307/3178066>.
- Hentschel, Christine. 2021. »Das große Erwachen: Affekt und Narrativ in der Bewegung gegen die Corona-Maßnahmen.« *Leviathan* 49(1): 62–85. <https://www.jstor.org/stable/27283979>.
- Kutschera, Ulrich. 2016. *Das Gender-Paradoxon. Mann und Frau als evolvierte Menschentypen*. Münster: LIT.

- Marcus, George E. 2005. »The Anthropologist as Witness in Contemporary Regimes of Intervention.« *Cultural Politics* 1: 31–50. <https://muse.jhu.edu/article/584151>.
- Näser-Lather, Marion. 2020. »Wissenschaftler_innen vs. Gender Studies. Argumentationen, Wirkungen und Kontexte einer ›wissenschafts-‹politischen Debatte.« In *Antifeminismen. »Krisen«-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential?*, herausgegeben von Annette Henninger und Ursula Birsl, 105–148. Bielefeld: Transcript.
- Näser-Lather, Marion. 2023. »Dimensions of Positioning. Conflictual Dynamics in the Field of Anti-›Genderism‹.« *Public Anthropologist* 5: 293–314.
- Näser-Lather, Marion, Andrea L. Oldemeier und Dorothee Beck (Hg.). 2019. *Backlash!? Antifeminismus in Wissenschaft, Politik und Gesellschaft*. Sulzbach im Taunus: Helmer Verlag.
- Näser-Lather, Marion, Dorothee Beck, Ilse Lenz und Sabine Grenz. 2023. »Counterstrategies against Anti-feminism: Academia Meets Practice.« *Berliner Blätter* 88: 117–134. <https://doi.org/10.18452/27985>.
- Pasieka, Agnieszka. 2019. »Anthropology of the Far Right. What if We Like the ›Unlikeable‹ Others?« *Anthropology Today* 35(1): 3–6. <https://doi.org/10.1111/1467-8322.12480>.
- Scheper-Hughes, Nancy. 1995. »The Primacy of the Ethical: Propositions for a Militant Anthropology.« *Current Anthropology* 36(3): 409–440. <https://www.jstor.org/stable/2744051>.
- Shweder, Richard A. 2012. »Relativism and Universalism.« In *A Companion to Moral Anthropology*, herausgegeben von Didier Fassin, 85–102. Malden u.a.: Wiley-Blackwell. <https://doi.org/10.1002/9781118290620.ch5>.
- Spivak, Gayatri. 1988. »Can the Subaltern Speak?« In *Marxism and the Interpretation of Culture*, herausgegeben von Cary Nelson, 271–313. Urbana: University of Illinois Press.
- Teitelbaum, Benjamin. 2019. »Collaborating with the Radical Right. Scholar-Informant Solidarity and the Case for an Immoral Anthropology.« *Current Anthropology* 60(3): 414–422. <https://doi.org/10.1086/703199>.
- Weber, Max. 1922. »Der Sinn der ›Wertfreiheit‹ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften.« In *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, 451–502. Tübingen: Mohr.
- Weber, Max. 1992. *Politik als Beruf*. Tübingen: Mohr.

VERMITTLUNG





Vermittlung – Einleitung

Gisela Welz und Hansjörg Dilger

Abstract

Die Sektion Vermittlung beschäftigt sich mit den vielfältigen Formen der Wissensvermittlung in der Public Anthropology, mit denen nicht nur Wissenschaftler:innen erreicht, sondern außerakademische Öffentlichkeiten angesprochen werden können. Neue Publikationsgenres und der Anspruch, als Übersetzer:innen und Mediator:innen bisher ungehörter und ignorierte Positionen aktiv zu werden, verändern dabei absehbar auch die universitären Ausbildungsbedingungen. Die Beiträge der Sektion zeigen, dass Public Anthropology durchaus an die in den ethnologischen Fächern seit langem etablierten Formen des forschenden Lernens anknüpft, aber zusätzlich neue und zunehmend kritische Auseinandersetzungen mit inner- und außeruniversitären Wissenshierarchien erzeugt.

Keywords: Lehrforschungsprojekte; forschendes Lernen; Wissensvermittlung; universitäre Lehre; Wissenshierarchien; Public Anthropology

›Vermittlung‹ steht für das Anliegen der Public Anthropology, den Rezipient:innenkreis ethnologischer Perspektiven und Befunde systematisch zu erweitern. Vertreter:innen der ethnologischen Fächer, die sich als ›Public Anthropologists‹ verstehen, entwickeln gegenwärtig eine Vielzahl innovativer Praktiken und Formate der inter- und transdisziplinären Wissensvermittlung, mit denen sie nicht nur Kolleg:innen anderer Fächer erreichen, sondern insbesondere auch nichtakademische Öffentlichkeiten ansprechen wollen. Vermittlung kann aber auch bedeuten, Student:innen in der forschenden Lehre aktiv auf Aufgaben und Herausforderungen der Public Anthropology vorzubereiten.

Mit diesen unterschiedlichen Anliegen bauen öffentlich arbeitende Ethnolog:innen auf früheren Bemühungen und Erfahrungen ihrer Fächer auf, die eigenen Forschungsansätze und -ergebnisse durch ›öffentlichkeits-affine‹ Interventionen (z. B. mittels visuell-anthropologischer Formate und Theaterperformanzen) gesellschaftlich sichtbar zu machen und mitunter transformativ in bestehende soziale Verhältnisse hineinzuwirken (Beck 2009: 6–7; Binder und Hess 2013; vgl. auch EINLEITUNG ZUM READER). Heutzutage nutzen sie zu diesem Zweck zudem neue Medien und mediale Formate, die ihnen in jeweils spezifischer Weise den Zugang zu unterschiedlichen sozialen Gruppen und gesellschaftlichen Kontexten über den akademischen Rahmen hinaus ermöglichen bzw. ermöglichen sollen.

So werden beispielsweise internetbasierte Publikationsformate wie Blogs, Webseiten und digitale Wissensplattformen eingesetzt, mit denen zeitnah – und mit potentiell deutlich größerer Reichweite als mit Buch- und Artikelveröffentlichungen – auf aktuelle Themen reagiert werden kann und die oft als niedrigschwellige, die Rezipient:innen aktiv einbeziehende Medien angelegt sind (Fortun et al. 2014; Dilger und Falge 2019). Auch das Engagement in sozialen und anderen elektronischen oder printbasierten Medien sowie die Formate des Films, öffentlicher Screenings und/oder Podiumsdiskussionen sind Wege der Kommunikation ethnologischer Erkenntnisse sowie der direkten Interaktion mit verschiedenen gesellschaftlichen Öffentlichkeiten (Pink und Abram 2015).

Schließlich finden partizipative Projekte oft in unmittelbarer Kooperation zwischen Ethnolog:innen und wissenschaftlichen Lai:innen statt, die in diesem Rahmen nicht nur in ihrer Rolle als ›Forschungspartner:innen‹ agieren, deren Praktiken und Wissen anschließend von den Forschenden analysiert und repräsentiert werden. Vielmehr ergreifen diese Forschungspartner:innen in vielen derartiger Kollaborationen heute selbst die aktive Rolle der Sprecher:innenschaft bis hin zur Ebene der Repräsentation, so dass das entstehende Wissen in *allen* Phasen ethnologischen Arbeitens im Sinne der Public Anthropology buchstäblich *ko*-produziert wird (Marcus 2021; vgl. EINLEITUNG, SEKTION KOLLABORATIONEN).

›Making things public: Vermittlung als Praxis der Public Anthropology kann bedeuten, sich zum Sprachrohr ungehörter – von hegemonialen gesellschaftlichen Öff-

fentlichkeiten mitunter dezidiert ignorierten oder marginalisierten – Positionen zu machen und soziale Missstände, Ungerechtigkeiten und/oder Menschenrechtsverletzungen anzuprangern (Low und Merry 2010: 210f.). Wenn Public Anthropologists die Anliegen marginalisierter Gruppen – bzw. allgemeiner von sozialen Akteur:innen, deren Erfahrungen und Bedürfnisse von der Gesamtgesellschaft außer Acht gelassen werden – breiteren Öffentlichkeiten zur Kenntnis bringen, dann fungieren sie bisweilen als ›Fürsprecher:innen‹ solcher Anliegen, mitunter als ›Übersetzer:innen‹ derartiger Erfahrungen oder auch als ›Multiplikator:innen‹ von Wissen darüber.

Vermittlung kann in solchen Zusammenhängen zudem bedeuten, dass Ethnolog:innen in der Rolle von ›Mediator:innen‹ die Interaktion zwischen antagonistischen sozialen Gruppierungen bzw. zwischen Betroffenen und staatlichen Institutionen oder der weiteren Gesellschaft überhaupt erst ermöglichen und vermittelnd gestalten (ebd.: S210). Oft beschränken sich Public Anthropologists aber auch darauf, derartige Prozesse anzustoßen (›sparkling publics to life‹, vgl. De Lauri und Sandvik 2021), indem sie soziale Räume für einen Dialog öffnen, die dafür notwendigen Infrastrukturen bereitstellen bzw. bauen und die daraus hervorgehenden Dynamiken in einer Weise unterstützen, dass die Betroffenen ihre Anliegen selbst vertreten können (vgl. BINDER und HESS, Sektion KOLLABORATIONEN).

In den so emergierenden Konstellationen können Ethnolog:innen zwischen sehr unterschiedlichen Positionen (vgl. EINLEITUNG, Sektion POSITIONIERUNGEN) und Interaktions- und Medienformaten wählen, über die sie ihre fachlichen Erkenntnisse nicht nur im Sinne einer ›Wissensvermittlung‹ kommunizieren, sondern gesellschaftlichen Wandel direkt oder indirekt mitgestalten. Gleichzeitig gilt es darauf zu achten, mit solchen Interventionen nicht in die Falle paternalistischen Handelns zu tappen oder primär aus eigenen ›Schuldgefühlen‹ (z. B. angesichts der eigenen Privilegien im Kontext von Ausbeutung und Ungleichheit) heraus zu agieren (Nyamnjoh 2015: 59).

Im Fokus der ersten drei Beiträge der Sektion stehen Praktiken und Herausforderungen der Vermittlung ethnologischen Wissens in außerethnologische Öffentlichkeiten mittels unterschiedlicher Publikationsformate bzw. verschiedenster Medien und Modalitäten. Die Autor:innen zeigen, dass öffentlich-ethnologisches Arbeiten immer (die Bereitschaft) erfordert, sich Fähigkeiten im Umgang mit nichtakademischen Publikationsmedien sowie mit Kommunikationsformen und -formaten jenseits wissenschaftlicher Buch- und Aufsatzveröffentlichungen anzueignen. Mit vielen dieser Formate wurden in den ethnologischen Fächern in der jüngeren Vergangenheit grundlegend neue Erfahrungen gesammelt, die in dieser Sektion aus unterschiedlichen Perspektiven diskutiert werden.

Mit Blick auf die unterschiedlichen Medienpraktiken im Setting ihrer öffentlich-ethnologischen Arbeit arbeiten VICTORIA HUSZKA und OVE SUTTER in ihrer Forschungsperspektive zunächst Dynamiken der interaktiv gestalteten Wis-

sensproduktion zwischen Forschenden und ihren Forschungspartner:innen heraus, die sie am Beispiel ihres laufenden Projekts zur Ermittlung und Verbesserung der Rahmenbedingungen von Kunst- und Kulturarbeit im ländlichen Raum in mehreren deutschen Bundesländern verdeutlichen: Welche Einsichten können die in einer solchen Form partizipativen Arbeitens etablierten sozialen Beziehungsweisen und Medienpraktiken für ein vertiefteres Verständnis der in Projekten der Public Anthropology intendierten Prozesse der Wissensvermittlung generieren? Wie kann die Interaktion zwischen Ethnolog:innen und ihren Forschungspartner:innen vor Ort unter Einbeziehung eines praxeologischen Verständnisses von »epistemischer Sozialität« reflexiv gestaltet werden? Auf die Vermittlungspraxis von Public Anthropologists in anderen empirischen Feldern übertragbar sind die Erkenntnisse dieser Forschung dabei gerade auch in Bezug darauf, wie die »Glaubwürdigkeit« von Wissen zwischen den beteiligten Akteur:innengruppen – in diesem Fallbeispiel: insbesondere Wissenschaftler:innen und deren Praxispartner:innen – wechselseitig bestätigt werden kann.

Ein Repräsentationsformat, das in den ethnologischen Fächern schon lange genutzt wird, um Forschungspartner:innen selbst zu Wort kommen zu lassen, ist der ethnographische Film bzw. das kulturwissenschaftliche Dokumentarfilmgenre insgesamt. MARCOS FREIRE DE ANDRADE NEVES analysiert in seiner Forschungsperspektive die Dynamiken, die sich im Prozess des Herstellens eines ethnographischen Films über die in vielen Ländern illegale Praxis von *assisted suicide* (also der mit Hilfe Dritter absichtlich herbeigeführte Tod) zwischen ihm als feldforschendem Filmemacher und seinen Gesprächspartner:innen über die Methode des »Ko-Erzählens« (*co-telling*) entwickelten. Diese Dynamiken sind zum einen von dem geteilten Anliegen aller Beteiligten geprägt, persönliche Geschichten über (die Absicht zur Durchführung von) *assisted suicide* öffentlich zu machen, um hierdurch Transformationen der gesellschaftlichen Debatte sowie der damit verbundenen nationalen Gesetzgebungen zu erreichen. Zum anderen bestehen insbesondere auf Seiten der Protagonist:innen vielschichtige – von Andrade Neves als »öffentliche Ängste« konzipierte – Befürchtungen hinsichtlich der nicht vorhersehbaren und potentiell negativen Reaktionen, die aus dem Öffentlichmachen dieser Geschichten resultieren können. Das Spannungsverhältnis zwischen diesen Dynamiken wird umso virulenter, je ethisch umstrittener die Praktiken der sozialen Akteur:innen sind, die im Film zu Wort kommen – oder wenn diese Praktiken sogar im Konflikt mit rechtlichen Regulierungen stehen, was die Beispiele des Beitrags eindrücklich illustrieren.

In einem Schlaglicht berichtet EHLER VOSS über die Internetplattform *boasblogs*, die aktuelle ethnologische Wissensproduktion und Debatten öffentlich sichtbar macht, indem sie themenbezogene Blogs, betreut von wechselnden Redaktionsteams, initiiert und kuratiert. Ausgehend von einem Medienbeitrag in

der *Süddeutschen Zeitung*, der die (außereuropäische) Ethnologie in einem stereotypisierend negativen Licht zeichnete, haben die *boasblogs* seit 2016 zahlreiche Beitragsserien zu unterschiedlichen Themensetzungen (mit)veröffentlicht, die sowohl auf breite gesellschaftliche Debatten (z. B. die Restitution von Kulturgütern aus kolonialen Kontexten oder die COVID-19-Pandemie) Bezug nahmen als auch die inhaltlichen Anliegen von Jahreskonferenzen der ethnologischen Fächer für eine größere Öffentlichkeit aufbereiteten. Die hier besprochenen thematischen und theoretischen Anliegen erreichen ganz unterschiedliche Öffentlichkeiten und können fachinterne Diskussionen ebenso unterstützen wie deren Resonanz in interdisziplinären Zusammenhängen oder (vergleichsweise seltener) außeruniversitären Öffentlichkeiten. In Abhängigkeit von den themenspezifisch entstehenden Konstellationen sind Redaktionsteams und Autor:innen in der von Voss so bezeichneten ›Anthropology in Public‹ zudem mit unterschiedlichen Dynamiken von öffentlicher Rezeption und Reichweite konfrontiert.

Vermittlung findet aber nicht nur ›nach außen‹, sprich mit Blick auf nichtwissenschaftliche oder interdisziplinäre Öffentlichkeiten, statt. Fragen der Vermittlung von Public Anthropology in universitären Lehrveranstaltungen und der Ausbildung von Promovierenden gehören ebenfalls zum Themenfeld dieser Sektion. Wenn wir Public Anthropology nicht ausschließlich als ein weiteres berufliches Betätigungsfeld der (angehenden) Fachvertreter:innen, sondern auch als eine epistemische Praxis und als Form des positionierten gesellschaftspolitischen Handelns verstehen, dann ist diese Dimension von Vermittlung mithin zu einem wichtigen Aspekt der öffentlichen bzw. institutionellen Legitimierung der ethnologischen Fächer geworden – insbesondere wenn von diesen (wie auch von anderen Disziplinen) zunehmend eine deutlichere Positionierung hinsichtlich ihrer ›gesellschaftlichen Relevanz‹ gefordert wird. Zugleich beeinflusst die Hinwendung zu außerakademischen Öffentlichkeiten aber auch die didaktischen Prämissen, Inhalte und Methoden in der ethnologischen Ausbildung: In dem Maße, in dem Public Anthropology Fragen nach kollaborativen Wegen der Wissensproduktion, von Repräsentationsformaten und -ästhetiken sowie gesellschaftlich intervenierenden Wissenspraktiken aufwirft, ist die ethnologische Ausbildung nicht nur gefordert, neue Formen des wissenschaftlichen Arbeitens zu vermitteln, sondern sich selbst in diesem Prozess insgesamt neu bzw. ›anders‹ zu entwerfen.

Public Anthropology in den Studiengängen unserer Fächer zu lehren, erfordert eine kritische Auseinandersetzung mit gängigen Hierarchisierungen zwischen ›akademischen‹ und ›nichtakademischen‹ Berufsfeldern, die bestimmten Formen des Wissens und bestimmten Wissensakteur:innen immer noch mehr symbolisches Kapital als anderen Formen und Akteur:innen der Wissensproduktion zuschreiben. Auch ist eine kritisch-differenzierte Haltung gegenüber Anforderungen der Politik gefragt, wenn diese die Wissenschaften über bildungspolitische

Maßnahmen und unter Bezugnahme auf Schlagwörter wie ›Third Mission‹ oder ›Citizen/Public Science‹ anwendungsorientiert ausrichten will. Die letztgenannten Tendenzen stehen in engem Zusammenhang mit Fragen der *employability* von Absolvent:innen in Zeiten der Bologna-Reformen, die zweifellos einen wichtigen Verantwortungsbereich der universitären Lehre darstellt. Aber als Lehrende müssen wir uns fragen: Wie sieht eine Public Anthropology aus, die mit ihren partizipativen und mitunter kreativ arbeitenden Projekten dezidiert nicht (allein) die übergeordneten Zielsetzungen der ›unternehmerischen Universität‹ (Strathern 2000) stützen will? Sondern die vor allem Wege finden will, um Gestaltungsräume für das Verfolgen gesellschaftspolitischer Anliegen und Zielsetzungen mit ihren eigenen – nicht im Sinne neoliberaler Logiken unmittelbar verwertbaren – Temporalitäten und Wertvorstellungen zu schaffen?

Die ethnologischen Fächer können bei diesen und ähnlichen Fragen auf etablierte Modelle der praxisbezogenen Ausbildung zurückgreifen, die unter Begriffen wie ›Lehrforschung‹, ›Studienprojekt‹ oder ›Feldforschungspraktikum‹ seit Jahrzehnten in Studium und Lehre etabliert sind. Mit dem Bedeutungszuwachs der Public Anthropology entstehen vor diesem Hintergrund sowohl neue didaktische Herausforderungen, z. B. mit Blick auf Formate der (mediengestützten) Wissensvermittlung und/oder kollaborativen Forschung, die in solchen Lehrprojekten für öffentlich-ethnologisches Arbeiten genutzt werden, als auch neue curriculare Inhalte und Anforderungen: Welche Kompetenzen, (handwerklichen) Fertigkeiten und analytisch-reflektiven Praktiken sind mit ›Doing Public Anthropology‹ im Kontext der forschenden Lehre verbunden und wie können diese mit Blick auf die Nachfrage von Studierenden sowie der durch sie adressierten Öffentlichkeiten nach kulturellen Übersetzungen, Dialogfähigkeit und das Navigieren komplexer, oft widersprüchlicher Positionierungen vermittelt und erlernt werden (vgl. EINLEITUNG, SEKTION POSITIONIERUNGEN)?

Dieser Teil der Sektion beginnt mit einem Schlaglicht von HANSJÖRG DILGER und KRISTINA MASHIMI, das die Bedingungen des forschungsorientierten Lehrens und Lernens in der Sozial- und Kulturanthropologie (bzw. außereuropäischen Ethnologie) nach den Bologna-Reformen seit den 2000er Jahren beleuchtet. Sie zeigen, dass der neoliberale Fokus des universitären Systems auf individuelle Studienleistungen und ›effizientes Studieren‹ wenig Raum lässt für die zeitlich, sozial und emotional aufwendigen Prozesse, die insbesondere die Kooperation mit zivilgesellschaftlichen Akteur:innen in studentisch initiierten Lehr- und Forschungsprojekten erfordern kann und die im Anforderungs- und Bewertungssystem ethnologischer Studiengänge oft nicht angemessen anerkannt wird. Dies ist grundsätzlich anders als beispielsweise in früheren Formen der ›Lehrforschung‹ oder der ›Projektutorien‹, die sich teils über mehrere Semester hinziehen konnten und in denen Studierende oft mehr autonome Gestaltungsmöglichkeiten hat-

ten. Vor dem Hintergrund ihrer eigenen Erfahrungen im *Kollektiv Polylog* – in dem geflüchtete Frauen*, wechselnde Kohorten von Student:innen sowie Dozent:innen und Mitglieder einer aktivistischen Organisation seit Jahren in einer Reihe von Publikations- und Filmprojekten zusammenarbeiten – thematisieren sie die Widersprüche und Spannungen, die sich aus den unterschiedlichen Motivationen und Ressourcen der beteiligten Akteur:innen für die Zusammenarbeit einerseits und den strukturellen Rahmenbedingungen der Universität andererseits ergeben. Abschließend plädieren sie für ein grundsätzliches Überdenken dieser Strukturen, damit »forschungsorientiertes Lernen in der Public Anthropology seinen festen Platz an den Universitäten beibehalten bzw. wiedererlangen« kann.

Im folgenden Beitrag berichtet GISELA WELZ ebenfalls in Form eines Schlaglichts über die Praxisform der Lehrforschungsprojekte in den ›postvolkskundlichen‹ Fächern in Deutschland. Projektförmige Lehr- und Lernformen, die bis heute – wenn auch in veränderter Form – Bestandteil der Curricula in diesen Fächern sind, wurden bereits sehr früh an einzelnen Standorten der Nachfolgefächer der Volkskunde praktiziert. Sie entstanden in der Regel im Zusammenhang mit der Reorientierung des Faches als gegenwartsbezogene und problemorientierte Wissenschaft in den 1970er Jahren. Auch aktuell setzen Lehrforschungsprojekte der heute in der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft organisierten Universitätsinstitute häufig in ihrem jeweiligen regionalen Umfeld an, nehmen vor Ort Anliegen von Betroffenen auf und haben den Anspruch, die erarbeiteten Forschungsergebnisse den lokalen Akteur:innen zur Verfügung zu stellen und sie in weitere, oft außeruniversitäre Öffentlichkeiten zu vermitteln. Welz bringt mit einer autoethnographischen Vignette Erfahrungen aus der eigenen Studienzeit in den frühen 1980er Jahren ein und berichtet über die Weiterentwicklung des forschenden Lernens bis in die Gegenwart. Dieser Lehransatz ist insbesondere durch eine Vervielfältigung der Formen der Vermittlung (z. B. durch mediale und andere Formate) gekennzeichnet, die weit über das konventionelle wissenschaftliche Publizieren hinausgehen.

Die Sektion schließt mit einem kuratierten Gespräch zwischen dem Dozenten GÖTZ BACHMANN und den Studierenden HELENE BODE, CARLA HARTMANN, ESTHER KLEIN, TOM LAGODNY und MIRJAM LÜDECKE, in dem diese gemeinsam darüber nachdenken, was es heißt, Public Anthropology in der ethnologischen Ausbildung umzusetzen. Mit Blick auf ihre persönlichen Erfahrungen mit der Praxis der Public Anthropology an verschiedenen Universitäten machen die studentischen Gesprächsteilnehmer:innen dabei eindrücklich deutlich, mit welchen Herausforderungen, Sorgen und Dilemmata sie in Bezug auf ihr öffentlich-ethnologisches Arbeiten konfrontiert waren – aber auch, welche (persönlichen, politischen und/oder fachlichen) Aspirationen und Möglichkeiten sie damit jeweils verbinden. Im Rückblick auf ihre häufig in Kollaboration mit zivilgesellschaftlichen Akteur:innen durchge-

fürten Projekte reflektieren sie darüber, wie sie als angehende Wissenschaftler:innen der ethnologischen Fächer fachliche Positionen überhaupt bereits vertreten können und was dies für ihre Identität als (zukünftige) Anthropolog:innen bedeutet. Darüber hinaus diskutieren sie die Vor- und Nachteile, die sich aus dem jeweiligen Grad der institutionellen Einbindung ihrer Projekte an ihren Universitäten ergeben haben und die sie – nicht zuletzt mit Blick auf die in ihren Kooperationen verfolgten gesellschaftspolitischen Anliegen – unterschiedlich bewerten.

Zusammengenommen machen diese letzten drei Beiträge deutlich, dass die aktuelle Praxis ebenso wie die Zukunft forschenden Lernens in den ethnologischen Fächern sowohl über disziplinäre als auch generationale und statusbezogene Grenzen hinweg diskutiert werden müssen: Nur wenn wir diese unterschiedlichen Perspektiven und die jeweils damit verbundenen Anliegen in unsere Überlegungen einbeziehen, können wir verstehen, wie sich Public Anthropology im universitären Alltag nicht nur umsetzen, sondern auch *an* die sowie *gemeinsam mit* zukünftigen Fachvertreter:innen vermitteln lässt.

Literatur

- Beck, Sam. 2009. »Introduction: Public Anthropology.« *Anthropology in Action* 16(2): 1–13. <https://doi.org/10.3167/aia.2009.160201>.
- Binder, Beate und Sabine Hess. 2013. »Eingreifen, kritisieren, verändern. Genealogien engagierter Forschung in Kulturanthropologie und Geschlechterforschung.« In *Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*, herausgegeben von Beate Binder et al., 22–54. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- De Lauri, Antonio und Kristin Bergtora Sandvik. 2021. »Public Anthropology in the Digital Era.« In *The International Encyclopedia of Anthropology*, herausgegeben von Hilary Callan. <https://doi.org/10.1002/9781118924396.wbiea2505>.
- Dilger, Hansjörg und Christiane Falge. 2019. »Kollaboratives Forschen und Wissen für die Öffentlichkeit: Gesellschaftliche Interventionen der Medizinethnologie.« In *Angewandte Ethnologie*, herausgegeben von Sabine Klocke-Daffa, 479–497. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-25893-1_23.
- Fortun, Kim, Mike Fortun, Erik Bigras, Tahereb Saheb, Brandon Costelloe-Kuehn, Jermore Crowder, Daniel Price und Alison Kenner. 2014. »Experimental Ethnography Online: The Asthma Files.« *Cultural Studies* 28(4): 632–642. <https://doi.org/10.1080/09502386.2014.888923>.
- Low, Setha M. und Sally Engle Merry. 2010. »Engaged Anthropology: Diversity and Dilemmas: An Introduction to Supplement 2.« *Current Anthropology* 51(S2): 203–226. <https://doi.org/10.1086/653837>.
- Marcus, George. 2021. »The Para-Site in Ethnographic Research Projects.« In *Experimenting with Ethnography: A Companion to Analysis*, herausgegeben von Andrea Ballestero

- und Brit Ross Winthereik, 41–52. New York: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9781478091691-006>.
- Nyamnjoh, Francis B. 2015. »Beyond an Evangelising Public Anthropology: Science, Theory and Commitment.« *Journal of Contemporary African Studies* 33(1): 48–63. <https://doi.org/10.1080/02589001.2015.1021214>.
- Pink, Sarah und Simone Abram (Hg.). 2015. *Media, Anthropology and Public Engagement*. New York, Oxford: Berghahn Books. <https://doi.org/10.1515/9781782388470>.
- Strathern, Marilyn (Hg.). 2000. *Audit Cultures: Anthropological Studies in Accountability, Ethics, and the Academy*. London & New York: Routledge.

Epistemische Sozialitäten der Public Anthropology: Plädoyer für ein praxeologisches Verständnis der Beglaubigung von Wissen in Projekten engagierten Forschens

Victoria Huszka und Ove Sutter

Abstract

Der Beitrag untersucht, wie Wissensvermittlung und -koproduktion in Public-Anthropology-Projekten mit kollaborativen Anteilen gestaltet werden. Im Fokus steht die interaktive Bestätigung der Glaubwürdigkeit von Wissen zwischen Forschenden und Praxispartner:innen. Anhand eines Fallbeispiels aus der Kunst- und Kulturarbeit in ländlichen Regionen Deutschlands analysiert der Beitrag, wie Medienpraktiken und Beziehungsweisen die Wissensproduktion und den Wissensaustausch in Forschungsprojekten beeinflussen. Es wird argumentiert, dass ein praxeologisches Verständnis von »epistemischen Sozialitäten« zur Reflexion und Verbesserung kollaborativer Forschungsprojekte der Public Anthropology und ihrer gesellschaftlichen Wirkung beitragen kann.

Keywords: kollaboratives Forschen; Wissen; epistemische Sozialität; Kunst- und Kulturarbeit; ländlicher Strukturwandel; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Huszka, Victoria und Ove Sutter. 2025. »Versammlungen epistemischer Sozialitäten der Public Anthropology.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 339–357. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_021

Einleitung

Eines der zentralen Ziele von Projekten der Public Anthropology ist es, Wissenselemente eines adressierten Publikums, das im Idealfall über die wissenschaftliche Gemeinschaft hinausreicht, zu verändern. Adressierte Publika der Public Anthropology können zum Beispiel Leser:innen einer Zeitung, aber auch politische Funktionär:innen und Policy-Akteur:innen oder Bewohner:innen sozial benachteiligter Stadtteile sein. Dementsprechend reicht das zu verändernde Wissen von alltagsweltlichem Orientierungs- und Handlungswissen bis hin zu Fachwissen. Um dieses Ziel zu erreichen, bedarf es der Bestätigung und/oder Übernahme von Wissen, sei es in einem unilinearen oder wechselseitigen kommunikativen Prozess. In diesen Prozessen kommen im Idealfall die beteiligten Akteur:innen zu dem Schluss, dass es sich bei dem zur Disposition stehenden Wissen um glaubwürdige Aussagen über die Welt beziehungsweise um nützliches Wissen zum Erreichen bestimmter (z. B. politischer) Ziele handelt. Sowohl in unilinearen als auch in reziproken kommunikativen Prozessen wird das Wissen von allen Beteiligten durch die Verwendung von Medienpraktiken wie beispielsweise das Kuratieren einer Ausstellung, das interpretierende Hören eines Podcasts oder auch das gemeinsame Diskutieren koproduziert. Darüber hinaus verfolgen Projekte der Public Anthropology häufig ein zweites Ziel, das darin besteht, die Beziehungen zwischen Wissenschaftler:innen und Akteur:innen beforschter Felder in Richtung kollaborativer Zusammenarbeit zu verändern, sei es, um dadurch an benötigte Daten zu gelangen, um die wissenschaftliche Wissensproduktion zu enthierarchisieren und zu demokratisieren oder um in politische (und häufig institutionalisierte) Machtsettings zu intervenieren (Binder und Hess 2013: 46 f.; vgl. auch BINDER und HESS sowie SCHRAMM, beide Sektion KOLLABORATIONEN).

In unserem Beitrag nehmen wir die Prozesse der interaktionalen Bestätigung der Glaubwürdigkeit von Wissenselementen in Projekten der Public Anthropology in den Blick, genauer die reflexive Gestaltung der damit verbundenen Beziehungsweisen und der verwendeten Medienpraktiken. Wir argumentieren, dass es für Projekte der Public Anthropology produktiv und wertvoll sein kann, jene Beziehungsweisen und Medienpraktiken reflexiv zu gestalten, in und mit denen Akteur:innen interaktional die Glaubwürdigkeit von Wissenselementen bestätigen, Wissen austauschen und koproduzieren. Damit einhergehend, sind auch die verkörpert-praktischen und materiellen Anteile der Beziehungsweisen und Medienpraktiken zu berücksichtigen. Um die Prozesse der interaktionalen Verständigung über die Glaubwürdigkeit von Wissen, des Wissensaustausches sowie der Koproduktion von Wissen differenzierter zu verstehen und damit die Grundlage für eine reflexive Gestaltung zu schaffen, schlagen wir den Begriff der *epistemischen Sozialität* und damit einen praxeologischen Ansatz vor.

In unserer Argumentation greifen wir auf ethnografische Daten aus einem laufenden Forschungsprojekt in der Frühphase zurück. In dem auf knapp drei Jahre angelegten Verbundprojekt¹ untersuchen wir zusammen mit Praktiker:innen der Kunst-, Kultur- und Kreativarbeit in vier deutschen Bundesländern (Hessen, Nordrhein-Westfalen, Sachsen, Schleswig-Holstein), ob und wie sie durch ihre Netzwerke und Einbindungen in politische Förderprogramme sowie die von ihnen gestalteten multifunktionalen Räume soziale Teilhabe in ländlichen Regionen ermöglichen. Damit verbunden, interessiert uns, wie deren Netzwerke – von familiären Beziehungen bis hin zu ihren Beziehungen zu staatlich-administrativen Akteur:innen – gestaltet sind, welche Rolle die von ihnen genutzten multifunktionalen Räume (Gebäude, die z. B. Ausstellungsflächen, Veranstaltungsräume, Ateliers, Werkstätten und Co-Working Spaces beinhalten) für ihre Arbeit spielen und welche sozialen Beziehungen an diesen Orten zu und zwischen Bewohner:innen ländlicher Regionen entstehen.

Das Projekt eignet sich für unser Vorhaben aus verschiedenen Gründen als Fallbeispiel. Es ist erstens von Beginn an darauf ausgelegt, unterschiedliche Formen des Wissens und Verständnisse des Feldes (Praxiswissen der Kunst- und Kulturarbeit sowie wissenschaftliches Wissen) miteinander ins Gespräch zu bringen. Zweitens sind die Praktiker:innen als Kunst- und Kulturschaffende daran interessiert, ihre Angebote an unterschiedliche Akteursgruppen zu vermitteln. Drittens haben wir von Seiten des Fördergebers, des Bundesministeriums für Ernährung und Landwirtschaft, den dezidierten Auftrag, Handlungsempfehlungen aus unserer Forschung abzuleiten, um damit einen Beitrag zur Verbesserung der Möglichkeiten sozialer und kultureller Teilhabe in ländlichen und benachteiligten Regionen zu leisten. Viertens ist es über den offiziellen Auftrag hinaus unser eigenes Interesse, mit unserem Wissen zur Verbesserung sozialer und kultureller Teilhabebedingungen beizutragen.

Im Folgenden verdeutlichen wir nach der Darlegung unseres theoretischen Rahmens am genannten Fallbeispiel, welche Wissens Elemente wir in welchen Forschungsbeziehungen koproduzieren und beglaubigen. Hierfür gehen wir von einem weiten Medienbegriff aus und nehmen in den Blick, welche Medienpraktiken die Beteiligten für die Beglaubigung von Wissen verwenden. Wir argumentieren schließlich, dass der Begriff der epistemischen Sozialität dazu beiträgt, das verkörperte Setting der Koproduktion und Beglaubigung von Wissen in unterschiedlichen Beziehungsformen besser zu verstehen. Manche der von uns unten beschriebenen Praktiken mögen banal erscheinen, andere sind von jeher selbstverständlicher Bestandteil der ethnografischen Forschungspraxis. Dennoch scheint es uns sinnvoll zu sein, sie noch einmal hinsichtlich ihres Beitrags zur wechselseitigen Verständigung über und Koproduktion von Wissen zu befragen.

1 Laufzeit des Projektes: März 2023 bis November 2025; im Verbund mit dem Institut für ländliche Strukturfor schung in Frankfurt/M. (Ulrich Gehrlein, Oliver Müller, Christoph Mathias).

Epistemische Sozialitäten der Public Anthropology

Projekte der Public Anthropology können sowohl auf die Veränderung von alltagsweltlichem Orientierungswissen wie auch Expertenwissen abzielen. Beide Wissensformen werden nicht nur kognitiv und verbal- oder schriftsprachlich, sondern auch in verkörperten Praktiken aktualisiert und vermittelt. Diese Praktiken entfalten sich in materiellen Umwelten mit relationaler Affordanz, das heißt, dass räumliche Umgebungen, Körper, nichtmenschliche Materialitäten und Artefakte darauf einwirken, wie Wissen geäußert und praktisch vermittelt wird, beispielsweise in Kinderzimmern, Seminarräumen oder auf Demonstrationen. Wissen ist darüber hinaus immer mit Praktiken verwoben und in sozialen Beziehungen verankert. Wir verstehen Wissensvermittlung und -koproduktion im Anschluss an Erving Goffman (2022 [1959]) als einen interaktiven Prozess der Inszenierung von Authentizität innerhalb von *face-to-face*-Settings, in dem die Beteiligten die Glaubwürdigkeit von Wissenselementen durch ihr verkörpertes Handeln und den Einbezug materieller Objekte interaktiv bestätigen oder auch zurückweisen.

Um derlei Prozesse differenziert nachvollziehen zu können, schlagen wir den Begriff der epistemischen Sozialität vor. In epistemischen Sozialitäten der Public Anthropology handeln die Beteiligten in kollaborativen Projekten aus und vergewissern sich gegenseitig darüber, inwiefern es sich bei vermittelten, ausgetauschten oder koproduzierten Wissenselementen um glaubwürdige Aussagen über die Welt handelt. Projekte der Public Anthropology als epistemische Sozialitäten zu verstehen, ermöglicht Anthropolog:innen, die spezifischen Beziehungsweisen, Medienpraktiken der Beglaubigung sowie die materiellen Umwelten, die in diese Prozesse involviert sind, bewusster oder reflexiver zu gestalten, um die Verständigung über und die Koproduktion von Wissen in den jeweiligen Forschungssettings zu befördern. Unser Vorschlag folgt damit auch Forderungen, stärker die Bedeutung von Wissensregimes und Werteordnungen für die Entstehung kollaborativ angelegter Beziehungen zwischen Wissenschaftler:innen und Beforschten zu berücksichtigen (Felt et al. 2016; Lüder und Müller 2021).

In unserer Definition von epistemischen Sozialitäten orientieren wir uns am Begriff der *epistemic communities*, der ursprünglich aus der Policy-Forschung kommt und sich vor allem auf Gruppen von *professionals* und Expert:innen sowie auf die institutionalisierte Produktion von Policy-Wissen bezieht (Haas 1992; Dunlop 2011: 2). Um aber zwischen unterschiedlichen Formen sozialer Beziehungsgefüge differenzieren zu können, bevorzugen wir den offeneren Begriff der *Sozialität* in Anlehnung an den englischen Begriff *sociality* (Postill 2008). Gerade aus einer ethnologischen Perspektive auf die konkreten Praktiken der Ausbildung alltagsweltlicher Beziehungen ist es sinnvoll, Kategorien zu finden, die weniger durch normative

Aufladungen belastet sind, als es bei Begriffen wie »Gemeinschaft« beziehungsweise »Community« der Fall ist (Postill 2008: 416, vgl. hierzu auch Caliendo 2018).²

Als epistemische Sozialitäten definieren wir Beziehungsgefüge, in denen mehrere menschliche Akteur:innen in materiellen Umwelten mittels verkörperter Praktiken und in Beziehung zu materiellen Umwelten Wissen koproduzieren und sich über Wissens Elemente reflexiv verständigen – wie zum Beispiel in Diskussionen – oder diese praktisch inkorporieren – wie zum Beispiel in der handwerklichen Ausbildung oder im Fußballtraining. Epistemische Sozialitäten bilden sich in institutionalisierten Formaten wie der Schule, der Universität, der Kirche oder dem Verein ebenso wie auch der Familie als sozialer Institution. Sie formieren sich aber auch ständig abseits dessen in Freundeskreisen, auf politischen Demonstrationen oder in Onlinechats. Ob sich eine epistemische Sozialität bildet, kann unter anderem davon abhängen, ob die jeweiligen Akteur:innen bereits über ein (geteiltes) reflexives oder routinisiertes Wissen sowie damit verbundene Praktiken der Wissensproduktion, -vermittlung und -rezeption verfügen, an die die betreffenden Wissens Elemente anschließen können. So kann zum Beispiel soziale Nähe in Form geteilter Milieuangehörigkeit geteiltes kulturelles *Geschmackswissen* im Sinne eines klasse gebundenen lebensweltlichen Orientierungswissens befördern (Bourdieu 1984).

Epistemische Sozialitäten sind durch unterschiedliche Beziehungsweisen und damit verbundene Formen der Verbindlichkeit und Zeitlichkeit geprägt. Sie können in unterschiedlichem Maße zugänglich sein und fluide oder feste Beziehungen ausbilden, in denen die Akteur:innen einmalig oder wiederkehrend, nur für kurze Zeit oder langfristiger miteinander verbunden sind. Diese Beziehungen können hierarchisch gestaltet sein wie zum Beispiel aufgrund des spezifischen institutionellen Settings im Schulunterricht zwischen Lehrer:in und Schüler:in, in der handwerklichen Beziehung zwischen Gesell:in und Lehrling oder auch in einer universitären Lehrveranstaltung zwischen Dozent:in und den Studierenden; oder aber sie sind egalitärer gestaltet (oder verfolgen diesen Anspruch) wie zum Beispiel in Selbsthilfegruppen oder Sozialen Bewegungen.

2 Der ebenfalls etablierte Begriff des Netzwerks ist wiederum zu stark im Sinne loser Verknüpfungen definiert und berücksichtigt zu wenig die Dimension sozialer Differenzierung und Hierarchisierung. Stattdessen sind Gemeinschaften und Netzwerke als spezifische Formen epistemischer Sozialität neben anderen zu begreifen. Gegenüber Bourdieus Begriff des »Feldes«, der stark auf ein Verständnis sozialer Reproduktion hin definiert ist (Postill 2015), hat der Begriff der Sozialität wiederum den Vorteil, stärker Emergenz und flüchtigere Beziehungen zu berücksichtigen. Ein Stück weit folgen wir Andreas Wittels (2001) Verwendung des Begriffs *sociality*, halten jedoch eine stärkere Differenzierung für notwendig, die über das von Wittel definierte Gegensatzpaar der »community sociality« und der »network sociality« hinausgeht. Der Begriff der epistemischen Sozialität schließt außerdem stärker alltagsweltliche Prozesse der Wissensproduktion, -vermittlung und -aneignung mit ein.

Epistemische Sozialitäten bilden sehr unterschiedliche Kriterien und Praktiken der Wissensproduktion sowie der wechselseitigen Herstellung von Glaubwürdigkeit von Wissen aus. Zu diesen Praktiken gehören insbesondere Medienpraktiken der Wissensartikulation und -vermittlung, wobei wir unter Medien hier im weitesten Sinne Massenmedien bis hin zu materiellen Artefakten – zum Beispiel Megafone, Whiteboards oder auch Kleidungsstücke – und (z. B. gestikulierenden oder sprechenden) Körpern verstehen. Damit orientieren wir uns an einem weiten medienanthropologischen Verständnis von Medien als Medienpraktiken (Couldry 2004, 2010; Postill 2010; Hine 2015; Pink et al. 2023). In diesem Sinne sind epistemische Sozialitäten mit materiellen Umwelten, menschlichen Körpern und/oder nichtmenschlichen Organismen verknüpft. Dabei verfügen die involvierten materiellen Artefakte über relationale Affordanz, das heißt, sie beinhalten eigene Handlungsaufforderungen und Wissensordnungen und legen bestimmte Handlungs- und Denkweisen nahe (Gibson 1979; Norman 1988; Beck 1997). Deren Aktivierung entfaltet sich allerdings je spezifisch in Beziehung zu den habituellen Dispositionen und dem inkorporierten (Medien-)Praxiswissen ihrer Nutzer:innen. So afforziert zum Beispiel der Kölner Dom touristischen Nutzer:innen andere Nutzungs- und Deutungsangebote als religiös-gläubigen Nutzer:innen (vgl. Bareither 2020: 32). Medienpraktiken beinhalten zudem teleologische Elemente (Reckwitz 2003: 293), das heißt, sie sind mit sozial konventionalisierten Interessen, Zwecken und Motiven verknüpft. In unserem erweiterten Medienverständnis fassen wir also unter Medienpraktiken solche semiotischen und körperlichen Praktiken, die in Verbindung mit Dingen oder mehr-als-menschlichen Organismen zur Vermittlung und Produktion von Wissen in sozialen Beziehungen beitragen. Die konkreten Beziehungsweisen wirken sich wiederum auf die verwendeten Medienpraktiken aus, insofern Letztere dem »Beziehungsstatus« wie auch den zu vermittelnden, auszutauschenden und zu produzierenden Wissensbeständen entsprechen müssen (Kraemer 2012, 2016: 116). Die epistemische Sozialität zum Beispiel des Kindergartens ist von anderen Wissensbeständen, Beziehungsweisen und Medienpraktiken und damit verbundenen Artefakten geprägt als jene des Yogakurses oder der politischen Kundgebung.

Das Fallbeispiel

Der Fördergeber unseres Forschungsprojekts *Akteursnetzwerke und multifunktionale Räume der Kunst-, Kultur- und Kreativarbeit in ländlichen Regionen* (AMuRaKK) hat die Förderung an eine spezifische Bedingung geknüpft: Die wissenschaftlichen Erkenntnisse des Projekts sollen den Untersuchten und den ländlichen Regionen, in denen sie agieren, zugutekommen. Konkret sollen die durch die

Förderlinie finanzierten Forschungen unter anderem dazu beitragen, soziale Inklusion in ländlichen Regionen zu verbessern. Im Sinne der Formulierung des Forschungsförderantrags geht es uns in diesem Zusammenhang darum, die untersuchten Akteur:innen vor Ort »bei ihrer gemeinschaftlichen Nutzung ihrer Räumlichkeiten, deren langfristigen Betrieb sowie deren Vernetzung zu unterstützen« (Auszug aus unserem Antrag). Über diesen offiziellen Auftrag hinaus wollen wir mit unserem Wissen zu »Ansätzen gemeinwohlorientierter Bewirtschaftung« von multifunktionalen Räumen der Kunst- und Kulturarbeit beitragen. Hinsichtlich beider Anliegen sind weitere Akteur:innen für uns als potenzielle Adressat:innen des in unserem Projekt produzierten Wissens relevant, insbesondere die jeweilige lokale Bevölkerung, Lokalpolitiker:innen wie auch Behördenmitarbeiter:innen.

Sowohl der offizielle Auftrag des Fördergebers als auch unser eigenes politisches Anliegen legte es nahe, in unserer Forschung einen teils kollaborativen Ansatz in der Gestaltung der Forschungsbeziehung zwischen uns als Forscher:innen und unseren Praxispartner:innen aus der Kunst- und Kulturarbeit zu verfolgen. Beate Binder und Sabine Hess unterscheiden hierbei zwischen einer historischen Bedeutung von Kollaboration im Sinne der »Zusammenarbeit mit sozial marginalisierten oder deprivilegierten Gruppen« (Binder und Hess 2013: 46f.) sowie einer aktuellen Bedeutung im Sinne der strategischen »Zusammenarbeit mit Expert_innen« (ebd.), die aufgrund ihres Bildungshintergrunds sowie ihres sozialen Status als ebenbürtige Forschungspartner:innen anzusehen seien. Unser Ansatz bewegt sich aufgrund beider genannten Forschungsziele zwischen diesen unterschiedlichen Ausrichtungen. So fühlen wir uns den Praxispartner:innen aus unserer eher kritischen Sicht auf jene umfassenderen sozialen und politischen Verhältnisse, unter denen sie ihrem Engagement nachgehen müssen, verbunden; darüber hinaus ist es forschungsstrategisch sinnvoll, sie aufgrund ihres Expert:innenstatus mit teils kollaborativen Mitteln einzubinden.

Im Laufe des Projekts führen wir mehrere Workshops mit den Praxispartner:innen durch, um mit ihnen das Design unseres Forschungsprojekts zu diskutieren, Forschungsbedarfe von ihrer Seite abzufragen, Zwischenbefunde zu präsentieren und zu diskutieren und schließlich gemeinsam Handlungsanleitungen, zum Beispiel für kommunale Verwaltungen, zu erarbeiten. Die Praxispartner:innen sind auf freiwilliger Basis an unserer Studie beteiligt und haben hierdurch keinen besonderen Zugang zu Fördermitteln oder sonstige finanzielle Vorteile zu erwarten. Somit geht es in unserem Projekt zunächst um Public Anthropology im Sinne eines kollaborativen Forschungsansatzes und reziproken Prozesses der Wissens(ko)produktion und -vermittlung, in dem die Beforschten einen aktiven Status in der Umsetzung der Forschung einnehmen und integraler Bestandteil der Forschungsgruppe sind.

Beziehungsweisen, Wissen und Medienpraktiken der Beglaubigung

Die Konzeption unseres Forschungsprojekts schafft bestimmte Voraussetzungen für die Entstehung der epistemischen Sozialität unserer Forschungsgruppe, die im Folgenden erläutert werden. Im Anschluss legen wir entlang der beiden für diese epistemische Sozialität prägenden Beziehungsweisen dar, welche Wissensbestände in diesen Beziehungen ausgetauscht werden und wie Akteur:innen welche Medienpraktiken zu deren Beglaubigung einsetzen.

Innerhalb unserer Forschungsgruppe aus Wissenschaftler:innen und Praxispartner:innen der Kunst- und Kulturarbeit sind die Beziehungsweisen allgemein dadurch geprägt, dass es sich um *face-to-face*-Beziehungen handelt. Diese stellen wir als Wissenschaftler:innen durch die konzeptionelle Anlage des Projekts in Form von regelmäßig stattfindenden Workshops mit den Projektpartner:innen an Orten der Kunst- und Kulturarbeit selbst her. Tatsächlich haben wir als Forschende dieses Format vorgegeben und konzipieren auch maßgeblich Ablauf und Inhalt der Workshops, wodurch ein Ungleichgewicht der Gestaltungsspielräume zu Ungunsten der Praxispartner:innen besteht. Gleichzeitig und in offenem Widerspruch dazu versuchen wir aktiv, den Wissensaustausch sowie die Koproduktion von Wissen symmetrisch und wechselseitig zu gestalten. Die körperliche Anwesenheit aller Beteiligten stellte bei unserem ersten Workshop eine gegenseitige Versicherung von *commitment* dar, es mit der gemeinsamen Wissensproduktion ernst zu meinen. Der kommunikative Austausch förderte die Entstehung von emotionaler Nähe und Vertrauen zwischen den Beteiligten. Unser Vorgehen lehnte sich dabei an die ethnografische Wissensproduktion an, wie sie Fassin (2017: 7f.) definiert: Durch unsere Anwesenheit im Feld unterstrichen wir die Glaubwürdigkeit unserer wissenschaftlichen Aussagen, etwa wenn wir die ersten Ergebnisse aus der Analyse ethnografischer Daten präsentierten. Die hergestellte Nähe half dabei, dass sich die Beteiligten in den dargestellten Szenen und Umständen wiederfanden.

Darüber hinaus vermittelten wir als Wissenschaftler:innen den Praxispartner:innen in gewissem Maße eine solidarische Grundhaltung, indem wir Sympathie und Wohlwollen gegenüber ihren Praktiken und Anliegen kommunizierten sowie Unterstützung durch das Forschungsvorhaben versprachen. Auf diese Weise versuchten wir, das Vertrauen der Beforschten in die ethnografische Wissensproduktion sowie eine Haltung gegenseitiger Einlassung und des Verstehenwollens zu fördern. Soweit wir dies beobachten können, teilten auch unsere Praxispartner:innen diese wohlwollende und sich einlassende Grundhaltung. Sie nahmen sich Zeit für Anreise und Teilnahme an den (zweitägigen) Workshops und zeigten viel Engagement in der Vorbereitung und Gestaltung des Workshopprogramms. Förderlich ist hier sicherlich auch die in weiten Teilen gegebene so-

zialräumliche und kulturelle Nähe zwischen den Beteiligten, die unter anderem eine geteilte Alltagssprache und bestimmte geschmackliche Vorlieben bedingt.

Die wissenschaftliche Beziehung zwischen Forscher:innen und Praxispartner:innen

Mit Blick auf die unterschiedlichen Rollen der Beteiligten sind zwei Beziehungsweisen zu unterscheiden. Eine davon ist die wissenschaftliche Beziehung zwischen Forscher:innen und Praxispartner:innen. Diese Beziehung ist zunächst charakterisiert durch eine Wissensdifferenz, wobei wir im Projekt dezidiert anstreben, diese zu verringern. Eine Medienpraktik innerhalb der Gruppe aus Wissenschaftler:innen und Praxispartner:innen, die zur Beglaubigung dieses Anliegens der Forschenden beitrug, war der mündliche Dialog im Stuhlkreis bei unserem ersten Workshop. Wie Stefan Beck (2015: 9) für das therapeutische Setting der Psychiatrie argumentiert, stellt der Stuhlkreis als therapeutisches Instrument eine materielle Umgebung bereit, die Gleichheit und Kollektivität vermittelt und damit materiell das Vorhaben des symmetrischen Wissensaustausches und der Kollaboration unterstreicht. In der mündlichen *face-to-face*-Kommunikation im Stuhlkreis konnten die Beteiligten miteinander weitgehend unstrukturiert und informell kommunizieren und sich über ihre Vorstellungen austauschen. Ihre raumzeitliche Ko-Präsenz signalisierte nicht nur Bereitschaft zur Zusammenarbeit und *commitment*, sondern ermöglichte auch körpergebundene, zum Beispiel affektive Erfahrungen des Wissensaustausches und der gemeinsamen Wissensproduktion.

Daneben verständigten wir uns am Rande unserer Workshops, in Pausen, beim gemeinsamen Abendessen oder auf kleineren Exkursionen über biografisches und künstlerisch-kulturelles Wissen. Wir bestätigten uns gegenseitig biografische Gemeinsamkeiten und kulturelle Vorlieben oder äußerten aktiv Wertschätzung für identifizierte Differenzen. Auf diese Weise arbeiteten wir mehr oder weniger bewusst an der gegenseitigen Verbundenheit der Beteiligten. Beim ersten gemeinsamen Abendessen stellten zum Beispiel einer der beteiligten Wissenschaftler und einer der Praxispartner fest, dass sie ähnliche musikalische und subkulturelle Vorlieben teilten. Auf Seiten des Wissenschaftlers beeinflusste dieses Wissen um den subkulturellen Background des Praxispartners die Einschätzung seiner Person und die Bewertung seiner Aussagen über seine Praktiken der künstlerisch-kulturellen Arbeit.

Wir Wissenschaftler:innen brachten vor allem wissenschaftlich validiertes empirisches und theoretisches Wissen über unseren Forschungsgegenstand ein, so zum Beispiel Wissen über soziale Prozesse der Inklusion und Exklusion, Kulturarbeit, Raumproduktion, ländliche Governance oder auch Verwaltung. Hier sind als Erstes Medienpraktiken der Wissenschaftler:innen im Rahmen der Workshops zu nennen,

mittels derer sie ihre wissenschaftliche und professionelle Expertise performativ darstellten. Dies sind Performanzen wissenschaftlicher Präsentation, vor allem in Form kurzer Vortragsinputs. PowerPoint-Präsentation und Beamerprojektion, mittels derer wir als Wissenschaftler:innen das Projekt auf gestalteten Folien in Form von Kurzvorträgen vorstellten, sind Medienpraktiken, über die wir möglichst klar, verständlich und transparent unser Forschungsprogramm zu vermitteln versuchten. Hierbei machten wir auch das Interesse unseres Fördergebers transparent, durch unseren Forschungsverbund ein umfassenderes Wissen über Kunst- und Kulturarbeit in ländlichen Regionen erwerben zu wollen, um politische Steuerungsinstrumente weiterzuentwickeln. Wir vermittelten den Praxispartner:innen auch, dass wir diese tendenzielle Instrumentalisierung lokaler Kunst- und Kulturarbeit für die Regionalentwicklung kritisch sehen. Im Zuge dessen entwickelte sich eine Diskussion zur Messbarkeit von Erfolg bei Kunst- und Kulturprojekten zwischen den Praxispartner:innen. Einige Monate und Feldaufenthalte später wurden wir von einer Praxispartnerin dazu eingeladen, unser Forschungsprojekt zusammen mit ihr gegenüber interessierten Gästen der lokalen Gemeinde zu präsentieren. Unser Beitrag lag darin, die sich wandelnde Rolle von Kunst und Kultur in den bisherigen Ansätzen der Governance ländlicher Räume kritisch darzustellen, während unsere Praxispartner:innen ihre Einbindung in die Regionalentwicklung anhand ihrer eigenen (vergangenen) Projekte mit den Anwesenden diskutierten. Während wir in unserem Beitrag und mithilfe von PowerPoint-Folien vor allem theoretisch-abstraktes Wissen über kreative Ökonomien und Gentrifizierungstendenzen in ländlichen Räumen darlegten, formulierten die Praxispartner:innen ihren Beitrag spontan entlang ihrer mitgebrachten Fotografien.

Einige Wissenschaftler:innen brachten darüber hinaus Beratungswissen in das Projekt ein, genauer Kompetenzen der Moderation und Organisation von Workshops in Kontexten der Regionalentwicklung, die der Vermittlung wissenschaftlichen Wissens an Nichtwissenschaftler:innen dienen. Hier sind die Medienpraktiken und -artefakte der Projektentwicklung und der wissenschaftlich-präsentierenden *face-to-face*-Kommunikation zu nennen wie zum Beispiel Kurzvorträge zur Projektpräsentation und die Pinnwand (Abb. 1) zur Befestigung und Strukturierung der Moderationskarten, auf denen die Wissenschaftler:innen als Moderator:innen die mündlichen Beiträge der Beforschten als Schlagwörter festhielten. Pinnwand und Moderationskarten beförderten die Lenkung und Strukturierung der Kommunikation zwischen den Beteiligten.³

3 Gleichzeitig sind es Medienpraktiken der partizipativen Governance, die die Beteiligten aktivieren und ein Gefühl von Gestaltungsmöglichkeit, Mitbestimmung und Mitwirken vermitteln können. Derart sind sie in gewisser Weise als gouvernementale Performanzen zu verstehen und damit auch kritisch zu sehen. Sie sind nicht einfach auf das Ermöglichen von Mitbestimmung angelegt, sondern machen das gemeinsame Projekt auf eine spezifische Weise denkbar. Somit können sie auch dazu beitragen, die Verstehens- und Handlungsmöglichkeiten der



Abb. 1: Wandcollagen von lokalen, zivilgesellschaftlichen Projektaktivitäten im ehemaligen Schuhgeschäft

Quelle: © Ove Sutter

Die Zusammenfassung des ersten gemeinsamen Workshops verschickten wir als PDF-Dokument an die Praxispartner:innen und ergänzten es mit Fotografien der Gruppendiskussionen und den transkribierten Inhalten der Pinnwände (Abb. 2). Des Weiteren thematisierten die Forscher:innen den Bericht des Workshops bei ihren anschließenden Forschungsaufenthalten und holten hierzu Rückmeldungen ein, insbesondere zu den gemeinsam formulierten Fragen, die für die weitere Ausrichtung des Projektes und den Nachfolgeworkshop prägend waren. Durch das Zirkulieren und Diskutieren der Workshopergebnisse machten wir diese gegenüber den Praxispartner:innen zugänglich und transparent und luden sie ein, daran korrigierend und ergänzend mitzuwirken. Unserem Eindruck nach stärkte dieses Vorgehen das Vertrauen in unser Vorgehen und die Validität der Forschungsergebnisse.

Praxispartner:innen zu begrenzen und in bestimmte Richtungen zu steuern. In gewissem Sinne glich dieses Setting jenen gouvernementalen Anordnungen der ländlichen Regionalentwicklung, in denen Raumplaner:innen oder auch Mitarbeiter:innen der Kommunalverwaltung gegenüber Bewohner:innen ländlicher Gemeinden eine problematisierende Perspektive auf deren Lebenswelt entwerfen, um diese für die ehrenamtliche Beteiligung zu aktivieren.



Abb. 2: Auszug aus einem zirkulierten PDF-Dokument im Nachgang an den ersten Praxisworkshop. Hier wurden Ergebnisse einer Diskussion, die als Stichpunkte auf einer Pinnwand festgehalten wurden, von uns auf einer Seite zusammengefasst.

Quelle: Screenshot des Miroboards, © Victoria Huszka

Die Praxispartner:innen bezogen sich im Nachgang positiv auf die schriftlich dokumentierten und vermittelten Workshopinhalte. So suchte eine Praxispartnerin dezidiert den weiteren Austausch zum von uns eingebrachten Workshopthema »Kompetenzen von Kunst- und Kulturarbeiter:innen« bei einem unserer anschließenden Feldaufenthalte. Ihr hätte die Verschriftlichung der Ergebnisse als Perspektive »von außen« auf ihre eigenen Kompetenzen geholfen, um ihre Arbeit zu reflektieren. So hätte sie auch dank dieses Vorgehens ihre Erwartungen an eine neu auszuschreibende Stelle besser benennen können.

Gleichzeitig bringen wir in diese Beziehung kulturelles und soziales Kapital ein, über das wir durch unsere Verbindung zum Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft und unsere Anbindung an die Förderstruktur des Bundesministeriums verfügen. So trug Victoria Huszka in die Beziehungen zu den von ihr beforschten Praxispartner:innen der Kulturarbeit Wissen über politische Entwicklungsmaßnahmen bei, über das sie durch ihre wissenschaftlichen Netzwerke im Rahmen des Forschungsverbunds verfügte. Aufgrund dessen wusste sie beispielsweise von einer

Landkreisbefragung von Kunst- und Kulturschaffenden in einem Bundesland, in dem eines der von uns beforschten Kulturprojekte situiert war, und auch, wer hier die zuständige Ansprechperson im Landkreistag war. Da unsere Praxispartner:innen ständig auf der Suche nach Verbündeten der Lokal- und auch Landespolitik sind, um sich für ihre eigene Arbeit Rückhalt zu verschaffen, waren sie an den Kontaktdaten zu dieser zuständigen Person interessiert und wollten an der Befragung teilnehmen.

Unsere Praxispartner:innen wiederum verfügen vor allem über drei zu unterscheidende Wissensbestände: Da wäre zuerst das Wissen der Kunst- und Kulturarbeit in Form institutionalisiert-professionellen Wissens, zum Beispiel, wie bei wem und wann Förderanträge zu stellen sind, Wissen aus beruflichen Ausbildungen wie zum Beispiel vorherigen beruflichen Tätigkeiten als Immobilienmaklerin und ästhetisches Wissen zur Ausübung und Bewertung künstlerisch-kultureller Praktiken. Die Glaubwürdigkeit dieser Wissensbestände vermittelten uns die Praxispartner:innen beispielsweise, indem sie auf ihre lokale Herkunft aus der Region verwiesen, aufgrund deren sie über umfassende soziale Netzwerke und lokales Wissen verfügen, oder auch, indem sie uns auf Preise und Auszeichnungen oder gewonnene Wettbewerbe hinwiesen. Durch solche Verweise auf ihre Reputation betonten sie uns gegenüber ihre fachliche Expertise.

Zweitens bringen die Praxispartner:innen erfahrungsförmig-alltagsbezogenes Wissen ein, zum Beispiel, wie man Reparaturen am Gebäude durchführt, welche historischen Baumaterialien sich wie bei Sanierungen verhalten oder in welchem Tonfall man mit welchem und welcher Lokalpolitiker:in am besten kommuniziert. Um den für die Forschung notwendigen Austausch über alltagsrelevantes erfahrungsförmiges und praktisch-körperliches Wissen der Kunst- und Kulturarbeit anzuregen, mussten wir den Praxispartner:innen gegenüber zunächst unser Interesse an diesen Wissensbeständen glaubhaft machen. Dazu reichte es manchmal nicht, unser Anliegen nur schriftlich oder mündlich mitzuteilen, sondern bedurfte umfassender körperlicher Überzeugungsarbeit. So wollte Victoria Huszka zum Beispiel bei einem ihrer Feldaufenthalte mehr über die handwerklichen Fähigkeiten lernen, die notwendig sind, um ein altes Haus in einen multifunktionalen Raum der Kunst- und Kulturarbeit zu verwandeln beziehungsweise als solchen zu erhalten. Den anfänglichen Bedenken der Praxispartner:innen, sie komme ja nur, um »bei der Arbeit zuzugucken«, begegnete sie mit entsprechender Arbeitskleidung, die ihre Bereitschaft betonte, selbst »mitanzupacken«. So half sie beim Schleifen und Streichen von Trockenbauwänden, beim Möbelschleppen oder beim Fensterputzen. Die Praxispartner:innen wiederum würdigten Victoria Huszkas körperlichen Einsatz im Rahmen der offiziellen Eröffnung des Gebäudes. So erwähnten sie gegenüber Pressevertreter:innen und dem lokalen Bürgermeister anerkennend und lobend, dass sich die Forscherin »hautnah und ganz praktisch« einen Eindruck von der Kulturarbeit gemacht hätte.

Solche ›Nebenschauplätze‹ abseits von Interviewsettings oder der erwähnten Workshops sind in gewissem Sinne als »para-sites« (Deeb und Marcus 2011) zu begreifen, da hier die Grenzen zwischen Feldaktivitäten und universitärer Wissensproduktion verschwimmen. Die verstärkte Einbindung der Forschenden durch ihre körperliche Beteiligung an Kunst- und Kulturarbeit schaffte eine Beziehungsebene von der Art einer »epistemic partnership« (Holmes und Marcus 2008). Diese ermöglichte es erst, die Tätigkeiten anschließend gemeinsam zu reflektieren.

Drittens spielt das lokale Wissen der Praxispartner:innen eine Rolle, zum Beispiel jenes über die lokalen sozialen Beziehungen oder lokalpolitischen Konstellationen der Kulturarbeit. Hier sind zum Beispiel zufällige Begegnungen rund um den Veranstaltungsort des ersten gemeinsamen Workshops zu nennen, in denen die Netzwerke der Kulturpraktiker:innen glaubhaft präsentiert wurden. So trafen wir kurz nach unserer Ankunft in einem Café am Marktplatz auf einen Mitarbeiter der Verwaltung und beim Abendessen in einem nahe gelegenen Restaurant kam kurz der Bürgermeister an unseren Tisch, um uns willkommen zu heißen und viel Erfolg für den Workshop zu wünschen.

Die professionell-kollegiale Beziehung zwischen den beteiligten Praktiker:innen der Kulturarbeit

Die zweite zentrale Beziehungsweise ist die professionell-kollegiale Beziehung zwischen den beteiligten Praktiker:innen der Kulturarbeit. Die Beziehung der Praxispartner:innen untereinander ist geprägt durch ein zu weiten Teilen geteiltes Erfahrungswissen der täglichen Arbeit mit und in einem für kulturelle Aktivitäten genutzten Gebäude. Ebenso teilen sie das Interesse, am Forschungsprojekt mitzuwirken, um sich zu vernetzen und an der Verbesserung der Förderbedingungen von Kunst- und Kulturarbeit in ländlichen Regionen mitzuwirken. Auch dass die Beziehungen der Praxispartner:innen untereinander im Unterschied zur Beziehung zwischen Forschenden und Praxispartner:innen bereits von der Anlage des Forschungsprojekts her symmetrisch gestaltet ist, fördert neben dem weitgehend geteilten Interesse am Projekt den Austausch untereinander.

Die Beziehung zwischen den Praxispartner:innen gestalten wir im Rahmen unserer Workshops aktiv mit, indem wir sie in körperlicher Anwesenheit an den Orten und Gebäuden, die wir erforschen, versammeln. So war unser Auftaktworkshop vor allem darauf ausgelegt, dass sich nicht nur Wissenschaftler:innen und Praxispartner:innen, sondern auch die unterschiedlichen Praxispartner:innen untereinander kennenlernten, von den Projekten der anderen erfahren und sich über die jeweiligen Interessen am Forschungsprojekt und über ›Baustellen‹ der eigenen Arbeit verständigten. Die gastgebende Praxispartnerin des Auftaktwork-

shops, in deren kulturell zwischengenutzten Räumen in Form eines ehemaligen Schuhgeschäfts wir uns trafen, stellte auch deshalb ihr Projekt der künstlerisch-kulturellen Umnutzung von Leerstandsflächen ausführlich vor. Bei einer anderen Praxispartnerin stieß dieses Projekt und das notwendige (bürokratische) Wissen zur Umsetzung von Leerstandsnutzung auf großes Interesse, da sie ein ähnliches Vorhaben gerne in ihrem Ort verwirklichen würde. Von diesem Workshopimpuls ausgehend veranstalteten die beiden gemeinsam einige Monate später eine Vortragsreihe zum Thema »Leerstände neu nutzen« in der Region der interessierten Praxispartnerin. Dabei hatten die Forschenden die Praxispartner:innen im Vorfeld des Workshops nicht um die Vorbereitung von Inputs gebeten. Dies ist einer der Gründe, warum ihre Performanzen der Praktiker:innen-Expertise eine andere Form annahmen als jene der Forschenden: Sie sprachen weniger abstrakt, sondern erzählten stattdessen teils spontan von ihren Alltagserfahrungen und -erlebnissen. Ihre Expertise verdeutlichten sie zum Beispiel außerdem auch dadurch, dass sie über Begegnungen und Konflikte mit Stadtverwaltungen sprachen, die sich aus der Tätigkeit als Kulturarbeiter:innen ergeben.



Abb. 3: Selbst gebauter Bartresen, ein Projekt im Workshopraum des ehemaligen Schuhgeschäfts

Quelle: © Ove Sutter

Auf diese Weise nahm auch der gebaute und gestaltete Raum des gewählten Veranstaltungsortes des ersten Workshops als Medienartefakt Einfluss auf die Prozesse der wechselseitigen Beglaubigung des hier geteilten und verhandelten Wissens. Der Raum (Abb. 3) – ein ehemaliges Schuhgeschäft – ist ein Veranstaltungsort der gastgebenden Praxispartnerin. Er ist weitgehend unrenoviert und seine Gestalt lässt sich am ehesten als improvisierte Bastelei charakterisieren. An manchen Wänden hingen zum Beispiel beschriftete und bemalte Zettel (Abb. 1), die auf Aktivitäten von den Raum nutzenden Stadtbewohner:innen hingen, im Eingangsbereich stand ein selbst gebauter Bartresen (Abb. 3). In dieser Gestalt schuf der Raum eine Handlungsumgebung und für den Workshop eine epistemische Umwelt, die sich durch Experimentierfreude und Ungezwungenheit auszeichnete sowie zivilgesellschaftliche Aktivität und Partizipation vermittelte. Die Wahl des Veranstaltungsortes wirkte sich auf die Art der Kommunikation zwischen den Projektbeteiligten aus und veranschaulichte gleichzeitig den Gegenstand des Projekts – die Kunst- und Kulturarbeit – durch deren materielle Anwesenheit in Form des gestalteten Raumes. Das sinnliche Erfahren dieser improvisierten Umgebung machte Kunst- und Kulturarbeit für die Forscher:innen haptisch und visuell sowie darüber hinaus atmosphärisch nachvollziehbar.

Neben diesen Praktiken innerhalb der Workshop-Sessions fanden weitere Medienpraktiken der Beglaubigung von Wissen abseits davon statt. Dazu gehörte zum Beispiel die gemeinsame Besichtigung eines von der Gastgeberin gestalteten Co-Working Space. Die in den Workshops thematisierten Tätigkeiten wurden durch die Führung materiell konkret, handfest und anfassbar. Die Räume und Umgebungen unserer Praxispartner:innen, in denen wir unsere Workshops abhielten, wirkten in diesem Sinne auch als »epistemische Orte« (Welz 2011: 15), als »Erhebungs- und Aussageräume« sowie »Erkenntnisorte« (ebd.) an den Prozessen mit, in denen wir Wissen mit den Praxispartner:innen austauschten und produzierten sowie auch gemeinsam als wahre Aussagen über die Welt anerkannten.

Fazit

In diesem Beitrag sind wir davon ausgegangen, dass Projekte der Public Anthropology häufig zwei Ziele verfolgen: Sie wollen erstens Wissensbestände adressierter Publika verändern und zweitens die Beziehungen zwischen forschenden und beforschten Beteiligten in Richtung einer kollaborativen Zusammenarbeit prägen. Um diese Ziele zu erreichen, so unser Argument, bedarf es eines reflexiven Umgangs mit den kommunikativen Prozessen der interaktionalen Bestätigung der Glaubwürdigkeit von Wissenselementen, konkreter den Beziehungen zwischen den Beteiligten und dem in ihnen vermittelten, ausgetauschten und koproduzier-

ten Wissen, den Medienpraktiken sowie den involvierten materiellen Umwelten. Als theoretischen Rahmen haben wir ein praxeologisches und symbolisch-interaktionistisches Verständnis von Projekten der Public Anthropology als epistemische Sozialitäten vorgeschlagen. An unserem Fallbeispiel haben wir versucht, zu verdeutlichen, welche Elemente aus einer solchen reflexiven und theoretisch informierten Perspektive in den Blick geraten und im Sinne der Ziele der Public Anthropology gestaltbar sind.

Unsere praktischen Einblicke mögen teils den Eindruck erzeugt haben, dass es in unserer Forschung kaum Reibungspunkte, Widersprüche und Interessenskonflikte gibt. Dies ist selbstverständlich nicht der Fall. So brechen wir teilweise mit der kollaborativen Vorgehensweise, wenn wir zum Beispiel Kommunalpolitiker:innen oder auch Gegner:innen der untersuchten Projekte der Kunst- und Kulturarbeit befragen und im Anschluss daran unseren Praxispartner:innen eine Auskunft über den Inhalt dieser Gespräche aus forschungsethischen Gründen verweigern. Gleichzeitig sind sich unsere Praxispartner:innen auch ihrer Handlungsmacht als Gatekeeper im Projekt bewusst.

Unser praktischer und theoretischer Vorschlag zur reflexiven Gestaltung ist an anderen Forschungssettings zu überprüfen und gegebenenfalls weiterzuentwickeln. Zu denken wäre hier zum Beispiel an Projekte der Public Anthropology, die in stärker umkämpften und aktivistischen Kontexten durchgeführt werden. Welche Anforderungen stellen solche Felder etwa an die Beziehungsweisen zwischen forschenden und beforschten Beteiligten, wie kann hier zum Beispiel aktiv eine solidarische Haltung und damit eine soziale Verbundenheit untereinander gestaltet werden, die wissenschaftliche Distanznahme aus nächster Nähe erlaubt? Welche Rolle innerhalb der epistemischen Sozialität bleibt in solchen Settings den Forschenden? Wie verhält es sich mit Projekten, in denen die soziale Distanz zwischen forschenden und beforschten Beteiligten sehr viel größer ist als im hier dargestellten Fallbeispiel? Wie lässt sich die Beteiligung von nichtmenschlichen Lebewesen an Prozessen der Wissensvermittlung und -produktion sowie -beglaubigung denken und gestalten? Wie steht es um Projekte, die noch stärker als das hier vorgestellte Fallbeispiel darauf ausgerichtet sind, Publika abseits der am Projekt Beteiligten zu erreichen und diesen wissenschaftliches Wissen zu vermitteln? Welchen Aussagewert hat das Konzept der epistemischen Sozialität hinsichtlich der Vermittlung von Wissen in Richtung abstrakter, den Forschenden nicht unmittelbar ansichtigen und bekannten Öffentlichkeiten? Mit Blick auf digital-mediatisierte Öffentlichkeiten sind zudem die Einflüsse von Algorithmen, Datenbanken und Unternehmensinteressen bei der Wissensvermittlung und Wissensproduktion mitzudenken. Für die Erprobung des Konzepts der epistemischen Sozialität in solchen Settings wäre zudem sicherlich die weiterführende Diskussion und Integration digitalanthropologischer Perspektiven notwendig.

Literatur

- Bareither, Christoph. 2020. »Affordanz.« In *Kulturtheoretisch argumentieren*, herausgegeben von Timo Heimerdinger und Markus Tauschek, 32–55. Bielefeld: utb.
- Beck, Stefan. 1997. *Umgang mit Technik: Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte*. Berlin: Akademie Verlag.
- Beck, Stefan. 2015. »The Problem of Expertise. From Experience to Skilful Practices to Expertise.« *European Journal of Pragmatism and American Philosophy* 7(1): 8–23. <https://doi.org/10.4000/ejap.346>.
- Binder, Beate und Sabine Hess. 2013. »Eingreifen, kritisieren, verändern. Genealogien engagierter Forschung in Kulturanthropologie und Geschlechterforschung.« In *Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*, herausgegeben von Beate Binder et al., 22–54. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bourdieu, Pierre 1984 [1979]. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. 3. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Caliandro, Alessandro. 2018. »Digital Methods for Ethnography: Analytical Concepts for Ethnographers Exploring Eocial Media Environments.« *Journal of Contemporary Ethnography* 47(5): 551–578. <https://doi.org/10.1177/0891241617702960>.
- Couldry, Nick. 2004. »Theorising Media as Practice.« *Social Semiotics* 14(2): 115–132. <https://doi.org/10.1080/1035033042000238295>.
- Couldry, Nick. 2010. »Theorising Media as Practice.« In *Theorising Media and Practice*, herausgegeben von Birgit Bräuchler und John Postill, 35–54. New York: Berghahn. <https://doi.org/10.1515/9781845458546-004>.
- Deeb, Hadi Nicholas und George E. Marcus. 2011. »In the Green room: An Experiment in Ethnographic Method at the WTO.« *PoLAR: Political and Legal Anthropology Review* 34(1): 51–76. <http://www.jstor.org/stable/24497739>.
- Dunlop, Claire A. 2011. »Epistemic Communities.« Preprint-Version, 1–24. In *Routledge Handbook of Public Policy*, herausgegeben von Eduardo Araral et al., 229–243. London/ New York: Routledge.
- Fassin, Didier (Hg.). 2017. *If Truth be Told: the Politics of Public Ethnography*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822372875>.
- Felt, Ulrike et al. 2016. »Transdisciplinary Sustainability Research in Practice: Between Imaginaries of Collective Experimentation and Entrenched Academic Value Orders.« *Science, Technology, & Human Values* 41(4): 732–761. <https://doi.org/10.1177/0162243915626989>.
- Gibson, James J. 1979. *The Ecological Approach to Visual Perception*. Boston: Houghton Mifflin.
- Goffman, Erving. 2022 [1959]. »The Presentation of Self in Everyday Life.« In *Contemporary Sociological Theory*, 4. Aufl., herausgegeben von Craig Calhoun et al., 36–50. Hoboken: Wiley Blackwell.
- Haas, Peter M. (Hg.). 1992. *Knowledge, Power, and International Policy Coordination*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Hine, Christine. 2015. *Ethnography for the Internet: Embedded, Embodied and Everyday*. London: Bloomsbury.

- Holmes, Douglas R. und George E. Marcus. 2008. »Collaboration Today and the Re-Imagination of the Classic Scene of Fieldwork Encounter.« *Collaborative Anthropologies* 1(1): 81–101. <https://doi.org/10.1353/cla.0.0003>.
- Kraemer, Jordan. 2012. *Mobile Berlin: Social Media and the New Europe*. Dissertationsschrift. Irvine: University of California.
- Kraemer, Jordan. 2016. »Doing Fieldwork, BRB: Locating the Field on and with Emerging Media.« In *eFieldnotes: The Makings of Anthropology in the Digital World*, herausgegeben von Roger Sanjek und Susan W. Tratner, 113–131. Philadelphia: Penn Press.
- Lüder, Catharina und Jonas Müller. 2021. »Kleine Routinen für transdisziplinäre Zusammenarbeit – Ko-Laboration gestalten mit ethnographischen Vignetten.« In *Wissenschaft im Strukturwandel. Die paradoxe Praxis engagierter Transformationsforschung*, herausgegeben von Jeremias Herberg, Johannes Staemmler und Patrizia Nanz, 317–333. München: Oekom. <https://doi.org/10.14512/9783962388256>.
- Norman, Donald A. 1988. *The Psychology of Everyday Things*. New York: Basic Books.
- Pink, Sarah et al. 2023. »Media Anthropology and Emerging Technologies. Re-working Media Presence.« In *The Routledge Companion to Media Anthropology*, herausgegeben von Elisabetta Costa et al., 229–241. London, New York: Routledge.
- Postill, John. 2008. »Localizing the Internet Beyond Communities and Networks.« *New Media & Society* 10(3): 413–431. <https://doi.org/10.1177/1461444808089416>.
- Postill, John. 2010. »Introduction: Theorising Media and Practice.« In *Theorising Media and Practice*, herausgegeben von Birgit Bräuchler und John Postill, 1–32. New York: Berghahn. <https://doi.org/10.1515/9781845458546-003>.
- Postill, John. 2015. »Fields. Dynamic Configurations of Practices, Games and Socialities.« In *Thinking Through Sociality*, herausgegeben von Vered Amit, 47–68. Oxford: Berghahn Books. <https://doi.org/10.1515/9781782385868-004>.
- Reckwitz, Andreas. 2003. »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive.« *Zeitschrift für Soziologie* 32(4): 282–301. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2003-0401>.
- Welz, Gisela. 2011. »Epistemische Orte: Gemeinde und Region als Forschungsformate. Zur Einführung.« In *Epistemische Orte. Gemeinde und Region als Forschungsformate*, herausgegeben von Gisela Welz, 9–20. Frankfurt am Main: Kulturanthropologie Notizen 80.
- Wittel, Andreas. 2001. »Toward a Network Sociality.« *Theory, Culture & Society* 18(6): 51–76. <https://doi.org/10.1177/026327601018006003>.

Persönliche Geschichten, ›öffentliche Ängste‹: kollaborative Narrative im filmischen Co-Telling

Marcos Freire de Andrade Neves

Abstract

In diesem Beitrag analysiere ich, wie persönliche Geschichten über Sterbehilfe im Kontext ›öffentlicher Ängste‹ und rechtlicher Risiken erzählt werden. ›Öffentliche Ängste‹ entstehen, wenn das öffentliche Teilen solcher Geschichten potentielle soziale und rechtliche Folgen sowie strafrechtliche Verfolgung und/oder soziale Stigmatisierung nach sich ziehen kann. Unter dem in dieser Analyse genutzten Konzept des *Co-Telling* verstehe ich einen kollaborativen Ansatz, bei dem Forscher:innen und Beteiligte gemeinsam Narrative entwickeln, um solche ›öffentlichen Ängste‹ zu navigieren. *Co-Telling* schafft einen Raum, in dem verschiedene Perspektiven ausgehandelt werden können, um ethisch verantwortungsvolle und politisch wirksame Narrative über Sterbehilfe zu entwickeln, die gleichzeitig die Risiken für die jeweiligen Erzähler:innen minimieren.

Keywords: *Co-Telling; ethnografisches Erzählen; kollaborative Forschung; Sterbehilfe; ›öffentliche Ängste‹; Public Anthropology*

Im Frühjahr des Jahres 2016 berichteten mehrere britische Zeitungen und Newsletter¹ über einen Vorfall, der sich wie folgt zusammenfassen lässt: In den späten Stunden eines Tages im April 2016 führte die Polizei von Devon und Cornwall eine ›Fürsorgeüberprüfung‹ (*welfare check*) bei der 81-jährigen pensionierten Professorin Avril Henry durch. Nach einem Hinweis von Interpol durchsuchten die Beamten Avril Henrys Haus und beschlagnahmten ein Paket mit Medikamenten, die oft für Suizid verwendet werden und die Avril Henry über das Internet aus Mexiko bezogen hatte. Begleitet wurden die Polizeibeamten von einem Allgemeinmediziner, einem Sozialarbeiter und einem Psychiater², der in letzter Minute mit einem psychiatrischen Gutachten beauftragt worden war, um festzustellen, ob Avril Henry eine Gefahr für sich selbst darstelle und eingewiesen werden müsse. Laut einer von der Polizei später veröffentlichten Erklärung folgte diese Intervention der »Sorge um das Wohl einer Person innerhalb des Grundstücks, daher wurde der Zutritt erzwungen«, betont wurde zudem: »Während dieses Vorfalls wurden keine strafrechtlichen Probleme festgestellt und die Angelegenheit wurde den medizinischen und psychischen Fachkräften überlassen.«³

Trotz der von der Polizei bekundeten Absicht, das Leben von Avril Henry ›schützen‹ zu wollen, wurde dieser ›welfare check‹ von ihr selbst anders wahrgenommen. Kurz nach dem Vorfall beauftragte sie ihren Anwalt, eine offizielle Beschwerde bei der Polizei einzureichen: »Zwei bewaffnete Polizisten schlugen eine Glasscheibe in Avrils Tür ein und betraten ihr Haus«, beschrieb ihr Anwalt den Vorgang: »[S]ie war sehr verärgert über die Verletzung ihrer Privatsphäre durch das gewaltsame Eindringen der Polizei.« Vier Tage nach dem ›welfare check‹ nahm sich Avril Henry mit Medikamenten, die sie anderswo versteckt hatte, das Leben. In einer Notiz, die bei ihr gefunden wurde, hatte sie geschrieben:

»Die Entscheidung ist ganz meine. Sie hat die verständnisvolle, liebevolle Unterstützung meiner gesamten Familie, meiner Freunde und der Dorfbewohner. [...] Alle wissen seit Langem von meinem Plan. [Mein Tod] wurde sorgfältig über mehr als 12 Monate geplant. Schriftliche Beweise dafür befinden sich im Waschbecken. [Mein Plan] befindet sich seit Februar 2015

1 Siehe zum Beispiel: <https://www.dailymail.co.uk/news/article-3855704/Retired-professor-friends-euthanasia-campaigner-Dr-Death-killed-using-illegally-imported-drug-days-police-raided-village-home-Interpol-tip-off.html>; <https://www.theguardian.com/news/2021/mar/09/the-last-days-of-avril-henry-right-to-die> und <https://www.theguardian.com/uk-news/2016/oct/20/woman-who-imported-euthanasia-kit-took-her-own-life-inquest-rules> (Zugriff am 30.09.2024). Alle original englischsprachigen Auszüge aus Presseberichten, die im folgenden im Text verwendet werden, sind vom Autor ins Deutsche übersetzt worden.

2 Die englischen Medienberichte lassen keinen Aufschluss über das Geschlecht der an der Durchsuchung beteiligten Personen zu.

3 <https://www.dailymail.co.uk/news/article-3855704/Retired-professor-friends-euthanasia-campaigner-Dr-Death-killed-using-illegally-imported-drug-days-police-raided-village-home-Interpol-tip-off.html> (Zugriff am 14.03.2025).

auch in meiner Patientenakte, was mein Hausarzt bestätigen kann. (Er hätte mir gerne geholfen, wenn es nicht das unlogische, grausame britische Gesetz gegeben hätte, das Suizid für legal erklärt, aber die Beihilfe verbietet, um ihn sicher, schnell und schmerzlos zu machen). Für den Fall, dass ein einsamer Suizid (*solitary suicide*) nicht möglich sein sollte, habe ich die Genehmigung für Sterbehilfe bei *ExInternational*, Bern, Schweiz, erhalten [...], aber die Reise in meinem nicht motorisierten Rollstuhl wäre schwierig und schrecklich gewesen.«⁴

Das »unlogische, grausame britische Gesetz«, auf das sich Avril Henry in ihrer Abschiedsnotiz bezog, ist der *Suicide Act 1961*, der Suizid in England und Wales entkriminalisiert, während er die Beihilfe zum Suizid kriminalisiert. Dadurch verlagert das Gesetz den Fokus der strafrechtlichen Verfolgung von der Person, die Suizid begeht, auf die Person, die Beihilfe leistet.

Die Nachrichten über den Fall von Avril Henry erregten meine Aufmerksamkeit. Ich kannte sie nicht persönlich, aber ihre Geschichte ähnelte anderen Fällen, die mir im Laufe meiner ethnografischen Forschung zu ›assisted suicide‹ in der Schweiz, Deutschland und im Vereinigten Königreich begegnet sind: Fälle, in denen der individuelle Wunsch, sicher, schmerzlos und schnell mit der Hilfe Dritter zu sterben, auf strukturelle Hindernisse in Form von rechtlichen Bestimmungen und ›fürsorglichen‹ Interventionen traf – was seitens der an einem Suizid Beteiligten Ängste vor möglichen, in der Regel unvorhersehbaren Konsequenzen auslöste. Solche Konsequenzen konnten die von Avril Henry erlebten *welfare checks* durch die Strafverfolgungsbehörden umfassen, aber auch eine Zwangseinweisung in die Psychiatrie.

Das Medikament, das Avril Henry gekauft hatte und dessen Besitz den *welfare check* ausgelöst hatte, war dasselbe, das auch andere meiner Forschungsteilnehmer:innen erworben hatten. In meiner Forschung zu transnationalen Formen der Sterbehilfe konzentriere ich mich auf die Zirkulation von Medikamenten, Menschen und medizinisch-rechtlichen Dokumente (sowohl als materielle Objekte als auch in Bezug auf deren Inhalte) über verschiedene Gerichtsbarkeiten hinweg, um zu verstehen, wie diese Konstellationen Sterbehilfe ermöglichen bzw. erleichtern oder aber erschweren bzw. verhindern (Andrade Neves 2016, 2020). ›Sterbehilfe‹ als Sammelbegriff umfasst zum einen verschiedene Verfahren, die darauf abzielen, das Leben mit der Hilfe Dritter zu beenden – einschließlich der ›aktiven Sterbehilfe‹ und des ›assistierten Suizids‹ (Menezes 2011). Zum anderen entstehen im spannungsvollen soziotechnischen und politischen Prozess des Sterbens und der Organisation von Sterbehilfe Räume der Sozialität, in denen neue Beziehungen und Subjektivitäten geformt werden.

In den meisten Gerichtsbarkeiten der Welt stellt Sterbehilfe entweder eine Straftat dar oder ist von rechtlicher Unsicherheit geprägt. Unter diesen Bedingungen kann

4 <https://www.dailymail.co.uk/news/article-3855704/Retired-professor-friends-euthanasia-campaigner-Dr-Death-killed-using-illegally-imported-drug-days-police-raided-village-home-Interpol-tip-off.html> (Zugriff am 14.03.2025).

die bloße Äußerung des Wunsches, Sterbehilfe ausüben oder in Anspruch nehmen zu wollen, folgenschwere Auswirkungen für die entsprechenden Personen haben und Interventionen seitens unterschiedlichster Akteure auslösen, zum Beispiel von Strafverfolgungsbehörden und Gesundheitsfachkräften. Solche Interventionen finden jedoch nicht nur in länderspezifischen Kontexten statt, in denen Beihilfe zum Suizid einen strafrechtlichen Tatbestand darstellt. Das Navigieren struktureller Hindernisse auf dem Weg zur Sterbehilfe kann auch dann herausfordernd sein, wenn die Praxis an sich legal ist, so etwa in der Schweiz und in mehreren Bundesstaaten der USA.

Vor diesem Hintergrund erscheint es für die betroffenen Personen oft nicht ratsam, ihre persönlichen Geschichten im Bereich der Sterbehilfe öffentlich zu machen, da das ›Nachleben‹ (Andrade Neves 2022) ihrer Geschichten unvorhersehbare Konsequenzen haben kann. Dennoch sind solche Geschichten politisch notwendig, denn die Legalisierung von Sterbehilfe, sei es durch gesetzgeberische oder gerichtliche Mittel, ist oft eine Folge der Veröffentlichung persönlicher Erfahrungen, die individuelle Schicksale mit allgemeineren Aussagen über menschliches Leid und Sterblichkeit verknüpfen und dadurch ein affektives Momentum erzeugen, das den diesbezüglichen gesellschaftlichen und politischen Diskurs befeuert (bzw. befeuern kann).

Als ich mich im Zuge meiner Forschung in die Erfahrungswelten meiner Gesprächspartner:innen begab, ihre Geschichten (auf)schrieb und ihre beschwerlichen Reisen für einen Dokumentarfilm aufzeichnete, rang ich wiederholt mit der Frage, wie ich Erzählungen über Sterbehilfe in Kontexten repräsentieren kann, in denen das Öffentlichmachen persönlicher Geschichten über Sterbehilfe sowohl riskant als auch notwendig ist: Wie kann man diese Geschichten darstellen und den ›Drang nach Öffentlichkeit‹, den sowohl die Forschungsteilnehmer:innen, Aktivist:innen und Unterstützer:innen als auch ich als Forscher selbst verspürten, gerade im Medium des Films gegenüber den damit einhergehenden Risiken abwägen? Wie kann man, wie Fassin (2017) es formuliert, dem Anliegen der Public Anthropology nachkommen, durch die Übersetzung von Wissen in praktische Orientierung und aktives Handeln einen Beitrag zu brisanten gesellschaftlichen Debatten zu leisten?

Es besteht ein Bedarf an einer theoretisch fundierten Public Anthropology, die auf gesellschaftliche Prozesse und Debatten reagiert. Diese Art von Public Anthropology sollte den Fokus auf ethische Verpflichtungen und methodische Innovation richten, um die Verbindung zwischen ethnografischer Forschung und öffentlichem Diskurs zu stärken und politisches und gesellschaftliches Handeln zu kritischen Themen anzuregen (vgl. EINLEITUNG ZUM READER). Das Potential der Public Anthropology, gesellschaftliche Veränderungen zu bewirken, beruht dabei auf der Bereitstellung von Erzählungen, die die Kluft zwischen akademischer Forschung und dem öffentlichen Verständnis für ein bestimmtes Thema überbrücken können.

Jüngere Forschungsarbeiten wie Jason De Leóns *The Land of Open Graves* (2015) machen deutlich, wie Public Anthropology durch personennahe Erzählungen auf

drängende humanitäre Krisen aufmerksam machen kann – in De Leóns Fall das Schicksal von Migrant:innen, die die Grenze zwischen Mexiko und den USA überqueren. Ähnlich beleuchtet Seth Holmes in *Fresh Fruit, Broken Bodies* (2013) die Lebensbedingungen von Wanderarbeiter:innen in den Vereinigten Staaten und streicht die Bedeutung anthropologischer Forschung für die Ausgestaltung neuer Gesundheits- und Arbeitsmarktpolitiken heraus. Während im öffentlichen Raum geteilte Erzählungen somit das Potential haben, gesellschaftliche Meinung zu beeinflussen und Wandlungsprozesse zu fördern, stellt sich zugleich die Frage, wie solche Erzählungen gemeinsam mit ihren Protagonist:innen in Kontexten *koproduziert* werden können, in denen ihre Veröffentlichung Risiken birgt?

Franziska Fay (2023) argumentiert, dass der Akt des ›Bezeugens‹ (»witnessing«) in der ethnografischen Forschung für die Beteiligten eine ›Last‹ (»weight«) mit sich bringt. Eine solche Last, die sich aus gewissen Verantwortlichkeiten, möglichen Zwängen und der Teilhabe an potentiellen Konsequenzen zusammensetzt, kennzeichnet auch die Koproduktion anthropologischer Erzählungen – und dies insbesondere in sensiblen Kontexten und bei Nutzung bestimmter Medien. Auf der Grundlage meiner langjährigen ethnografischen Auseinandersetzung mit Räumen und Praktiken des Sterbens zeige ich in diesem Beitrag, dass diese Last im Kontext der Sterbehilfe die Form ›öffentlicher Ängste‹ annimmt: Ängste, die in einem Spannungsfeld stehen zwischen dem Drang, persönliche Geschichten zu erzählen, um zu öffentlichen Debatten beizutragen und Veränderungen herbeizuführen, und den Befürchtungen von Erzähler:innen und Anthropolog:innen bezüglich der möglicherweise negativen Konsequenzen des Öffentlichmachens dieser Geschichten. In meiner ethnografischen Arbeit prägte dieses Spannungsfeld den Forschungsprozess und die Form der sozialen Beziehungen zwischen mir und meinen Gesprächspartner:innen in unserer gemeinsamen Erarbeitung von Erzählungen – eine Praxis, die ich durch die analytische Linse des *Co-Telling* betrachte.

Als Ansatz und Vorgehensweise ermöglicht *Co-Telling* die gegenseitige Anerkennung unterschiedlicher Interessenlagen sowie das gemeinsame Nachdenken über die für die jeweilige Erzählung angemessenste narrative Form, um dadurch idealerweise ggf. konträre Anliegen sowie Unterschiede in der jeweiligen Einsatzbereitschaft und den jeweiligen Konsequenzen in ein für alle Beteiligten tragfähiges Gleichgewicht zu bringen. *Co-Telling* ist dabei nicht an spezifische Techniken oder Medien gebunden. Vielmehr ist es eine ›Aspiration‹, die in meiner Forschung von den oben erwähnten ›öffentlichen Ängsten‹ geprägt ist, der verschiedene Formen ethnografischer Zusammenarbeit zugrunde liegen und die sich an unterschiedlichen methodischen Zugängen und Darstellungsweisen orientiert. Kurzum, *Co-Telling* ist eine Herangehensweise, durch die gemeinsame Erzählungen in ethischer und ästhetischer Hinsicht derart gestaltet werden, dass sie in sensiblen Forschungskontexten dem spannungsvollen Prozess des Öffentlichmachens und -werdens Rechnung tragen.

Sterben und Tod erzählen

Der Tod kann plötzlich und ohne Vorwarnung eintreten, er kann am Ende eines langwierigen Leidens stehen oder er kann (gerade unter letzteren Bedingungen) einen angestrebten und akribisch geplanten Lebensabschluss darstellen. Anthropolog:innen, die über Sterben und Tod forschen, sehen diese einschneidenden biographischen Ereignisse im Zusammenhang mit komplexen soziopolitischen Prozessen, die tief in kulturellen Praktiken und religiösen Überzeugungen verwurzelt sind (Robben 2018; Prince 2018; Staples und Widger 2012; Stevenson 2012, 2014). Die in diesem Beitrag diskutierte Art und Weise des Todes unterscheidet sich von anderen Formen des Sterbens, indem sie bewusstes Handeln und eine aktive Auseinandersetzung mit der eigenen Sterblichkeit im Zuge einer Reihe formal- bürokratischer Verfahren erfordert: die notwendigen Formulare ausfüllen, medizinisch-rechtliche Dokumente zusammentragen, entstehende Gebühren bezahlen sowie den Umgang mit einer Reihe von oft grenzüberschreitend zirkulierenden Pharmazeutika und anderen Technologien in rechtlich ambivalenten Kontexten (Andrade Neves 2020).

Sterbehilfe manifestiert sich vor allem in zwei Formen: zum einen als ›aktive Sterbehilfe‹, bei der eine dritte Person das todbringende Medikament verabreicht, zum anderen als ›assistierter Suizid‹, bei dem eine Person das Medikament selbst einnimmt, wobei sie bei der Planung und Vorbereitung von dritter Seite unterstützt wird. Insgesamt geht Sterbehilfe jedoch weit über solche (verfahrens) technischen Dimensionen hinaus. Wie Frances Norwood (2006, 2007) für die Praxis der aktiven Sterbehilfe in den Niederlanden feststellt, kann sie einen diskursiven Raum erzeugen, in dem der freiwillige Tod einer Person offen unter Familienmitgliedern, Freund:innen und Gesundheitsfachleuten diskutiert wird. Diese Debatten sind integraler Bestandteil des Prozesses der aktiven Sterbehilfe und verdeutlichen, dass nicht jede Person, die in einen Fall von Sterbehilfe involviert ist, selbst konkrete oder unverrückbar feststehende Pläne hat, das Verfahren tatsächlich durchzuführen. In der Schweiz setzen viele Mitglieder von Organisationen, die Sterbehilfe ermöglichen, ihre diesbezüglichen Verfahren nach Erhalt der offiziellen Genehmigung nicht um. Für sie geht es in erster Linie darum, zu wissen, dass sie – wenn krankheitsbedingt als wünschenswert erachtet – die Option haben, mit professioneller Unterstützung zu sterben (Andrade Neves 2020). In solchen Szenarien schafft die Sterbehilfe soziale Räume, in denen Leben und Tod eng miteinander verbunden sind: Räume, in denen die *Erwartung* und *Möglichkeit* des freiwilligen Todes das Leben prägt und in denen Sterbeprozesse kontinuierlich ausgehandelt, herausgefordert und diskutiert werden.

Unter diesen Bedingungen ist jeder Schritt in Richtung einer aktiven Sterbehilfe sowohl eine persönliche, in einem komplexen Feld sozialer Beziehungen situierte Entscheidung als auch ein Spiegelbild weitreichender soziopolitischer Span-

nungen. Die Beziehung zwischen Sterbehilfe und dem Gesetz hat dabei eine lange und komplexe Geschichte. 1995 beschriftet das Northern Territory in Australien mit dem *Rights of the Terminally Ill Act*, der die aktive Sterbehilfe legalisierte, Neuland. Diese Gesetzgebung trat 1996 in Kraft, wurde jedoch 1997 vom australischen Bundesparlament wieder aufgehoben (Menezes 2011). In der Schweiz fand die erste legale Beihilfe zum Suizid im Jahr 1985 im Rahmen der 1937 verabschiedeten und seit 1942 geltenden Gesetzgebung statt. Seit 2002, als die Niederlande ein Gesetz zur Legalisierung der aktiven Sterbehilfe verabschiedeten, sind mehrere andere Länder diesem Beispiel gefolgt.⁵ Solche Entwicklungen deuten auf das komplexe Zusammenspiel von rechtlichen, politischen und kulturellen Faktoren hin, die die jeweiligen politischen Ökonomien des Todes und des Sterbens sowohl konstituieren als auch durch diese konstituiert werden (Buchbinder und Cain 2023). Die anthropologische Perspektive wirft den Blick in solchen Kontexten folglich nicht nur auf die Praxis des (assistierten) Sterbens, sondern auch auf die strukturellen Rahmenbedingungen, innerhalb derer sich die letzten Momente des Lebens und deren »Nachhall« vollziehen – eine Thematik, die in neueren Ethnografien zur aktiven Sterbehilfe in den Niederlanden (Lemos Dekker 2018, 2020; Norwood 2007, 2006; Pool 2000), der Schweiz (Stavrianakis 2020) und den Vereinigten Staaten (Buchbinder 2021; Buchbinder und Cain 2023) behandelt wurde.

Die anthropologische Auseinandersetzung mit Sterben und Tod bezieht sich in diesen Forschungen auf die Erzählungen persönlicher Geschichten, die innerhalb solcher komplexen Kontexte entfaltet werden: »Es gibt etwas Unbehagliches daran, die Geschichten eines individuellen Unglücks für beruflichen Gewinn zu nutzen«, schreibt Mara Buchbinder (2021: 17; eigene Übersetzung des Autors) über diesen Erzählprozess und gibt zugleich zu bedenken: »Gleichzeitig können Geschichten, die sonst nicht erzählt würden, die Art und Weise verändern, wie öffentliche Debatten geführt werden« (ebd.). Tatsächlich kann die Veröffentlichung persönlicher Erzählungen eine entscheidende Rolle in der öffentlich geführten Sterbehilfedebatte spielen und fungiert oft als Katalysator für die Transformation gesellschaftlicher Einstellungen zur Sterbehilfe sowie als Impuls für rechtliche Reformen. Der Prozess der Veröffentlichung ist damit mehr als nur ein Akt der Offenlegung: Er erfordert die sorgfältige Konstruktion von Geschichten, die die Debatten über Sterbehilfe personalisieren und sie zugleich über abstrakte Diskussionen hinaus bewegen und verändern (können).

5 Stand Juni 2024 haben die folgenden Länder eine Form der Sterbehilfe genehmigt: Australien (die Bundesstaaten Victoria, Western Australia, Tasmanien und South Australia); Österreich; Belgien; Kanada; Kolumbien; Ecuador; Deutschland; Italien; Japan; Luxemburg; Niederlande; Neuseeland; Spanien; Schweiz; und die Vereinigten Staaten (die Bundesstaaten Oregon, Washington, Montana, Vermont, Kalifornien, Colorado, Washington D.C., Hawaii, Maine, New Jersey, New Mexico).

Wie Naomi Richards (2014) zeigt, war die Mobilisierung persönlicher Geschichten zentral für die Sterbehilfedebatte im Vereinigten Königreich: Sie erregte Medienaufmerksamkeit und verstärkte die öffentliche Empathie für das Thema. Prominent gewordene Fälle wie der von Brittany Maynard in den Vereinigten Staaten verdeutlichen diese Dynamik: Mit Hirnkrebs im Endstadium diagnostiziert, zog Maynard nach Oregon, um das *Death with Dignity Law* dieses Bundesstaates in Anspruch nehmen zu können. Ihre Entscheidung und deren öffentliche Akzeptanz, die vor allem in den sozialen Medien artikuliert wurde, lenkten die Aufmerksamkeit auf die Sterbehilfebewegung und lösten gesetzgeberische Debatten aus, die schließlich zu rechtlichen Änderungen in mehreren anderen Bundesstaaten führten – einschließlich des Heimatstaates von Maynard, Kalifornien. Maynards Geschichte unterstreicht folglich die Wirkkraft persönlicher Erzählungen: Durch das öffentliche Mitteilen ihres Leidens, ihres persönlichen Einsatzes und der Gründe für ihre Entscheidung, Sterbehilfe in Anspruch nehmen zu wollen, trug sie zur öffentlichen Auseinandersetzung über freiwillige Sterbehilfe bei und bewirkte letztlich weitreichende Veränderungen. Doch das Teilen von Geschichten über freiwilliges Sterben kann auch Risiken bergen und beispielsweise ›fürsorgliche Interventionen‹ auslösen, wie Avril Henry und andere es erlebt haben. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, welche zusätzlichen Aspekte zu beachten sind, um den ›öffentlichen Ängsten‹ vor sensiblen Themen wie der Sterbehilfe in verschiedenen Formen anthropologischen Erzählens gerecht zu werden.

Persönliche Geschichten, ›öffentliche Ängste‹

An einem ansonsten unspektakulären Morgen im August 2022 erschien eine Nachricht von Robert in meinem E-Mail-Posteingang. Unsere erste Begegnung im Jahr 2017 war ein zufälliges Aufeinandertreffen bei einem Theaterstück über Sterbehilfe beim *Edinburgh Fringe Festival* gewesen. Es war die Premiere einer Komödie über freiwillige Sterbehilfe von Dr. Phillip Nitschke, dem Gründer der Organisation *Exit International*, der in den Medien oft als »Dr. Death« bezeichnet wird.⁶ Robert war damals 80 Jahre alt, kämpfte mit gesundheitlichen Problemen und erkundete Optionen, sein Lebensende aktiv herbeizuführen. In den folgenden Jahren blieb unser Kontakt bestehen. Robert stimmte zu, an meiner Forschung teilzunehmen, und ermöglichte es mir, sein Leben zu dokumentieren. Er war ein warmherziger und ernster Mann mit einem unverblümten Kommunikationsstil. Nun, im Alter von fast 90 Jahren, schrieb

6 <https://www.dailymail.co.uk/news/article-13886619/Sarco-Philip-Nitschke-euthanasia-live-stream-woman-suicide-Switzerland.html> (Zugriff am 30.09.2024).

er in seiner oben erwähnten Nachricht, dass er mit gesundheitlichem Verfall konfrontiert sei und fürchtete, dass Untätigkeit zu Demenz führen könnte.

Unsere zahlreichen Treffen, ob bei Robert zu Hause oder in öffentlichen Räumen wie Cafés und Bibliotheken, ermöglichten es mir, sein Leben zu beobachten, während er über freiwillige Sterbehilfe nachdachte – und zugleich entschlossen war, nur dann zu handeln, wenn er den richtigen Zeitpunkt für gekommen hielt. Im Laufe unserer Beziehung gewann ich Einblicke in Roberts persönliche Bestrebungen, aber auch in die Komplexitäten der für Sterbehilfe erforderlichen Dokumentation. Als Robert mir seine Frustrationen und Ängste bezüglich der Zukunft mitteilte, lud ich ihn ein, an einem Dokumentarfilm über Sterbehilfe teilzunehmen, an dem ich gerade arbeitete. Ein paar Tage später antwortete er:

»Die Sache ist die, dass ich wirklich über diese Themen sprechen möchte [...] aber dass [diese Themen] irgendwie Dinge beinhalten, die ich nicht unbedingt öffentlich machen möchte. Habe auch [meine Frau] gefragt [...] und bekam eine entschieden negative Antwort bezüglich ihrer möglichen Beteiligung.«

Robert war zwar bereit, unter einem Pseudonym Teil meiner ethnografischen Forschung zu sein, zögerte jedoch bei der Mitarbeit am Dokumentarfilm. Mein Anliegen, seine Geschichte in eine visuelle Erzählung über Sterbehilfe einzubetten, stand im Konflikt mit seiner Befürchtung, mit diesem Thema öffentlich exponiert zu werden. Robert zögerte, seine Stimme beim Thema Sterbehilfe hörbar zu machen und sein Gesicht für andere sichtbar zu machen. Nachdem Robert zugestimmt hatte, an meiner ethnografischen Forschung teilzunehmen, gab er mir zahlreiche Interviews. Wir entwickelten eine Freundschaftsbeziehung, in der wir Geheimnisse, Frustrationen, Wünsche und Ängste teilten. Dies machte Roberts Entscheidung, nicht am Dokumentarfilm teilzunehmen, für mich umso interessanter und veranlasste mich, über die Gründe für seine Ablehnung nachzudenken sowie darüber, was speziell an der visuellen Anthropologie ihn dazu bewogen haben könnte, nach Jahren der Beteiligung an meiner Forschung genau diese Form der Partizipation abzulehnen.

Je mehr ich mit Menschen sprach, die an Sterbehilfe beteiligt waren, desto stärker nahm ich in den Begegnungen ein Gefühl der Angst wahr, in dem zwei Aspekte zentral waren: Einerseits waren die Menschen in meiner Forschung bestrebt, ihre Geschichten zu teilen, um eine die Möglichkeit von Sterbehilfe unterstützende politische Agenda voranzutreiben – und dies trotz ihrer großen Unsicherheiten über die damit zusammenhängenden, potentiell negativen Folgen für sie selbst (Andrade Neves 2021). Andererseits kämpften meine Gesprächspartner:innen und ich damit, Erzählungen zu entwickeln, die unserem Engagement und den potentiellen Konsequenzen des öffentlichen Teilens ihrer persönlichen Geschichten in einem politisch aufgeladenen und eventuell repressiven Umfeld Rechnung tragen würden.

Der Fall des Engländers Paul Lamb verdeutlicht exemplarisch die Ängste, die mit der Entscheidung, in befürwortender Weise mit dem Thema Sterbehilfe in die Öffentlichkeit zu gehen, verbunden sein können. Nach einem Autounfall, der ihn vom Hals abwärts lähmte, initiierte Lamb gemeinsam mit Tony Nicklinson einen weit beachteten Rechtsstreit mit dem Ziel, die freiwillige Sterbehilfe im Vereinigten Königreich zu legalisieren (Richards 2014; Andrade Neves 2021). Anfangs wollte Lamb in diesem Rechtsstreit anonym bleiben und wurde in den Gerichtsakten als »L« bezeichnet, um seine Privatsphäre zu schützen. Doch riet ihm sein Rechtsbeistand dann, seine Identität offenzulegen, da dieser Schritt sein Anliegen stärken könne – es werde seinen Kampf personalisieren und öffentliches Mitgefühl wecken. Paul Lamb kämpfte also zunächst mit der Angst, sein Privatleben der Öffentlichkeit auszusetzen, befürchtete antagonistische Reaktionen und den Verlust seiner Privatsphäre. Trotz dieser Ängste beschloss er jedoch, ins Rampenlicht zu treten. Diese Entscheidung brachte ihm erhebliche öffentliche Unterstützung und belebte die gesellschaftliche Diskussion über Sterbehilfe. Als ich Paul Lamb während meiner Feldforschung traf, war seine Transparenz bezüglich seiner Identität bereits ein deutliches Zeichen seines Engagements für die Sache geworden. Im Gegensatz zu anderen Forschungsteilnehmer:innen, die Pseudonyme bevorzugten, um ihre Privatsphäre zu schützen, bestand Lamb darauf, seinen echten Namen zu verwenden. Diese Entscheidung unterstreicht die oben erwähnte Strategie in der Debatte um das Recht auf Sterben, in der persönliche Erzählungen eine entscheidende Rolle beim Herbeiführen rechtlicher, politischer und gesellschaftlicher Veränderungen spielen. Lambs Geschichte erinnert daran, dass ihre Veröffentlichung sowohl politische Kämpfe vorantreiben als auch Menschen persönlichen Risiken und Verletzlichkeiten aussetzen kann.

Die ›öffentlichen Ängste‹ rund um die Sterbehilfe haben meine Forschung folglich nachhaltig geprägt. Die meisten meiner Gesprächspartner:innen nahmen von sich aus Kontakt zu mir auf, nachdem sie über Sterbehilfeorganisationen von der Forschung erfahren hatten. Diese Organisationen teilten meine Kontaktdaten mit denjenigen, die daran interessiert waren, von ihren Erfahrungen zu berichten und ›sichtbar‹ zu werden. Wie Paul Lamb entschieden sich die meisten anderen Forschungsteilnehmer:innen gegen Pseudonyme: Sie wollten, dass *ihre* Geschichten gehört werden. Diese Richtung in der Debatte um das Recht auf Sterben priorisiert Sichtbarkeit und persönliche Selbstbestimmung gegenüber anthropologischen Bedenken bezüglich Privatsphäre und Sicherheit und stellt die Konventionen des Fachs, ›durch Anonymisierung oder Pseudonymisierung keinen Schaden anzurichten‹, infrage. Die Präferenz für die Offenlegung des jeweiligen Namens verstärkt die mit dem Öffentlichmachen persönlicher Geschichten verbundenen Herausforderungen, unterstreicht zugleich aber auch die Bedeutung persönlicher Erzählungen bei der Befürwortung von Rechten am Lebensende.

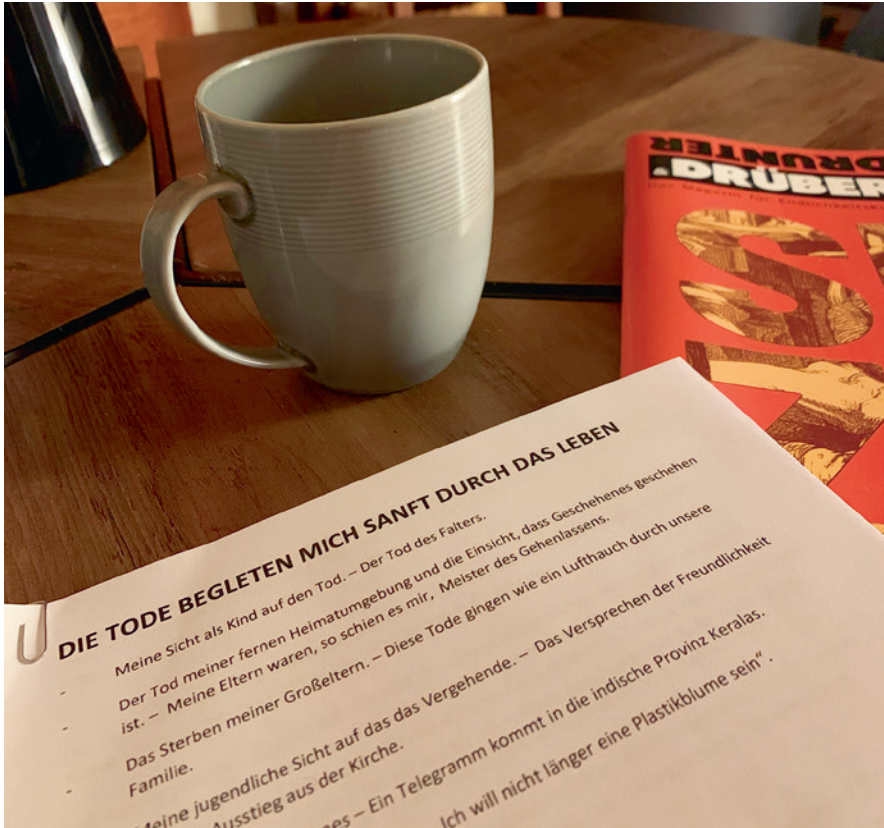


Abb. 1: Das Drehbuch während der Dreharbeiten lesen

Quelle: © Marcos Freire de Andrade Neves

Co-Telling

Bestimmte Forschungskontexte erfordern besondere Sensibilität für die sozialen, gesellschaftlichen und politischen Umstände, die den Prozess der Veröffentlichung prägen. Im Kontext der Sterbehilfe erfordert die Existenz ›öffentlicher Ängste‹ auf Seiten der Betroffenen bzw. Beteiligten die Etablierung von Erzählbeziehungen, die derartige Besonderheiten des Feldes berücksichtigen – so etwa die Möglichkeit (oder gar Wahrscheinlichkeit), dass Forschungsteilnehmer:innen während des Forschungsprozesses sterben, oder die persönlichen Risiken, die mit der Veröffentlichung persönlicher Geschichten verbunden sind.

Barbara Myerhoffs (1978) Untersuchung anthropologischer Erzählbeziehungen betont deren von Natur aus unvorhersehbaren und sozial-relationalen Charakter, insofern sie verschiedene Lebensweisen miteinander verknüpfen und mehrere Akteur:innen in einen gemeinsamen Prozess einbinden, der von Vertrauen und Intimität geprägt ist – selbst in Kontexten divergierender Subjektivitäten zwischen Forscher:in und Forschungsteilnehmer:in (Pasiëka 2019; Pinheiro-Machado und Scalco 2021). Erzählbeziehungen verweisen auf die Macht von Narrativen als Werkzeug für das Herstellen von sozialen Verbindungen und politischem Engagement, durch die Menschen ihre Existenz behaupten, sich ihrer Rechte vergegenwärtigen und sich Gehör verschaffen können (Myerhoff 1978; Myerhoff und Kaminsky 1992). Myerhoff betont vor diesem Hintergrund, dass Erzählen nicht nur das Teilen von Erfahrungen ist, sondern auch soziale Räume herstellt, in denen die Stimmen und Perspektiven der Teilnehmer:innen im Mittelpunkt stehen. Aber wie können wir solche Räume gerade in sensiblen Forschungskontexten *gemeinsam* herstellen, wenn sie von potenziell divergierenden ›öffentlichen Ängsten‹ durchdrungen sind?

Praktisch kann dies unter anderem durch ein wohlüberlegtes Verteilen von Rollen und Verantwortlichkeiten erreicht werden, also indem festgelegt wird, wer im Erzählprozess was tut, während gleichzeitig strukturelle Zwänge anerkannt werden, die eine wirklich symmetrische Zusammenarbeit verhindern. Der ethnografische Dokumentarfilm *Napps – Memoire of an Invisible Man* (2014) von Tami Liberman ist ein Beispiel für kollaboratives Filmemachen im letztgenannten Sinne. Der Film dokumentiert das Leben eines westafrikanischen Asylbewerbers in Berlin, der die Erfahrungen einer Person darstellen will, die sich nicht öffentlich zeigen kann, ohne Risiken ausgesetzt zu sein: »Mr. X«, das Pseudonym des Mannes, wartete auf seine Papiere und durfte zu diesem Zeitpunkt nicht arbeiten. Der Filmprozess war geprägt von dem, was ich ›öffentliche Ängste‹ nenne, und schloss – in Abstimmung mit dem Protagonisten – die Praxis ein, Mr. X selbst hinter die Kamera zu stellen, um seine persönliche Perspektive sichtbar zu machen und eine kollaborative Herangehensweise umzusetzen: Als Zuschauer:innen sehen wir also nicht Mr. X, sondern das, was *er* sieht. Trotz dieser kollaborativen Ansätze reflektiert Liberman (2019) in einem begleitenden Artikel (selbst)kritisch darüber, ob in dokumentarischen Praktiken, in denen unterschiedliche Weltanschauungen aufeinandertreffen und Machtasymmetrien individuelle Rollen in der Produktion des Films und den jeweiligen Forschungspositionalitäten einschränken, demokratische Zusammenarbeit umfassend umgesetzt werden kann.

Ethnografisches Filmemachen bedeutet folglich nicht nur visuell umgesetzte Anthropologie, sondern birgt einzigartige Herausforderungen und Chancen: Es erfordert umsichtige ethische Überlegungen, insbesondere bei sensiblen Themen wie vulnerabilem Leben und/oder Tod. Die Beziehung zwischen Forschenden und Teilnehmenden wird ›empfindlicher‹, wenn sie in visuelle Erzählungen

mit größerer Reichweite und weniger Anonymisierungsoptionen übersetzt wird. Das Gleichgewicht zwischen öffentlicher Exponierung und dem Schutz vor eben dieser Öffentlichkeit, zwischen Erzählung und ethischer Verantwortung, ist entscheidend für das Potential ethnografischen Filmemachens, unser Verständnis komplexer sozialer Fragen zu vertiefen und die Verbindung zwischen ethnografischer Forschung und politischer Intervention zu stärken.

In diesem Zusammenhang ist es lohnenswert, sich Myerhoffs (1978) Konzept der Erzählbeziehung in Erinnerung zu rufen, das die Bedeutung kollaborativer Ansätze betont (siehe auch EINLEITUNG, Sektion KOLLABORATIONEN), im Zuge derer Erzählungen gemeinsam von Forscher:innen und Gesprächspartner:innen entwickelt werden. Myerhoff argumentiert, dass Erzählbeziehungen von Natur aus Vertrauen, Respekt und Gegenseitigkeit beinhalten. Die erzählten Geschichten sind nicht nur individuelle Berichte, sondern transportieren kollektive Bedeutung und spiegeln breitere soziale und kulturelle Kontexte wider. Myerhoffs Konzept beruht auf der Idee, dass Erzählen einen kollaborativen und dynamischen Prozess darstellt, der gegenseitiges Engagement und aktive Teilnahme erfordert und bei dem alle Beteiligten zur Bedeutungs- und Narrativgestaltung beitragen.

Die Produktion meines Dokumentarfilms ging ohne Robert weiter und an seiner Stelle kamen andere Teilnehmer:innen hinzu. Ein Paar, beide Künstler:innen und Theaterschauspieler:innen mit persönlichem Interesse an Fragen der Sterbehilfe, erklärte sich nach einem intensiven Aushandlungsprozess zur Mitarbeit bereit. Diese Aushandlung betraf nicht nur die Verteilung ihrer Rollen innerhalb der Erzählung, sondern auch das Verständnis unserer jeweiligen Erwartungen an den Dokumentarfilm. Das Paar schickte mir einen Brief, in dem sie ihre Anliegen darlegten und nach meiner Meinung dazu fragten. Wir organisierten den Drehplan um ihre gesundheitlichen Einschränkungen herum und vermieden während des Winters lange Drehzeiten im Freien. Einige Wochen vor unserer ersten Drehphase schickten sie mir eine Liste von Szenen und einen Drehplan, die als Einladung zu einem Feedback meinerseits gedacht waren. Kurz vor Drehbeginn schlug das Paar dann jedoch andere Szenen vor und diese realisierten wir letztlich auch. Ihre künstlerischen Neigungen und ästhetischen Vorlieben prägten somit den gesamten Filmprozess. Die unterschiedlichen Filmszenen entstanden aus ausführlichen Diskussionen über ihre bzw. unsere »öffentlichen Ängste« und waren Ausdruck von Bedenken der Beteiligten im politischen Kontext der Sterbehilfe. In diesem Prozess versuchten wir, eine Erzählbeziehung zu entwickeln, die die Erzählungen in enger Zusammenarbeit gestalten, unsere jeweiligen Wünsche und Grenzen respektieren und gleichzeitig zu öffentlichen Diskussionen über das Recht auf Sterben beitragen sollte.

Co-Telling ist ein Zusammenspiel von Anliegen, Aushandlungsprozessen und praktischen Ausrichtungen, dem verschiedene Formen der Zusammenarbeit zugrunde liegen. Es zielt darauf ab, gemeinsam einen narrativen Raum zu schaffen, der die

Komplexität menschlicher Erfahrungen respektiert, wenn diese Erfahrungen in die Öffentlichkeit transportiert werden sollen. Gerade in sensiblen Kontexten erfordert dieser Ansatz eine sorgfältige Berücksichtigung der ethischen und emotionalen Implikationen des Erzählens. Die durch *Co-Telling* hergestellten Filme sind auf die Bedürfnisse und Anliegen *aller* Teilnehmer:innen abgestimmt, um sicherzustellen, dass die entstehenden Erzählungen sowohl wirkungsvoll als auch respektvoll sind.

Schlussfolgerung

Sterbehilfe kann nicht nur zum Ende eines Lebens führen, sondern ist eingebettet in einen gesellschaftlichen Dialog über den Tod im Kontext emotionaler, ethischer und sozialer Überlegungen. In dem hier entstehenden Raum sind Fragen nach Leben und Tod eng aufeinander bezogen; er spiegelt gesellschaftliche Werte wider und macht das komplexe Zusammenspiel von persönlicher Handlungsfähigkeit und strukturellen Hindernissen sichtbar.

Vor diesem Hintergrund untersuchte dieser Beitrag die Komplexität filmischer Erzählungen über Sterbehilfe, die den Wunsch, zu öffentlichen Diskussionen über Sterbehilfe beizutragen und gesellschaftliche bzw. rechtliche Veränderungen zu bewirken, zu den inhärenten Risiken des Öffentlichmachens in Beziehung setzt. Die oben diskutierten Fälle von Robert und Lamb veranschaulichen das heikle Gleichgewicht, das zwischen dem Wunsch nach öffentlicher Sichtbarkeit und der Angst vor Entblößung hergestellt werden muss – ebenso wie die unterschiedlichen Wege, die jede:r Betroffene unter diesen Bedingungen eingeschlagen hat.

Die Geschichten von Teilnehmer:innen meiner Forschung heben eine zentrale Spannung in der Public Anthropology hervor: Wie kann man kollaborativ Forschung betreiben und öffentliche Erzählungen koproduzieren, die sowohl auf menschlicher Ebene respektvoll sind als auch zum öffentlichen Diskurs beitragen und gleichzeitig die beteiligten Personen schützen? Die Veröffentlichung persönlicher Geschichten ist entscheidend, um weiterführende Diskussionen über das Recht auf Sterben anzuregen. Der hieraus entstehende Prozess verwebt individuelle Erzählungen mit gesellschaftlichen Diskursen über Leiden und Sterblichkeit; er kann öffentliche Debatten auslösen und rechtliche Reformen beeinflussen. Die Bestrebungen, persönliche Geschichten öffentlich zu machen, sind im Kontext der Sterbehilfe jedoch zugleich mit Risiken behaftet – eine Konstellation, in der sich ein komplexes Geflecht gesellschaftlicher, politischer, rechtlicher, medizinischer und religiöser Kontroversen widerspiegelt.

Wie ich in diesem Beitrag gezeigt habe, bietet *Co-Telling* eine kritische Herangehensweise zum Navigieren dieser Komplexitäten. Als ›Aspiration‹ und medienübergreifendes Format der Public Anthropology bringt es eine Reihe ethischer und politischer Anliegen sowie praktischer Orientierungen für das Herstellen von

Erzählungen – bzw. Erzählbeziehungen – zur Geltung, die es erlauben, den Prozess des Öffentlichmachens und -werdens in sensiblen Forschungskontexten kollaborativ zu gestalten.

Literatur

- Andrade Neves, Marcos. 2016. »Living Within Assisted Suicide: Drawing a Landscape and its Transnational Movements.« *Medizinethnologie: Körper, Gesundheit und Heilung in einer globalisierten Welt* (blog), 12. Januar. <https://www.medizinethnologie.net/living-within-assisted-suicide/> (Zugriff am 17.10.2024).
- Andrade Neves, Marcos. 2020. »Protecting Life, Facilitating Death: The Bureaucratic Experience of Organized Suicide Assistance.« *Medicine Anthropology Theory* 7(1): 158–166. <https://doi.org/10.17157/mat.7.1.654>.
- Andrade Neves, Marcos. 2021. »Chronic Living in Zombieland: Care in Between Survival and Death.« In *Managing Chronicity in Unequal States: Ethnographic Perspectives on Caring*, herausgegeben von Laura Montesi und Melania Calestani, 217–234. London: UCL Press. <https://www.jstor.org/stable/j.ctv1nnwhmv.16>.
- Andrade Neves, Marcos. 2022. »Afterlife Reverberations: Practices of Un/naming in Ethnographic Research on Assisted Suicide.« *Curare, Journal of Medical Anthropology* 45: 17–27. <https://doi.org/10.60837/curare.v45i2.1363>.
- Buchbinder, Mara. 2021. *Scripting Death: Stories of Assisted Dying in America*. Oakland, California: University of California Press.
- Buchbinder, Mara und Cindy Cain. 2023. »Medical Aid in Dying: New Frontiers in Medicine, Law, and Culture.« *Annual Review of Law and Social Science* 19(1): 195–214. <https://doi.org/10.1146/annurev-lawsocsci-110722-083932>.
- De León, Jason. 2015. *The Land of Open Graves: Living and Dying on the Migrant Trail*. Oakland, California: University of California Press.
- Fassin, Didier (Hg.). 2017. *If Truth Be Told: The Politics of Public Ethnography*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822372875>.
- Fay, Franziska. 2023. »The Weight of Witnessing: Commitment, Expectation, and Responsibility in Child Protection Ethnography.« *Public Anthropologist* 5(2): 232–254. <https://doi.org/10.1163/25891715-bja10054>.
- Holmes, Seth M. 2013. *Fresh Fruit, Broken Bodies: Migrant Farmworkers in the United States*. Berkeley: University of California Press. <https://doi.org/10.1525/9780520954793>.
- Lemos Dekker, Natashe. 2018. »I Do Want Euthanasia, But Not Now.« Timing a Request for Euthanasia with Dementia in the Netherlands.« *Somatosphere*, 17. September. <https://somatosphere.com/2018/i-do-want-euthanasia-but-not-now-timing-a-request-for-euthanasia-with-dementia-in-the-netherlands.html/> (Zugriff am 17.10.2024).
- Lemos Dekker, Natashe. 2020. »Anticipating an Unwanted Future: Euthanasia and Dementia in the Netherlands.« *Journal of the Royal Anthropological Institute* 27(4): 815–831. <https://doi.org/10.1111/1467-9655.13429>.

- Lieberman, Tami. 2019. »Can Ethnographic Filmmaking Truly Be Shared?« *Anthrovision*. <https://doi.org/10.4000/anthrovision.5547>.
- Menezes, Rachel Aisengart. 2011. »Demanda por eutanásia e condição de pessoa: reflexões em torno do estatuto das lágrimas.« *Sexualidad, Salud y Sociedad* 9: 137–153.
- Myerhoff, Barbara G. 1978. *Number our Days*. New York: Dutton.
- Myerhoff, Barbara G. und Marc Kaminsky. 1992. *Remembered Lives: The Work of Ritual, Storytelling, and Growing Older*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Norwood, Frances. 2006. »A Hero and a Criminal: Dutch Huisartsen and the Making of Good Death Through Euthanasia Talk in The Netherlands.« *Medische Antropologie* 18(2): 329–347.
- Norwood, Frances. 2007. »Nothing More To Do: Euthanasia, General Practice, and End-of-Life Discourse in the Netherlands.« *Medical Anthropology* 26(2): 139–174. <https://doi.org/10.1080/O1459740701283165>.
- Pasieka, Agnieszka. 2019. »Anthropology of the Far Right: What if we Like the »Unlikeable« Others?« *Anthropology Today* 35(1): 3–6. <https://doi.org/10.1111/1467-8322.12480>.
- Pinheiro-Machado, Rosana und Lucia Scalco. 2021. »Humanising Fascists? Nuance as an Anthropological Responsibility.« *Social Anthropology* 29(2): 329–336. <https://doi.org/10.1111/1469-8676.13048>.
- Pool, Robert. 2000. *Negotiating a Good Death: Euthanasia in the Netherlands*. New York: Haworth Press.
- Prince, Ruth. 2018. »Death, Detachment, and Moral Dilemmas of Care in a Kenyan Hospital.« In *A Companion to the Anthropology of Death*, herausgegeben von Antonius C. G. M. Robben, 445–460. Hoboken, NJ: Wiley. <https://doi.org/10.1002/9781119222422.ch31>.
- Richards, Naomi. 2014. »The Death of the Right-to-Die Campaigners.« *Anthropology Today* 30(3): 14–17. <https://doi.org/10.1111/1467-8322.12110>.
- Robben, Antonius C. G. M. (Hg.). 2018. *A Companion to the Anthropology of Death*. Hoboken, NJ: Wiley. <https://doi.org/10.1002/9781119222422>.
- Staples, James und Tom Widger. 2012. »Situating Suicide as an Anthropological Problem: Ethnographic Approaches to Understanding Self-Harm and Self-Inflicted Death.« *Culture, Medicine, and Psychiatry* 36(2): 183–203. <https://doi.org/10.1007/s11013-012-9255-1>.
- Stavrianakis, Anthony. 2020. *Leaving: A Narrative of Assisted Suicide*. Oakland, California: University of California Press.
- Stevenson, Lisa. 2012. »The Psychic Life of Biopolitics: Survival, Cooperation, and Inuit Community.« *American Ethnologist* 39(3): 592–613. <https://doi.org/10.1111/j.1548-1425.2012.01383.x>.
- Stevenson, Lisa. 2014. *Life Beside Itself: Imagining Care in the Canadian Arctic*. Oakland, California: University of California Press. <https://doi.org/10.1525/9780520958555>.

Zwischen ›Public Anthropology‹ und ›Anthropology in Public‹. Schreiben vor, für, mit und gegen Öffentlichkeiten: die boasblogs

Ehler Voss

Abstract

Die *boasblogs* sind eine Serie von themenbezogenen Blogs, die sich zum Ziel gesetzt haben, aktuelle Themen rund um die ethnologischen Wissenschaften aufzugreifen, diese durch einen weiten Kreis von Beiträger:innen in ihrer Kontroversität diskutieren zu lassen und dabei gleichzeitig nach der öffentlichen Rolle und gesellschaftlichen Relevanz ethnologischen Wissens zu fragen. Der Beitrag reflektiert anhand der bisherigen Erfahrungen die Möglichkeiten und Grenzen dieser 2016 gegründeten Plattform, im Sinne einer Public Anthropology wissenschaftliche Erkenntnisse sowohl für inner- als auch für außerakademische Öffentlichkeiten aufzubereiten, und zeigt, was es heutzutage heißen kann, vor, für, mit und gegen Öffentlichkeiten zu schreiben.

Keywords: Open Access; Blogging; Kontroverse; Debattenkultur; Kooperation; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Voss, Ehler. 2025. »Zwischen ›Public Anthropology‹ und ›Anthropology in Public‹. Schreiben vor, für, mit und gegen Öffentlichkeiten: die boasblogs.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 375–389. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_023

Wenn die *boasblogs* sich heute als eine Serie von themenbezogenen Internetblogs bezeichnen, die sich zum Ziel gesetzt haben, durch unterschiedlich zusammengesetzte Redaktionsteams betreut, aktuelle Themen rund um die ethnologischen Fächer aufzugreifen, diese durch einen weiten Kreis von Beiträger:innen in ihrer jeweiligen Kontroversität diskutieren zu lassen, dabei nach der öffentlichen Rolle und Relevanz ethnologischen Wissens zu fragen, um einen konstruktiven Beitrag zu aktuellen gesellschaftlichen Debatten zu leisten und Beziehungen auf verschiedenen politischen, sozialen und alltäglichen Ebenen mitzugestalten, dann ist dies das Ergebnis eines ungeplanten Prozesses, dessen Regeln erst »während des Spiels« gemacht wurden und weiterhin gemacht werden.¹

Entstanden ist in diesem Prozess ein mediales Format, das sich nicht nur auf eine möglichst breitenwirksame Vermittlung ethnologischen Wissens in außerakademische Öffentlichkeiten konzentriert, sondern sich auch als Ort des innerakademischen Lernens an der Schnittstelle von Forschung und Lehre begreift. Wie die *boasblogs* zu einem inner- wie interdisziplinären, intergenerationellen und zunehmend auch internationalen Forum mit zahlreichen Redaktionen und einer breiten Autor:innenschaft geworden sind, das unterschiedliche Institutionen und Perspektiven zusammenbringt und dazu einlädt, sich die Freiheit zu nehmen, Einspruch zu erheben oder eigene Themen zu setzen, werde ich zunächst durch einen chronologischen Nachvollzug ihrer Geschichte dokumentieren, um anschließend die Möglichkeiten und Grenzen dieses Projekts zu diskutieren, vor, für, mit und gegen Öffentlichkeiten zu schreiben.²

»First steps«

Die Entwicklung der *boasblogs* begann vor mittlerweile acht Jahren aus dem Impuls heraus, den Artikel eines Redakteurs der *Süddeutschen Zeitung* (SZ) nicht unkommentiert lassen zu wollen, welcher der außereuropäischen Ethnologie Mitte Oktober 2016 unter dem Titel »Dschungelmärchen«³ aufgrund eines synonym gesetzten Kulturrelativismus eine mangelnde Distanz zu ihrem Gegenstand und eine rechtfertigende Haltung gegenüber menschenverachtenden Praktiken unterstellte und damit die Ethnologie für das Übel der Welt in Haft zu nehmen

1 Vgl. die Selbstdarstellung auf der Startseite der *boasblogs* (<http://boasblogs.org>; Zugriff am 25.09.2024).

2 Zur Darstellung der bisherigen wissenschaftlichen und institutionellen Zusammenarbeit auf Seiten der Redaktionen werden deren personelle Zusammensetzungen nachfolgend jeweils in Fußnoten dokumentiert. Eine alphabetische Gesamtübersicht der Autor:innen findet sich auf den *boasblogs*: <https://boasblogs.org/de/boasblogs-info/authors/> (Zugriff am 25.09.2024).

3 In der Onlineausgabe unter dem Titel »Die Mär vom edlen Wilden«.

schien (Weber 2016). Bei einem Treffen der Redaktion Siegen/Nordwest der *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* im Kölner Café Osterspey sammelte sich der Unmut über diese Darstellung der Ethnologie in einem prominenten Medium mit großer Reichweite, über deren einseitigen und diffamierenden Charakter Einigkeit bestand. Cora Bender hatte kurz nach dem Erscheinen des Artikels einen Gegenkommentar auf Facebook veröffentlicht und der Vorstand und Beirat der damaligen Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde⁴ eine kritische Stellungnahme auf ihrer Webseite. Anfang November 2016 kam Thomas Reinhardt mit einem offenen Brief an die *Süddeutsche Zeitung* auf der Homepage des ethnologischen Instituts der Ludwig-Maximilians-Universität München hinzu und wir hörten von zahlreichen weiteren, zu diesem Zeitpunkt noch nicht öffentlich artikulierten Reaktionen aus dem Kolleg:innenkreis – offenbar war der Artikel weithin wahrgenommen worden.

Daraus entstand die Idee, die verstreuten Reaktionen in einem Internetblog zu versammeln und weiteren Ethnolog:innen mit einem Impuls zum Widerspruch eine Veröffentlichungsmöglichkeit zu bieten. Christoph Antweiler (Universität Bonn), Martin Zillinger (Universität zu Köln) und ich (damals Universität Siegen, heute Universität Bremen) setzten diese Idee mittels eines an der Universität zu Köln gehosteten Blogs mit dem Titel »Kulturrelativismus und Aufklärung« um, dessen erster Beitrag Anfang Dezember 2016 veröffentlicht wurde. Um dem Artikel in der *Süddeutschen Zeitung* ein differenzierteres Bild der außereuropäischen Ethnologie bzw. der ethnologischen Fächer entgegenzustellen, sollte eine frei zugängliche Debatte angeregt werden über die Geschichte und die Aufgabe der ethnologischen Fächer, ihre Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie ihr Verhältnis zur Aufklärung und ihre gesellschaftspolitische Relevanz. Den Kreis der Beitragenden wollten wir sukzessiv in die benachbarten Fächer hinein erweitern und hatten zunächst noch im Hinterkopf, aus der erhofften Kontroverse später eine Ausgabe der *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* zu machen. So veröffentlichten wir die bereits vorhandenen Einsprüche gegen den Zeitungsartikel der *Süddeutschen Zeitung*, luden weitere Kolleg:innen ein, in dieser Sache ebenfalls Stellung zu beziehen, und hatten bald darauf einen gut laufenden »Blog« im heutigen weiten Sinne des Wortes: eine Webseite, auf der von einer oder mehreren Personen über einen längeren Zeitraum in chronologischer Folge mehr oder weniger kurze Einträge veröffentlicht werden, bei denen es sich zumeist um individuelle Meinungsäußerungen oder tagebuchartige Einträge handelt. Je länger dieser erste Blog lief, desto klarer wurde uns jedoch, dass ein »preaching to the converted« drohte, sodass wir ihn nach knapp einem Jahr mit insgesamt 35 erschienenen Beiträgen (größtenteils auf Deutsch und teils auf Englisch) von mehr als 40 Autor:innen schlossen.

4 Seit 2017: Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie.

Befördert wurde diese Entscheidung auch dadurch, dass sich in der Zwischenzeit mit der zunehmend hitzig geführten Diskussion um die Gestaltung des Berliner Humboldt Forums eine neue und größere öffentliche Kontroverse abzeichnete, die mit zahlreichen Vorwürfen an die Ethnologie und Einsprüchen von ethnologischen Fachvertreter:innen einherging. Dies führte im Oktober 2017 zur Einrichtung eines zweiten und bis heute laufenden Blogs, der zunächst unter dem Titel »Wie weiter mit Humboldts Erbe?« nach einem zeitgemäßen Umgang mit ethnographischen Sammlungen fragte. Anders als im ersten Blog war und wird die außereuropäische Ethnologie im Rahmen dieser Kontroverse weniger mit dem Vorwurf des Kulturrelativismus konfrontiert als vielmehr mit dem entgegengesetzten Vorwurf des Kolonialismus und des damit einhergehenden Rassismus. Erweitert um Michi Knecht (Universität Bremen) führten wir aus diesem Anlass den ersten Relaunch der Webseite mit einem neuen Template auf einem Server der Universität zu Köln durch. Begleitet von zunächst vorwiegend analoger Bewerbung in Form von Postern und Postkarten waren wir damit auf dem Weg zu einer Blogserie, die wir zuerst »Debating Anthropology – Streitbare Ethnologie« nannten. Um der Internationalität der Debatte um das Berliner Humboldt Forum gerecht zu werden, hatten wir damals zudem den Anspruch, alle Beiträge konsequent zweisprachig zu veröffentlichen, weswegen anfangs beträchtliche Ressourcen in die Erstellung von Übersetzungen flossen, was im Laufe der Zeit aufgrund schwindender finanzieller Mittel jedoch zu Ungunsten des Deutschen abgelöst wurde durch vornehmlich englischsprachige Veröffentlichungen. Für diesen zweiten Blog änderten und erweiterten wir die Redaktion im Laufe der Zeit mehrmals leicht.⁵

Nachdem auf der Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde (DGV) im Oktober 2017 während ihrer Tagung an der Freien Universität Berlin die Umbenennung der Fachgesellschaft in Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie (DGSKA) beschlossen worden war, reagierten wir auf das vielfach und vor allem von Seiten der Kritiker:innen der Umbenennung geäußerte Bedauern über das wahrgenommene Fehlen einer vorausgehenden Diskussion. Auch wenn der Vorstand im Vorfeld der Umbenennung einen fachgesellschaftsöffentlichen Diskussionsprozess initiiert hatte (vgl. Dilger et al. 2017), gab es offenbar ein starkes Bedürfnis, die Entscheidung auch im Nachhinein noch zu diskutieren, sodass wir mit der Veröffentlichung des Blogs »What's in a name?«

5 Redaktionsteam »Decolonizing Collections – Networking towards Relationality (DCNtR)«: Carl Deussen (Universität von Amsterdam), Michi Knecht (Universität Bremen), Larissa Förster (Humboldt-Universität zu Berlin), Gabriel Schimmeroth (MARKK Hamburg), Bernard Mueller (IRIS, EHESS Paris), Verena Rodatus (heute Ethnologisches Museum, Staatliche Museen zu Berlin – Stiftung Preußischer Kulturbesitz), Ehler Voss (heute Universität Bremen) und Martin Zillinger (Universität zu Köln); <https://boasblogs.org/dcntr/> (Zugriff am 25.09.2024).

dazu einladen, anhand der bereits erfolgten Umbenennung über die Geschichte, Gegenwart und möglichen Zukünfte der Disziplin zu reflektieren, wodurch eine aufschlussreiche rückblickende Dokumentation verschiedener Pro- und Contra-Argumente der Umbenennung entstanden ist.⁶

Das Redaktionsteam des nun folgenden vierten Blogs bildete eine Gruppe von Ethnologiestudent:innen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, die den Blog im Rahmen eines von mir durchgeführten Seminars zum Thema »Publizieren in Online-Medien« konzipierte und eigenverantwortlich betreute. Mit der Leitfrage »Warum Ethnologie?« standen auch in diesem Blog die Verständigung über die Spezifika der ethnologischen Fächer, ihre gesellschaftspolitische Bedeutung sowie ihre beruflichen, politischen und alltäglichen Anwendungsmöglichkeiten im Zentrum. Die Leitfrage des Blogs wurde zwischen Oktober 2018 und Februar 2019 aus überwiegend studentischen Perspektiven auf vielfältige Weise beantwortet.⁷

›Coming of age‹

2019 kam es zu einer Reihe konzeptueller, institutioneller und formaterweiternder Änderungen. Im Juli war der *boasblog* »Wie weiter mit Humboldts Erbe?« Mitausrichter der internationalen Konferenz »Museum Collections in Motion: Colonial and Postcolonial Encounters« am Rautenstrauch-Joest-Museum in Köln. Da sich die finanziell und ideell von dem DFG-Sonderforschungsbereich »Medien der Kooperation« an der Universität Siegen, dem Global South Studies Center (GSSC) der Universität zu Köln, der Verbundforschungsplattform Worlds of Contradiction (WOC) und dem Institut für Ethnologie und Kulturwissenschaft (IfEK) an der Universität Bremen sowie der *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* (ZfK) unterstützten Blogs mittlerweile als Serie etabliert hatten, die Anzahl der veröffentlichten Texte kontinuierlich wuchs und wir sowohl die Anzahl der Beiträge und Blogs weiter erhöhen wollten als auch multimodale Veröffentlichungsformen anstrebten, entschieden wir uns für einen zweiten und durch die Hilfe einer Grafikagentur deutlich professionelleren Relaunch auf einem neutralen Server. So präsentierten wir mit neuem Namen und in völlig neuer Gestalt am ersten Tag der Konferenz die am frühen Morgen gerade noch rechtzeitig fertiggestellten *boasblogs*.

6 Redaktionsteam »What's in a name?«: Christoph Antweiler (Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn), Michi Knecht (Universität Bremen), Ehler Voss (Universität Siegen) und Martin Zillinger (Universität zu Köln); <https://boasblogs.org/de/whatsinaname/> (Zugriff am 25.09.2024).

7 Redaktionsteam »Warum Ethnologie?«: Clarissa Bach, Alexandra Ditscher, Charlotte Kaiser, Christopher Klapperich, Judith König und Matthias Merbitz-Zahradnik (alle Johannes Gutenberg-Universität Mainz); <https://boasblogs.org/de/warumethnologie/> (Zugriff am 25.09.2024).

Der im Namen enthaltene Bezug auf Franz Boas beruht zum einen darauf, dass die Diskussion seiner Person und kulturellrelativistischen Schule der Anlass für das Entstehen des ersten Blogs gewesen war und auch die beiden nachfolgenden Blogs nicht um diesbezügliche Verweise herumkamen. Zum anderen symbolisiert seine Person die bereits in den bisherigen Blogs deutlich gewordene ambivalente Rolle der ethnologischen Fächer, da Boas als ein aus Deutschland emigrierter Public Anthropologist *avant la lettre*, der regelmäßig gegen Diskriminierungen Stellung bezogen hat, sowohl als Beweis herangezogen wird, dass ein progressiver und öffentlich intervenierender Gegenpol zur kolonialen und rassistischen Tradition der Ethnologie genuiner Teil der Disziplin ist, als auch durch seine Beteiligung an forschungsmotivierten Grabschändungen als Beweis für den rücksichtslosen Diebstahl, den der Kolonialismus auch und gerade im Namen der von weißen Männern dominierten Wissenschaft bedeutet.⁸ Eine Stilisierung des ikonischen Fotos von Franz Boas, auf dem er 1895 für die Erstellung eines Schaukastens im Nationalmuseum der USA einen Teil der Hamatsa-Zeremonie der Kwakwaka'wakw aus dem heutigen British Columbia nachstellt, hatten wir schon beim vorangehenden Logo verwendet. Dieses berühmte Foto eignete sich nicht nur, weil der mitabgebildete Ring zum ›O‹ im Wort Blog werden konnte, sondern auch, weil sich in dem Foto der Beobachter in einen Beobachteten verwandelt, das heißt, dass der Ethnologe, der dabei hilft, die Kwakwaka'wakw zum musealen Objekt werden zu lassen, mit dem Foto selbst zum Objekt der Anschauung wird – eine Perspektivverschiebung, die ebenso Teil der Blogserie wie allgemein einer reflexiven Public Anthropology geworden ist.

Die besagte Konferenz im Kölner Rautenstrauch-Joest-Museum war auch Anlass für eine konzeptuelle Neuorientierung des ›Humboldt-Blogs‹. Wie die Konferenz reagiert auch der Blog auf die Notwendigkeit, die Debatte über einen angemessenen Umgang mit ethnographischen Sammlungen im Globalen Norden um einen kooperativen Austausch mit unterschiedlichsten Akteur:innen aus dem Globalen Süden zu erweitern, mit einem verstärkten Einbezug von entsprechenden Wissenschaftler:innen, Aktivist:innen, Künstler:innen und Museumsexpert:innen. Zudem verdeutlichte er dieses Anliegen durch die spätere Umbenennung in »Decolonizing Collections – Networking towards Relationality«, kurz »DCNtR«.⁹ Die Veröffentlichungsformate erweiterten wir, den multimodalen Möglichkeiten des Internets entsprechend, um Fotos, Tonaufnahmen und Videos, und da das Konvolut an Beiträgen zu diesem Blog in der Zwischenzeit äußerst unübersichtlich geworden war, wurden die Beiträge verschiedenen Kategorien zugeordnet und zudem durch thematisch fokussierte Debatten innerhalb der Debatte ergänzt.

8 Für erstere Position siehe zum Beispiel King (2020), für letztere Pöhl (2008).

9 Eine ausführliche Erklärung des Namens findet sich auf <https://boasblogs.org/de/humboldt-info/info/> (Zugriff am 25.09.2024).

Im September 2019 startete knapp vier Wochen vor der Tagung »Das Ende der Aushandlung?« der Deutschen Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie an der Universität Konstanz ein gleichnamiger *boasblog* mit dem Ziel, diese Tagung durch die Veröffentlichung ausgewählter Vorträge in gekürzter Fassung vorzubereiten und im Anschluss die Resultate in leicht zugänglicher Form aufzubereiten. Kritisch diskutiert wurden gegenwärtig zu beobachtende Prozesse, in denen die potentiell unbegrenzten Dynamiken sozialer Aushandlungen durch Akte der Schließung zu einem Ende gebracht oder nach einer vorübergehenden Schließung für neue Aushandlungen geöffnet werden.¹⁰

Die drei folgenden Blogs standen im Zeichen der im März 2020 eingeführten Maßnahmen zur Eindämmung des Coronavirus, die weltweit zu einem öffentlichen Ereignis gewordenen waren. Zuerst startete im Mai der *boasblog* »Witnessing Corona« in Kooperation mit dem Blog *Medizinethnologie* der Arbeitsgruppe Medical Anthropology der DGSKA, der Zeitschrift *Curare* und dem Kölner Global South Studies Center, dessen Beiträge die Effekte der COVID-19-Pandemie aus (medizin)anthropologischen Perspektiven begleitend kommentierten. Die Beiträge reichten von theorie- und/oder ethnographiebasierten Artikeln bis hin zu persönlich-lebensweltlichen Reflexionen und erschienen zu einem großen Teil gleichzeitig auf dem Blog der Arbeitsgruppe Medical Anthropology. Dabei ging es zum einen um die Analyse, wie sich soziale Phänomene wie »Solidarität«, »Schuldzuweisungen« und »Kontaktbeschränkungen« im Kontext der Pandemie gestalteten und welche Auswirkungen die getroffenen Schutzmaßnahmen hinsichtlich der Hervorbringung und Verschärfung von gesellschaftlichen Ungleichheiten, etwa mit Blick auf die Versorgung besonders vulnerabler Gruppen, hatten. Zum anderen ging es erneut auch um eine Diskussion der eigenen Disziplin, also darum, die Rolle von »(Gesundheits-)Wissenschaften« in solchen Zusammenhängen zu be- und hinterfragen, was Reflexionen über die Frage einschloss, wie die ethnologischen Fächer einen kritisch-analytischen Blick auf Gesundheitsinterventionen und die ihnen zugrunde liegenden (Wissens-)Praktiken werfen können.¹¹ Kurz nach der offiziellen Ausrufung einer pandemischen Lage hatte die Redaktion der Zeitschrift *Curare* zudem zum Verfassen (auto)ethnographischer Tagebücher im strikten Sinne des Wortes eingeladen, die das pandemiebezogene Geschehen im

10 Redaktionsteam »Das Ende der Aushandlung!?!«: Thomas G. Kirsch (Universität Konstanz), Michi Knecht und Ehler Voss (beide Universität Bremen); <https://boasblogs.org/de/endofnegotiations/> (Zugriff am 25.09.2024).

11 Redaktionsteam »Witnessing Corona«: Hansjörg Dilger (Freie Universität Berlin), Clemens Eisenmann (Universität Siegen), Martina Gockel-Frank (GSSC Köln), Clemens Greiner (GSSC Köln), Claudia Lang (Universität Leipzig), Dominik Mattes (Freie Universität Berlin), Christine Rath (GSSC Köln), Anna Schreiber (GSSC Köln), Annette Steffny (GSSC Köln), Nasima Selim (Freie Universität Berlin), Mirko Uhlig (Johannes Gutenberg-Universität Mainz) und Ehler Voss (Universität Bremen); <https://boasblogs.org/witnessingcorona/> (Zugriff am 25.09.2024).

eigenen sozialen Umfeld festhalten und dadurch (auto)ethnographisches Material generieren und es ermöglichen sollten, im Rückblick kollektiv zu rekonstruieren, was im Moment der Krise nicht (be)greifbar war. Im Oktober 2020 begann die *Curare*-Redaktion, die von ihr gesammelten Coronatagebücher sukzessive auf den *boasblogs* zu veröffentlichen.¹²

Der *boasblog* »Fieldwork Meets Crisis« basiert auf einer Herbstschule der Deutschen Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie im Oktober 2020, nimmt ihren Ausgangspunkt ebenfalls in der pandemischen Situation und diskutiert deren methodische und erkenntnistheoretische Auswirkungen auf das Fach.¹³ Ebenfalls während der Pandemie, aber ohne expliziten Bezug darauf erschien der neunte Blog mit dem Titel »Universalismus auf Abwegen« als eine Festschrift für Erhard Schüttpelz, der 2021 seinen 60. Geburtstag feierte und die *boasblogs* von Beginn an begleitet und mit Inspirationen versorgt hat.¹⁴

Der zehnte Blog markierte für die *boasblogs* einen lange erhofften Wendepunkt. Waren alle vorherigen Blogs auf Initiative und unter redaktioneller Mitarbeit von mindestens einem Mitglied des Herausgeber:innenteams entstanden, kamen Anfang 2023 drei Ethnolog:innen mit dem Wunsch auf uns zu, eine deutsche Übersetzung des 2015 entstandenen »Gens: A Feminist Manifesto for the Study of Capitalism« zu veröffentlichen und auf einem eigenen *boasblog* unter anderem mit den Autorinnen dieses Manifests die Frage zu diskutieren, was sich seit der Erstveröffentlichung getan hat und wie eine zeitgenössische anthropologische Untersuchung des Kapitalismus aussehen müsste.¹⁵ Dass eine solche Initiative kein Einzelfall bleiben sollte, zeigte sich kurze Zeit später mit dem *boasblog* »Undoing Race and Racism«, der ebenfalls von einer vom Herausgeber:innenteam unabhängigen Redaktion angestoßen und betreut wurde. Vor dem Hintergrund der auch in an-

12 Redaktionsteam »Curare Corona Diaries«: Katrin Amelang (Universität Bremen), Diana Egermann-Krebs (Universität Augsburg), Clemens Eisenmann (Universität Siegen), Janina Kehr (Universität Bern), Helmar Kurz (Universität Münster), Mirko Uhlig (Johannes Gutenberg-Universität Mainz), Ehler Voss (Universität Bremen & Universität Siegen); <https://boasblogs.org/curarecoronadiaries/> (Zugriff am 25.09.2024).

13 Redaktion »Fieldwork Meets Crisis«: Andrea Behrends (Universität Bayreuth), Mirko Göpfert (Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main), Thomas Kirsch (Universität Konstanz), Minh Nguyen (Universität Bielefeld), Anna Lisa Ramella (Universität zu Köln), Magnus Treiber (Ludwig-Maximilians-Universität München), Thomas Stodulka (Freie Universität Berlin), Asta Vonderau (Universität Halle-Wittenberg), Martin Zillinger (Universität zu Köln); <https://boasblogs.org/fieldworkmeetscrisis/> (Zugriff am 25.09.2024).

14 Redaktionsteam »Universalismus auf Umwegen«: Marcus Hahn (Universität Regensburg), Ulrich van Loyen (Universität Siegen), Ehler Voss (Universität Bremen) und Martin Zillinger (Universität zu Köln); <https://boasblogs.org/detours/> (Zugriff am 25.09.2024).

15 Redaktionsteam »Researching Capitalism«: Tim Burger (University of Cambridge), Juliane Müller (Universidad de Barcelona) und Gabriela Cabaña Alvear (London School of Economics); <https://boasblogs.org/researchingcapitalism/> (Zugriff am 25.09.2024).

deren *boasblogs* bereits thematisierten ambivalenten Rolle der Ethnologie in Bezug auf Kolonialismus und Rassismus als auf der einen Seite untrennbar damit verbunden und auf der anderen Seite aktiv an deren Kritik und versuchter Überwindung beteiligt, fokussiert dieser Blog zum einen auf den alltäglichen Rassismus in Deutschland und stellt zum anderen die Frage nach Möglichkeiten und Grenzen von Kollaborationen und ethnologischem Aktivismus.¹⁶

Der *boasblog* »Contested Knowledge« erschien 2023 zur gleichnamigen Tagung der Deutschen Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München und griff damit das bereits vier Jahre zuvor erprobte Konzept der öffentlichen vor- und nachbereitenden Tagungsbegleitung auf.¹⁷ Der aktuell letzte *boasblog* stellte die Infrastruktur bereit für die im Wintersemester 2023/24 und Sommersemester 2024 gemeinsam von mehreren Instituten für Sozial- und Kulturanthropologie/Ethnologie in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Südtirol als ein Lehrexperiment durchgeführte, hybride und an einzelnen Instituten von Seminaren begleitete Ringvorlesung, die sich mit der kolonialen Vergangenheit der ethnologischen Fächer auseinandersetzte und dabei unter anderem nach ihrem Stellenwert in gegenwärtigen postmigrantischen Gesellschaften fragte und danach, was sie zu aktuellen Debatten über die Verantwortung für und Anerkennung von kolonialem Unrecht sowie über anhaltende Formen struktureller Gewalt beitragen kann, um den Auswirkungen des (Neo-)Kolonialismus zu begegnen. Der *boasblog* »Decolonizing Anthropology« diente dabei als Plattform zur Ankündigung der Vorträge, Bereitstellung begleitender Materialien und der anschließenden Veröffentlichung von Videomitschnitten.

›Growing Public‹

Wie aus diesem Überblick über die Entwicklung der *boasblogs* deutlich wird, sind die einzelnen Blogs aus unterschiedlichen Anlässen, in Zusammenarbeit unterschiedlicher Redaktionsteams und mit unterschiedlichen Zielsetzungen entstanden. Entsprechend richten sie sich an unterschiedliche Öffentlichkeiten, die sich grob in universitäre und außeruniversitäre Öffentlichkeiten unterteilen lassen, wobei in der Regel beide gleichzeitig angesprochen werden. Dies zeigt sich vor allem bei den ersten beiden *boasblogs*: »Kulturrelativismus und Aufklärung«

16 Redaktionsteam »Undoing Race and Racism«: Manuela Bojadžijev (Humboldt-Universität zu Berlin), Katharina Schramm und Mihir Sharma (beide Universität Bayreuth); <https://boasblogs.org/undoingraceandracism/> (Zugriff am 25.09.2024).

17 Redaktionsteam »Contested Knowledge«: Valerie Hänsch, Kristin Kastner, Martin Sökefeld, Magnus Treiber (alle Ludwig-Maximilians-Universität München) und Ehler Voss (Universität Bremen); <https://boasblogs.org/contestedknowledge/> (Zugriff am 25.09.2024).

wehrte sich gegen eine überzogen negative öffentliche Darstellung der außereuropäischen Ethnologie in einer bekannten deutschen Tageszeitung und adressierte mit dieser ›Richtigstellung‹ zum einen Journalist:innen und ihre Leser:innen, um ihnen bestimmte Orientierungen, Grundwerte und Qualitäten der ethnologischen Forschung deutlich zu machen. Zum anderen stellte sich im Lauf der Zeit mehr und mehr heraus, dass dieser Versuch, eine ›Gegenöffentlichkeit‹ zu etablieren (vgl. EINLEITUNG, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN), gleichzeitig der disziplinären Selbstvergewisserung diene. Ebenso intervenierte der Blog zur Diskussion um das Humboldt Forum in eine öffentliche Debatte, die gleichzeitig mit einer innerdisziplinären Auseinandersetzung über verschiedene Perspektiven auf den angemessenen Umgang mit der Frage nach der Restitution und Repräsentation musealer Objekte einherging.

Um disziplinäre Selbstvergewisserung ging es auch im *boasblog* zur Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde, der sich vor allem an eine innerdisziplinäre Öffentlichkeit richtete, aber auch von einigen benachbarten Fächern rezipiert wurde, die mit der Frage nach Umbenennungen ihrer eigenen Disziplin beschäftigt waren.¹⁸ »The End of Negotiations« und »Contested Knowledge« versuchten sowohl den innerdisziplinären Dialog zu fördern als auch die Themen der entsprechenden Tagungen für eine nichtethnologische Öffentlichkeit aufzubereiten. »Witnessing Corona«, die »Curare Corona Diaries« und »Fieldwork Meets Crisis« sind drei Blogs, die sich ebenso wie »Researching Capitalism« und »Undoing Race and Racism« und die tagungsbegleitenden Blogs um eine Kommentierung aktueller Geschehnisse bemühten und damit gleichermaßen die akademische wie außerakademische Öffentlichkeit ansprachen.

Wenn der bloggende Ethnologe Paul Stoller (2018: XVI) schreibt, dass jeder anthropologisch informierte Beitrag zum öffentlichen Diskurs das Gemeinwohl fördere, dann kann dies angesichts der kolonialen Verstrickungen der Ethnologie und der Heterogenität des anthropologischen Diskurses eine etwas irritierende Aussage sein, die wohl nur verständlich wird, wenn – wie häufig bei Überlegungen zur Aufgabe der Public Anthropology – stillschweigend vorausgesetzt wird, dass ›das Gute‹ für die Ethnologie heutzutage darin besteht, einen Beitrag im Sinne von ›Progressivität‹, ›Emanzipation‹, ›Aufklärung‹, ›Antirassismus‹, ›Antikolonialismus‹, ›Diversität‹, ›Toleranz‹ und ›Anwaltschaft für Marginalisierte‹ zu leisten (für klei-

18 So setzte etwa Moritz Ege (2019) vom Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie an der Universität Göttingen im *boasblog* »What's in a name?« die Umbenennungsdebatten der Ex-Völkerkunde und Ex-Volkskunde kritisch miteinander in Beziehung. Markus Tauschek vom Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Freiburg machte sich wiederum mit Bezug auf diesen *boasblog* Gedanken über den Einfluss der Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde (DGV) auf die Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) (2021: 67–68).

nere oder größere Öffentlichkeiten) und dabei dialogisch und/oder kollaborativ vorzugehen (*mit* kleineren oder größeren Öffentlichkeiten; siehe auch EINLEITUNG, Sektion KOLLABORATIONEN). Des Weiteren werden häufig auch im Globalen Norden gesellschaftliche Entwicklungen diagnostiziert, die die genannten Werte gefährden und gegen die eine Public Anthropology aktiv werden sollte (*gegen* kleinere oder größere Öffentlichkeiten).

Diesem Verständnis folgend, sind auch die *boasblogs* öffentlich, kooperativ und intervenierend. Sie nutzen dabei die vorteilhaften Eigenschaften von Onlinepublikationen: relativ kurze Veröffentlichungszeiten und Multimodalität auf Seiten der Produktion sowie freie Zugänglichkeit und Intervenierbarkeit auf Seiten der Rezeption. Eine Intervenierbarkeit wird nicht nur durch die Kommentarfunktion am Ende eines jeden Beitrags ermöglicht, sondern auch durch das Angebot, mit einem eigenen Blogbeitrag in die jeweilige Debatte einzusteigen. Dem Publizieren ›im Internet‹ hängt bis heute nicht selten der Ruf des Unseriösen und Amateurhaften an, das heißt, flüchtig produziert und ohne Qualitätskontrolle erschienen zu sein. Die *boasblogs* bedienen dieses Vorurteil nicht, denn alle Beiträge werden von mindestens zwei Redaktionsmitgliedern begutachtet und in der Regel gehen die Beiträge vor ihrer Veröffentlichung mindestens einmal zur Überarbeitung an die jeweiligen Autor:innen zurück.

Auch wenn wir die ursprüngliche Idee aufgeben hatten, den ersten *boasblog* in eine gedruckte Ausgabe der *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* zu überführen (zum einen aufgrund der von uns erkannten Vorteile der schnellen und verhältnismäßig kostengünstigen Veröffentlichung und zum anderen aufgrund unserer zeitlichen Ressourcen, die nicht zuletzt durch die Arbeit an neu entstehenden Blogs begrenzt waren), gab es ähnlich wie bei Paul Stoller (2018) auch bei uns einen gewissen ›Drang zum Buch‹. Diesem sind wir durch die Einrichtung der *boasblogs papers* nachgekommen, welche ausgewählte Sammlungen bereits erschienener Beiträge oder sogar ganze Blogs in gesetzter Broschürenform online und gedruckt bereitstellen wie den Blog zur Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde (Antweiler et al. 2019) und die DCNtR-Debatten »The Gender of Ethnographic Collection« (Deußen und Mbewe 2021) und »Thinking About the Archive & Provenance Research« (Deußen und Karakis 2022). Später fügten wir die Möglichkeit hinzu, die einzelnen Blogbeiträge herunterzuladen und auszudrucken; in naher Zukunft soll zudem mit Hilfe des *Fachinformationsdienst Sozial- und Kulturanthropologie* (FID SKA) deren dauerhafte Erreichbarkeit über DOIs gesichert werden.

Eine gängige Illusion besteht in der Annahme, die freie Zugänglichkeit von Medien und die Nutzung sogenannter neuer Medien erhöhe automatisch die Reichweite der Inhalte. Dass dies nicht zwangsläufig der Fall ist, hängt nicht nur mit Fragen der Länge und des Stils der veröffentlichten Inhalte zusammen, sondern auch mit der Sichtbarkeit und dem Prestige der jeweiligen Medien. Und je größer die Welle der ›Open-Access-Transformationen‹ wird, desto schwieriger wird der Kampf um

Aufmerksamkeit. Öffentliche Interventionen der ethnologischen Wissenschaften, die eine Popularisierung anstreben, erfolgen daher oft durch Beiträge in mehr oder weniger etablierten nichtethnologischen bzw. nichtakademischen Online- wie Offlinemedien und -kontexten, wodurch sie auch Personen erreichen können, die nicht explizit nach ethnologischen Inhalten gesucht haben, wie es etwa bei einem Beitrag in der *Süddeutschen Zeitung* oder der *HuffPost* der Fall ist. Im Unterschied dazu sind die *boasblogs* zum einen ein vergleichsweises neu entstandenes Medium, um anthropologisches Wissen zu verbreiten, das sich erst etablieren muss(te), und zum anderen ein Format, das auf anthropologische Themen fokussiert und damit in der Regel ein bestimmtes vorgängiges Interesse der Leser:innenschaft voraussetzt bzw. die ›Zufälligkeit‹ des Stoßens auf anthropologische Themen minimiert.

Die *boasblogs* dienen darüber hinaus aber auch zur Schärfung des Bewusstseins innerhalb der ethnologischen Fächer für die gesellschaftliche Relevanz und Notwendigkeit öffentlicher Interventionen und fungierten in der Vergangenheit auch wiederholt als eine Art ›Initiator‹ zum Einstieg in öffentliche Debatten, beispielsweise als wir den thematisch einschlägigen Ethnologen Fritz Kramer baten, einen Beitrag für den *boasblog* zur Museumsdebatte zu schreiben, und dieser Beitrag dann seinen Weg in die *DIE ZEIT* fand.¹⁹ Und auch der bei jedem *boasblog* mitschwingende Aspekt der (inter)disziplinären Selbstverständigung kann dazu beitragen, die Fachvertreter:innen zu stärken für ihre jeweiligen Aktivitäten in der Öffentlichkeit.

Ferner wurden die Blogbeiträge zum Teil weiterentwickelt und fanden neben den *boasblogs papers* neue (akademische) Publikationsorte auch außerhalb der *boasblogs*, wenn etwa ausgewählte Tagebücher der »Curare Corona Diaries« zusammen mit einer rückblickenden Reflexion der Autor:innen als Schwerpunktheft der *Curare* erschienen (Amelang et al. 2020, 2021); die dritte Debatte innerhalb des *boasblogs* »DCNtR« zu einem Themenheft der *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* (Brus et al. 2021) avancierte; die Beiträge des *boasblogs* »Fieldwork Meets Crisis« zu einem Special Issue der *Zeitschrift für Ethnologie, Journal of Social and Cultural Anthropology* wurden (Göpfert et al. 2022); oder das für »Researching Capitalism« übersetzte »feministische Manifest zur Erforschung des Kapitalismus« in eine Anthologie zur feministischen Ethnologie im Peter Hammer Verlag aufgenommen werden soll (Perl und Siegl in Vorbereitung).

Vielfach wird der Anspruch an die Public Anthropology formuliert, eine Öffentlichkeit zu adressieren, die mit wissenschaftlichem Jargon im Allgemeinen

19 Der besagte Text wurde von Fritz Kramer für den *boasblog* »Wie weiter mit Humboldts Erbe? Ethnographische Sammlungen neu denken« unter dem Titel »Ethnologische Sammlungen. Keine Apologie – eine Richtigstellung« geschrieben, erschien am 8. Mai 2018 in der *ZEIT* (Kramer 2018a), woraufhin wir auf dem *boasblog* eine englische Übersetzung veröffentlichten (Kramer 2018b). Drei Jahre später erschien eine leicht überarbeitete Version der Erstveröffentlichung mit dem ursprünglichen Titel zudem in der *Zeitschrift Kultur & Gespenster* (Kramer 2021).

und ethnologischem im Besonderen unvertraut ist (vgl. EINLEITUNG, Sektion VERMITTLUNG). Während die *boasblogs* einer solchen Erwartung der Popularisierung bisher weniger Aufmerksamkeit gewidmet haben und zudem dezidiert nicht von dem ansonsten geläufigen Stereotyp der ›flüchtigen‹ und ›konzentrationssschwachen‹ Internetnutzer:innen ausgingen, sondern eine große Vielfalt in Bezug auf Stil und Länge der Beiträge zugelassen haben, setzte sich zur leichteren Rezipierbarkeit zumindest in Bezug auf die Textlänge mehr und mehr das redaktionelle Bestehen auf eine einheitliche Begrenzung durch.

Bei der Public Anthropology der *boasblogs* geht es insgesamt darum, sich von dem Bild einzelner Ethnolog:innen als heroische Alleserklärer:innen zu verabschieden und stattdessen Vielstimmigkeit und Kollaboration auf unterschiedlichen Ebenen zu betonen bzw. zu etablieren. Die *boasblogs* sind zum einen gedacht als integrative Plattform im Bereich der ethnologischen Fächer, indem sie Kollaborationen verschiedener Disziplinen unterstützen und sowohl Wissenschaftler:innen aus dem Globalen Norden wie dem Globalen Süden ansprechen. Zum anderen sind sie eine Plattform, die ihre Leser:innenschaft nicht nur als akademische Rezipient:innen vor Augen hat, sondern zum Teil explizit die Zusammenarbeit mit außerakademischen Akteur:innen sucht.

Es wäre wohl eine weitere Illusion, zu glauben, die Wissensproduktion der ethnologischen Fächer wäre nicht schon immer öffentlich und von öffentlichem Interesse gewesen und es hätte dafür erst die Erfindung einer Public Anthropology gebraucht. Vielmehr hat diese schon immer in großen Teilen auch vor außerakademischen Öffentlichkeiten stattgefunden. Die Prägung des Begriffs durch Robert Borofsky in den späten 1990er bzw. frühen 2000er Jahren erscheint daher schnell wie die von ihm selbst in seiner ›Anthropologie der Anthropologie‹ kritisierte universitäre Praxis des Verkaufens von altem Wein in neuen Schläuchen (vgl. Borofsky 2019: 130).

Inversion und Irritation, das Oszillieren zwischen ›eigenen‹ und ›fremden‹ Fremdbeschreibungen und der dadurch erreichte epistemische Schwebezustand, sind zentrale Motive der ethnologischen Fächer, die sich so als ›aufklärerische Antiaufklärerinnen‹ und ›antiaufklärerische Aufklärerinnen‹ erweisen. Je stärker die Diffusion von ethnologischer Theoriebildung in das öffentliche Bewusstsein voranschreitet, desto mehr wird sie gegen die ethnologischen Fächer selbst gewendet, das heißt, wie auch in vielen der *boasblogs* ersichtlich ist, werden die ethnologischen Fächer im Zuge einer offensichtlich nachlassenden Ambiguitätstoleranz in verschiedenen Öffentlichkeiten mit Bezugnahme auf ihre *eigenen* Theorien zunehmend infrage gestellt und der Name Ethnologie häufig selbst von den eigenen Fachvertreter:innen als Belastung empfunden. Ethnologisches Wissen bleibt aber nach wie vor gesellschaftlich relevant. Und dies nicht nur im Museumsstreit, den es zwar ohne die ethnologischen Fächer in der heutigen Form nicht gäbe, der aber

gleichzeitig ohne die Expertise der ethnologischen Fächer, etwa in Bezug auf die Provenienz musealer Gegenstände, vermutlich nicht gelöst werden kann. Auch für die Navigation des damit zusammenhängenden Spannungsverhältnisses von Partikularität und Universalität stellen die ethnologischen Fächer eine nicht zu unterschätzende Ausrüstung bereit.

Sich in einer Linie mit den ethnologischen Traditionen verstehend, sehen sich die *boasblogs* nicht als autoritäre Verkünder eines eindeutigen Wissens, sondern schreiben aus dem Geist der Kontroverse und entsprechend mit multipler Autor:innenschaft *vor* verschiedenen konkreten oder imaginierten Öffentlichkeiten und dabei manchmal *für*, manchmal *mit* und manchmal *gegen* sie – und manchmal auch alles zusammen. In jedem dieser Fälle setzen die *boasblogs* auf mündige Rezipient:innen, die wie sie selbst unter ›Public Anthropology‹ eine ›Anthropology in Public‹ verstehen.

Literatur

- Amelang, Katrin, Clemens Eisenmann, Janina Kehr, Helmar Kurz, Mirko Uhlig und Ehler Voss. 2020. Curare Corona Diaries I (Special Issue). *Curare* 43(1–4).
- Amelang, Katrin, Clemens Eisenmann, Janina Kehr, Helmar Kurz, Mirko Uhlig und Ehler Voss. 2021. Curare Corona Diaries II (Special Issue). *Curare* 44(1–4).
- Antweiler, Christoph, Michi Knecht, Ehler Voss und Martin Zillinger (Hg.). 2019. *What's in a Name? Die Kontroverse um die Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde* (boasblogs papers 1). Bonn, Bremen, Köln, Siegen: boasblogs. <https://kups.ub.uni-koeln.de/10000/>.
- Borofsky, Robert. 2019. *An Anthropology of Anthropology. Is It Time to Shift Paradigms?* Kailua, HI: Center for Public Anthropology.
- Brus, Anna, Michi Knecht und Martin Zillinger (Hg.). 2021. The Post/Colonial Museum (Special Issue). *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 15(2).
- Deußen, Carl und Mary Mbewe (Hg.). 2021. *The Gender of Ethnographic Collecting* (boasblogs papers 3). Bonn, Bremen, Köln, Siegen: boasblogs. <https://kups.ub.uni-koeln.de/55696/> (Zugriff am 27.11.2024).
- Deußen, Carl und Yagmur Karakis (Hg.) 2022. *Thinking About the Archive & Provenance Research* (boasblogs papers 4). Bonn, Bremen, Köln, Siegen: boasblogs. <https://doi.org/10.18716/kups/64500>.
- Dilger, Hansjörg, Birgitt Röttger-Rössler und Olaf Zenker. 2017. »Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde e. V. in Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie e. V. am 6.10.2017 in Berlin.« *Zeitschrift für Ethnologie* 142: 133–140. <https://www.jstor.org/stable/26607011>.
- Ege, Moritz. 2019. »Ich habe nichts gegen Sozial- und KulturanthropologInnen, einige meiner besten FreundInnen sind Sozial- und KulturanthropologInnen.« In *What's in a Name? Die Kontroverse um die Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde* (boas-

- blogs papers 1*), herausgegeben von Christoph Antweiler, Michi Knecht, Ehler Voss und Martin Zillinger, 58–63. Bonn, Bremen, Köln, Siegen: boasblogs. <https://doi.org/10.5167/uzh-231733>.
- Göpfert, Mirko, Andrea Behrends, Thomas G. Kirsch, Minh Nguyen, Anna Lisa Ramella, Thomas Stodulka, Magnus Treiber und Asta Vonderau (Hg.). 2022. Fieldwork Meets Crisis (Special Issue). *Zeitschrift für Ethnologie, Journal of Social and Cultural Anthropology* 147(1–2).
- King, Charles. 2020. *Schule der Rebellen. Wie ein Kreis verwegener Anthropologen Race, Sex und Gender erfand*. München: Carl Hanser [orig. 2019. *Gods of the Upper Air. How a Circle of Renegade Anthropologists Reinvented Race, Sex and Gender*. New York: Doubleday].
- Kramer, Fritz. 2018a. »Ist der Fremde ein Mensch?« *Zeit online*, 11. Mai. www.zeit.de/2018/20/tauschhandel-transaktionen-ethnologie-raubkunst (Zugriff am 25.09.2024).
- Kramer, Fritz. 2018b. »Anthropological Collections. Not an Apology but an Amendment.« *boasblog* »Wie weiter mit Humboldts Erbe? Ethnographische Sammlungen neu denken«, 22. Mai. <https://boasblogs.org/dcntr/anthropological-collections/> (Zugriff am 25.09.2024).
- Kramer, Fritz. 2021. »Ethnologische Sammlungen. Keine Apologie – eine Richtigstellung«. *Kultur & Gespenster* 21: 157–161.
- Perl, Gerhild und Veronika Siegl (Hg.). In Vorbereitung. *Feministische Anthropologie. Von damals bis heute*. Wuppertal: Edition Trickster im Peter Hammer Verlag.
- Pöhl, Friedrich. 2008. »Assessing Franz Boas' Ethics in his Arctic and Later Anthropological Fieldwork.« *Études/Inuit/Studies* 32(2): 35–52. <https://www.jstor.org/stable/42870269>.
- Stoller, Paul. 2018. *Adventures in Blogging. Public Anthropology and Popular Media*. Toronto: University of Toronto Press.
- Tauschek, Markus. 2021. »Ein neuer Name setzt ein wichtiges Signal. Zur Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde.« *Zeitschrift für Volkskunde* 117(1): 63–73. <https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/01.05>.
- Weber, Christian. 2016. »Die Mär vom edlen Wilden.« *Süddeutsche Zeitung*, 7. Oktober. <https://www.sueddeutsche.de/wissen/ethnologie-die-maer-vom-edlen-wilden-1.3205238> (Zugriff am 25.09.2024).

Public Anthropology im Studium – ein Gespräch

Götz Bachmann, Helene Bode, Carla Hartmann, Esther Klein,
Tom Lagodny und Mirjam Lüdecke

Abstract

Fünf Studierende aus Studiengängen der ethnologischen Fächer an unterschiedlichen Universitäten in Deutschland berichten von ihren Erfahrungen mit der Public Anthropology. Ihre Projekte entwickeln je eigene Modelle der Kollaboration mit zivilgesellschaftlichen Akteur:innen und inner- und außerakademischen Forschungspartner:innen und verorten sich in unterschiedlichen Öffentlichkeiten: im Feld, auf Veranstaltungen, im Fernsehen und/oder in diversen Online-zusammenhängen. Die Projekte divergieren in ihrer Nähe zum Aktivismus, aber auch zur Universität als Institution sowie mit Bezug auf die Abgrenzungen und Identifikationen, die damit einhergehen. Aus ihrer Positionalität als Studierende – und in vielen Fällen als junge Frauen – entstehen für die Gesprächsteilnehmer:innen Herausforderungen und Chancen, z. B. wenn es darum geht, in und von den entstehenden Öffentlichkeiten ernst genommen zu werden. Einig sind sich die am Gespräch Beteiligten darin, dass Public Anthropology großes Potential hat, das Studium der ethnologischen Fächer gesellschaftlich relevant und praxisnah zu gestalten und Perspektiven für den weiteren persönlichen, politischen, beruflichen und/oder akademischen Werdegang zu entwickeln.

Keywords: Studium; Aktivismus; Universität; Engaged Anthropology; Positionalität; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Bachmann, Götz, Helene Bode, Carla Hartmann, Esther Klein, Tom Lagodny und Mirjam Lüdecke. 2025. »Public Anthropology im Studium – Ein Gespräch.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 391–401. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_024

Wenn Public Anthropology im Studium gelehrt und gelernt wird, geschieht dies am besten in praxisnaher Form, denn so werden die Möglichkeiten und Herausforderungen der Public Anthropology unmittelbar erfahrbar. Doch, wenn Studierende ethnologische Zugänge und ethnologisches Wissen in direkten Interaktionen mit nichtakademischen Öffentlichkeiten vertreten, kann sie dies auch vor herausfordernde Fragen stellen: Welche Öffentlichkeiten erreichen sie mit ihrem Engagement? Können, wollen und sollen sie in diesen Öffentlichkeiten als Wissenschaftler:innen sprechen? Wie können sie das ohne abgeschlossenen Titel und langjährige wissenschaftliche Erfahrung und vor dem Hintergrund einer erst im Entstehen befindlichen disziplinären Identität in einer für sie vertretbaren Weise tun? Wie mischen sich in ihren Interventionen verschiedene Wissensquellen, Haltungen und Blickweisen? Empfinden sie ihre Arbeit als politisch? Was nehmen sie von ihren Erfahrungen mit der Public Anthropology in Hinblick auf ihren weiteren persönlichen, politischen, beruflichen und/oder akademischen Werdegang mit?

Im unten dokumentierten Gespräch berichten fünf Studierende aus Studiengängen der ethnologischen Fächer an drei deutschen Universitäten von ihren Erfahrungen in der Praxis der Public Anthropology im Studium: Helene Bode und Esther Klein aus dem Bachelor *Kulturwissenschaft* der Universität Bremen, Carla Hartmann und Mirjam Lüdecke aus dem Bachelor *Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie* der Goethe-Universität Frankfurt am Main und Tom Lagodny aus dem Master *Sozial- und Kulturanthropologie* der Freien Universität Berlin. Die Fragen stellt Götz Bachmann von der Universität Siegen.¹ Alle Studierenden haben in ihrem Studienverlauf praktische – und zugleich sehr unterschiedliche – Erfahrungen in der Public Anthropology gesammelt und entwickeln vor diesem Hintergrund ihre Analysen zur Situation von Studierenden, die eine öffentlich-engagierte Ethnologie betreiben.

GÖTZ: Könnt ihr mir zum Einstieg ein Projekt nennen, in dem ihr Erfahrungen mit Public Anthropology gemacht habt?

CARLA: Meine Bachelorarbeit ist im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts zum übergeordneten Thema ›Wasser‹ entstanden.² In ihr befasste ich mich mit den gesellschaftlichen Herausforderungen und Möglichkeiten im Umgang mit dem Klimawandel an der Küste von Caparica in Portugal. In Gesprächen mit Wissenschaftler:innen, lokalen Behörden und Küstenbewohner:innen untersuche ich die Wahrnehmungen und Handlungskapazitäten der lokalen Akteur:innen. Meine

1 Bei der Transkription geholfen hat Jan Dittrich, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Siegen.

2 Lehrforschungsprojekt ›Stadt|Wasser. Alltagsleben, Infrastruktur, Klimawandel‹ am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Goethe-Universität Frankfurt am Main, geleitet von Gisela Welz.

Erfahrungen in der Public Anthropology standen dabei im Kontext meiner Interaktionen mit den Küstenbewohner:innen. »Meine Öffentlichkeit« war daher vor allem diejenige in meinem Forschungsfeld.

MIRJAM: Aus dem gleichen Projektzusammenhang kommt auch meine Bachelor-Arbeit. Geforscht habe ich in – und zu – einem kommunalen Freibad in Frankfurt am Main. Einerseits hatte ich viele Forschungspartner:innen, die sehr interessiert daran waren, mit mir ins Gespräch zu kommen, und gerne über ihre Arbeit berichtet haben. Andererseits wurde ich in diesen Gesprächen immer wieder gefragt, warum ich mich mit ihren Themen beschäftige und was der Zweck und Nutzen meiner Forschung ist. Viele meiner Forschungspartner:innen waren zudem untereinander vernetzt, so dass meine Anliegen und gedanklichen Anstöße auch Gegenstand ihrer eigenen Gespräche waren.

TOM: Ich bin erst in meinem Master mit Public Anthropology in Kontakt gekommen. In einem Seminar mit Lehrforschungsprojektcharakter³ haben wir uns mit der Arbeit des Kollektivs *Polylog*⁴ auseinandergesetzt, das einige Jahre zuvor im Kontext der sogenannten Flüchtlingskrise aus einem anderen Seminar am Institut für Sozial- und Kulturanthropologie der Freien Universität Berlin hervorgegangen war und in dem Studierende, Dozierende, Aktivistinnen des *International Women* Space* und geflüchtete Frauen aus unterschiedlichen Ländern, vor allem aus Syrien, zusammenarbeiteten. Aus unserem Seminar entstanden unter anderem eine neue Webseite und eine Reihe von Kurzfilmen. Zudem haben wir Fragen gestellt wie: Wo steht das Kollektiv heute? Was ist aus den Menschen geworden, die ihre Geschichten von der Flucht nach und vom Ankommen in Deutschland in einem aus dem Vorgängerseminar hervorgegangen Buch⁵ vorgestellt hatten? Und schließlich haben wir neue Gruppen – geflüchtete Studierende aus Nigeria, die zum Zeitpunkt der russischen Invasion in der Ukraine studiert hatten – in das Projekt einbezogen.

ESTHER: Meine Erfahrungen in der Public Anthropology wurzeln in einem Seminar zur Engaged Anthropology, in dem Lehrende und Studierende der Universität Rojava in der Stadt Qamischli⁶ und der Universität Bremen zusammengearbeitet

3 Das Seminar »Kollaboratives Filmprojekt mit geflüchteten Frauen in Berlin« am Institut für Sozial- und Kulturanthropologie der Freien Universität Berlin wurde durchgeführt von Hansjörg Dillger und Kristina Mashimi in Zusammenarbeit mit dem Visuellen Anthropologen Thomas John.

4 Das Kollektiv *Polylog* ist ein Zusammenschluss von geflüchteten Frauen, Studierenden und Dozierenden des Instituts für Sozial- und Kulturanthropologie der Freien Universität Berlin und Mitgliedern des *International Women* Space*, einer aktivistischen Gruppe von Frauen mit und ohne Migrationserfahrungen.

5 Kollektiv *Polylog* (2019).

6 Qamişlo, Autonome Administration von Nord- und Ostsyrien.

haben⁷. In diesem Seminar tauschten wir uns online über soziale Bewegungen in Rojava und Deutschland aus. »Rojava« ist das kurdische Wort für Westkurdistan und bezeichnet eine autonome Region in Nordostsyrien, in der die kurdische Bewegung seit zehn Jahren daran arbeitet, eine basisdemokratische, geschlechterbefreite und ökologische Gesellschaft aufzubauen. Nach Ende des Seminars hatten ich und viele meiner Kommiliton:innen Lust, die Kooperation weiterzuführen. So entstand die *Initiative of Mutual Studies of the Students of Rojava and Bremen (IMS)*, in der sich Studierende beider Universitäten monatlich online trafen, um eine hybride Veranstaltungsreihe in Bremen und Rojava auf die Beine zu stellen.

HELENE: Ich war im gleichen Projekt aktiv. In der Veranstaltungsreihe der *IMS* ging es darum, die behandelten Themen sowohl aus der Perspektive von Rojava als auch von deutscher Seite her zu beleuchten. Wichtig war uns dabei, dass die Veranstaltungen in der Stadt stattfanden, also nicht an der Uni Bremen, die in einem Außenbezirk der Stadt liegt, sondern in einem Veranstaltungscafé. Das Ganze war auch institutionell nicht mehr direkt an die Uni gebunden, da wir damals Sorgen hatten, dass die Uni uns sonst darin beschränken könnte, über welche Themen wir wie reden. Das resultierte auch aus einer gewissen Unzufriedenheit mit dem ursprünglichen Seminar, in dem einige Studierende, darunter ich, das Gefühl hatten, dass die Lehrenden manchmal zu stark interveniert und Einfluss genommen hatten, zum Beispiel in Momenten, in denen sie durch ihre Moderation die Diskussion eingeschränkt und Meinungsbeiträge beschnitten haben.

ESTHER: Dazu kommt, dass Rojava einfach sowieso ein aufgeladenes Thema ist. Der türkische Staat, der ja enge Verbindungen zum deutschen Staat unterhält, führt seit Jahren einen Angriffskrieg gegen Rojava und arbeitet aktiv daran, dass das Thema Rojava und die Unterdrückung der Kurd:innen an deutschen Universitäten keinen Platz findet. Vertretungen des türkischen Staates versuchen also, sich in Deutschland in die Wissenschaftsfreiheit einzumischen. Da dachten wir, dass Distanz zur Uni und zur Unileitung gut ist.

GÖTZ: Mit welchen Öffentlichkeiten habt ihr geredet?

TOM: In unserem Projekt waren die wichtigsten Öffentlichkeiten diejenigen Personen, die zu den öffentlichen Lesungen des vom *Kollektiv Polylog* veröffentlichten

7 Das Seminar »Rojava! An Engaged Anthropology of Possibilities« wurde von Seiten des Instituts für Ethnologie und Kulturwissenschaft der Universität Bremen von Münevver Azizoglu-Bazan, Götz Bachmann und Ulrike Flader sowie von Seiten des Institute of Social Sciences der Universität Rojava von Sardar Saadi geleitet.

Buchs kamen. Zusätzlich haben wir Filmscreenings veranstaltet. Dort wurden die Kurzfilme gezeigt, die von uns Masterstudierenden gemeinsam mit den geflüchteten Protagonist:innen gedreht worden waren. Beim allerersten Screening kamen 250 Leute oder so. Das war schon krass. Und dann gab es noch das Regionalfernsehen, das über unser Projekt berichtete – das war eine Form der Öffentlichkeit, bei der ich dachte: ›Wow, die wird mit Anthropologie sonst selten erreicht.‹ Dass der Sender *Oldenburg 1* Ausschnitte aus richtig ethnographischen Filmen gezeigt hat: Cool!

MIRJAM: Wir sind gar nicht auf solche Weise in die Öffentlichkeit gegangen. Das ging schon deshalb nicht, weil ich meinen Forschungspartner:innen versprochen hatte, die Bachelor-Arbeit nicht zu veröffentlichen. Aber im Forschungsfeld ist eine Öffentlichkeit entstanden. Unsere Forschungspartner:innen haben sich untereinander darüber ausgetauscht, dass ich im Feld bin, als forschende Studentin. Ich denke nicht, dass ich eine neue Öffentlichkeit (mit)hergestellt habe. ›Meine Engagierten‹, so nenne ich sie jetzt mal, sind untereinander sowieso im Kontakt. Da läuft ganz viel informell, es gibt ganz viele Kanäle und Verbindungen und Netzwerke. Ich war einfach ein Element darin und habe vielleicht für manche Leute Anstöße zum weiteren Austausch geliefert. Dabei war es eher von Vorteil, dass ich erst im Bachelor war. Wenn ich eine Masterarbeit oder gar eine Dissertation verfassen hätte wollen, wäre die Scheu vermutlich nochmal viel größer gewesen, mir gegenüber etwas Falsches zu sagen: ›Mit einer Bachelor-Studierenden kann ich eher mal so reden, da wird nicht alles so gewertet, das wird nicht gleich irgendwie eingeordnet.‹

ESTHER: Unsere öffentliche Zielgruppe war breit angelegt: Im *IMS* wollten wir ganz allgemein Leute ansprechen. Auf jeden Fall Studierende, aber eben nicht nur. In Bremen wollten wir auch in die Stadtgesellschaft. Wir hatten ja sehr breite Angebote. Wir haben nicht nur wissenschaftliche Inputs organisiert, sondern zum Beispiel auch einen Workshop, auf dem wir gemeinsam Plakate erstellt haben, die sich mit ›Revolution und Alltag‹ auseinandergesetzt haben. Neben der in einem Veranstaltungscafé anwesenden Öffentlichkeit in Bremen haben sich auch Leute aus Rojava und aus vielen anderen Orten online zugeschaltet. Und sowohl linke deutsche als auch kurdische Medien haben über das, was wir gemacht haben, berichtet. Zugleich hatten wir die Sorge, dass unsere Veranstaltungen politische Gegner:innen anziehen könnten, die Grauen Wölfe⁸ zum Beispiel als ›negative Öffentlichkeit‹.⁹

8 Die Grauen Wölfe sind eine »ultranationalistische, rassistische und gewalttätige Bewegung« (Bozay 2024), die ihren historischen Ursprung in faschistischen Bewegungen in den 1930er und 1940er Jahren in der Türkei hat und in der Gegenwart mit zahlreichen Vereinen und Verbänden auch in Deutschland präsent ist.

9 Vergleiche dazu auch die ›vermiedenen Publika‹ in CLANDESTINE PUBLICS RESEARCH GROUP, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN.

HELENE: Eine heterogene Öffentlichkeit anzusprechen, war unser dezidiertes Ziel, aber dieses Anliegen hatte auch Kehrseiten: Bei uns standen zwar keine Grauen Wölfe vor der Tür, aber es gab auf *Zoom* sexualisierte Anfeindungen gegen eine Moderatorin einer von uns veranstalteten Podiumsdiskussion. Public Anthropology im Internet – in unserem Fall über einen *Zoom*-Link, der öffentlich zugänglich war – ist einfach nochmal ein anderer Schnack. Das war schon prägend.

ESTHER: Und es gab noch eine weitere Öffentlichkeit: Obwohl wir uns ja eigentlich dezidiert aus der universitären Sphäre rausgezogen hatten, haben wir von dort viel Aufmerksamkeit bekommen. Wir wurden von Dozierenden irgendwelcher Unis kontaktiert, die cool fanden, was wir gemacht haben. Das waren Öffentlichkeiten, die wir nicht antizipiert hatten.

GÖTZ: Wenn ich in Seminaren vorschlage, Wissen aus dem Studium in nichtakademische Öffentlichkeiten einzubringen, sagen mir die Studierenden oft, dass sie noch gar nicht richtig wissen, *was* sie dort einbringen könnten. Zudem sagen sie: ›Erstens bin ich eine Frau, zweitens 21 Jahre alt, drittens Studierende ... jedenfalls kein alter, weißer Professor.‹ Diese Studierenden berichten mir: Wenn sie in der Öffentlichkeit Wissen aus der Ethnologie einbringen, schenken ihnen die Leute einfach keinen Glauben. Und oft interessieren sie sich auch nicht dafür. Habt ihr ähnliche Erfahrungen gemacht?

CARLA: Für mich war das die größte Herausforderung: Als junge, weibliche Studierende in der Kulturanthropologie erlebe ich oft, dass ich nicht als gleichwertige Gesprächspartnerin wahrgenommen werde. Expertise wird häufig mit Alter und männlichem Geschlecht assoziiert. Zudem wird die Relevanz unseres Fachs häufig infrage gestellt.

GÖTZ: Die fragile Rolle der ethnologischen Fächer in der Öffentlichkeit und die fragile Rolle von Studierenden, das verstärkt sich gegenseitig? Interessant!

MIRJAM: Es ist schwierig, über das Fach hinaus zu erklären, was Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie überhaupt ist! Geholfen hat mir, dass ich meinen Forschungsgegenstand schon lange kenne, als Privatperson, als passionierte Schwimmerin. Das heißt, ich kannte viel, was mit diesem Schwimmbad zusammenhängt. Meine Gesprächspartner:innen merkten, dass da jemand ist, der Interesse hat – und nicht irgendwie ›so eine Studentin, die mich ausquetschen will.‹

TOM: In unserem Projekt hatten die Menschen, mit denen wir zusammengearbeitet haben, ja teilweise schon Erfahrungen mit unseren Vorgänger:innen, also den

studentischen Teilnehmer:innen aus dem Vorgängerseminar. Ich muss in diesem Zusammenhang aber an eine andere Situation denken, eine andere Öffentlichkeit: In einem Interview mit dem oben erwähnten Regionalsender stand ich auf einmal alleine da und sollte darüber sprechen, was jetzt dieses Projekt ist. Da hat es mir schon geholfen, dass ich im Master bin. Es ist blöd, sich an akademischen Titeln festzuhalten, aber für mich hat es damals schon etwas gebracht, dass ich denken konnte: ›Okay, ich habe einen Bachelor, ich habe einen akademischen Titel, dann kann ich auch darüber öffentlich sprechen.‹

ESTHER: Im *IMS* haben wir eher versucht, unsere Rolle als Studierende zurückzunehmen. Ich habe mich mehr als Aktivistin verstanden. Wir haben über Trauer gesprochen, über soziale Bewegungen und Aktivismus und so weiter. Wir haben zwar auch Wissenschaftler:innen eingeladen; John Holloway von der Benemérita Universidad Autónoma de Puebla in Mexiko war beispielsweise zugeschaltet. Bei so etwas ist unsere Prägung durch die Uni Bremen schon deutlich sichtbar. Aber ich hatte nie das Gefühl, dass meine Identität als Studentin im Vordergrund stand. Ich fand es auch sehr interessant, dass mir in der Zusammenarbeit mit den Studierenden aus Rojava als Frau eine ganz andere Rolle zugesprochen wurde, als ich das in anderen Kontexten oft erlebe.

HELENE: Stimmt! Als junge Frau, Studentin, wird mir sonst oft vermittelt, dass ich keine Expertin sein kann, dass mir nicht automatisch Aufmerksamkeit geschenkt wird, sondern dass ich Kraft aufbringen muss, um Gehör zu finden. Der kurdische Feminismus, wie ich ihn erlebt habe, stellt dagegen meine Perspektive unhinterfragt und automatisch in den Vordergrund. Es wurde sofort davon ausgegangen, dass ich etwas Relevantes beizutragen habe. Die ganze Zusammenarbeit war meinem Eindruck nach geprägt von großem gegenseitigen Respekt und Zugewandtheit.

ESTHER: In der Veranstaltungsreihe des *IMS* hatten wir dann mehr die Rolle von Organisator:innen. Das Resultat war ein krasser Workload, weil wir alle Räumlichkeiten und Zeiten koordiniert und die ganze Finanzierung und Planung drumherum gemacht haben.

HELENE: Die Studis aus Rojava haben dabei ihre eigenen inhaltlichen Teile eingebracht, während wir unsere zumeist ›outgesourced‹ haben. Ein Beispiel: Im Kontext der Auseinandersetzung mit der Trauer um Opfer von Krieg und Gewalt, die im Kontext von Rojava eine große Rolle spielt, haben die Studierenden aus Rojava von ihren eigenen Erfahrungen berichtet, während die Bremer Mitglieder des *IMS* jemanden von der *Initiative 19. Februar Hanau* eingeladen haben – eine Initiative,

die in Reaktion auf die rassistischen Morde in Hanau entstand und die die Überlebenden und Angehörigen der Ermordeten repräsentiert.¹⁰ Wir haben also quasi eine zusätzliche Partei ins Boot der Public Anthropology geholt, nämlich eine Gruppe, die sonst meist in der aktivistischen Sphäre bleibt.

GÖTZ: Ich habe das Seminar mit der Uni Rojava aus der Perspektive einer der Lehrenden erlebt sowie einige der IMS-Veranstaltungen als privater Besucher und fand beides beeindruckend. Und spätestens in den IMS-Veranstaltungen, in denen ihr ja aus meiner Sicht gesagt habt ›Wir stellen Bühnen her, wir zeigen Wissensaustausch und gemeinsame Wissensproduktion zwischen Rojava und Bremen live‹, da dachte ich: ›Das ist Public Anthropology, so wie ich sie mir erträume.‹

HELENE: Lehrveranstaltungen sind ja immer politisch: Das Thema wird gesetzt, Texte werden rausgesucht. Jemand darf mir sagen, wann ich sprechen darf und was für Leistungen ich zu erbringen habe. Da ist immer Politik drin. In unserem ›offiziellen‹ Seminar an der Uni haben das die Lehrenden gemacht. Danach, im IMS, haben wir gemeinsam mit den Studierenden in Rojava entschieden, was gemacht wird.

ESTHER: Im Seminar hatten wir ja diesen kurzen Text von David Graeber, der der Uni Rojava eng verbunden war. In diesem Text beschreibt Graeber sein Verständnis einer Anthropologie, die »possibilities« im Sinne von »windows on other forms of social existence«¹¹ eröffnet. Anschließend zu erleben, was das bedeutet, hat mir auf jeden Fall geholfen, danach mehr Bock auf Kulturwissenschaft zu haben. Nachdem ich jetzt mehr Erfahrungen sammeln konnte als Aktivistin und Revolutionärin, aber auch als Studentin, würde ich mir im Nachhinein wünschen, die Universität mehr als einen politischen Ort zu begreifen und meinen Kampf auch an diesem Ort führen zu können.

HELENE: Wenn ich so ein ähnliches Projekt jetzt wieder machen würde, würde ich das viel mehr auch an der Uni publik machen, damit sich daraus auch an der Uni ein politischer Prozess entwickeln kann. Wenn man an die Gründungszeit der Uni Bremen in den 1970ern denkt, mit Demokratisierung, super vielen Vollversammlungen und Streiks zu unterschiedlichen Themen, das ist mit dem, worüber wir eben gesprochen haben, super krass verbunden. Wir haben uns nicht die Frage gestellt, was uns Wissenschaft geben soll, was uns Anthropologie, Kulturwissenschaft, Politikwissenschaft geben soll. Wir haben vielmehr entschieden, kulturwis-

¹⁰ Initiative 19. Februar Hanau (2020).

¹¹ Graeber 2007: 1.

senschaftliche Arbeit mit aktivistischer Arbeit zu verbinden, denn Wissenschaft ist immer politisch. Das war ein Lichtblick: Uni kann und darf Haltung zeigen und Anstoß zu gesellschaftlichen Transformationen bieten.¹² Public Anthropology in diesem Sinne hat mir Vertrauen in mein Standing als Studentin gegeben.

GÖTZ: Wie geht es den anderen: Empfindet ihr eure Arbeit als politisch?

CARLA: Ja, ich betrachte meine Arbeit als politisch, da sie sich mit den sozialen und kulturellen Dimensionen des Klimawandels an der Küste von Caparica auseinandersetzt. Und ich denke auch, dass wissenschaftliche Forschung nicht unabhängig von politischen Implikationen betrachtet werden kann. Auch wenn mein Ansatz nicht aktivistisch war, verfolgte ich das Ziel, das Bewusstsein für die komplexen Herausforderungen des Klimawandels zu schärfen und die Perspektiven der Küstenbewohner:innen in die öffentliche Diskussion einzubringen. Darüber hinaus sind die Reflexion über meine eigenen Privilegien und mein Versuch, Machtgefälle zu minimieren, ebenfalls politisch, da sie die Verantwortung von Forscher:innen betonen, marginalisierte Stimmen zu respektieren und eine gerechtere, partizipative Forschungspraxis zu fördern.

MIRJAM: Ich kann mir schwer vorstellen, dass wissenschaftliches Arbeiten nicht politisch sein könnte. Aber mein persönlicher Ansatz war ebenfalls nicht aktivistisch und ich habe meine Forschungspartner:innen auch nicht als ›Aktivist:innen‹ angesprochen, sondern eher als ›Engagierte‹ im weitesten Sinne, indem ich mich beispielsweise dafür interessierte, was Fachkräftemangel, Arbeitsbedingungen oder Klimawandel mit der Beheizung des Schwimmbades zu tun haben.

TOM: Der von mir mitbearbeitete Kurzfilm ist unter anderem ein Gegennarrativ zu dem, wie in Medien oft über geflüchtete Menschen berichtet wird. Wir wollten eine Beziehung zu den geflüchteten Protagonist:innen aufbauen. Wir wollten in dem Film auch darstellen, wie wir persönlich in den gesellschaftlichen Umgang mit Geflüchteten involviert sind. Das sind ja alles Ideen aus der Anthropologie. Ohne Theorie hätten wir das so nicht gemacht.

GÖTZ: Könnt ihr abschließend beschreiben, warum Public Anthropology im Studium für euch wichtig ist? Und habt ihr Ideen, wie sie noch besser im Studium verortet werden könnte?

¹² Siehe auch KIRSCH, Sektion POSITIONIERUNGEN.

HELENE: Das ist vielleicht ein bisschen banal, aber ich glaube, die physischen Räume, in denen akademisches Wissen und Anthropologie stattfinden oder nicht, sind ganz entscheidend. Die Uni Bremen ist einfach weit weg vom Stadtzentrum. Allein schon, wenn eine Veranstaltung, wenn Lehre an einem öffentlichen Ort stattfindet, schafft das eine ganz andere öffentliche Wahrnehmung.

ESTHER: Es braucht auf jeden Fall den Weg von der Universität in die Stadt, aber auch den Weg der Öffentlichkeit zur Uni. Dafür ist Public Anthropology einfach super wichtig. Weil Uni halt oft so noch nicht funktioniert. Ich komme sehr aus einer Klassenkampfperspektive, sehr aus der politischen Anthropologie. Für mich muss die Uni auch als Teil dieser verschiedenen Kämpfe verstanden werden und da kann Public Anthropology die Tore der Universität öffnen für diejenigen, die von der Universität auch einen Nutzen haben sollen.

TOM: Die Verankerung von Public Anthropology in mehr Lehrplänen ist grundlegend wichtig. Durch den Fokus auf Public Anthropology in unserem Master in Berlin hat sich für mich ein neues Feld eröffnet. Ich denke jetzt, dass man mit Anthropologie auch in andere Felder gehen kann. Es ist gut, im Studium dafür geschult zu werden, zum Beispiel auf einfache Art und Weise zu erklären, was Anthropologie ist, was anthropologisches Wissen, was ethnografischer Film ... Public Anthropology ist aber auch für alle daran Beteiligten viel mehr Arbeit – für Lehrende wie für Studierende. Wenn ich diese Arbeit in Bezug zu den Leistungspunkten setze, ist das fast ein Warnsignal: Ein Vorgeschmack davon, wie viel Mehrarbeit Public Anthropology für diejenigen bedeutet, die eine akademische Karriere versuchen. Ein besserer Start wäre, wenn ein diesbezügliches Engagement bereits im Studium gerecht in Form von zusätzlichen Leistungspunkten entlohnt würde.

ESTHER: Für mich ist der emanzipatorische Aspekt wichtig: Durch Public Anthropology entstanden für mich als studierende Person, in meinem Fall auch als Frau, Möglichkeiten, ein Standing in der Uni und in der Gesellschaft zu haben bzw. mir zu erarbeiten. Es hilft sehr, sich politisch zu verorten – indem wir Fragen stellen wie ›in welcher Welt will ich leben?‹, ›was müssen wir dafür überkommen?‹ und ›welche Strategie benötigen wir dafür?‹ – und dafür dann zugleich auch sichtbar einzustehen. Dieses ›Sichzeigen als sich politisierende Studierende‹ ist wirkmächtig – gerade in dem kapitalistischen neoliberalen Rahmen, in dem wir uns befinden und der auch in unseren Universitäten immer tiefere Spuren hinterlässt. Kritische Nischen in Universitäten werden angegriffen und immer kleiner. Aber wir als Studierende sind nicht dazu verdammt, das hinzunehmen. Wir können diese Nischen verteidigen, sollten aber auch für deren Ausweitung kämpfen: Sich zeigen, mit Leuten sprechen, sie überzeugen und sagen ›Das ist unsere Uni‹, darin

kann Public Anthropology außerhalb wie innerhalb der Institution eine wirkliche Wirkmacht entfalten.

HELENE: Als Anthropologin mehr in die Öffentlichkeit zu treten, spricht auch zu anderen Fächern. Ich vermisse das so an anderen Disziplinen. Wenn ich zum Beispiel als Political Anthropologist herausgehe, sagt das anderen Fächern: »Verschanzt euch nicht! Dieses Wissen muss raus aus der Uni! Und mehr Wissen muss rein! Es darf nicht mehr so abgegrenzt zugehen!« Hier sehe ich eine Möglichkeit, dass die Public Anthropology ein kleiner Leuchtturm wird.

Literatur

- Bozay, Kemal. 2024. »Graue Wölfe – eine der größten rechtsextremen Organisationen in Deutschland.« <https://www.bpb.de/themen/rechtsextremismus/dossier-rechtsextremismus/260333/graue-woelfe-eine-der-groessten-rechtsextremen-organisationen-in-deutschland/> (Zugriff am 15.09.2024).
- Graeber, David. 2007. »Introduction.« In *Possibilities. Essays on Hierarchy, Rebellion, and Desire*, 1–12. Chico: AK Press.
- Initiative 19. Februar Hanau. 2020. »Gründungstext der Initiative 19. Februar Hanau, 06. März 2020.« <https://19feb-hanau.org/kontakt/> (Zugriff am 15.09.2024).
- Kollektiv Polylog. 2019. *Das ist meine Geschichte: Frauen im Gespräch über Flucht und Ankommen*. Münster: Unrast Verlag.

Forschendes Lernen in den Nachfolgefächern der Volkskunde

Gisela Welz

Abstract

Projektförmige Lehr- und Lernformen, die bis heute – wenn auch in veränderter Form – Bestandteil der Curricula in der Europäischen Ethnologie sind, entstanden im Zusammenhang mit der Reorientierung des Faches Volkskunde als gegenwartsbezogene und problemorientierte Wissenschaft in den 1970er Jahren. Auch aktuell setzen Lehrforschungsprojekte der heute in der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft organisierten Universitätsinstitute oft im regionalen Umfeld an, nehmen vor Ort Anliegen von Betroffenen auf und haben den Anspruch, die erzielten Forschungsergebnisse in außeruniversitären Öffentlichkeiten zu vermitteln.

Keywords: Volkskunde; Lehrforschungsprojekte; forschendes Lernen; Empirische Kulturwissenschaft; Public Anthropology

Es war Spätsommer 1980. Ich war mit anderen Studierenden und einigen Lehrenden mit zwei Kleinbussen unterwegs in der Schweiz auf einer Projektexkursion des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie an der Goethe Universität Frankfurt. Wir besuchten Landkommunen, wurden eingeladen auf entlegene Höfe, arbeiteten für ein paar Stunden mit im biodynamischen Anbau, schrieben Feldtagebuch und nahmen gemeinsam geführte, leitfadengestützte Interviews mit dem Kassettenrecorder auf (Greverus und Haindl 1983). Ich studierte die 1974 von Ina-Maria Greverus neu ausgerichtete Nachfolgedisziplin der Volkskunde an der Frankfurter Universität im Nebenfach. Dorthin gekommen war ich jedoch wegen der thematisch und regional breit aufgestellten Völkerkunde, die damals unter dem Namen Historische Ethnologie firmierte. Feldforschung war in jenen Jahren in der Völkerkunde aber frühestens in der Promotionsphase erlaubt. Dass im in Europa forschenden Nachbarinstitut empirische Forschung von den Studierenden schon vor dem Magisterabschluss erwartet wurde, begeisterte mich. Während der Projektexkursion reifte mein Entschluss zum Fachwechsel, um Historische Ethnologie künftig als Nebenfach weiterzuführen und Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie zum Hauptfach zu machen. Nach meinem Fachwechsel unterstützte ich zunächst als Tutorin und dann als wissenschaftliche Mitarbeiterin studentische Projektgruppen, später initiierte und leitete ich im Lauf der Jahre mehr als ein Dutzend Lehrforschungsprojekte.

Projektförmige Lehr- und Lernformen, die bis heute – wenn auch in veränderter Form – Bestandteil der Curricula sind, entstanden an einzelnen Standorten der Nachfolgefächer der Volkskunde bereits in den 1970er Jahren. Dies geschah im Zusammenhang mit der Aufarbeitung der Nähe des Faches zum NS und der Transformation der Volkskunde in eine gegenwartsbezogene, problemorientierte Disziplin (siehe auch EINLEITUNG zum READER). Teile des Fachs Volkskunde in der Bundesrepublik erhielten ab den späten 1960er Jahren zudem starke Impulse durch Kritische Theorie und Kapitalismuskritik, später auch aus der Ökologie- und der Frauenbewegung. Auch die Hochschullehre und das Studium wurden reformiert und das didaktische Prinzip des forschenden Lernens wurde erprobt. Lehrforschungsprojekte, bei denen Studierende und Lehrende gemeinsam ins Feld gingen, befassten sich mit aktuellen gesellschaftlichen Problemen, häufig mit einem lokalen oder regionalen Bezug und unter Einbezug von zivilgesellschaftlichen Akteur:innen. Wie u. a. das wissenschaftshistorische Verbundforschungsprojekt *Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer* zeigte, war die Durchlässigkeit zwischen universitärer Disziplin und außerwissenschaftlichen Wissensabnehmer:innen und Öffentlichkeiten charakteristisch für die Volkskunde und datierte vor der Etablierung des Faches als universitäre Disziplin im 19. Jahrhundert (Davidovic-Walther et al. 2009).

In einem 1997 aufgezeichneten Gespräch mit Kulturanthropologinnen der jüngeren Generation erläuterte Ina-Maria Greverus, die ab den 1970er Jahren Lehrforschungsprojekte mit Studierenden der Kulturanthropologie und Europäischen Ethnologie durchführte, die Beweggründe für die Einführung der neuen Lehr- und Lernform des forschenden Lernens. Für sie persönlich war es das kollektive Moment von gemeinsam erarbeiteten, durchgeführten und publizierten Forschungen, das sie zur Initiierung von Lehrforschungsprojekten motivierte – oder wie sie sagte, die Chance, die übliche Praxis der Feldforschung im Alleingang zu öffnen für dialogische Prozesse (Groffmann et al. 1997: 33).

Dass Lehrende mit Studierenden ins Feld gingen – oder dass überhaupt Studierende vor dem Erreichen des Magisterabschlusses ins Feld gingen! – war in den post-volkskundlichen Fächern also deutlich früher möglich als in der außer-europäischen Ethnologie (vgl. DILGER und MASHIMI, Sektion VERMITTLUNG). Von Vorteil war hier sicherlich, dass sich die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie nicht in weit entfernten Weltregionen befanden. Die Forschungspraxis der Europäischen Ethnologie setzte oft im regionalen Umfeld der Universitätsstandorte an und thematisierte beispielsweise Proteste gegen Infrastrukturmaßnahmen wie das Lehrforschungsprojekt des Tübinger Ludwig-Uhland-Instituts mit der gleichnamigen Veröffentlichung »Niemals sechsspurig durchs Neckartal« (Warneken 1982). Großstädtische Lebenssituationen forderten dazu auf, vor Ort Anliegen von Betroffenen aufzunehmen und die erzielten Forschungsergebnisse lokalen Akteur:innen zur Verfügung zu stellen, wie es beispielsweise das von Beate Binder mit ihren Studierenden im Berliner Stadtteil *Tiergarten-Süd* (Binder 2002) durchgeführte Lehrforschungsprojekt tat. Gesellschaftskritik und zivilgesellschaftliches Engagement sind bis heute in vielen Lehrforschungen in post-volkskundlichen Instituten wichtiger Ansatzpunkt, didaktischer Lehrgegenstand und empirisches Forschungsfeld (Becker 2004).

Allerdings hat sich die Praxis von Lehrforschungsprojekten mit der Einführung der Bachelor- und Masterstudiengänge im Bolognaprozess verändert. Die enge zeitliche Taktung des modularisierten Studiums und die Anforderung, Studienleistungen individuell zuzurechnen, zu quantifizieren und für Abschlussnoten wertig zu machen, erlaubt nicht mehr im gleichen Maße jene kollektiven, ergebnisoffenen und grundsätzlich langfristigen Forschungsprozesse, die möglich waren, als Studiendauer und Absolvant:innenquote noch nicht die Personalkostenbudgets der Universitäten bestimmten. Zeitaufwendige Prozesse, bei denen studentische Projektteilnehmer:innen und forschende Lehrende in Zusammenarbeit mit Betroffenen und Expert:innen aus dem Feld die Forschungsergebnisse öffentlich machen, sind schwieriger geworden (vgl. BACHMANN et al., Sektion VERMITTLUNG).

Auch die früher fast immer aus Lehrforschungsprojekten hervorgehenden Publikationen sind deutlich seltener geworden als in den 1980er und 1990er Jahren. Gleich-

wohl sind aber neue Formate und Genres entstanden, in denen gemeinsam mit und im Feld erarbeitete Ergebnisse den außeruniversitären Öffentlichkeiten zugänglich gemacht werden (siehe DILGER und MASHIMI, Sektion VERMITTLUNG). Anstelle der früher oft in institutseigenen Publikationsreihen publizierten Aufsatzbände – manche davon sogar als Kataloge, die vom Lehrforschungsprojekt gestaltete Ausstellungen flankierten – bieten Pressekonferenzen, Internetpräsenzen, Radiosendungen, Blogs und Podiumsdiskussionen gerade auch gemeinsam mit Studierenden herstellbare, wirkungsvolle Optionen, die sowohl Ergebnissicherung der Forschung als auch Plattform für die Entwicklung politischen Handelns sein können (vgl. BACHMANN et al., Sektion VERMITTLUNG). Längerfristige Zusammenarbeit etwa mit kommunalen Akteur:innen und zivilgesellschaftlichen Organisationen wie etwa das von Sabine Hess ins Leben gerufene Stadtlabor *Migration bewegt Göttingen*¹ können aus Lehrforschungsprojekten ebenso entstehen, wie Kooperationen mit NGOs und Selbsthilfegruppen kennzeichnend sind für politische Interventionen der Public Anthropology und oft ihren Ausgangspunkt im forschenden Lernen haben.

In den letzten Jahren werden dabei vermehrt Themen wie Umweltschutz, die Unterstützung von Geflüchteten, städtische Wohnraumkrisen, Mobilitäts-, Klima- und Wasserpolitik, Konsumkritik, Antidiskriminierung und das aktive Angehen gegen Ausgrenzung jeder Art in Projektseminaren und Lehrforschungen bearbeitet, die dem Prinzip des forschenden Lernens verpflichtet waren und sind. Das kann auch beinhalten, dass Studierende sich in sozialen Bewegungen engagieren, über die sie gleichzeitig forschen und deren Protest und Ziele sie mittragen. Während in der Public Anthropology ein solches Involviertsein im Feld gewünscht wird, war dieses in den ethnologischen Fächern nicht immer unumstritten. Hier nochmals ein persönlicher Rückblick auf das Jahr 1980.

Ich erinnere mich genau: Ich erzählte anderen Teilnehmer:innen der Exkursion in die Schweiz von meiner Entscheidung zum Studienfachwechsel auf der Fahrt von einer von einem Zürcher Aussteigerpaar zum Ganzjahresdomizil mit Selbstversorgung ohne Strom und Fließendwasser verwandelten Tessiner Almhütte nach Graubünden. Unser Ziel dort war das damals weithin bekannte Tagungshaus *Salecina*, das der Publizist und Altlinke Theo Pinkus in den frühen 1970er Jahren gegründet hatte. Hier fand ein Treffen von Landkommunard:innen aus der ganzen Schweiz statt, unter die sich die Frankfurter Studierenden mischten. Wie bei vielen Lehrforschungsprojekten

1 Das Stadtlabor entstand aus einer Zusammenarbeit des Instituts für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie mit dem *boat people projekt Göttingen*, dem Centre for Global Migration Studies der Universität Göttingen, dem Literarischen Zentrum Göttingen e. V. und dem Museum Friedland Göttingen. Eine Neuauflage unter der Projektleitung von Sabine Hess entwickelt *Wege zu einer kolonialkritischen Stadt*. Siehe auch <https://www.stadtlabor.uni-goettingen.de/> (Zugriff am 28.09.2024).

der frühen Jahre verschwammen die Grenzen zwischen den Szeneangehörigen, die oftmals auch Studierende waren, und den um ›Objektivität‹ ringenden studentischen Feldforscher:innen. Wir waren vor dem ›going native‹ gewarnt worden, aber war es nicht vielleicht sogar eine plausible Option, um in das Forschungsfeld einzutauchen?

Auch in den von mir später geleiteten Lehrforschungsprojekten war die Nähe-Distanz-Problematik immer dann besonders virulent, wenn die Gegenstandsbereiche der Forschung eine persönliche Betroffenheit der Studierenden ansprachen oder solche waren, für die sie sich als politisch aktive Menschen engagierten. Damals, in den frühen 1980er Jahren, waren Subjektivität, Selbstreflexion und Parteilnahme in wissenschaftlichen Texten aber nicht gern gesehen, zumal wenn es sich um die ersten Schreibversuche von Studierenden und Magisterabsolvent:innen handelte. Es war für mich als Lehrkraft immer wieder von neuem eine Herausforderung, die Projektteilnehmer:innen in ihrer Begeisterung für die alternativkulturellen, ökologischen, feministischen oder die Rechte von Migrant:innen einfordernenden sozialen Bewegungen, die wir in der Lehrforschung kennenlernten, zu bestärken und ihnen zugleich einen wissenschaftlichen Standards entsprechenden Text abzuverlangen als Abschluss der Projektarbeit. Heute dagegen ist das eigene Engagement in NGOs und sozialen Bewegungen von Studierenden ein wichtiges und legitimes Forschungsinteresse im Rahmen des forschenden Lernens. Dabei werden in Lehrforschungsprojekten durchaus auch Instrumente und Praktiken bürgerschaftlicher Partizipation selbst zum Gegenstand (Klausner 2023).

Neben die methodischen und epistemologischen Fragen, die in Lehrforschungen immer einen großen Stellenwert haben, tritt beim forschenden Lernen also notwendigerweise auch die fachliche Auseinandersetzung mit den ethischen und rechtlichen Dimensionen der Forschungspraxis. Fragen und Herausforderungen, die zentral für die Public Anthropology sind, betreffen in solchen Zusammenhängen insbesondere den reflektierten Umgang mit Positionierung und Positioniertheit sowohl der Forschenden als auch der Forschungscommunitys (siehe auch Sektion POSITIONIERUNGEN in diesem READER). Und das schließt immer auch die Studierenden mit ein, die sich auf den Weg des forschenden Lernens gemacht haben oder dies zukünftig noch tun werden!

Literatur

- Becker, Siegfried (Hg.). 2004. *Projektieren und Studieren: Berichte aus Forschung und Projektstudium*. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung. Band 40. Marburg: Jonas Verlag.
- Binder, Beate (Hg.). 2002. *Nahwelten: Tiergarten-Süd, Berlin. Zur Produktion von Lokalität in einer spätmodernen Stadt*. Berliner Blätter 28 Sonderheft. Münster u. a.: Lit.Verlag.

- Davidovic-Walther, Antonia, Michaela Fenske und Lioba Keller-Drescher. 2009. »Akteure und Praktiken. Explorationen volkskundlicher Wissensproduktion.« In *Volkskundliches Wissen. Akteure und Praktiken*, herausgegeben von Antonia Davidovic-Walther, Michaela Fenske und Lioba Keller-Drescher, 6–14. Berliner Blätter: Ethnographische und ethnologische Beiträge. Heft 50. Münster: Lit Verlag.
- Greverus, Ina-Maria und Erika Haindl (Hg.). 1983. *Versuche, der Zivilisation zu entkommen*. München: C. H. Beck.
- Groffmann, Anne Claire, Beatrice Ploch, Ute Ritschel und Regina Römhild. 1997. »Kulturanthropologinnen im Dialog. Ein Gespräch mit Ina-Maria Greverus.« In *Kulturanthropologinnen im Dialog*, herausgegeben von Anne Claire Groffmann, Beatrice Ploch, Ute Ritschel und Regina Römhild, 15–48. Königstein/Taunus: Helmers Verlag.
- Klausner, Martina (Hg.). 2023. *Beteiligt Euch! Studentische Beiträge zu den Erfahrungen mit und Formatierungen von Partizipation*. Kulturanthropologie Notizen 84. Frankfurt a.M.: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.84.40>.
- Warneken, Bernd Jürgen. 1982. »Niemals sechsspurig durchs Neckartal!« *Die lokale Kommunikation über ein Straßenbauprojekt*. Mit Beiträgen von Herma Klar, Dorothee Holder, Eta-Erika Gollnik, Nikola Hild, Edgar Grande u.a. Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Band 55. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.

Kollektiv Polylog: studentisch initiiertes Forschen und Lernen in der Sozial- und Kulturanthropologie ›nach Bologna‹

Hansjörg Dilger und Kristina Mashimi

Abstract

Die Bologna-Reformen haben die Bedingungen für die Durchführung studentisch initiiert Lern- und Forschungsprojekte grundlegend verändert. Insbesondere stehen eng getaktete Studienvorgaben und der Fokus auf individuelle Studienleistungen in einem Spannungsverhältnis zu den zeitlichen, emotionalen und sozialen Ressourcen, die eine Kooperation mit zivilgesellschaftlichen Akteur:innen im universitären Kontext erfordert. Am Beispiel des Kollektiv Polylog beleuchten die Autor:innen die Bedingungen und Vorstellungen gleichberechtigten Kollaborierens zwischen geflüchteten Frauen, Studierenden, Aktivist:innen und Dozierenden im Kontext der neoliberalen Universität. Sie argumentieren, dass solche Zusammenarbeiten nur unter erheblichem zeitlichen, sozialen und emotionalen Mehraufwand aller Beteiligten gelingen können und dass selbstorganisiertes Lernen und Forschen in der Public Anthropology daher ein Überdenken der universitären Rahmenstrukturen erfordert.

Keywords: studentisch initiiertes Lernen und Forschen; Bologna-Reformen; neoliberale Universität; Projektstudien; prekäre Arbeitsbedingungen; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Dilger, Hansjörg und Kristina Mashimi. 2025. »Kollektiv Polylog: Studentisch initiiertes Forschen und Lernen in der Sozial- und Kulturanthropologie ›nach Bologna‹.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 409–417. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_026

An einem Samstagvormittag im November 2017 laufen knapp ein Dutzend geflüchtete Frauen aus Syrien, dem Iran, dem Irak und Aserbaidshan sowie eine etwas größere Anzahl Bachelor-Studierender der Sozial- und Kulturanthropologie kreuz und quer durch einen Seminarraum der Freien Universität Berlin. Die geflüchteten Frauen und die Studierenden lachen und sprechen in unterschiedlichen Sprachen, haken sich unter und nehmen mit Blicken und Gesten zueinander Kontakt auf. Die Übung ist Teil einer Blockveranstaltung des Seminars zum dialogischen Erzählen geflüchteter Frauen in Berlin. An deren Ende sollen sich kleine Teams von Studierenden und geflüchteten Frauen zusammenfinden, die die Erfahrungen der Frauen von Flucht und dem Ankommen in Berlin gemeinsam verschriftlichen werden.

Wenige Stunden zuvor hatten sich das ›Orga-Team‹ der Lehrveranstaltung, eine Kerngruppe von sechs Bachelor-Studierenden, und ich (Hansjörg Dilger¹) zur Vorbesprechung des Tagesprogramms getroffen. Die Stimmung war angespannt, obwohl alles gut durchdacht und vorbereitet schien. Ich fragte mich später, ob ich vielleicht zu viel Druck auf die Studierenden ausgeübt hatte, da ich mich sorgte, wie die Veranstaltung angesichts der ungleichen sozialen und sprachlichen Hintergründe sowie der darüber hinausreichenden intersektionalen Positionierungen der Teilnehmenden verlaufen würde. Unter den Studierenden wiederum gab es vermutlich Fragen, wie sie Zuständigkeiten untereinander gerecht aufteilen konnten und wie ihr weit über übliche Studienleistungen hinausgehendes Engagement mit anderen persönlichen und Arbeitsverpflichtungen zu vereinbaren war. Zugleich war die Lehrveranstaltung Teil ihrer Studienleistungen, für deren Anerkennung und Bewertung ich als Dozent verantwortlich war.

Im Veranstaltungsraum der Silberlaube – eines der Hauptgebäude der Freien Universität Berlin – hatten die Studierenden Getränke und Essen vorbereitet und auch die geflüchteten Frauen brachten etwas für das leibliche Wohl mit. Während die Studierenden die Ziele der Veranstaltung vorstellten und alle Teilnehmenden ihre Erwartungen an das Seminar in ihren präferierten Sprachen auf vorbereitete Zettel schrieben, lockerte sich die Stimmung schnell. In der anschließenden Zusammenschau der Aufschriebe auf großen Papierbögen, die durch eine Übersetzerin unterstützt wurde, äußerten die Teilnehmer:innen vielschichtige Hoffnungen und Erwartungen ebenso wie Ängste und Sorgen in Bezug auf das Seminar (siehe Abb. 1 & 2). Niemand ahnte wohl, dass an diesem Tag eines der vielen Fundamente für die mehrjährige Zusammenarbeit im Kollektiv Polylog gelegt wurde.

1 Aufgrund der Tatsache, dass Kristina Mashimi sich in jenem Semester in Elternzeit befand, unterrichtete sie nicht aktiv, war aber zentral in die Vorbereitung des Seminars eingebunden. Ab Herbst 2018 wurde sie aktiver Teil des Kollektiv Polylog und trieb dessen Arbeit bis hin zur Veröffentlichung des gemeinsamen Buchs sowie zu daran anschließenden Lesungen und Projekten maßgeblich mit voran (vgl. Dilger et al. 2023).



Abb. 1.: Brainstorming zu Ängsten der Seminarteilnehmer:innen

Foto: © Hansjörg Dilger



Abb. 2: Brainstorming zu Erwartungen der Seminarteilnehmer:innen

Foto: © Hansjörg Dilger

Forschungsorientiertes Lernen hat in den ethnologischen Fächern eine lange Tradition. Insbesondere führen viele der ethnologischen Institute seit Jahrzeh-

ten entweder selbstorganisierte oder in Gruppen supervisierte Lehrforschungen durch, die sich unter anderem aus dem Lehrmodell der Bielefelder Entwicklungssoziologie entwickelt haben (Bierschenk et al. 2013: 18; zur Geschichte des Forschenden Lernens in der Europäischen Ethnologie siehe WELZ, Sektion VERMITTLUNG). Am Institut für Ethnologie an der Universität Freiburg wurde dieser Ansatz zu »Tandemforschungen« weiterentwickelt, in denen Ethnologie-Studierende aus Deutschland und Indonesien gemeinsam Feldforschungen in beiden Ländern durchführten (Schlehe und Hidayah 2013). Im Zentrum dieser Kollaborationen steht die multiperspektivische Reflexion, welche die Praxis sozial- und kulturanthropologischen Forschens sowohl methodologisch und epistemologisch als auch mit Blick auf ihre strukturellen Rahmenbedingungen befragt (ebd.: 3–4).

Im Zuge der Bologna-Reform und der damit zusammenhängenden Modularisierung der Studiengänge stand ›forschungsorientiertes Lernen‹ weiterhin im Fokus von Bachelor- und Master-Programmen. Aber Lehrforschungen finden heutzutage selten über mehrere Semester hinweg statt, sondern sind eingepasst in den engen Zeitrahmen von ein bis höchstens zwei Semestern. Es besteht somit ein großer Druck auf (insbesondere Master-)Studierende, das ambitionierte Ziel der Vorbereitung, Durchführung und Auswertung einer Lehrforschung, die meist zur Grundlage der Abschlussarbeit wird, in den knappen zeitlichen Rahmenbedingungen ihres Studiums zu realisieren. Bei Studierenden mit einem Bachelor-Abschluss aus Fächern, in denen keine Kenntnisse ethnologischer Methodologie vermittelt werden, ist dieser Druck stärker, was auch für Studierende gilt, die ihre Lehrforschung mit Arbeits- und/oder familiären Verpflichtungen vereinbaren müssen und oft starkem psychischen und/oder materiellen Stress ausgesetzt sind (vgl. Kroher et al. 2021: 39–42).

Auch selbstorganisiertes studentisches Lernen und Forschen hat seit dem Bologna-Prozess deutlich weniger Raum an den Universitäten – auch wenn es Ausnahmen wie an der Humboldt-Universität zu Berlin gibt, wo diese Form des Lernens und Forschens über Projekt tutorien fest integriert wurde und blieb.² An der Freien Universität (FU) Berlin waren die Projekt tutorien ein Modell, das das selbstorganisierte Lernen und Forschen von Studierenden in den Magisterstudiengängen vor der Bologna-Reform neben oder anstelle von Lehrforschungen explizit sicherstellte. Insbesondere im Zusammenhang mit dem *Uni-MUT-Streik* 1988 waren zahlreiche autonom organisierte Seminare entstanden, die im Wintersemester 1989/90 in ein zentral finanziertes Projekt tutorienprogramm übergingen (Schultheis 2018). Aus diesen (fast) ausschließlich durch Studierende organisierten, teils durch Professor:innen for-

2 Berlinweit wurden die Projekt tutorien darüber hinaus 2022/2023 im Rahmen des Exzellenzverbundes der Berliner Universitäten, der *Berlin University Alliance* als *X-Student Research Groups* und *X-Tutorials* wieder neu eingeführt (<https://www.berlin-university-alliance.de/commitments/teaching-learning/stuop/index.html> (Zugriff am 01.08.2024)).

mal betreuten und meist mehrsemestrigen Veranstaltungen gingen »zahlreiche Initiativen, Projekte und Vereine« hervor (ebd.: 161) – darunter der *Reformstudiengang Medizin* an der Charité – Universitätsmedizin Berlin³ sowie das *Projektstudium Medical Anthropology* an der Freien Universität. Letzteres mündete in einer Abschlusskonferenz sowie in einem Sammelband mit Beiträgen von Studierenden aus dem deutschsprachigen Raum (Wolf und Stürzer 1996). Das Projektstudium war zudem Ausgangspunkt für die Gründung der gleichnamigen *Arbeitsgruppe Medical Anthropology* in der Deutschen Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie (damals: Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde), die die Etablierung der Subdisziplin in Deutschland ab 1997 entscheidend mitvoranbrachte.

2002 wurden die Projektstudien an der FU eingestellt – zum einen aus Geldmangel, zum anderen aber wohl auch, weil an den Hochschulen weniger »kritisches Denken« und Erziehung zur Demokratie, sondern Praxisbezug, Berufsvorbereitung und Eigeninitiative [zum Beispiel mit Blick auf die Einwerbung von Geldern für Veranstaltungen, Business-Ideen u. Ä., unsere Anmerkung]« gefragt waren (Schultheis 2018: 161). Unter diesen veränderten Bedingungen entstand folglich auch das oben beschriebene Seminar zum dialogischen Erzählen: Dieses war ursprünglich zwar primär aus dem Einsatz von Studierenden sowie aus der engen Zusammenarbeit mit dem *International Women* Space* (IWS), einer feministischen und antirassistischen Gruppe von geflüchteten Frauen, Migrantinnen und nicht-migrantischen Frauen, hervorgegangen. Im institutionellen Kontext der FU wurde es aber durch Dozent:innen des Instituts für Sozial- und Kulturanthropologie betreut, die auch für die Bewertung der Leistungen der teilnehmenden Studierenden verantwortlich waren – auch wenn das Seminar für alle Beteiligten im Laufe der Zeit zunehmend zu einem persönlichen und politischen Anliegen wurde. Das Seminar zum dialogischen Erzählen baute dabei auf ein zwei Semester zuvor durchgeführtes, ebenfalls studentisch initiiertes Forschungsseminar zur Situation geflüchteter Frauen in Not- und Sammelunterkünften in Berlin auf, das unter den gleichen institutionellen Bedingungen wie das Folgeseminar zum dialogischen Erzählen durchgeführt worden war. Mehrere Veröffentlichungen stellten die Ergebnisse dieser ersten studentischen Forschungen vor (Bräu et al. 2016a; Dilger und Dohrn, in Zusammenarbeit mit International Women* Space 2016) und reflektierten unter anderem über die epistemische Gewalt, die das Forschen »über« Geflüchtete (statt »mit« Geflüchteten) oft durchzieht und die im Forschungsseminar mit dem Ansatz der *engaged anthropology* (Low und Merry 2010) und ihrem kollaborativen bzw. aktivistischen Anspruch überwunden werden sollte (Dilger et al. 2017: 126).

Während diese erste Lehrveranstaltung gerade mit Blick auf die umfangreichen Ergebnisse als sehr erfolgreich gelten konnte und 2017 mit dem *Margherita-*

3 »Keine Projektstudien an der FU Berlin mehr.« *Tagesspiegel*, 18. Juni 2002, <https://www.tagesspiegel.de/gesundheit/keine-projektstudien-an-der-fu-berlin-mehr-902320.html> (Zugriff am 01.08.2024).

von-Brentano-Preis der FU ausgezeichnet wurde, reflektierten die Student:innen und Dozent:innen in intensivem Austausch mit dem IWS selbstkritisch über das damals nicht erreichte Ziel, geflüchtete Frauen aktiv in die Planung und Durchführung der Forschung einzubeziehen (Bräu et al. 2016b). Das Folgeseminar wollte aus diesem Grund von Anfang an kollaborativ arbeiten und die Erfahrungen von Frauen mit Fluchthintergründen (und explizit nicht die anthropologische Analyse der Geschichten) ins Zentrum der Zusammenarbeit stellen. Es sollte ein Buch für eine breite (und nicht rein akademische) Öffentlichkeit entstehen, in dem sich Frauen gegenseitig ihre Geschichten von Flucht und Ankommen in Berlin erzählten und in dem sie sowohl bei der Erarbeitung der Impulsfragen für ihre Dialoge als auch bei der Veröffentlichung (zum Beispiel mit Blick auf das Redigieren ihrer Texte und die grafische Gestaltung des Buches) federführend waren. Die studentischen Seminarteilnehmer:innen unterstützten die Gesprächskonstellationen vor allem organisatorisch, während das Orga-Team der Studierenden gemeinsam mit dem Dozenten (Hansjörg Dilger) und zu einem späteren Zeitpunkt der Dozentin (Kristina Mashimi) für die konzeptuelle und logistische Rahmenorganisation des Seminars verantwortlich war. Dies betraf zum Beispiel die Auswahl der durch die Studierenden zu lesenden Texte, aber auch die Koordination von Übersetzungen, Kinderbetreuung, Workshops zur Transkription und Interviewführung, die Feinabstimmung des Veröffentlichungsprozesses sowie die Kostenabrechnung.

2019 erschien unser kollektiv geschaffenes Buch *Das ist meine Geschichte: Frauen im Gespräch über Flucht und Ankommen* (Kollektiv Polylog 2019). Es folgten Einladungen zu zahlreichen Lesungen und wir organisierten ein Filmprojekt mit Master-Studierenden der Sozial- und Kulturanthropologie im Sommersemester 2022 (vgl. ABASS et al., Sektion KOLLABORATIONEN SOWIE BACHMANN et al., Sektion VERMITTLUNG). Im Sinne der Public Anthropology kann das studentisch initiierte und von Dozierenden betreute Projekt folglich als überaus produktiv bezeichnet werden. Insbesondere entstanden teils langfristige Beziehungen zwischen Student:innen, Dozent:innen und geflüchteten Frauen, die systematisch mit Blick auf ihre ethisch-epistemologischen Ansprüche (zum Beispiel auf Reziprozität und die aktive Auseinandersetzung mit strukturellen Ungleichheiten) befragt wurden. Gleichzeitig wurden im Seminarverlauf und in der Langzeitperspektive aber auch die Grenzen der Durchführung eines solchen Seminars an einer neoliberal ausgerichteten Universität deutlich. Besonders spürbar wurden diese Grenzen mit Blick auf die im Seminarprozess entstehenden sozialen und freundschaftlichen Beziehungen, die mit den strukturellen Rahmenbedingungen von Kollaboration im Kontext der Universität weitgehend unvereinbar waren (Dilger et al. 2023). Standen dabei wohl für alle Teilnehmer:innen der Blockveranstaltung 2017 der Aufbau von Vertrauen und »guten Beziehungen« im Vordergrund, traten solche ethischen Ideale von Anfang an in Widerspruch zum engen zeitlichen Korsett – sowie dem Leistungsdruck – modularisierter Studiengänge

ebenso wie zu den prekären Arbeitsbedingungen, die das Engagement befristet beschäftigter wissenschaftlicher Mitarbeiter:innen jenseits ihrer Kernaufgaben explizit nicht honorieren (ebd.: 209). Auch der Erwerb von ECTS-Punkten, der die Logik des Studierens nach Bologna inhärent durchzieht, stellt die Zielsetzungen der *engaged anthropology* infrage, in der altruistisch motivierte Praktiken die entscheidende Voraussetzung für den vorab kaum zu bestimmenden ›Mehrwert‹ kollaborativen Arbeitens sind. Ob eine Rückkehr zum Modell der Projekt tutorien eine entscheidende Verbesserung in dieser Hinsicht schaffen würde, ist fraglich, solange diese Wiedereinführung nicht mit einer umfassenden Hinterfragung der Bedingungen kritischen Lernens und Forschens an den Universitäten einhergeht. Letztendlich war das oben beschriebene Seminar von 2017 ja nur dadurch erfolgreich, dass es die Grenzen der zeitlichen, emotionalen und sozialen Ressourcen, die für ein Seminar vorgesehen sind, bei weitem überschritt. Die gute Rezeption des Buches, die Lesungen in Berlin und in anderen Städten Deutschlands sowie die stabilen sozialen Beziehungen, die aus dem Seminar entstanden, waren gewinnbringend für die meisten Teilnehmer:innen. Andererseits wäre es jedoch nicht möglich gewesen, diesen Erfolg ausschließlich innerhalb des von der Universität gesteckten Rahmens zu erzielen, da dessen strikte Einhaltung bei allen involvierten Akteur:innen zu Überforderung und Frustration geführt hätte. Es bedurfte des Mehreinsatzes aller Beteiligten ebenso wie der dezidierten Unterstützung externer Personen und Initiativen, um die für das Seminar formulierten Ziele zu realisieren.⁴ Insbesondere in Hinblick auf die soziale und politische Bedeutung der ethnologischen Fächer und den Anspruch des Praxis- bzw. Forschungsbezugs universitärer Lehre gilt es daher, diesen spürbar zu eng gesteckten Rahmen dringend zu überdenken. Nur dann kann forschungsorientiertes Lernen in der Public Anthropology seinen festen Platz an den Universitäten beibehalten bzw. wiedererlangen.

Literatur

- Bierschenk, Thomas, Matthias Krings und Carola Lentz. 2013. »Was ist ethno an der deutschsprachigen Ethnologie der Gegenwart?« In *Ethnologie im 21. Jahrhundert*, herausgegeben von Thomas Bierschenk, Matthias Krings und Carola Lentz, 7–34. Berlin: Reimer Verlag.
- Bräü, Mara, Katharina Epstude, Anna Mara Erlenmaier, Lena Nahrwold, Maya Perusin Mysorekar, Maja Sisnowski, Laura Strott und Camila von Hein. 2016a. »Starting below

4 Hierzu gehörte insbesondere *LouLou*, ein »Begegnungsort für alte und neue Nachbar*innen« in Berlin-Moabit, in dem die geflüchteten Frauen regelmäßig zusammenkamen und der darüber hinaus einen vertrauensvollen Rahmen für die Gespräche und den Austausch unter den Seminarteilnehmer:innen herstellte. Auch die Leitung der Frauengruppe, zunächst durch Mariana Karkoutly und später Sandy Albahri, waren zentral für die Koordination und Kommunikation mit den geflüchteten Frauen und trieben das Projekt entscheidend mit voran.

- Zero: On the Situation of Women* in Refugee Camps in Berlin.« *Medizinethnologie* (Blog), 09. August 2016a. <https://www.medizinethnologie.net/starting-below-zero/> (Zugriff am 12.10.2023).
- Bräu, Miriam, Katharina Epstude, Anna Mara Erlenmaier, Sabrina Haumann, Diana Jerichau, Lena Nahrwold, Maya Perusin Mysorekar, Maja Sisnowski, Laura Strott und Camila von Hein. 2016b. »Introduction – On the Situation of Women* in Refugee Camps in Berlin.« In *Living in Refugee Camps in Berlin: Women's Perspectives and Experiences*, herausgegeben von Hansjörg Dilger und Kristina Dohrn in Zusammenarbeit mit dem International Women* Space, 23–62. Berlin: Weißensee Verlag.
- Dilger, Hansjörg, Cordula Dittmer, Kristina Dohrn, Daniel Lorenz und Martin Voss. 2017. »Studentisches Forschen in Not- und Sammelunterkünften für Geflüchtete: (Selbst-)Kritische Reflexionen aus der Sozial- und Kulturanthropologie und Katastrophenforschung.« *Zeitschrift für Fluchtforschung* 1(1): 124–139. <https://doi.org/10.5771/2509-9485-2017-1-124>.
- Dilger, Hansjörg und Kristina Dohrn (Hg.) in Zusammenarbeit mit dem International Women* Space. 2016. *Living in Refugee Camps in Berlin: Women's Perspectives and Experiences*. Berlin: Weißensee Verlag.
- Dilger, Hansjörg, Kristina Mashimi und Saloua Nyazy. 2023. »Affective Ambiguities and Incompatible Value Frameworks: (Un)Sustaining Collaborations in Neoliberal Academia.« *Public Anthropologist* 5(2): 183–210. <https://doi.org/10.1163/25891715-bja10049>.
- Kollektiv Polylog. 2019. *Das ist meine Geschichte: Frauen im Gespräch über Flucht und Ankommen*. Münster: Unrast Verlag.
- Kroher, Martina, Mareike Beuße, Sören Isleib, Karsten Becker, Marie-Christin Ehrhardt, Frederike Gerdes, Jonas Koopmann, Theresa Schommer, Ulrike Schwabe, Julia Steinkühler, Daniel Völk, Frauke Peter und Sandra Buchholz. 2021. *Die Studierendenbefragung in Deutschland: 22. Sozialerhebung. Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2021*. Bundesministerium für Bildung und Forschung. https://www.bmbf.de/SharedDocs/Publikationen/de/bmbf/4/31790_22_Sozialerhebung_2021.pdf?__blob=publicationFile&v=12 (Zugriff am 09.09.2024).
- Low, Seta und Sally Engle Merry. 2010. »Engaged Anthropology: Diversity and Dilemmas. An Introduction to Supplement 2.« *Current Anthropology* 51 (Supplement 2): 203–226. <https://doi.org/10.1086/653837>.
- Schlehe, Judith und Sita Hidayah. 2013. »Transcultural Ethnography in Tandems: Collaboration and Reciprocity Combined and Extended.« *Freiburger Ethnologische Arbeitspapiere* Nr. 23, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:25-opus-91554> (Zugriff am 12.10.2023).
- Schultheis, Joshua. 2018. »Projektortutorien an der FU – Über Chancen und Tücken studentischer Lehre.« In *FU70: Gegendarstellungen*, 160–162. Berlin: AStA FU Berlin. https://asta.fu.de/sites/default/files/2020-07/FU70_33_Projektortutorien%20an%20der%20FU.%20%C3%9Cber%20Chancen%20und%20T%C3%BCcken%20studentischer%20Lehre_160-162.pdf (Zugriff am 09.09.2024).
- Wolf, Angelika und Michael Stürzer (Hg.). 1996. *Die gesellschaftliche Konstruktion. von Befindlichkeit: Ein Sammelband zur Medizinethnologie*. Berlin: VWB.

TRANSFORMATIONEN





Transformationen – Einleitung

Gisela Welz, Hansjörg Dilger und Thomas G. Kirsch

Abstract

Das ›Going Public‹ in den ethnologischen Fächern generiert neue Ästhetiken, Darstellungs- und Veröffentlichungsformate. Die heutige Bereitschaft vieler Ethnolog:innen, mit ›Multimodalität‹ zu experimentieren – das heißt unterschiedliche Medien, Methoden und Formate der ethnologischen Forschung und Wissensproduktion sowie der Repräsentationspraxis miteinander zu verknüpfen – steht im Zentrum der Sektion Transformationen. Transformiert werden die ethnologischen Fächer dabei vor allem auch durch das steigende Interesse an ethnographischen Kollaborationen und experimentellen Interventionen, sowohl von Seiten der Öffentlichkeit als auch von Ethnolog:innen selbst.

Keywords: Repräsentationsgenres; Multimodalität; Museum; ethnographischer Film; multimediale Formate; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Welz, Gisela, Hansjörg Dilger und Thomas G. Kirsch. 2025. »Transformationen – Einleitung.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 421–428. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_027

Die vermehrte Hinwendung zu außerwissenschaftlichen Öffentlichkeiten verändert die Wissens- und Wissenschaftspraxen in den ethnologischen Fächern. Die Transformationen, die die Public Anthropology ausgelöst hat und sicherlich noch weiter auslösen wird, sind in ihrer Wirkung dabei vergleichbar mit früheren ›Wenden‹ (*turns*) in den ethnologischen Wissenschaften wie beispielsweise infolge der *Writing Culture*-Debatte der 1980er und 1990er Jahre (Clifford und Marcus 1986; Dawson et al. 1997; Zenker und Kumoll 2010). Letztere hat die zuvor geltenden Konventionen ethnologischen Schreibens radikal hinterfragt und sich davon verabschiedet, ethnographische Repräsentationen als realitätsgetreue Abbildung der untersuchten Lebensweisen zu begreifen. In den Mittelpunkt rückten nun sowohl Fragen nach den Formen und den Politiken des ethnographischen Schreibens als auch nach den Interaktionsmodi zwischen Forschenden und Beforschten im Prozess der Herstellung von Wissen. Die Auseinandersetzung mit den wechselseitigen Beziehungen zwischen Ethnolog:innen und ihren diversen Öffentlichkeiten resultierte auch in innovativen Formen des ethnographischen Schreibens, die an weitere Leser:innenkreise – einschließlich der beforschten Akteur:innen selbst – gerichtet waren.

Die Abkehr vom Primat der stationären Forschung im Zuge der Forderung nach *multisited research* seit den 1990er Jahren (Hannerz 2003; Falzon 2009; Marcus 1995) und die damit verbundene Öffnung der Feldforschung für sozialräumlich nicht eindeutig verortete und mobile Formen der Ethnographie, die geographisch weit gespannte Netzwerke, Kommunikationsverbindungen, Migrationswege sowie ›reisende‹ Objekte, Diskurse und Praxisformen verfolgen können, waren ebenfalls eine solche Wende, die zeitlich verzögert auch in den ethnologischen Fächern im deutschsprachigen Raum wahrgenommen und produktiv gemacht wurde (Welz 1998; Weissköppel 2005). Der von James D. Faubion und George E. Marcus herausgegebene Band *Fieldwork is not what it used to be* (2009) reflektierte zudem, wie sich die ethnologische Forschung veränderte, als Ethnolog:innen begannen, nicht nur *über* Machteliten, wissenschaftliche Expert:innen und Policy-Akteur:innen zu forschen, sondern *Seite an Seite* mit ihnen ethnologisches Wissen zu generieren. Die in solchen Forschungen an Bedeutung gewinnende Beschäftigung mit Fragen der Positionierung, Reflexivität und Forschungsethik (siehe auch EINLEITUNG, SEKTION POSITIONIERUNGEN) konnte dabei auf bereits bestehende Forschungsrichtungen und Theorieschulen zurückgreifen, die solche Fragen oft radikal und kompromisslos formuliert haben, insbesondere auf die feministische Forschung und die Postkolonialen bzw. Dekolonialen Studien. Die durch diese kritischen Interventionen angestoßenen Debatten darüber, welche Verantwortung Ethnolog:innen gegenüber den unterschiedlichen Akteur:innen ihrer Forschungsfelder haben und wie sie dieser gerecht werden können, trieben diese Entwicklungen maßgeblich voran (Scheper-Hughes 1995; Fluehr-Lobban 2013).

Die oben genannten Neuorientierungen hatten anfangs eher wenig Einfluss auf die unhinterfragte Dominanz der Textgebundenheit ethnologischer Wissensproduktion. Die Geltung und der symbolische Wert konventioneller Publikationsformate, also von Monographien, Anthologien und Artikeln in Fachzeitschriften, blieb – und bleibt nach wie vor, insbesondere für universitäre Karrierewege – hoch. Allerdings wurde bereits vor Jahrzehnten begonnen, das ethnologische Medien- und Gattungsspektrum entscheidend zu erweitern (vgl. EINLEITUNG, Sektion VERMITTLUNG). Am ehesten auch über die Grenzen der ethnologischen Fächer hinaus sichtbar wurden dabei die Visuelle Anthropologie (Ballhaus und Engelbrecht 1995; Banks und Morphy 1997; Pink 2001, 2006; Eckardt und Näser 2014) sowie die ethnologische Museums- und Ausstellungspraxis (Edenheiser und Förster 2019; Macdonald 2022; Gesser et al. 2020; Thiemeyer 2018). In beiden Bereichen wurden dialogische Formate und multimediale Veröffentlichungsgenres entwickelt, die nicht notwendigerweise oder ausschließlich textbasiert sind und bei denen häufig Akteur:innen aus den jeweiligen Forschungsfeldern in die Konzeption und Ausarbeitung ethnologischer Repräsentationen einbezogen werden. Lange blieben diese Darstellungsformen aber randständig bzw. ergänzten lediglich die als autoritativ betrachteten Genres des (textbasierten) wissenschaftlichen Publizierens, das mit seinen eigenen Kennzahlen und Rankings akademische Karrierewege bis heute entscheidend bestimmt.

Letzteres sollte sich mit dem Erstarken der Public Anthropology entscheidend verändern. Die transformative Wirkung der Public Anthropology betrifft nicht nur die Hinwendung zu und das Potenzial zur Mitgestaltung von außerwissenschaftlichen Öffentlichkeiten (siehe EINLEITUNG, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN) sowie das Eingehen systematischerer Kooperationsbeziehungen in der Feldforschung (siehe EINLEITUNG, Sektion Kollaborationen), sondern auch die Formen und Formate, in denen ethnologische Forschungsergebnisse dokumentiert und vermittelt werden. In dieser SEKTION des Readers wird daher erörtert, welche neuen Ästhetiken, Darstellungs- und Veröffentlichungsformate im Rahmen von Public Anthropology bereits entwickelt wurden und darüber hinaus nötig wären, um eine weiterreichende Transformation ethnologischen Arbeitens zu erreichen.

Von zentraler Bedeutung ist dabei die Bereitschaft vieler gegenwärtiger Ethnolog:innen, mit ›Multimodalität‹ zu experimentieren – das heißt unterschiedliche Medien, Methoden und Formate der ethnologischen Forschung und Wissensproduktion sowie der Repräsentationspraxis miteinander zu verknüpfen, um dadurch auch eine sensuell ganzheitlichere Erfahrung auf Seiten der Rezipient:innen zu ermöglichen. Das ebenfalls wachsende Interesse an ethnographischen Kollaborationen und experimentellen Interventionen öffnet die ethnologischen Fächer zudem hin zu transdisziplinärem Austausch und neuerlichen Entgrenzungen des wissenschaftlichen Arbeitens, wie sie unter anderem im Feld der Citizen Science und Community Research zu beobachten sind. Zu-

gleich lassen diese Dynamiken die Forderung nach veränderten Geltungsmaßstäben für die Akzeptanz der Wissenschaftlichkeit ethnologischen Wissens in unterschiedlichen Modi der Repräsentation laut werden, insofern solche Kriterien gerade bei Stellenbesetzungen in akademischen Zusammenhängen eine wichtige Rolle spielen.

Alle Beiträge dieser Sektion geben Einblicke in Erfahrungen mit neuen und experimentellen Formaten von Public Anthropology und kulminieren in der Frage, welche Veränderungen die vorgestellten Ansätze öffentlich-wissenschaftlichen Arbeitens für die ethnologischen Fächer insgesamt mit sich bringen können.

Im Zentrum der Forschungsperspektive von ANIKA KÖNIG steht das – teils auch online aufgeführte – Theaterstück »Global Belly«, das in Zusammenarbeit zwischen ihr und der freien Theater- und Performancegruppe *flinnworks* entstand und für dessen Entwicklung ihre ethnologischen Feldforschungen über globale Leihmutterschaft eine zentrale Rolle spielten. Ein wesentliches Ziel der Kooperation war es, die unterschiedlichen Situationen, in denen sich Frauen entscheiden, Kinder für andere auszutragen, und in denen kinderlose Paare auf die – z. B. in Deutschland gesetzlich verbotene – Leihmutterschaft zurückgreifen, anschaulich vor Augen zu führen. Auch zielte die Zusammenarbeit darauf ab, für das Publikum die ethischen Dilemmata dieser spezifischen Form der Reproduktionstechnologie, die Interaktionen der kinderlosen Paare mit Leihmüttern, Vermittlungsagenturen und Bürokratien in der Ukraine, Indien, den USA und anderen Ländern involvieren, erlebbar zu machen. Im Ergebnis entstand eine multiperspektivische und interaktive Aufführung, im Rahmen derer die Zuschauer:innen mit den unterschiedlichen Hoffnungen und Wünschen, aber auch mit den Zweifeln und Konflikten der Protagonist:innen konfrontiert wurden. Der Prozess der Zusammenarbeit bedeutete zudem nicht nur, dass die Mitglieder der Theaterproduktion ethnographische Zugänge zu einem Thema wie Leihmutterschaft in globalen Zusammenhängen kennenlernten, sondern auch, dass sich die Ethnologin mit (anderen) Möglichkeiten und Praktiken der Darstellung in der freien Theater- und Performancepraxis vertraut machen konnte.

BEATE BINDER wiederum berichtet in ihrer Forschungsperspektive über das hybride Genre der Graphic Novel, die die visuelle Sprache von Comics mit experimentellen literarischen Strategien verbindet und dabei zugleich ein niederschwelliges Angebot an Leser:innen außerhalb des Wissenschaftsbetriebs darstellt. Binder verdeutlicht dies an zwei Beispielen – zum einen der Forschung von Didier Fassin über Polizeiarbeit in einem Pariser Bezirk, die er gemeinsam mit Künstlern und Comicromanautoren als »Ethno-Graphic« veröffentlichte, und zum anderen ihrer eigenen Erfahrung mit der Entwicklung von Text-Bild-Geschichten im Rahmen eines internationalen Verbundprojektes, die in der Zusammenarbeit mit Künstler:innen realisiert wurden. Als Modalität der Wissenschaftskommuni-

kation werden Graphic Novels in den ethnologischen Fächern mittlerweile eine wichtige Rolle zugeschrieben, da sie bestimmte Erfahrungen und Praktiken aus dem Forschungsfeld anders – vor allem visuell – nachvollziehbar machen. Binder zeigt nicht nur, welche Entscheidungen bei der Wahl dieses hybriden Genres getroffen werden müssen, sondern auch, dass sich ethnologisches Wissen im Zuge des Übersetzungsprozesses in eine Ethno-Graphic Novel selbst verändert. Zunehmend wird diese Darstellungsform daher auch von Ethnolog:innen als eigenständiger Forschungsgegenstand begriffen.

Im Zentrum der Forschungsperspektive von GISELA WELZ steht das Format der Podiumsdiskussion, die in den ethnologischen Fächern schon lange der Vermittlung von Forschungsergebnissen und -perspektiven in eine breitere Öffentlichkeit dient. Derartige Veranstaltungsformen können allerdings auch als Instrument der Feldforschung und zum Zweck der Erkenntnisgenerierung eingesetzt werden, wie Welz unter Bezugnahme auf das Konzept der *fieldwork devices* (Sánchez Criado und Estalella 2018) berichtet. Um in ihrem Forschungsfeld in Zypern die Frage nach den Gründen für einen erstarkenden Umweltaktivismus unter jungen Zyprrer:innen zu klären, organisierte sie eine Podiumsdiskussion im Goethe-Institut Zypern in Nicosia mit Umweltschützer:innen und wissenschaftlichen Expert:innen. Dabei nahm die Diskussion einen anderen Verlauf, als Welz erhofft hatte – anstatt auf ihre Fragen einzugehen, übernahmen die Anwesenden selbst die Regie und nutzten gemeinsam mit dem Publikum die Gelegenheit zu einer wechselseitigen Bestätigung ihrer Identität als Naturschützer:innen, die sie über die Generationen hinweg verband.

Die Sektion endet mit dem Beitrag von JUDITH ALBRECHT, TOMÁS SANCHEZ CRIADO, IGNACIO FARÍAS, ANDREW GILBERT und NASIMA SELIM, der in Form eines Manifests sowohl die Bedeutung als auch die institutionellen Bedingungen multimodalen Arbeitens in den ethnologischen Fächern adressiert. Vor dem Hintergrund eines Forschungsprojekts, in dem der Großteil der Autor:innen internationale Erfahrungen mit multimodalem Arbeiten reflektiert, sowie auf Grundlage von Diskussionen und Erfahrungen der *Arbeitsgruppe Public Anthropology* in der Deutschen Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie postuliert das Autor:innenkollektiv, dass multimodale Formen des Kommunizierens und Generierens ethnologischen Wissens schon immer ein inhärenter Teil des fachlichen Arbeitens waren, aber lange Zeit einen marginalen Status hatten. Sie kritisieren, dass es häufig die *early career researcher* sind, die solche Projekte auf den Weg bringen und dabei Energie und Zeit investieren, die ihnen dann zum Erreichen ihrer Qualifikationsziele fehlen. Um zu verhindern, dass sich dies nachteilig auf berufliche Chancen im Universitätsbereich auswirkt, müssen aus Sicht der Autor:innen Qualitäts- und Evaluationskriterien für die ethnologischen Fächer um die Berücksichtigung von Erfahrungen mit und Kom-

petenzen in multimodalen Formaten, insbesondere im Rahmen von Projekten der Public Anthropology, ergänzt werden.

In der Zusammenschau zeigt die Sektion, dass die Multimodalität ethnographischen Publizierens eng verbunden ist mit dem technologischen Wandel ethnologischer Wissenschaftspraxis, der zunehmend digitale Formen der Kommunikation und Dokumentation privilegiert. Dabei sind sich die Autor:innen der Sektion – ebenso wie die Mitglieder des *DFG-Netzwerks Public Anthropology* insgesamt – einig, dass eine einseitig positive Einschätzung digitaler netzbasierter Medialität zu hinterfragen ist (siehe EINLEITUNG, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN). Vielmehr müssen sich die ethnologischen Fächer stärker als bisher in zeitgemäßer, informierter und differenzierter Weise mit den Möglichkeiten, aber auch den Risiken und Grenzen der Nutzung sozialer Medien, der Präsenz von netzbasierten Plattformen und der zunehmenden Ubiquität von künstlicher Intelligenz auseinandersetzen (siehe Barassi 2022).

Die neue Ausrichtung zur Public Anthropology legte vielfache Veränderungen der Praktiken der ethnologischen Wissensproduktion nahe. Diese schließen zwar an eine Reihe von kritisch-produktiven Fachdebatten seit den 1990er Jahren an. Neu ist aber – wie bereits in den Beiträgen der Sektionen ÖFFENTLICHKEITEN und KOLLABORATIONEN deutlich wurde – die konsequente Einbeziehung der Forschungspartner:innen in gemeinsame, wissensgenerierende Prozesse. Wichtige Veränderungen betreffen also die neuen Formen kooperativer, partizipativer Forschung und öffentlicher Sichtbarmachung von ethnologischem Wissen sowie die Art und Weise, wie dieses Wissen dokumentiert, kommuniziert und veröffentlicht wird (siehe auch EINLEITUNG, Sektion VERMITTLUNG) – und die Frage, welche Transformationen sich hieraus für das ethnologische Arbeiten insgesamt ergeben. Diese Sektion präsentiert am Ende des Readers deswegen eine notwendigerweise ausschnittshaft bleibende Auswahl von Fallbeispielen, in denen Ethnolog:innen mit neuen Publikationsformaten und Kommunikationsmedien experimentieren, die das Genre des ethnographischen Textes ergänzen oder sogar gänzlich hinter sich lassen. Die Beiträge machen dabei auch auf das transformative Potential aufmerksam, indem sie zeigen, dass sich das, was wir unter ethnologischem Wissen verstehen, im Zuge dieser Experimente verändert.

Literatur

- Ballhaus, Edmund and Beate Engelbrecht. 1995. *Der ethnographische Film. Einführung in Methoden und Praxis*. Berlin: Reimer Verlag.
- Banks, Marcus und Howard Morphy (Hg.). 1997. *Rethinking Visual Anthropology*. New Haven: Yale University Press.

- Barassi, Veronica. 2022. »Algorithmic Violence in Everyday Life and the Role of Media Anthropology.« In *The Routledge Companion to Media Anthropology*, herausgegeben von Elisabetta Costa, Patricia G. Lange, Nell Haynes und Jolynna Sinanan, 481–491. London: Routledge.
- Clifford, James und George Marcus (Hg.). 1986. *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley: University of California Press.
- Dawson, Andrew, Jenny Hockey und Allison James (Hg.). 1997. *After Writing Culture: Epistemology and Praxis in Contemporary Anthropology*. London; New York: Routledge.
- Eckardt, Sandra und Torsten Näser. 2014. »Ethnographisches Filmen.« In *Methoden der Kulturanthropologie*, herausgegeben von Christine Bischoff, Walter Leimgruber und Karoline Oehme-Jüngling, 273–290. Bern: Haupt Verlag.
- Edenheiser, Iris und Larissa Förster (Hg.). 2019. *Museumsethnologie – Eine Einführung. Theorien – Debatten – Praktiken*. Berlin: Reimer Verlag.
- Falzon, Mark-Anthony (Hg.). 2009. *Multi-Sited Ethnography: Theory, Praxis and Locality in Contemporary Research*. Aldershot: Ashgate.
- Faubion, James D. und George E. Marcus (Hg.). 2009. *Fieldwork Is Not What It Used to Be: Learning Anthropology's Method in a Time of Transition*. Ithaca: Cornell University Press.
- Fluehr-Lobban, Carolyn. 2013. *Ethics and Anthropology: Ideas and Practice*. Lanham: Rowman & Littlefield.
- Gesser, Susanne, Nina Gorgus und Angela Jannelli (Hg.). 2020. *Das subjektive Museum. Partizipative Museumsarbeit zwischen Selbstvergewisserung und gesellschaftspolitischem Engagement*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839442869>.
- Hannerz, Ulf. 2003. »Being there ... and there ... and there! Reflections on multi-site ethnography.« *Ethnography* 4(2): 201–216. <https://journals.sagepub.com/doi/10.1177/14661381030042003>.
- Macdonald, Sharon (Hg.). 2022. *Doing Diversity in Museums and Heritage. A Berlin Ethnography*. Bielefeld: Transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839464090>.
- Marcus, George. 1995. »Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography.« *Annual Review of Anthropology* 24: 95–117. <https://www.jstor.org/stable/2155931>.
- Pink, Sarah. 2001. *Doing Visual Ethnography: Images, Media and Representation in Research*. London: Sage.
- Pink, Sara. 2006. *The Future of Visual Anthropology: Engaging the Senses*. London: Routledge.
- Sánchez Criado, Tomás und Adolfo Estalella. 2018. »Introduction: Experimental Collaborations.« In *Experimental Collaborations. Ethnography through Fieldwork Devices*, herausgegeben von Adolfo Estalella und Tomás Sánchez Criado, 1–30. Oxford, New York: Berghahn Books. <https://doi.org/10.2307/j.ctvw04cwb>.
- Scheper-Hughes, Nancy. 1995. »The Primacy of the Ethical: Propositions for a Militant Anthropology.« *Current Anthropology* 36(3): 409–440. <https://www.jstor.org/stable/2744051>.
- Thiemeyer, Thomas. 2018. *Geschichte im Museum. Theorie – Praxis – Berufsfelder*. Tübingen: A. Francke Verlag.
- Weissköppel, Cordula. 2005. »Kreuz und quer: zur Theorie und Praxis der Multi-Sited Ethnography.« *Zeitschrift für Ethnologie* 130(1): 46–68. <https://www.jstor.org/stable/25842976>.

- Welz, Gisela. 1998. »Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck.« *Zeitschrift für Volkskunde* 94(II): 177–194 (Wiederabdruck 2008 in *Empirische Kulturwissenschaft. Eine Tübinger Enzyklopädie*, herausgegeben von Reinhard Johler und Bernhard Tschöfen, 203–218. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde).
- Zenker, Olaf und Karsten Kumoll (Hg.). 2010. *Beyond Writing Culture. Current Intersections of Epistemologies and Practices of Representation*. Oxford: Berghahn. <https://doi.org/10.1515/9781845458171>.

Global Belly: Anthropologie und Theater

Anika König

Abstract

Theater ist eines der künstlerischen Formate, die ethnographische Forschung für ein breiteres, nicht-wissenschaftliches Publikum zugänglich machen können. Anders als wissenschaftliche Texte ermöglicht Theater dem Publikum, die dargestellten Inhalte nicht nur kognitiv, sondern auch affektiv zu erfassen. Vor allem in interaktiven Inszenierungen können Zuschauer:innen verschiedene Rollen einnehmen und so einen multiperspektivischen Zugang zum Thema des Stücks einnehmen, der das Verständnis komplexer Sachverhalte erleichtert. Dieser Beitrag beschäftigt sich mit einem Beispiel für diese Form der Public Anthropology: das interaktive Theaterstück *Global Belly*, das aus einer wissenschaftlich-künstlerischen Kooperation zwischen der Sozial- und Kulturanthropologin Anika König und der freien Berliner Theatergruppe *Flinnworks* entstand.

Keywords: interaktives Theater; transnationale Leihmutterschaft; Multiperspektivität; künstlerisch-wissenschaftliche Kollaboration; Paraethnographie; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: König, Anika. 2025. »Global Belly: Anthropologie und Theater.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 429–445. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_028

2017 hatte das Theaterstück *Global Belly*, das aus verschiedenen Perspektiven das Thema Leihmutterschaft¹ beleuchtet, Premiere in der Produktions- und Spielstätte *Sophiensaale* in Berlin. Das Stück war aus einer Kollaboration der freien Berliner Theatergruppe *Flinn Works* und mir als Medizinanthropologin, die zu der Zeit bereits seit mehreren Jahren zu Leihmutterschaft forschte, entstanden. Unsere Kollaboration dauerte auch über die erste Version des Stücks an, das seit der Premiere 2017 mehrfach überarbeitet und seitdem regelmäßig aufgeführt wurde. Während der COVID-19-Pandemie wurde es in eine Onlineversion umgearbeitet (*Global Belly_Zoom*) und auch danach immer wieder an aktuelle Situationen (wie die Auswirkungen des Kriegs in der Ukraine) angepasst.

In diesem Beitrag möchte ich einen Einblick in die wissenschaftlich-künstlerische Kollaboration, die *Global Belly* hervorbrachte, geben und dabei beispielhaft aufzeigen, wie Theater im Sinne der Public Anthropology genutzt werden kann. Im ersten Teil werde ich zunächst auf die Entstehungsgeschichte und konkrete Realisierung von *Global Belly* eingehen. Im zweiten Teil beleuchte ich Theater als mögliches Format, ethnographische Forschung für ein breiteres Publikum zugänglich zu machen, da es anders als die klassische textbasierte Vermittlung von Wissen dieses unmittelbar erlebbar machen kann. Wie ich im letzten Teil genauer zeigen werde, trifft dies in besonderem Maße auf interaktives Theater wie im Fall von *Global Belly* zu, da es den Zuschauer:innen ermöglicht, verschiedene Positionen einzunehmen, diese über rein kognitives Verstehen hinaus auch sensorisch und affektiv zu erleben und dadurch die Komplexität des Gezeigten besser zu erfassen. Ethnologische Wissensproduktion und -vermittlung wird hier nicht nur erweitert, sondern richtet sich zusätzlich auch vermehrt an außerwissenschaftliche Öffentlichkeiten (vgl. EINLEITUNG, Sektion TRANSFORMATIONEN).

Leihmutterschaft: ein kontroverses Thema

Leihmutterschaft – das Austragen eines Kindes für andere – ist eines der umstrittensten reproduktiven Arrangements überhaupt. Historische Quellen belegen, dass Leihmutterschaften bereits seit Jahrtausenden praktiziert wurden (Turp et al. 2018), wobei in diesen Kontexten die austragende Person immer auch die genetische Mutter² war. Seit der Entwicklung der In-vitro-Fertilisation, also der sogenannten »künstli-

1 Der Begriff »Leihmutterschaft« ist aus verschiedenen Gründen umstritten. Da es sich hier aber um die momentan im deutschsprachigen Raum gebräuchlichste Bezeichnung für dieses seltene reproduktive Arrangement handelt, habe ich mich entschieden, sie im Rahmen dieses Artikels trotz der Kritik aufgrund der leichten Verständlichkeit zu verwenden.

2 In diesem Kapitel werden die Begriffe »Frau«, »Mann«, »Mutter«, »Vater« und »Leihmutter« verwendet, da alle Forschungsteilnehmenden sich als cis-geschlechtlich und (Leih)Mütter und Väter

chen Befruchtung« außerhalb des menschlichen Körpers, ist die »gestationelle Leihmutterschaft« immer üblicher geworden, bei der die austragende Person einen Embryo austrägt, der unter Verwendung der Eizelle der zukünftigen Mutter oder einer dritten Person im Labor entstanden ist und zu dem sie keine genetische Verbindung hat. Dies setzt jedoch umfangreiche reproduktionsmedizinische Behandlungen voraus und hat Leihmutterschaft untrennbar mit der Reproduktionsmedizin verbunden, die wiederum integraler Bestandteil der Fertilitätsindustrie ist. Diese wiederum agiert in einem globalen Feld, das durch verschiedene nationale rechtliche Regelungen und stark differierende Kosten für reproduktionsmedizinische Behandlungen und reproduktive Dienstleistungen geprägt ist. Vor diesem Hintergrund wird Leihmutterschaft unter anderem in Bezug auf Themen wie die Kommodifizierung und Kommerzialisierung von Reproduktion, globale Ungleichheiten, Stratifikation, gegenderte Arbeit, aber auch Care und Elternschaft hochkontrovers diskutiert.

Gerade im Zusammenhang mit der COVID-19-Pandemie, dem Krieg in der Ukraine und einer Reihe von öffentlich gemachten Skandalen hat das Thema Leihmutterschaft in den letzten Jahren auch in Deutschland große mediale Aufmerksamkeit erlangt. Bilder von in langen Reihen aufgestellten Babybettchen in einer ukrainischen Fertilitätsklinik, wo über 100 Kinder aufgrund der COVID-bedingten Reisebeschränkungen teils monatelang nicht von ihren Eltern abgeholt werden konnten³, oder Reportagen über Wunscheltern⁴, die kurz nach dem russischen Angriff im Februar 2022 unter großer Gefahr in die Ukraine reisten, um ihre Leihmütter oder Babys außer Landes in Sicherheit zu bringen⁵, sind nur zwei Beispiele für die mediale Berichterstattung. Das große Interesse am Thema Leihmutterschaft liegt jedoch auch darin begründet, dass Leihmutterchaften auch von deutschen Wunscheltern zunehmend in Auftrag gegeben werden. Da sowohl die Vermittlung als auch medizinische Durchführung dieses reproduktiven Arrangements in Deutschland verboten sind, Leihmutter und Wunscheltern für die Handlung an sich jedoch nicht bestraft werden, können von Deutschland aus Leihmutterchaften nur im Ausland in Auftrag gegeben werden und sind somit immer transnational. Durch kollidierende Regelungen zu Elternschaft und Staatsbürgerschaft entstehen durch diese Transnationalität regelmäßig Probleme

identifizierten. Es ist jedoch wichtig zu berücksichtigen, dass dies nicht auf alle Personen zutrifft, die Kinder für andere austragen oder eine Leihmutterchaft in Auftrag geben.

3 Kramer, Andrew E. 2020. »1000 Babies Stranded in Ukraine After Surrogacy Births«. *The New York Times*, 16.05.2020. <https://www.nytimes.com/2020/05/16/world/europe/ukraine-coronavirus-surrogate-babies.html> (Zugriff am 16.03.2023).

4 Wie Leihmutterchaft ist auch der Begriff »Wunscheltern« durchaus umstritten. Auch hier habe ich mich entschieden, den im Feld gebräuchlichsten Begriff zu verwenden.

5 Kupfer, Olaf. 2022. »Der unglaubliche Albtraum eines Viersener Paares in Kiew«. *Westdeutsche Zeitung*, 02.03.2022. https://www.wz.de/nrw/krieg-in-ukraine-paar-aus-viersen-erlebt-un-glaublichen-albtraum-in-kiew_aid-66740743 (Zugriff am 15.07.2022).

in der rechtlichen Zuordnung dieser Kinder zu ihren Eltern und beim Verleihen der Staatsbürgerschaft. Dies ist auch einer der zentralen Gründe für Forderungen nach einer neuen gesetzlichen Regelung von Leihmutterschaft in Deutschland.

Dieser Frage widmete sich eine von mehreren Bundesministerien im März 2023 eingesetzte Expert:innenkommission zur reproduktiven Selbstbestimmung und Fortpflanzungsmedizin, die den Auftrag hatte, innerhalb eines Jahres Empfehlungen zu einer möglichen Legalisierung von Eizellspenden und Leihmutterschaft in Deutschland zu erarbeiten. Damit gelangte das Thema abermals in den Fokus vielfältiger Debatten in Deutschland, insbesondere in den Wochen vor der Publikation des Abschlussberichts im April 2024. Letztendlich sprach die Kommission jedoch keine klare Empfehlung für oder gegen die Legalisierung von Leihmutterschaft aus. In den medialen, politischen und öffentlichen Debatten hingegen überwiegen klar abgegrenzte Positionen, die entweder eindeutig für eine Legalisierung oder – häufiger und ebenso eindeutig – für ein fortgesetztes Verbot Stellung beziehen.

Dagegen belegen die zahlreichen empirischen Forschungen aus den ethnologischen Fächern und angrenzenden empirisch arbeitenden Disziplinen die Vieldeutigkeit und Komplexität dieser Form der Reproduktion. So zeigen Studien aus verschiedenen Perspektiven und in einer Vielzahl von Ländern wie Indien (Majumdar 2018), Israel (Teman 2010), Russland (Weis 2021), USA (Jacobson 2016), Thailand (Whittaker 2018) sowie meine eigenen Arbeiten (König 2020, 2023) zu deutschsprachigen Wunscheltern, die im Ausland eine Leihmutterschaft beauftragen, dass diese reproduktive Praxis in einem sehr breiten Spektrum zwischen Ausbeutung und Einvernehmlichkeit, zwischen hochkommerziell und unentgeltlich, zwischen stigmatisiert und gesellschaftlich anerkannt stattfindet. Die durch die Forschung deutlich aufgezeigte Komplexität wird in öffentlichen Diskursen oft nicht berücksichtigt und fälschlicherweise regelmäßig das Fehlen von Informationen und vertiefter Forschung zum Thema beklagt. Offensichtlich werden Forschungsergebnisse, die nur in klassisch akademischer Textform als Artikel oder Monographie vorliegen, außerhalb einer kleinen akademischen Leser:innenschaft kaum rezipiert. An dieser Stelle setzte das multiperspektivische und interaktive Theaterstück *Global Belly* an.

Beginn des Theaterprojekts

Global Belly wurde 2014 im Warteraum eines Berliner Bürgeramts ›geboren‹, wo ich mit Lisa Stepf, einer der Gründerinnen der freien Theater- und Performancegruppe *Flinn Works*, während des mehrstündigen Wartens auf einen Termin ins Gespräch kam. *Flinn Works* widmet sich postkolonialen und feministischen Fragestellungen in einer globalisierten Welt und zeichnet sich dadurch aus, dass die Stücke auf Basis intensiver Recherchen des Kernteams Sophia Stepf, Lisa Stepf und Kon-

radin Kunze sowie der je nach Stück wechselnden Schauspieler:innen und anderer Kooperationspartner:innen gemeinsam entwickelt werden. Aus langjähriger Arbeit in Indien und Kooperationen mit indischen Theaterschaffenden waren bereits zwei Stücke hervorgegangen, die sich – wie *Global Belly* – intensiv mit Gender, Arbeit und globalen Machtverhältnissen mit einem Fokus auf Südasien auseinandersetzten: *Shilpa – the Indian Singer App* (2013) befasste sich mit indischen Performerinnen in der dortigen Entertainmentindustrie, während *Songs of the T-Shirt* (2015) die Textilindustrie in Bangladesch thematisierte. Die Gründerinnen hatten Leihmutterschaft, die zu der Zeit noch wichtiger Bestandteil der hochlukrativen, gegenderten und transnational ausgerichteten Fertilitätsindustrie in Indien war,⁶ bereits als mögliches Thema für ein weiteres Stück identifiziert, jedoch noch nicht vertiefend recherchiert. So entstand nach unserem ersten zufälligen Zusammentreffen ein langer und intensiver Austausch, in dem die *Flinn Works*-Gründerinnen zunächst hauptsächlich inhaltlichen und wissenschaftlichen Input für ihr Projekt suchten. Der Austausch war so (zeit)intensiv, dass die Idee entstand, diesen auch offiziell in das Projekt zu integrieren. Meine Mitarbeit an dem Stück wurde schließlich als »wissenschaftliche Beratung« in Konzept und Förderanträge⁷ für *Global Belly* mit aufgenommen. Die Zusammenarbeit ging jedoch über eine reine Beratung hinaus und verlief in beide Richtungen: Auch meine Forschung profitierte maßgeblich von der Kollaboration.

Kollaboration und Erarbeitung

Im Gegensatz zu anderen Projekten, bei denen ein im Vorfeld ausgearbeitetes Konzept gezielt umgesetzt wird (vgl. EINLEITUNG, Sektion KOLLABORATIONEN), entstand unsere künstlerisch-wissenschaftliche Kollaboration zunächst eher ungezielt aus einer Zufallsbegegnung. Der darauf folgende Austausch basierte zunächst lediglich auf einem geteilten inhaltlichen Interesse und nicht auf dem Plan, ein Projekt gemeinsam zu verwirklichen. Auch bei der anschließenden konkreten Entwicklung des Stücks verlief die Kollaboration eher ungesteuert und die Grenzen zwischen wissenschaftlichem und künstlerischem Arbeiten verschwammen. Bei den bisherigen Projekten von *Flinn Works* hatten die Schauspieler:innen bereits intensive Recherchen durchgeführt, jedoch entstand aus unseren Gesprächen die Idee, das Stück stärker auch auf meiner wissenschaftlichen Forschung aufzubauen und von mir wissenschaftlich begleiten zu lassen.

6 Leihmutterschaft wurde in Indien 2011 zunächst generell für gleichgeschlechtliche und 2015 für alle ausländischen Paare verboten.

7 Gefördert wurde das Stück durch die Berliner Senatsverwaltung für Kultur und Europa, den Fonds Darstellende Künste, das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst, das Kulturstadamt der Stadt Kassel, die Gerhard-Fieseler-Stiftung und das Goethe-Institut Mumbai.

Zu Beginn der konkreten Entwicklung des Stücks stellte ich eine Lektüresammlung aus sozialwissenschaftlicher Literatur und Zeitungsartikeln zusammen, die den Themenbereich Leihmutterschaft in großer Breite abdeckte. Dies diente den Schauspieler:innen als Material, um sich in die Thematik einzuarbeiten. In persönlichen Treffen ergänzte ich dies durch weitere Berichte aus meiner eigenen Forschung. Im Anschluss führten mehrere Teammitglieder eigene Recherchen in verschiedenen Ländern durch, wobei deren Vorgehen stark an ethnographische Feldforschungsmethoden angelehnt war: Eine aus den USA stammende Schauspieler:in reiste dorthin und sprach mit Wunscheltern und einer Leihmutter; das Teammitglied, das in Indien geboren und aufgewachsen war, besuchte fünf verschiedene Fertilitätskliniken in Indien und führte Gespräche mit insgesamt 72 Leihmüttern sowie anderen Akteur:innen in der indischen Fertilitätsindustrie. Sie ist hauptberuflich als Journalistin tätig und präsentierte sich während ihrer Recherchen wahlweise als Theatermacher:in, Journalistin oder Wunschmutter. Drei weitere Teammitglieder, von denen eine Russisch spricht, reisten in die Ukraine und führten dort Gespräche mit Ärzt:innen und Botschaftspersonal, auch hier teilweise ohne die Intention der Gespräche offenzulegen, sondern als angeblich interessierte Wunscheltern. Die beiden männlichen Schauspieler, die im Stück die Rolle eines schwulen Vaters spielen sollten,⁸ besuchten schwule Väter, die Kinder durch Leihmutterschaften bekommen hatten, zu Hause in Deutschland. Ich organisierte zudem ein Treffen mit einer meiner Forschungsteilnehmenden, die sich bereiterklärt hatte, ihre Perspektive – Mutterwerden durch Leihmutterschaft – persönlich mit den Schauspieler:innen zu teilen. Außerdem stellte ich Kontakte zu anderen Forschenden her, mit denen ich seit mehreren Jahren kooperierte und die ebenfalls Gespräche mit dem Team führten. Diese vermittelten ihrerseits dem Theaterteam weitere Kontakte, vor allem mit Akteur:innen in der globalen Leihmutterschaftsindustrie.

Aus diesem Material erarbeitete das Theaterteam mithilfe diskursanalytischer Verfahren die Themen, aus denen das Stück schließlich entwickelt wurde. Während dieses Prozesses besprachen wir alle aufkommenden Fragen, ich stellte Hintergrundinformationen zur Verfügung und wir organisierten regelmäßige persönliche Treffen, bei denen wir das Erarbeitete diskutierten. Hier diente meine Arbeit immer wieder der Überprüfung und Kontextualisierung dessen, was die Schauspieler:innen recherchiert hatten und was sie teilweise aufgrund fehlenden Vor- oder Kontextwissens schwer einordnen konnten. Durch die dynamische Entwicklung des Stücks führten meine Rückmeldungen dazu, dass manche Textpassagen noch bis kurz vor der Premiere umgeschrieben wurden.

8 Die Besetzung änderte sich während der Entwicklung des Stücks, so dass beide nacheinander für die gleiche Rolle recherchierten.

Meine Kontakte, eigenen Daten und Beobachtungen aus der Forschung flossen jedoch nicht nur inhaltlich, sondern auch in die künstlerische Umsetzung des Stücks mit ein: Geschichten, die ich in meinen Feldforschungen gesammelt hatte, inspirierten die Rollen, die manche Schauspieler:innen in den interaktiven Szenen verkörperten; meine Beobachtung, dass in fast allen Fertilitätskliniken, die ich besucht hatte, Orchideentöpfe standen, wurde für das Bühnenbild übernommen, und Fotos, die ich in Kliniken und Agenturen gemacht hatte, wurden in Videos integriert, die teilweise zwischen den interaktiven Szenen gezeigt wurden. Wie ich in meiner Forschung beobachtet hatte, war Skype – zu der Zeit eine der populärsten Plattformen für Videotelefonie – das am meisten verbreitete Medium für die Kommunikation zwischen Wunscheltern, Agenturen und Leihmüttern über Kontinente hinweg. Skype hatte einen sehr prägnanten Wählton, den deutsche Wunscheltern wiederholt in unseren Interviews erwähnt hatten, da er viele ihrer interkontinentalen Gespräche im Kontext ihrer Leihmutterschaften eingeleitet hatte. Diese Beobachtung wurde in das Stück integriert, indem der Wählton immer dann abgespielt wurde, wenn eine Szene zu Ende ging und es Zeit für die Zuschauer:innen war, aufzustehen und zur nächsten Station in dem Bühnenparcours zu laufen (zum Aufbau der Bühne später mehr).



Abb. 1: Bühne mit Orchidee

Quelle: © Philine Rinnert



Abb. 2: Wartezimmer einer kalifornischen Fertilitätsklinik

Quelle: © Anika König

Umgekehrt trugen die Recherchen des *Global Belly*-Teams auch zu meiner Forschung bei. Die Schauspieler:innen fühlten sich nicht den gleichen forschungsethischen Grundsätzen verpflichtet, die für mich als Wissenschaftlerin gelten. So präsentierten sie sich, wie oben erwähnt, bei den Recherchen in verschiedenen Rollen (beispielsweise als Patientin), die nicht immer der Wahrheit entsprachen, und machten die Verwendung der Informationen für das Theaterprojekt nicht überall transparent. Während ein solches ›Undercover‹-Vorgehen für mich als Anthropologin ethisch nicht vertretbar gewesen wäre, stand für die Schauspieler:innen das Gewinnen schwer zu erlangender Informationen im Vordergrund. Dadurch erhielt auch ich Informationen und Daten, die ich selbst in dieser Form nicht hätte erheben können – von Berichten über das Innere der wahrscheinlich populärsten ukrainischen Fertilitätsklinik, die alle meine Versuche, Zugang zu erhalten, konsequent abgewehrt hatte, über die Art und Weise, wie Gespräche mit Patient:innen bzw. Kund:innen geführt werden, bis hin zu Informationen darüber, was zu verschiedenen Zeitpunkten in den geschlossenen Internetforen unter Wunscheltern diskutiert wurde. Während ich diese Daten in keiner meiner Publikationen verwen-

det habe, vor allem aufgrund meiner Bedenken bezüglich der ethischen Vertretbarkeit eines solchen Vorgehens, dienten sie mir als wichtiges Kontextwissen für die Analyse meiner eigenen Daten.

Während das Konzept der »wissenschaftlichen Beratung« oft eher unidirektional verstanden wird (Froese et al. 2014), zeigen die obigen Beispiele, dass die Kollaboration im *Global Belly*-Projekt wegen der verschiedenen Expertisen und Herangehensweisen in beide Richtungen produktiv war und das jeweilige Verständnis der Komplexität des Themas Leihmutterschaft vertiefte.⁹

Umsetzung, Aufbau und Ablauf des Stücks

Bei *Global Belly* handelt es sich um multiperspektivisches und interaktives Theater. Die Bühne besteht aus vier Stationen, die symmetrisch um einen zentralen mittleren Bühnenbereich angeordnet und von diesem durch Stellwände abgeschildert sind. Jede der Stationen wird von eine:r Schauspieler:in bespielt und stellt eine andere Situation dar, in der die Zuschauenden in verschiedenen Rollen interaktiv in die Szene eingebunden werden: das Sprechzimmer einer Fertilitätsmedizinerin in einer indischen Klinik, die mehrere Leihmütter (in Form des Publikums) über ihre Schwangerschaften informiert; der Küchentisch in der Wohnung eines schwulen Wunschvaters in Deutschland, der Familie und Freunde eingeladen hat, um ihnen von der bevorstehenden Geburt seines Kindes durch Leihmutterschaft in den USA zu berichten; das Büro einer Konsularbeamtin in der deutschen Botschaft in Kyjiv, wo die Zuschauenden in den Rollen der Wunscheltern und der Leihmutter die offizielle Anerkennung der Vaterschaft durchführen und die Papiere für die Ausreise des Kindes nach Deutschland beantragen (diese Szene wurde nach Ausbruch des Kriegs in der Ukraine durch eine sehr persönliche Reflexion der Schauspieler:in über die Auswirkungen des Kriegs auf ukrainische Leihmütter ersetzt); das Kennenlernetreffen potentieller Wunscheltern mit einer amerikanischen Leihmutter in deren Wohnzimmer, bei dem beide Seiten mehr über die jeweiligen Motivationen der anderen erfahren – hier nehmen die Zuschauenden die Rollen der Wunscheltern und der Kinder der Leihmutter ein. An einer fünften Station wird ein vorausgezeichnetes Video abgespielt, in dem eine amerikanische Agenturinhaberin zu Wort kommt, die selbst durch Leihmutterschaft Mutter geworden war. In der Zoomfassung des Stücks, *Global Belly_Zoom*, das 2021 im Zuge

⁹ Es darf auch nicht vernachlässigt werden, dass beide Seiten große Freude daran hatten, an der Arbeit und dem Vorgehen der jeweils anderen teilzuhaben: Während mir das künstlerische (Mit-)Arbeiten gerade durch den Unterschied zum akademischen Arbeiten viel Spaß machte, ging es zumindest manchen im Theater team so mit der Wissenschaft, die aus ihrer Perspektive eine inhaltliche Tiefe in ihre Arbeit brachte, die sie manchmal in ihrer eigenen Arbeit vermissten.

der COVID-19-Pandemie erschien, spielt sie diese fünfte Szene live und interaktiv, was trotz der geographischen Distanz durch die Nutzung von Zoom möglich war.

Aufgrund des spezifischen Bühnenaufbaus können maximal 30 Personen pro Vorführung teilnehmen und erleben vor allem die interaktiven Szenen in einem sehr intimen Rahmen. Das in fünf Kleingruppen zu je sechs Personen unterteilte Publikum durchläuft im Verlauf des Stücks einen vorgegebenen Parcours und nimmt so nacheinander an allen Szenen teil. Diese finden parallel statt und werden daher von den Schauspieler:innen fünfmal nacheinander gespielt, wobei aufgrund des interaktiven Charakters der Szenen keine Version der anderen gleicht. Der sehr prägnante Skype-Rufton signalisiert das Ende der Szenen und das Publikum wird durch die Schauspieler:innen zur nächsten Station geleitet. Dies ist entweder die nächste Kleingruppenszene oder eine Szene auf der zentralen Bühne, wo für alle Zuschauer:innen gemeinsam unter anderem ein hitziges Wortgefecht zwischen Vertreter:innen verschiedener feministischer Positionen zur Leihmutterschaft und (am Schluss des Stücks) ein Ausblick in die Zukunft von Reproduktionstechnologien und Eltern- bzw. Mutterschaft performt werden.

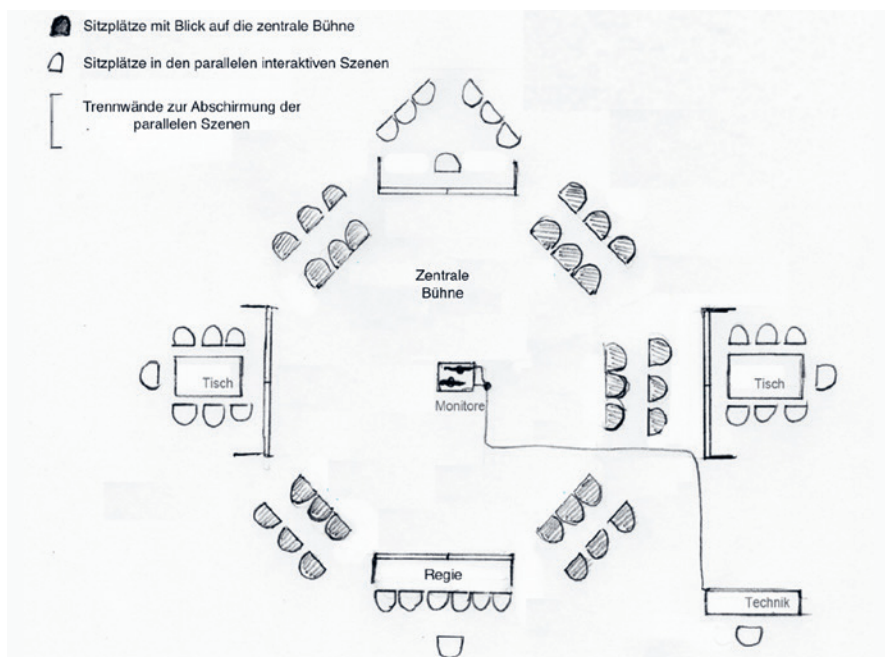


Abb. 3: Bühnenaufbau der Bühnenfassung von *Global Belly*

Quelle: © Philine Rinnert

Die Bereitschaft der Zuschauer:innen, sich aktiv einzubringen, variiert sehr stark und so werden die interaktiven Szenen nicht nur vom Publikum, sondern auch von den Schauspieler:innen sehr unterschiedlich erlebt. Manche Zuschauer:innen schlüpfen sehr ambitioniert in ihre Rollen und konzentrieren sich auf die Interaktion mit den Schauspieler:innen und anderen Zuschauer:innen, während andere die Zeit eher nutzen, um Fragen zu stellen und mehr über das Thema zu erfahren. Wieder andere kommen mit bereits sehr gefestigten Meinungen in das Stück und gehen in bestimmten Szenen eher in die Konfrontation. Vor allem in der Zoomversion, bei der Kamera und Mikrofon ausgeschaltet werden können, halten manche Zuschauer:innen sich komplett im Hintergrund und beobachten das Geschehen nur aus der Distanz.



Abb. 4: Kleingruppen in interaktiven Szenen von *Global Belly*, kurz vor dem Aufbruch zur nächsten Station

Quelle: © Philine Rinnert

Anthropologie und Theater

Theater als Mittel, anthropologisches Wissen zu vermitteln, ist nicht neu. Edith und Victor Turner experimentierten bereits in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren mit *Performing Ethnography*: Sie setzten Performanceübungen in der anthropo-

logischen Lehre ein, durch die sie den Student:innen fremdkulturelle Erfahrungen zugänglich und die ›Innensicht‹ der Beforschten erfahrbar machen wollten. In ihren Ausführungen zu diesem Ansatz betonten Turner und Turner die Unvollständigkeit rein kognitiver Vermittlung von Wissen: »Cognizing the connections, we fail to form a satisfactory impression of how another culture's members ›experience‹ one another« (1982: 33). Im Gegensatz dazu sind sie der Meinung, dass körperliche Erfahrungen – hier in Form von Performances – ein tieferes und über kognitives Erfassen hinausgehendes Verstehen kultureller Phänomene ermöglichen.

Andere Formen des Theaters, die sich immer wieder mit der Anthropologie überschneiden, sind das von Augusto Boal in Brasilien entwickelte *Theatre of the Oppressed* (Boal und McBride 2020) oder das *Theatre for Development* (Flynn und Tinius 2015), die beide das Aufdecken von und den Widerstand gegen Unterdrückungsstrukturen bzw. das Herbeiführen gesellschaftlicher Transformation zum Ziel haben. In diesen Kontexten geht es vor allem darum, Menschen anzuleiten und zu inspirieren, mithilfe performativer Mittel über ihre eigene Situation zu reflektieren. Ähnlich verhält es sich mit dem *Verbatim Theatre* (Long 2015), bei dem Menschen ihre eigenen Geschichten und Erinnerungen für das Publikum auf die Bühne bringen. Auch das *Dokumentarische Theater* verwendet Erzählungen von Beteiligten sowie weitere Informationen über tatsächliche Geschehnisse, um daraus das Theaterstück zu entwickeln (Long 2015). Ähnlich verhält es sich bei der sogenannten *Performance Ethnography* (Denzin 2003), die vornehmlich auf ethnographischen Forschungen basiert. Allen diesen Ansätzen gemein ist jedoch, dass die Theaterstücke und Performances von einzelnen Personen oder im Rahmen eines Projekts initiiert und gezielt angeleitet werden. Im Fall von *Dokumentarischem Theater* und *Performance Ethnography* sind es zudem meist nicht die Schauspieler:innen selbst, die die Forschungsmaterialien und Daten erhoben haben.¹⁰

Was *Global Belly* von vielen dieser Projekte unterscheidet, ist die eher ungeplant entstandene Zusammenarbeit, die sich zunächst aus einem geteilten Interesse am Thema Leihmutterchaft ergab, aus dem sich das Stück dann organisch entwickelte. Im Gegensatz zu den meisten der oben erwähnten Formen des Theaters war zudem niemand von uns direkt von der Thematik betroffen, was sich im Lauf der Entwicklung des Stücks jedoch änderte – unter anderem durch den Beginn einer Fertilitätsbehandlung einer der Schauspieler:innen und das spätere Einbeziehen der Agenturinhaberin als Liveperformerin in das Stück. Die Rollen der Beteiligten waren klar abgegrenzt – ich war die Wissenschaftlerin und der Rest des Teams

¹⁰ Es sind in den letzten Jahren durchaus Theaterstücke entstanden, die eine gewisse Nähe zu unserer Kollaboration im Rahmen des *Global Belly*-Projekts aufweisen, wie beispielsweise das von Aziza Bouizedkane, Aïsha Konaté, Isabelle Reimann und Svenja Wolff konzipierte und performte Stück *Elfenbein – Annäherung an fleischloses Erbe*, das in Koproduktion mit dem Leipziger LOFFT – DAS THEATER und der Flensburger Theaterwerkstatt *Pilkentafel* entstand.

kam aus dem künstlerischen und technischen Bereich. Unsere jeweiligen Tätigkeiten hatten keine zwingenden Berührungspunkte und waren nicht voneinander abhängig – was ebenfalls nicht auf die meisten der obigen Theaterformen zutrifft. Im Lauf der Entwicklung des Stücks verwischte diese Trennung der Bereiche jedoch: Die Schauspieler:innen führten Recherchen überall auf der Welt durch, die stark an ethnographische Forschungsmethoden angelehnt waren, während meine wissenschaftlichen Daten aber auch Vorschläge in die künstlerische Gestaltung des Stücks einfließen.

Auch wenn es für Schauspieler:innen nicht unüblich ist, für ihre Arbeit ›im echten Leben‹ zu recherchieren, entwickelte diese Praxis im Rahmen unserer besonderen Form der Kollaboration und durch unseren stetigen Austausch einen ›para-ethnographischen‹ Charakter im Sinne von Holmes und Marcus (2006). In seiner Einleitung zum Sammelband *Para-Sites* (2000: 3) theoretisiert George Marcus ähnliche Arten der Kollaboration als ›found collaborations‹, die eine Alternative zu den einengenden Strukturen konventioneller Vorstellungen von ethnographischer Arbeit bieten können. In diesem Zusammenhang werden diejenigen, mit denen Anthropolog:innen kollaborieren, zu ››counterpart[s]‹ – coproducers of interpretations that we elicit, cajole, contest, or share‹ (Marcus 2000: 2). Allerdings geht es Marcus eher um die Koproduktion von Wissen gemeinsam mit denen, die traditionell als ›Untersuchte‹ gesehen wurden, und die Anerkennung der Fähigkeit dieser Personen, ethnographisches Wissen auch ohne formale ethnographische Ausbildung zu generieren und zu analysieren. Kooperationspartner:innen werden hier zu ›para-ethnographers‹ (Holmes and Marcus 2006), die ähnlich den ›para-legals‹ oder ›para-medics‹ entsprechende Arbeiten qualifiziert ausführen können (Vangkilde and Rod 2020). Die Mitglieder des *Global Belly*-Teams hingegen waren wie ich nicht Teil des Felds, noch unvertraut mit der untersuchten Thematik und erhoben ähnlich wie neu im Feld angekommene Ethnolog:innen neues Wissen zu einem ihnen weitgehend unbekannten Thema. Nichtsdestotrotz können auch sie als *Para-ethnographers* verstanden werden, die ethnographisches Wissen an verschiedenen Orten (USA, Ukraine, Deutschland), mit unterschiedlichen Akteur:innen (Leihmütter, Ärzt:innen, Wunscheltern, Agenturpersonal) und mithilfe verschiedener Methoden und Strategien generierten und im Prozess der Gestaltung des Stücks analysierten.

Dieses para-ethnographische Vorgehen stand jedoch zuweilen im Konflikt mit meiner Vorstellung ethnographischen Arbeitens, vor allem im Hinblick auf die bereits oben angesprochenen forschungsethischen Fragen. Den Schauspieler:innen fiel es hingegen manchmal schwer, nachzuvollziehen, warum ich ihnen meine eigenen Daten nicht komplett zugänglich machte oder sehr zurückhaltend mit der Vermittlung von Kontakten zu meinen Forschungsteilnehmenden war, deren Anonymität ich gerade bei diesem hochsensiblen Thema unter allen Um-

ständen wahren wollte. An diesen Stellen wurden die unterschiedlichen Herangehensweisen zwischen Kunst und Wissenschaft deutlich, die die Kollaboration aber nicht nachhaltig störten, sondern uns eher veranlassten, über diese Unterschiede nachzudenken.

Theater als Form ethnographischer Repräsentation: die Rezeption von *Global Belly*

Obwohl verschiedene künstlerische Formen der Vermittlung anthropologischen Wissens seit Jahrzehnten experimentell genutzt werden, sind diese Ansätze erst in den letzten Jahren vor allem im Rahmen der Public Anthropology stärker in den Fokus der Disziplin gerückt. Gerade Performance als künstlerische Praxis stellt, wie Caroline Gatt (2015) betont, einen Raum für Vielstimmigkeit her und verschafft insbesondere marginalisierten Standpunkten Gehör. Zudem handelt es sich um einen reflexiven Ansatz, der die Geist-Körper-Dichotomie überwindet und Wissen – anders als in Textform – nicht retrospektiv, sondern prozesshaft und zeitlich unmittelbar erlebbar vermittelt. Darüber hinaus wird durch Performance die Möglichkeit geschaffen, die Kluft zwischen Analyse und Praxis zu schließen und auf eine andere Ebene von Reflexivität zu gelangen, die über reine Kognition hinausgeht, indem sie die unmittelbare körperliche Erfahrung mit einbezieht. Nicholas J. Long schreibt dazu: »Indeed, one of the distinctive advantages that the theatrical medium presents is the ability to isolate individuals from their contexts and put them centre-stage, their subjectivities in focus« (Long 2015: 318). In diesem Zusammenhang betont er das Potential, das Theater für die affektive Identifikation des Publikums mit den Charakteren eines Stücks bietet (ebd.: 329), die im Vergleich zu anderen Formen künstlerischer Repräsentation wie beispielsweise dem Film noch unmittelbarer ist, insbesondere wenn das Publikum interaktiv in das Stück eingebunden wird. Dies wurde in den Publikumsreaktionen auf *Global Belly* gut sichtbar. So schrieb eine Zuschauerin in die Kommentare von *Global Belly_Zoom*: »I was a Ukrainian surrogate, a friend of a gay couple pursuing surrogacy, and a 9 month pregnant Indian surrogate mother. It was startling to inhabit those different worlds.« Und eine andere kommentierte: »I loved this! It made me question my point of view and I simply love that I will ponder on this for the next while.« Eine deutschsprachige Zuschauerin kommentierte: »neues Thema, sehr verstörend, regt an, sich damit mehr zu beschäftigen.«

Wie diese Kommentare zeigen, konnte der multiperspektivische Ansatz, in dessen Rahmen das Publikum in verschiedenen Rollen mit den Schauspieler:innen interagiert und somit zur Einnahme verschiedener Perspektiven gebracht wird, eine Ebene der Erfahrung bieten, die über eine reine Lektüre zum Thema hinausgeht,

und neue Formen des Nachdenkens über das Thema anregen. Die den öffentlichen Diskurs beherrschende, vereinfachende Polarisierung zwischen Befürwortung und Ablehnung der Leihmutterschaft wurde aufgelöst, indem die Motivationen und Erfahrungen der verschiedenen Beteiligten in Leihmutterschaftsarrangements für die Zuschauer:innen nachvollziehbar wurden. Das Stück verschaffte dem Publikum damit einen Zugang zur Komplexität und Vielschichtigkeit der Praktiken und Erfahrungen von Leihmutterschaft. Diejenigen, die vorher noch nichts von dem Thema gehört hatten, wurden angeregt, sich erstmals damit auseinanderzusetzen. Auch Rezensionen in verschiedenen Medien¹¹ lobten das Stück für seine Vielschichtigkeit, Tiefe und die Darstellung der Komplexität des Themas. 2019 gewann *Global Belly* den Publikumspreis der Hessischen Theatertage.

Auch in der Wissenschaft wurde das Stück positiv rezipiert. Eine der ersten Aufführungen fand im Rahmen eines Workshops einer internationalen wissenschaftlichen Arbeitsgruppe zu Leihmutterschaft an der Universität van Amsterdam statt. Als besonders positiv werteten die Mitglieder der Arbeitsgruppe die Darstellung der Komplexität von Leihmutterschaft sowie die Berücksichtigung der Perspektiven der verschiedenen Beteiligten an diesem reproduktiven Arrangement. Ähnliche Reaktionen rief die Zoomaufführung an einem Institut für Medizinethik hervor, wie der Kommentar einer Zuschauerin zeigt, die selbst seit vielen Jahren zu Reproduktionstechnologien arbeitet: »Großes Kompliment für die wunderbare Online-Performance gestern! Es war informativ, unterhaltsam, anregend, provozierend – alles auf einmal! [...] Das war wirklich ein außergewöhnliches Event.« Die Inhalte, die ja zu einem nicht geringen Teil »para-ethnographisch« erhoben worden waren, hielten somit auch einem kritischen wissenschaftlichen Blick stand.

Fazit

Im Gegensatz zu anderen Formen eher aktivistischen Theaters, die ich oben kurz angesprochen habe, stand bei *Global Belly* weniger im Vordergrund, zum Widerstand gegen repressive Strukturen aufzufordern, als vielmehr einen Beitrag zu einem nuancierteren Verständnis einer hochkomplexen Thematik zu leisten, die bisher sehr vereinfachend debattiert wird. Dies sollte sowohl wissenschaftlich

11 Unter anderen Sabine Leucht. 2018: »Total verschachtelt.« *Süddeutsche Zeitung*, 05.11.2018. <https://www.sueddeutsche.de/kultur/festival-total-verschachtelt-1.4197440> (Zugriff am 02.08.2024); Patrick Wildermann. 2018. »Performing Arts Festival: Immer weiter wachsen.« *Tagesspiegel*, 07.06.2018. <https://www.tagesspiegel.de/kultur/immer-weiter-wachsen-3958561.html> (Zugriff am 02.08.2024); Dominik Koos. 2017. »Performance zu Leihmutterschaft: Medizin oder Unterwerfung?« *taz*, 18.10.2018. <https://taz.de/Performance-zu-Leihmutterschaft/!5453407/> (Zugriff am 02.08.2024).

fundiert geschehen als auch künstlerisch-ästhetischen Ansprüchen genügen, weshalb bei der Entwicklung des Stücks die künstlerisch-wissenschaftliche Kollaboration zentral war. Dies beinhaltete in besonderem Maße die Anerkennung der gegenseitigen Kompetenzen und damit verbundene Aufgabenverteilung, deren Grenzen im Lauf des Projekts jedoch verwischten. Schließlich sollte die Thematik Leihmutterschaft jenseits wissenschaftlicher Texte Forschungsergebnisse für eine größere Öffentlichkeit zugänglich und erfahrbar machen. Gerade die Interaktivität und die performative Übernahme verschiedener Rollen im Beziehungsgeflecht des Arrangements Leihmutterschaft verschaffte vielen Zuschauer:innen einen affektiven Zugang zu diesem Thema, der über geschriebene Sprache schwer hätte erreicht werden können. Die verschiedenen Szenen und Situationen machten es zudem sowohl für Befürworter:innen als auch Gegner:innen von Leihmutterschaft möglich, sich in den Szenen wiederzufinden, aber auch die jeweils anderen Positionen nicht nur kognitiv, sondern auch emotional besser zu erfassen und – im Idealfall – auch längerfristig über die eigene Position zu reflektieren.

Literatur

- Boal, Augusto und M.-O. Leal McBride. 2020. »Theatre of the Oppressed.« In *The Applied Theatre Reader*, herausgegeben von Tim Prentki and Nicola Abraham, 134–140. Abingdon, Oxon: Routledge.
- Denzin, Norman K. 2003. *Performance Ethnography: Critical Pedagogy and the Politics of Culture*. Thousand Oaks, CA: Sage. <https://doi.org/10.4135/9781412985390>.
- Flynn, Alex und Jonas Tinius (Hg.). 2015. *Anthropology, Theatre, and Development: The Transformative Potential of Performance*. Houndmills: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1057/9781137350602>.
- Froese, Anna, Natalie Mevissen, Julia Böttcher, Dagmar Simon, Sebastian Lentz und Andreas Knie. 2014. »Wissenschaftliche Güte und gesellschaftliche Relevanz der Sozial- und Raumwissenschaften: Ein spannungsreiches Verhältnis. Handreichung für Wissenschaft, Wissenschaftspolitik und Praxis.« WZB Discussion Paper, No. SP III 2014–602, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), Berlin. <https://www.econstor.eu/bitstream/10419/96510/1/784946973.pdf> (Zugriff am 27.07.2024).
- Gatt, Caroline. 2015. »The Anthropologist as Ensemble Member: Anthropological Experiments with Theatre Makers.« In *Anthropology, Theatre, and Development: The Transformative Potential of Performance*, herausgegeben von Alex Flynn und Jonas Tinius, 334–356. London: Palgrave Macmillan UK. https://doi.org/10.1057/9781137350602_15.
- Holmes, Douglas R. und George E. Marcus. 2006. »Fast Capitalism: Para-Ethnography and the Rise of the Symbolic Analyst.« In *Frontiers of Capital: Ethnographic Reflections on the New Economy*, herausgegeben von Melissa S. Fisher und Greg Downey, 33–57. New York: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822388234-003>.

- Jacobson, Heather. 2016. *Labor of Love: Gestational Surrogacy and the Work of Making Babies*. New Brunswick, New Jersey und London: Rutgers University Press. <https://doi.org/10.36019/9780813569529>.
- König, Anika. 2020. »Die Erfahrungen deutscher und schweizerischer Wunscheltern mit Leihmutterschaft in den USA.« In *Assistierte Reproduktion mit Hilfe Dritter: Medizin – Ethik – Psychologie – Recht*, herausgegeben von Katharina Beier, Claudia Brügge, Petra Thorn und Claudia Wiesemann, 243–255. Berlin: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-662-60298-0_16.
- König, Anika. 2023. »Reproductive Entanglements in Times of War: Transnational Gestational Surrogacy in Ukraine and Beyond.« *Medical Anthropology* 42(3): 479–492. <https://doi.org/10.1080/01459740.2023.2201682>.
- Long, Nicholas J. 2015. »For a Verbatim Ethnography.« In *Anthropology, Theatre, and Development: The Transformative Potential of Performance*, herausgegeben von Alex Flynn und Jonas Tinius, 305–333. London: Palgrave Macmillan. https://doi.org/10.1057/9781137350602_14.
- Majumdar, Anindita. 2018. *Transnational Commercial Surrogacy and the (Un)Making of Kin in India*. New Delhi: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/oso/9780199474363.001.0001>.
- Marcus, George E. 2000. *Para-Sites: A Casebook against Cynical Reason*. Chicago und London: University of Chicago Press.
- Teman, Elly. 2010. *Birthing a Mother: The Surrogate Body and the Pregnant Self*. Berkeley: University of California Press. <https://doi.org/10.1525/California/9780520259638.001.0001>.
- Turner, Edith und Victor Turner. 1982. »Performing Ethnography.« *The Drama Review* 26(2): 33–50. <https://doi.org/10.2307/1145429>.
- Turp, Ahmet Berkiz, Ismail Guler, Nuray Bozkurt, Aysel Uysal, Bulent Yilmaz, Mustafa Demir und Onur Karabacak. 2018. »Infertility and Surrogacy First Mentioned on a 4000-year-old Assyrian Clay Tablet of Marriage Contract in Turkey.« *Gynecological Endocrinology* 34(1): 25–27. <https://doi.org/10.1080/09513590.2017.1391208>.
- Vangkilde, Kasper Tang und Morten Hulvej Rod. 2020. »Para-Ethnography 2.0: An Experiment in Design Anthropological Collaboration.« In *Design Anthropological Futures*, herausgegeben von Rachel Charlotte Smith, Kasper Tang Vangkilde, Mette Gislev Kjærsgaard, Ton Otto, Joachim Halse und Thomas Binder, 155–168. London: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781003085188>.
- Weis, Christina. 2021. *Surrogacy in Russia: An Ethnography of Reproductive Labour, Stratification and Migration*. Bingley: Emerald Publishing Limited. <https://doi.org/10.1108/9781839828966>.
- Whittaker, Andrea. 2018. *International Surrogacy as Disruptive Industry in Southeast Asia*. New Brunswick, NJ: Rutgers University Press. <https://doi.org/10.36019/9780813596877>.

Soziale Welten in Bilder bringen: EthnoGraphic Novels als Modus ethnographischer Forschung und Präsentation

Beate Binder

Abstract

Das Format der Graphic Novel erfreut sich in den ethnologischen Fächern zunehmender Beliebtheit, um Forschungsergebnisse einem breiteren, über akademische Kreise hinausweisenden Publikum zu vermitteln. Vor dem Hintergrund eigener Erfahrungen gehe ich in diesem Beitrag der Übersetzung von ethnographischem Wissen in Text-Bild-Geschichten nach und lerte die Potenziale und Herausforderungen des Genres aus. Mich interessiert, wie sich ethnographisches Wissen verändert, wenn es als Graphic Novel erzählt wird, welche Entscheidungen etwa in Bezug auf Auswahl und Reduktion, auf Blickführung und Darstellungsweisen getroffen werden müssen und welche Möglichkeiten das Genre in Hinblick auf den Umgang mit ethischen Anforderungen, mit visuellen Stereotypisierungen sowie der Deutungshoheit von Ethnograph:innen bietet.

Keywords: Graphic Novel; Repräsentation; ethnographisches Wissen; Visualität; Fiktionalisierung; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Binder, Beate. 2025. »Soziale Welten in Bilder bringen: EthnoGraphic Novels als Modus ethnographischer Forschung und Präsentation.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 447–462. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_029

»Everything about the enticing book of colored pictures, but especially its untidy, sprawling format, the colorful, riotous extravagance of its pictures, the unrestrained passage between what the characters thought and said, the exotic creatures and adventures reported and depicted: all this made up for a hugely wonderful thrill, entirely unlike anything I had hitherto known or experienced.«

(Said 2003: i)

Das Bunte, Unordentliche und Aufregende – also alles, was Edward Said an Comics so fasziniert – ist wohl einer der Gründe, warum das Interesse an Bild-Text-Geschichten zuletzt stetig gewachsen ist. Bedurfte die Beschäftigung mit diesen bis vor einigen Jahren noch der Rechtfertigung (vgl. Vähling 2003; Ditschke, Kroucheva und Stein 2015), scheint die Skepsis gegenüber diesem populärkulturellen Genre inzwischen verschwunden zu sein. Im Einklang mit der generellen Zunahme visueller Medienformate gehören die sequentiellen Erzählungen mit ihrer Verschränkung von Bild und Text mittlerweile zum selbstverständlichen Bestandteil des Angebots in Buchhandlungen und Büchereien; auch eine Comicwissenschaft ist dabei, sich zu etablieren.

Diese Begeisterung hat ihre Spuren auch in den ethnologischen Fächern hinterlassen. Auch hier spielen Graphic Novels¹ inzwischen eine nicht zu übersehende Rolle: als Forschungsgegenstand, als Instrument der Forschungspraxis und als Modus der Repräsentation. Gegenwärtig wird mit dem Format der EthnoGraphic Novel² an verschiedenen Orten experimentiert. Das Spektrum reicht dabei von der nachträglichen graphischen Übersetzung von Ethnographien bis hin zu Bildergeschichten, die im Verlauf der Forschung kollaborativ erstellt werden. Diskutiert wird zugleich darüber, wie graphisches Erzählen in der Feldforschung oder beim Unterrichten eingesetzt werden kann (Atalay et al. 2019).

Folgende Hinweise können einen ersten Eindruck von der Vielfalt bereits vorliegender Beiträge und laufender Diskussionen vermitteln: Die University of Toronto Press und der französische Verlag Casterman geben seit einigen Jahren Serien mit EthnoGraphic Novels heraus;³ in der Zeitschrift *American Anthropologist* wurden Expe-

1 Um die brüchige Trennlinie zwischen Hoch- und Populärkultur nicht zu reproduzieren, unterscheide ich nicht zwischen Comic und Graphic Novel. Alternativ zu beidem nutze ich die Bezeichnungen Text-Bild-Geschichte und graphisches Erzählen.

2 Mit der Schreibweise EthnoGraphic Novel und dem Verweis auf ein Genre betone ich das Spezifische der ethnologischen Nutzung bzw. das mit dieser Darstellungsweise verbundene Regelwerk, auch wenn die Bezeichnung Novel literaturwissenschaftlich gesehen nicht immer zutrifft (vgl. Geczy und McBurnie 2023).

3 Die Serie der Universität Toronto heißt »ethnoGRAPHIC: Ethnography in Graphic Form«, <https://utorontopress.com/search-results/?series=ethnographic> (Zugriff am 22.08.2023). Zur Entstehung der ersten Ausgabe siehe: <https://www.americananthropologist.org/online-content/2018/06/07/drawing-culture-or-ethnography-as-a-graphic-art-the-making-of-lissa?rq=Lissa> (Zugriff am 30.12.2023) bzw. Hamdy and Coleman 2021. Casterman nutzt den Titel »Sociorama«, <https://www.casterman.com/Bande-dessinee/Collections-series/bd-societe-et-documen>

rimente mit Graphic Novels veröffentlicht;⁴ die Autor:innen des Blogs *Fieldsights* diskutieren über *Graphic Ethnography on the Rise*.⁵ Wie in EthnoGraphic Novels Text und Bild verbunden werden, ist unterschiedlich: Von einzelnen Illustrationen in ansonsten textbasierten Repräsentationen bis zu ausschließlich in Bildern erzählten Geschichten werden Graphisches und Geschriebenes unterschiedlich gewichtet. Daher scheint mir eine abschließende Definition wenig sinnvoll. Wichtiger ist das, was allen Formen gemeinsam ist: EthnoGraphic Novels unterbrechen die Dominanz des Texts bzw. des Schreibens (vgl. Taussig 2011) und tragen mit ihren Charakteristika zur weiteren Vielfältigung der Möglichkeiten bei, ethnographisches Wissen zu präsentieren.

Dimitros Theodossopoulos sieht die besonderen Vorzüge der »graphic-ethnographic practice« darin, dass Reflexivität, Kollaboration und die öffentliche Verbreitung ethnographischen Wissens befördert werden (Theodossopoulos 2022b: o. S.). Die graphischen Elemente, so schreibt er, fügen der Ethnographie eine zusätzliche ästhetische, sensuelle, künstlerische und auch analytische Dimension hinzu (ebd.). In dieser Debatte steht außer Frage, dass das Arbeiten mit EthnoGraphic Novels das *going public* der ethnologischen Fächer unterstützen kann, da durch die leichtere Zugänglichkeit ein breiteres Publikum erreicht werden kann. Zugleich geht damit eine Kondensierung des Texts unter weitgehendem Verzicht auf die Darlegung theoretischer Konzepte einher.⁶ Noch nicht ausreichend geklärt scheint mir bislang, nach welchen Kriterien EthnoGraphic Novels in ihrem Zusammenspiel von Text und Bild in ihrer jeweiligen Umsetzung bewertet werden können.

Vor diesem Hintergrund werde ich im Folgenden den Potenzialen und Herausforderungen des Genres EthnoGraphic Novel nachgehen und mich dabei auch auf eigene Erfahrungen beziehen. Im Rahmen des europäischen Verbundforschungsprojekts *CrimScapes*⁷ entwickelten wir in Zusammenarbeit mit Künstler:innen aus unseren Forschungsmaterialien Text-Bild-Geschichten.⁸ Was uns wie auch den

taire/sociorama (Zugriff am 08.01.2024); vgl. https://www.francetvinfo.fr/culture/bd/quot-la-fabrique-pornographique-quot-de-lisa-mandel-une-plongee-dans-le-monde-du-x-en-bandes-des-sinees_3321249.html (Zugriff am 08.01.2024).

4 <https://www.americananthropologist.org/ethnographic-storytelling> (Zugriff am 15.12.2023).

5 <https://culanth.org/fieldsights/series/graphic-ethnography-on-the-rise> (Zugriff am 22.08.2023).

6 Insofern gibt es viele Parallelen zur Debatte um den Nutzen fiktionaler Elemente beim ethnographischen Schreiben (vgl. Binder 2015).

7 *CrimScapes: Navigating Citizenship through European Landscapes of Criminalisation*, www.crimscapes.de (Zugriff am 03.08.2024). Mein Text basiert auf gemeinsamen Diskussionen im Team. Ich danke dem gesamten Team sowie dem Graphiker H-P Lehkonen und den anderen Künstler:innen, die das Team begleitet haben, für Anregungen und Hinweise. Den deutschsprachigen Kolleg:innen Friederike Faust, Todd Sekuler, Jérémy Geeraert und Carmen Grimm danke ich für ihr hilfreiches Feedback zu einer früheren Version dieses Texts.

8 Die Publikation erscheint 2025 bei PM Press unter dem Titel *Down by Law: Criminalization, Solidarity, and Survival in Europe*, hg. von CrimScapes Research Group, https://pmpress.org/index.php?l=product_detail&p=1810.

Gutachter:innen bei der Antragstellung im Jahr 2019 besonders innovativ und kreativ erschien, lag offensichtlich ganz im Trend. Als Teil des wachsenden Interesses an multimodalen, theatralen und multisensorischen Formen des Ethnographierens (Dattatreyan und Marrero-Guillamón 2019; Collins, Durlington und Gill 2017) scheint die Auseinandersetzung mit Graphic Novels naheliegend (Gilbert und Kurtovic 2022). Anders jedoch als Fotografie und Film, die in den ethnologischen Fächern seit Langem genutzt und diskutiert werden (vgl. FREIRE DE ANDRADE NEVES, Sektion VERMITTLUNG), ist das Medium Comic erst seit etwa 2000 in den Blick geraten.

Mit Blick auf die Besonderheiten von EthnoGraphic Novels frage ich in diesem Beitrag, was mit ethnographischem Wissen ›passiert‹, in welcher Weise es also verändert wird, wenn es als Text-Bild-Geschichte erzählt wird. Ich skizziere zunächst am Beispiel des von Didier Fassin zusammen mit Frédéric Debomy und Jake Raynal herausgegebenen Bands *Policing the City – an Ethno-Graphic* (Fassin, Debomy und Raynal 2022) einige der Entscheidungen, die Ethnolog:innen im Umgang mit dem Genre treffen müssen, etwa in Hinblick auf Auswahl und Reduktion, auf Blickführung und Darstellungsweisen. Anschließend vertiefe ich dies anhand von Diskussionen, die im *CrimScapes*-Team geführt wurden, stelle dabei andere Lösungsmöglichkeiten für analoge Problemstellungen vor und greife weitere Fragen auf, zum Beispiel hinsichtlich des Umgangs mit ethischen Herausforderungen und Anonymisierung, mit Stereotypen und visuellen Verweisen sowie mit der Deutungshoheit der Ethnograph:innen.

Enforcing Order: von der Ethnographie zur Ethno-Graphic

Die Übersetzung der rund 400-seitigen Ethnographie *Enforcing Order* (Fassin 2013) in eine Ethno-Graphic⁹ von 100 Seiten (Fassin, Debomy und Raynal 2022) dient mir als Anschauungsmaterial, um Potenziale und Herausforderungen des Genres zu identifizieren. Mich interessiert, welche Entscheidungen getroffen werden müssen, wenn ethnographisches Wissen in Form von Text-Bild-Geschichten präsentiert werden soll. Fassin liefert hierfür in einem Vorwort einige Antworten, indem er – wenn auch knapp – Auskunft über zentrale Überlegungen bei der Herstellung dieser Ethno-Graphic gibt.

Wichtig war Fassin, dass das Ethnographische seiner Forschung sichtbar bleibt. Darunter fasst er die Praxis der Feldforschung, das damit verbundene teilnehmende Eintauchen in zuvor unbekannte soziale Welten mit ihren Alltagen sowie schließlich

⁹ So die von Fassin vorgeschlagene Bezeichnung. Das französische Original erschien 2020 unter dem Titel *La force de l'ordre* bei Delcourt: <https://www.editions-delcourt.fr/bd/series/serie-la-force-de-l-ordre/album-force-de-l-ordre> (Zugriff am 10.01.2024).

die Darstellung der Ergebnisse in unterschiedlichen Medien und Formaten. Er bestätigt, dass gezeichnete Bücher bis vor kurzem nicht zu den üblichen Darstellungsformen in den ethnologischen Fächern gehörten: »and the present work results from a desire to innovate in this respect« (Fassin 2022: o. S.). Die zentrale Herausforderung bestand darin, die vielen Seiten Text mit ihren differenzierten theoretischen Reflexionen auf wenige Zeilen zu reduzieren, die den Bildern in Form von erläuternden Textfeldern und Sprechblasen beigegeben werden. Durchgehend stand die Frage im Raum, wie der Übergang gestaltet werden kann: »from accounts of scenes and description of places to panels that depict them, from the analysis of complex situations and theoretical questions to a succession of images accompanied by occasional speech bubbles and narrative boxes« (Fassin 2022: o. S.).

Angesprochen wird damit das zentrale Merkmal von EthnoGraphic Novels: Bilder übernehmen einen großen Teil der Aufgabe, die sonst der Text erfüllt. Zugleich formulierte Fassin als Maximen, auf fiktionale Elemente zu verzichten und die pure Aneinanderreihung von Anekdoten zu vermeiden. Vor diesem Hintergrund waren Wege zu finden, die Routinen der Polizeiarbeit und das ethnographische Forschen darüber durch Bilder zu vermitteln. Das Team um Fassin entschied schließlich, den Ethnographen in doppelter Weise sichtbar zu machen: in der Ich-Erzählung seiner Interpretationen und Beschreibungen und als gezeichnete Figur als Teil der Szenen. Deutlich gemacht werden soll auf diese Weise, dass die Ethno-Graphic nicht eine soziale Welt abbildet, »wie sie ist«, sondern dass es sich um eine in ethnographischer Forschung fundierte Interpretation handelt. Im Abgleich von Anspruch und Realisierung fällt auf, dass die soziale Position des Ethnographen ebenso wie seine persönliche bzw. familiäre Erfahrung mit Polizeipraktiken nur angedeutet werden: Die Leser:innen erfahren beispielsweise, dass auch Fassins Sohn von Polizeigewalt betroffen war, nicht aber, dass der Ethnograph weiß ist.¹⁰

Im Sinne des Anliegens, die Routinen der Polizeiarbeit mit ihren Problematiken sichtbar zu machen, übernehmen die Bilder, wie in Graphic Novels üblich, die Aufgabe, Schauplätze und Räume, Atmosphären und Praktiken zur Darstellung zu bringen. In der Zusammenarbeit von dem Ethnographen, Zeichner und Texter ist eine Text-Bild-Geschichte entstanden, in der das ethnographische Vorgehen, die spezifischen Bedingungen vor Ort, der politische Kontext und die Logik polizeilicher Arbeit sichtbar gemacht und die Handlungsweisen der Polizisten sehr explizit interpretiert werden. Ich nehme die Bilder mit ihren klaren schwarzen Linien und Flächen und den wenigen opaken bis düsteren Farben als der Thematik angemessen wahr: Gezeigt werden Häuserblocks, Straßensituationen, die Po-

10 So auch ein Leser:innenkommentar auf <https://www.goodreads.com/book/show/59134068-policing-the-city> (Zugriff am 12.04.2024). Auch die schemenhaften Zeichnungen erlauben keine eindeutige Einordnung.

lizeistation und das Vorgehen der Polizeieinheit – einer speziellen Einsatzgruppe zur Kriminalitätsbekämpfung –, die Fassin in einem Pariser Vorort begleitet hat.

Obwohl die Figuren eher schemenhaft erscheinen, lassen sich einzelne Charaktere wiedererkennen. Vor allem scheint mir gelungen, wie die Bilder dem Rhythmus von Langweile und Aktion folgen, der im Text beschrieben wird: Das langsame und sinnlos erscheinende Patrouillieren in den nächtlichen Siedlungen wird durch comictypische Soundwords unterbrochen, die etwa die Beschleunigung des Polizeiautos bei einem Einsatz sensuell erfahrbar machen. Unterstützt wird die Dramatik einzelner Situationen durch Perspektivwechsel: So werden zum Beispiel weglauende Jugendliche sowohl in einer Ansicht auf Augenhöhe als auch aus der Untersicht des im Polizeiauto sitzenden Ethnographen gezeigt. Trotz der Zentralität der Bilder nimmt der Text einen großen Teil der Bildflächen ein.¹¹ Die gesamte Erzählung ist aus einer Abfolge von verdichteten Ereignissen komponiert, die durch erläuternde Texte zusammengehalten werden. Im Text wird die zentrale These expliziert, die auch in den Bildern transportiert wird: Nicht der Stärkung von Recht und Gesetz dient die Polizeiarbeit, sondern vor allem der Stabilisierung der hierarchischen sozialen Ordnung.

Die geschilderten Darstellungsweisen bedienen die Genreregeln von Graphic Novels (Jüdt 2022) in spezifischer Weise: Die Erzählung folgt einem Spannungsbogen, der durch den Rhythmus der Ereignisse wie durch den durchlaufenden Text hergestellt wird. Auch das Erzeugen dieses Zusammenhalts ist bei der Erstellung einer Graphic Novel eine Herausforderung, denn die Leseführung und der Erzählbogen der Graphic Novel wird anders als in der Argumentationslogik der rein textbasierten Monographie vor allem durch *action* erzeugt. Neben der Polizeiarbeit wird in der Darstellung auch das Forschen thematisiert und dem Ethnographen an verschiedene Stationen seiner Forschung gefolgt. Ein Epilog informiert über die weitere Entwicklung nach Ende der Feldforschung (einschließlich der Reaktionen auf das Erscheinen der ethnographischen Studie).

Der Text wirkt dicht, weil ein Großteil der Informationen den Bildern übertragen wurde. Bilder und Text laufen nicht durchgehend parallel, sondern ergänzen sich auch über Sprünge in Zeit und Raum hinweg: Porträts von Politiker:innen und Vorgesetzten, denen Sprechblasen mit Originalzitaten zugeordnet werden, begleiten Analysen, die das Agieren der Polizeieinheit in Organisationsstrukturen und politische Entwicklungen einbetten. Durch das ›Einblenden‹ von in der Polizeiwache aufgehängten Postern werden Verbindungen zur Populärkultur wie auch zu politischen Haltungen und Entwicklungen hergestellt. Auf diese Weise versuchen Fassin und sein Team, die Komplexität der Analyse zu transportieren und deutlich zu machen,

11 Wie üblich bei Übersetzungen wurde der englische Text in die für den französischen Text ausgelegten Sprechblasen und Textblöcke eingefügt, so dass diese in der englischen Ausgabe eher überdimensioniert wirken.

dass es nicht allein das Handeln der Polizisten vor Ort und deren Umgang mit Recht ist, die die konfrontative und angespannte Lage in Pariser Vororten hervorbringen, sondern dass hierbei komplexe Verflechtungen aus politischen Entscheidungen, bürokratischen Organisationsstrukturen, rechtlichen Regulierungen, Imaginarien von (Un-)Sicherheit sowie nicht zuletzt populärkulturellen Vorstellungen von Stärke und Männlichkeit Wirkung zeigen. Für Fassin bergen die ästhetischen Möglichkeiten der Text-Bild-Geschichte letztlich das Potenzial, in politische Prozesse einzugreifen:

»If this ethno-graphic can contribute to this demand [of a more democratic police, BB], it is doing so, in its small way, by exposing the social logics that enable what is claimed to be respect for public order to transmute into defense of the social order, and by providing some keys to understanding for those who, here as elsewhere, are fighting for a more just society.« (Fassin 2022: o. S.)

Mit dem Ineinandergreifen von ästhetischen Mitteln und politischen Möglichkeiten begründet Fassin das Experimentieren mit dem Medium Comic. Wie im Epilog der Ethno-Graphic deutlich wird, hatte sich seit dem Erscheinen der ethnographischen Studie im Jahr 2013 die Situation in den Pariser Vororten weiter verschärft. Zugleich ist die Kritik an Polizeiarbeit und -gewalt zum Gegenstand einer öffentlichen Debatte geworden. Gerade diese sich formierende Öffentlichkeit hat die Produktion und Publikation der Ethno-Graphic mutmaßlich stark beeinflusst: Eine Reihe von Lesekommentaren bewertet sie als wichtigen Beitrag zur aktuellen Debatte. Die Ethno-Graphic wird vor allem in Hinblick auf ihren politischen Gehalt diskutiert, während ästhetische Entscheidungen und deren Bewertung zweitrangig bleiben.¹² Nur einzelne Stimmen äußern sich dazu, dass die Zeichnungen (nicht) gefallen. Es scheint, dass mit der Ethno-Graphic der Brückenschlag zwischen Politik und Kunst gelungen ist und sich der politische Anspruch der Forschung in eine allgemeinverständliche Darstellung übersetzt. Der Anspruch, zur Demokratisierung von Polizeiarbeit beizutragen, traf auf die kritische Haltung, die Verfehlungen und Handlungen der Polizei jenseits des Rechts nicht länger tolerieren oder gar unterstützen zu wollen. Insofern hat sich auch Fassins Hoffnung erfüllt, mit der Ethno-Graphic einen Beitrag zu öffentlichen Debatten zu leisten (vgl. EINLEITUNG, SEKTION ÖFFENTLICHKEITEN).

Down by Law: sequentielles Erzählen vom Regieren durch Kriminalisieren

Auch im Team von *CrimScapes* war das primäre Anliegen, mittels einer visuell fesselnden EthnoGraphic Novel ein breites Publikum zu erreichen, um dadurch die Debatte über die Effekte einer Politik zu bereichern, die vornehmlich auf Krimina-

12 Vgl. <https://www.goodreads.com/book/show/59134068-policing-the-city> (Zugriff am 14.04.2024).

lisierung setzt. Im Zentrum des Verbundprojekts, in dem Kulturanthropolog:innen und Soziolog:innen aus Berlin, Kraków, Paris und Helsinki zusammenarbeiteten, stand die Frage nach den Hintergründen und Effekten dieser Politik in den Feldern Abtreibung, Drogenkonsum und Sexarbeit (in Polen), Hassrede im Internet, Ersatzfreiheitsstrafe und Frauengefängnisse (in Deutschland), Infektionskrankheiten (in Finnland) und Seenotrettung (im Mittelmeerraum). Mit ethnographischen Mitteln zeigten wir, wie die Mobilisierung von Strafrecht und Maßnahmen der Verbrechensbekämpfung, eingebettet in Vorstellungen von (Un-)Sicherheit und (Il-)Legalität, von denjenigen navigiert werden, die zur Zielgruppe dieser Politik gemacht werden. In den jeweiligen Feldern arbeiteten wir mit NGOs als assoziierten Partner:innen zusammen, die als Informant:innen, Expert:innen und Diskussionspartner:innen in den Forschungsprozess eingebunden waren, jedoch wenig Einfluss auf den Forschungsprozess hatten (vgl. zu einer ähnlichen Konstellation BINDER und HESS, Sektion KOLLABORATIONEN).

Ich werde im Folgenden zeigen, wie wir im Verlauf des Arbeitsprozesses mit denselben herausfordernden Fragen umgegangen sind, die auch Fassin und sein Team beantworten mussten. Teilweise stellten sich uns aber auch neue Fragen, die zumindest in den von Fassin publizierten Erläuterungen keine Rolle spielen. Unter anderem beschäftigte uns als Team, wie das Arbeiten mit EthnoGraphic Novels mit ethischen und politischen Debatten korrespondiert, die in den ethnologischen Fächern gegenwärtig geführt werden: Inwiefern erlaubt das Erzählen in Text-Bild-Kombinationen andere Formen der Kollaboration und Repräsentation in machtvoll strukturierten Forschungssettings, etwa weil Betroffene leichter einbezogen werden können (vgl. Attalay et al. 2019)?

Auch wir begründeten den Rückgriff auf das Format Graphic Novel an erster Stelle damit, dass so ein breiteres Publikum erreicht werden kann. Wir griffen damit das in vielen Debattenbeiträgen zu lesende Plädoyer für Graphic Novels mit großer Selbstverständlichkeit auf – wohl auch, weil die meisten von uns selbst Comics lesen. Nicht beachtet haben wir dabei, dass auch die Fähigkeit, das Zusammenspiel von Text und Bild zu dechiffrieren, erlernt werden muss. Tatsächlich sind Comics vielerorts – etwa in Frankreich, Japan oder auch den Staaten des früheren Jugoslawiens – ein im Vergleich zu Deutschland länger etabliertes und akzeptiertes Genre. Trotz dieser regionalen Unterschiede in der Verbreitung und Akzeptanz von Comics können Ethnolog:innen auf den Leseerfahrungen, die sich mit diesem Genre verbinden, bei ihrem Umgang mit diesem Medium aufbauen. Das sequentielle Erzählen in Text-Bild-Kombinationen ist offener für Interpretationen, bietet ein Nebeneinander unterschiedlicher Erzählstränge und -ebenen, lebt stärker als herkömmliche Texte vom Wiedererkennen und Rekombinieren und damit vom aktiven Engagement der Lesenden (vgl. Gilbert und Kurtovic 2022: 7; Dix, Kaur und Pollock 2019: 92). Das präsentative Nebeneinander von

Bildinformationen koppelt sich auf unterschiedliche Weise mit dem Nacheinander von Geschriebenem. Diese Vielschichtigkeit und Interpretationsoffenheit von Bild und Text ist herausfordernde Basis wie zu reflektierendes Ziel der Kooperation von Künstler:innen und Ethnolog:innen, die Bildinhalte, Dramaturgie und das Zusammenspiel von Text und Bild im Arbeitsprozess aushandeln.

Von Anfang an war uns klar, dass wir für das Entwickeln der Graphic Novel auf die Zusammenarbeit mit Künstler:innen angewiesen sind, und hatten dafür entsprechende Mittel beantragt und bewilligt bekommen. Als Team bereiteten wir uns im Rahmen von zwei Workshops mit einem erfahrenen Graphic Novel-Künstler intensiv auf die vor uns liegende Aufgabe vor. Wir haben uns mit dem Entstehungsprozess einer Graphic Novel und den verschiedenen Arbeitsschritten auseinandergesetzt: Erstens mussten wir entscheiden, welcher Ausschnitt der Forschung als Geschichte erzählt werden soll, zweitens ein Textmanuskript erstellen, in dem alles, was in der Erzählung Platz finden soll, zusammengetragen und geordnet wird; drittens wurde ein Storyboard grob skizziert, in dem mögliche einzelne Szenen und Ereignisse in einer ersten Panelstruktur und erste Vorzeichnungen entworfen wurden; viertens musste die Ausgestaltung der Panels und Bildkästen weiterentwickelt und fünftens schließlich alles ins Reine gezeichnet werden. Unsere Aufgabe war es, zunächst die ersten Schritte selbst zu gehen. Anschließend hat sich jede:r Ethnograph:in eine:n Künstler:in als Kooperationspartner:in gesucht, um in dichter Zusammenarbeit die Feinstruktur und bildliche Gestaltung der eigenen Geschichte zu entwickeln. Besonders herausfordernd waren dabei zwei Dinge: Zum einen standen jedem Team nur sieben Doppelseiten zur Verfügung; zum anderen sollte die geplante Anthologie über die unterschiedlichen Teams und Zeichenstile hinweg durch eine im Vorfeld festgelegte Farbpalette Kohärenz erhalten, was die Künstler:innen in ihrer Gestaltungsfreiheit einschränkte. Entstanden sind insgesamt acht Geschichten, die wir aufgrund ihrer Kürze als EthnoGraphic Short Storys bezeichnen (CrimScapes Research Group 2025).

Für die Umsetzung dieser Kurzgeschichten mussten Entscheidungen getroffen werden, wie sie bereits im vorhergehenden Abschnitt angeklungen sind. Auch uns stellte sich die Frage, wie das Ethnographische in den Short Storys dargestellt werden kann. Trotz der strikten Seitenbegrenzung musste eine Balance zwischen der dramaturgischen Entwicklung der Geschichte und analytischer Genauigkeit gefunden und der Forschungsprozess selbst sichtbar gehalten werden. Wir kamen der Anforderung nach Reflexivität in anderer Weise als Fassin nach. Grundsätzliche Hinweise auf den Forschungszusammenhang und die Erhebung der Daten beschrieben wir in der Einleitung der Anthologie in Textform, zudem wurden die Geschichten im Anhang durch weiterführende Erläuterungen auf jeweils einer Textseite kontextualisiert. Während in einigen der Geschichten die forschende Person weder in Bild noch Text erscheint und ein auktorialer Erzählstil gewählt wurde, um dem Handeln

der Protagonist:innen mehr Raum geben zu können, ist diese in anderen Geschichten präsent, zum Beispiel, indem aus der Ich-Perspektive erzählt wird. Das Team von Todd Sekuler und Joris Bas Backer hat sich darüber hinaus dafür entschieden, das Verhandeln der Erzähl- und Visualisierungsstrategien in eigenen Bildkästen zu zeigen, um Leser:innen an den Entscheidungsprozessen teilhaben zu lassen. Dies konnte deshalb umgesetzt werden, weil das Nebeneinander verschiedener Zeitebenen in einem Panel zu den genrespezifischen Möglichkeiten von Comics gehört.



Abb. 1: Ausschnitt aus der Graphic Short Story *Think Happy Thoughts* von Todd Sekuler und Joris Bas Backer aus *Down by Law*

Quelle: © Joris Bas Backer 2024

Für die Gestaltung der Bildinhalte war die Kreativität und Erfahrung der Künstler:innen unerlässlich. In der Zusammenarbeit erlebten die Ethnograph:innen, dass Feldforschungseindrücke bei der Entwicklung der graphischen Darstellung wiederbelebt und damit auch genauer reflektiert werden können, somit auch ein analytischer Mehrwert entsteht. In den Teams bildeten Fragen der Gestaltung den Kern der Diskussionen. Die Personen und Situationen im Feld mussten einerseits eine Gestalt finden, die nah an der Forschung und in dieser Hinsicht ›authentisch‹ bleibt. Obwohl die Zeichnungen Leser:innen auch Momente des (Wieder-)Erkennens ermöglichen sollen, sollten die Bilder gleichzeitig möglichst wenig Klischees und Stereotype bedienen. Friederike Faust, die im Frauenstrafvollzug geforscht hat, beschreibt das Aushandeln dieses Spannungsverhältnisses als Prozess, in dem von ihr, ihrer Zeichnerin Valerie Assmann

und dem Wissenschaftler und Comickenner Jan Peuckert die Figuren zwischen Realitätsnähe, Kreativität und sozialen Imaginarien zum Leben erweckt wurden. Während in ersten Zeichnungen die Protagonistin depressiv und das Gefängnis dunkel und abweisend wirkte, hat beides im Sprechen über Forschungsmaterialien und innere Bilder eine ganz eigene, neue Gestalt gefunden. Die Protagonist:innen haben nun zwar kaum äußerliche Ähnlichkeit mit den Personen, denen Friederike Faust während ihrer Feldforschung begegnet ist, aber die Zeichnungen treffen den Kern der Erzählung, indem sie zeigen, dass auch ein Gefängnis ein Ort multipler Wahrheiten ist. Wie sehr dabei einzelne Bildelemente zur Vermittlung von Atmosphären beitragen, wurde Friederike Faust bewusst, als eine Gefängniswärterin von der Künstlerin Valerie Assmann zunächst mit wutverzerrtem Gesicht in Szene gesetzt worden war – damit nah an der Vorstellung der Künstlerin von einem »Gefängniswärter« –, während sie in der finalen Version zwar immer noch streng die Szene betrachtet, aber Gesicht und Körpersprache deutlich von der professionellen Routine sprechen, wodurch die Darstellung dem Erleben der Ethnographin während der Feldforschung besser entspricht.

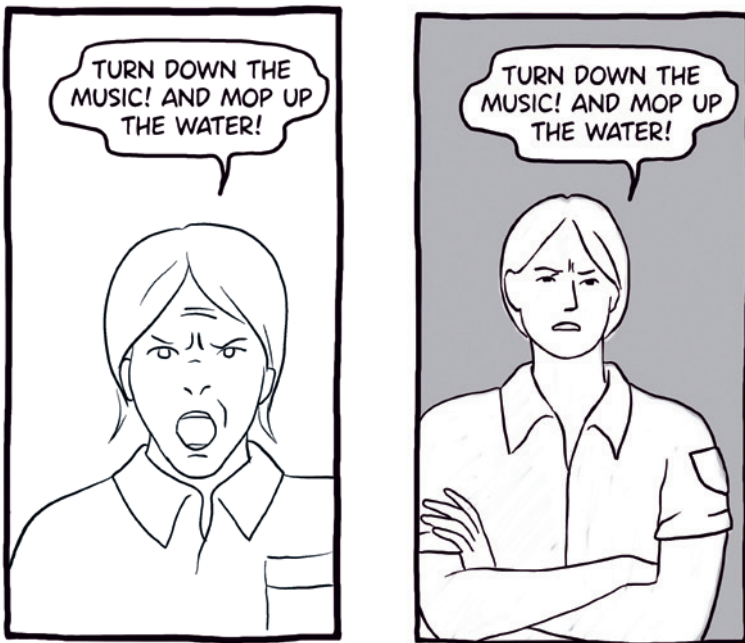


Abb. 2 und Abb. 3: Entwurf und Reinzeichnung aus der Graphic Short Story
It is Ok to Cry von Friederike Faust, Valerie Assmann und Jan Peuckert

Quelle: © Valerie Assmann 2024

Der Arbeitsprozess machte einen weiteren Vorteil von graphischen Darstellungen deutlich, denn in den meisten der erzählten Geschichten sind die Protagonist:innen insofern fiktiv, als sie Forschungsmaterialien unterschiedlicher Begegnungen und Begebenheiten in sich vereinen. Diese Möglichkeit der Fiktionalisierung bietet den gerade in Feldern der Kriminalisierung dringlichen Schutz für Forschungspartner:innen. Im Oszillieren zwischen dem Anspruch auf Genauigkeit und dem Zulassen fiktiver Elemente ermöglicht die Technik der Kompilation, Forschungspartner:innen zu anonymisieren, während sie, in ihrem Handlungsvermögen dargestellt, gleichzeitig zu menschlichen Wesen werden (Dix, Kaur und Pollock 2019: 92). Um gängige Wahrnehmungen zu irritieren, hat der Ethnograph Jérémy Geereart daher zusammen mit dem Künstler Sylvain Adam entschieden, den von Seenotrettungsschiffen aufgegriffenen Geflüchteten ein Gesicht zu geben, während sie hinter dem Gitter des Abschiebelagers als anonyme Masse erscheinen, wie es in gängigen Pressedarstellungen üblich ist.

In Text-Bild-Geschichten obliegt es vor allem den Zeichnungen, Glaubwürdigkeit und in gewissem Maß auch Authentizität zu erzeugen – auch wenn die Graphiken immer offen für Interpretationen und unvorhergesehene Lesarten bleiben (Wadle 2012). Ethnographische Realitätstreue trifft hier auch auf die dem Comic eigene Möglichkeit, Wirklichkeit zu überschreiten. Zum Genre gehört es, mit der Grenze zum Unnatürlichen und Unmöglichen zu spielen. In der gezeichneten Welt der Graphic Novel erscheint vieles selbstverständlich und natürlich, was in der realen Welt – zumindest aus westlich-europäischer Sicht – als unmöglich und unsichtbar gilt: Vom Auftreten von Geistern bis hin zum Außerkraftsetzen physikalischer Gesetzmäßigkeiten sind Text-Bild-Geschichten kaum Grenzen gesetzt (Fehrle 2011). Dies steht in einem Spannungsverhältnis zu dem Wunsch, soziale Welten und Alltage zu zeigen, öffnet aber einen Raum, um an die Imaginationskraft der Leser:innen anzuknüpfen. In der Erzählung von Todd Sekuler und Joris Bas Backer erscheinen zum Beispiel die Halluzinationen, die den Content-Moderator, den Protagonisten der Geschichte über den Umgang mit Hasskriminalität im Internet, auf Grund seines täglichen Umgangs mit Online-Hass quälen, als riesiges Monster vor den Fenstern seines Arbeitsplatzes. In dem Beitrag von Jérémy Geereart und Sylvain Adam zum Aktivismus der Seenotrettung im Mittelmeer spielt ein Fisch eine zentrale Rolle, der auch auf dem Trockenen agiert. Das Team von Juulia Keela und H-P Lehkonen hat wiederum ein überdimensioniertes HI-Virus zu einem Akteur der Geschichte um die Kriminalisierung von Infektionsrisiken gemacht. Diese graphischen Gestaltungsmöglichkeiten unterstützen das Anliegen, mittels der EthnoGraphic Novel Kritik zu artikulieren und transgressive Räume zu öffnen. Aufbauend auf den Spaß beim Lesen von Comics, wird dabei die Phantasie der Leser:innen ebenso angerufen, wie Gefühle durch die Darstellung evoziert werden. Bei diesen Entscheidungen stellen die kreativen Kompetenzen

und der imaginäre Reichtum der Künstler:innen eine unschätzbare Ressource dar. Nur durch ihr Können und ihren Einfallsreichtum konnte der Mehrwert der EthnoGraphic Novels realisiert werden, von dem Theodossopoulos (2022a) spricht – und können auch nicht-akademische Leser:innen angesprochen werden.

In einigen Teams standen die Künstler:innen in direkter Beziehung zu den Forschungsfeldern. Beispielsweise hat Agata Dziuban mit der Designerin Aleksandra »Sasza« Stachowska zusammengearbeitet, die als Sexarbeiterin selbst in der Sexarbeiter:innenbewegung aktiv ist, von der die EthnoGraphic Short Story handelt. Durch diese Kooperation konnte sich Agata Dziuban darauf verlassen, dass Räume, Situationen und Atmosphären der Sexarbeit treffend(er) dargestellt werden. Ähnliche Erfahrungen machte auch Justyna Struzik, die im Team mit Kasia Urbaniak und Florian Krynicki die Effekte polnischer Drogenpolitik auf die Nutzer:innen von Opioiden reflektiert. Auch die Graphic Short Story von Agata Chelstowska und Asia Bordowa basiert auf den gemeinsamen intimen Kenntnissen der Anti-abtreibungsbewegung; dasselbe gilt für die Auseinandersetzung mit Kampagnen gegen die Ersatzfreiheitsstrafe in Deutschland, die Carmen Grimm zusammen mit Janita-Marja »JJ« Juvonen bearbeitet hat.

In diesen Kooperationen, in denen die Grenze zwischen Forscher:in, Künstler:in und Forschungspartner:in verschwimmt, wurde besonders deutlich, dass die gezeichneten Geschichten auch zur Verfeinerung und Zuspitzung von Interpretationen beitragen können (vgl. Theodossopoulos 2022a). Mit Hilfe des Zeichnens werden zudem die partiellen ethnographischen Berichte durch weitere Perspektiven bereichert, wodurch die Deutungshoheit der Ethnograph:innen aufgebrochen werden kann. Dies bestätigen auch Benjamin Dix und Raminder Kaur in der Reflexion ihrer Erfahrungen mit EthnoGraphic Novels als Medium der Forschung: »This has, to some extent, leveled out the power dynamics between researcher and researched, particularly when the latter is able to see the sketches and is invited to comment, approve or even contribute to the artworks« (Dix et al. 2019: 90).

(Kollaboratives) Forschen mit EthnoGraphic Novels

Die beiden Beispiele, die ich in den Blick genommen habe, stehen für zwei Wege, wie ethnographisches Wissen durch die Zusammenarbeit mit Künstler:innen in EthnoGraphic Novels transformiert werden kann. Die beiden Projekte entstanden an unterschiedlichen Momenten des Forschungsprozesses und unter je eigenen Bedingungen in Hinblick auf Umfang, Zeitressourcen und Produktionsmöglichkeiten. Gemeinsam ist beiden Projekten, dass die Möglichkeiten des Genres Comic genutzt wurden, um Erfahrungen und Informationen (auch) über Bilder zu transportieren. Dafür mussten die Forschungsmaterialien zu einer erzählba-

ren Geschichte formiert und die Interpretation dieser Materialien auf Aussagen verknüpft werden, die ohne tiefere Darlegung von theoretischen und epistemologischen Entscheidungen und Erklärungen verstanden werden können und müssen. Mit der Wahl dieses spezifischen Mediums ist die Hoffnung verbunden, ein Publikum zu erreichen, das nicht (allein) in Fachdiskussionen über Theorien und Methoden eingebunden ist. Wird ethnographisches Wissen in dieser spezifischen Weise formatiert, erlaubt das Genre das Nebeneinanderstellen von Ungleichzeitigem, Multiperspektivität und das Aufbrechen einer strikt linearen Struktur, das Evozieren von Emotionen und das Anknüpfen an die Imaginationskraft der Leser:innen. Die Darstellung des ethnographischen Wissens kann auf diese Weise Botschaften transportieren, zugleich auch Raum für Ambivalenzen, Uneindeutigkeiten und Widersprüche lassen. Damit können EthnoGraphic Novels zu öffentlichen Debatten beitragen, indem sie je nach Intention von Ethnograph:in und Künstler:in transformative Denkräume anbieten.

Für Ethnograph:innen selbst bergen das Zeichnen und/oder die Zusammenarbeit mit Künstler:innen die Chance, die eigene Wahrnehmung zu schärfen und Forschungserfahrungen zu reflektieren. Was in beiden Projekten nur eingeschränkt eine Rolle spielte, aber auch zu den Möglichkeiten gehört, die das Genre bietet, sind der direkte Austausch mit Forschungspartner:innen und das Erproben neuer Formen kollaborativer Forschung. Die einfachere Zugänglichkeit von Text-Bild-Geschichten kann eine Grundlage für den Austausch über Forschungsergebnisse und Beobachtungen darstellen, sei es, indem erste Ergebnisse vorgelegt und diskutiert werden (Atalay et al. 2019) oder indem mit den Forschungspartner:innen gemeinsam gezeichnet wird (vgl. Galman 2019). Dies kann dazu beitragen, in ethnographisches Arbeiten eingelassene Hierarchien zu verringern und unterschiedliche Sichtweisen in die Analyse einzubeziehen. Noch deutlicher wird das dort, wo Ethnolog:innen während der teilnehmenden Beobachtung selbst zeichnen. Sie berichten, dass das Zeichnen im Vergleich zum Schreiben von Feldnotizen eher neugierig macht und Interaktionen anregt als das Schreiben von Notizen (Wadle 2012). Zeichnen kann zudem die eigene Wahrnehmung schärfen, indem es ein genaues, prüfendes Hinschauen erfordert (Douglas-Jones 2021). Für Michael Taussig (2011) geht das zeichnende Nachspüren insofern über fotografisches Dokumentieren hinaus, als es auch Atmosphärisches und Phantasmatisches, gelegentlich auch Unbewusstes erfassen kann.

Die vorliegenden Erfahrungsberichte zum Arbeiten mit EthnoGraphic Novels wie auch meine eigenen Erfahrungen damit legen nahe, das Experimentieren mit diesem Genre fortzusetzen und dabei dessen Möglichkeiten noch genauer auszuloten und fortzuschreiben (vgl. Geczy und McBurnie 2023). Was die geschilderten Formen von »ethno-graphic collaborations« (Galman 2019: o. S.) auch deutlich machen, ist, dass der Zugriff auf Text-Bild-Erzählungen mehr ist, als Forschungsergebnisse zugänglich und über akademische Öffentlichkeiten hinaus zur Verfü-

gung zu stellen. Geöffnet werden vielmehr Möglichkeitsräume einer hierarchie-freieren, offeneren Wissensproduktion und eines emanzipativen Umgangs mit Ergebnissen ethnographischen Arbeitens.

Literatur

- Atalay, Sonya, Letizia Bonanno, Sally Campbell Galman, Sarah Jacqz, Ryan Rybka, Jen Shan-non, Cary Speck, John Swogger und Erica Wolencheck. 2019. »Ethno/Graphic Storytel-ling: Communicating Research and Exploring Pedagogical Approaches through Gra-phic Narratives, Drawings, and Zines.« *American Anthropologist* 121(3): 769–772. <https://doi.org/10.1111/aman.13293>.
- Binder, Beate. 2015. »Imaginäres bändigen. Über literarische Techniken im ethnografi-schen Schreiben.« *Berliner Blätter* 68: 109–125.
- Collins, Samuel Gerald, Matthew Durlington und Harjant Gill. 2017. »Multimodality: An In-vitation.« *American Anthropologist* 119(1): 142–146. <https://doi.org/10.1111/aman.12826>.
- CrimScapes Research Group (Hg.). 2025. *Down by Law: Criminalization, Solidarity, and Surviv-al in Europe*. Oakland: PM Press. Im Erscheinen: [https://pmpress.org/index.php?l=pro-duct_detail&p=1810](https://pmpress.org/index.php?l=product_detail&p=1810).
- Dattatreya, Ethiraj Gabriel und Isaac Marrero-Guillamón. 2019. »Introduction: Multimod-al Anthropology and the Politics of Invention.« *American Anthropologist* 121(1): 220–228. <https://doi.org/10.1111/aman.13183>.
- Ditschke, Stephan, Katerina Kroucheva und Daniel Stein (Hg.). 2015. *Comics. Zur Geschichte und Theorie eines populärkulturellen Mediums*. Bielefeld: transcript.
- Dix, Benjamin und Raminder Kaur, mit Illustrationen von Lindsay Pollock. 2019. »Draw-ing-Writing Culture: The Truth-Fiction Spectrum of an Ethno-Graphic Novel on the Sri Lankan Civil War and Migration.« *Visual Anthropology Review* 35(1): 76–111. <https://doi.org/10.1111/var.12172>.
- Douglas-Jones, Rachel. 2021. »Drawing as Analysis. Thinking in Images, Writing in Words.« In *Experimenting with Ethnography: A Companion to Analysis*, herausgegeben von Andrea Bal-lestero und Brit Ross Winthereik, 94–105. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9781478091691-010>.
- Fassin, Didier. 2013. *Enforcing Order: An Ethnography of Urban Policing*. Cambridge, Malden: Polity Press.
- Fassin, Didier. 2022. »The Aesthetics and Politics of an Ethno-Graphic.« In *Policing the City. An Ethno-Graphic*, herausgegeben von Didier Fassin, Frédéric Debomy und Jake Raynal, o. S. New York: Other Press.
- Fassin, Didier, Frédéric Debomy und Jake Raynal. 2022. *Policing the City. An Ethno-Graphic*. Übersetzt von Rachel Gomme. New York: Other Press.
- Fehrle, Johannes. 2011. »Unnatural Worlds and Unnatural Narration in Comics? A Critical Examination.« In *Unnatural Narratives – Unnatural Narratology*, herausgegeben von Jan

- Alber und Rüdiger Heinze, 210–245. Berlin, Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110229042.210>.
- Galman, Sally Campbell. 2019. »Not a Mirror, But an Icon: Ethnographic Comic Art in Three Acts.« *American Anthropologist*. <https://www.americananthropologist.org/ethnographic-storytelling/galman-not-a-mirror> (Zugriff am 09.09.2024).
- Geczy, Adam und Jonathan McBurnie. 2023. *Litcomix: Literary Theory and the Graphic Novel*. New Brunswick, NJ: Rutgers University Press.
- Gilbert, Andrew und Larisa Kurtovic. 2022. »Labours of Representation: A Bosnian Workers' Movement and the Possibilities of Collaborative Graphic Ethnography.« *Anthropologica* 64(1), 1–34. <https://doi.org/10.18357/anthropologica6412022361>.
- Hamdy, Sherine F. und Nye Coleman. 2021. »Crafting Lissa, an Ethno-Graphic Story«. In *Collaborative Anthropology Today*, herausgegeben von Dominic Boyer und George E. Marcus, 173–201. Ithaca, NY: Cornell University Press.
- Jüdt, Dieter. 2022. *Von der Idee zur Graphic Novel: Erzählen mit Bildern. Szenario – Storyboard – Grafischer Sound. Anleitung*. Mainz: hermann schmidt.
- Said, Edward W. 2003. »Hommage to Joe Sacco.« In *Palestine*, herausgegeben von Joe Sacco, i–v. London: Jonathan Cape.
- Taussig, Michael T. 2011. *I Swear I Saw This: Drawings in Fieldwork Notebooks, Namely my Own*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Theodossopoulos, Dimitrios. 2022a. »Carte Blanche: Graphic Ethnography and Its Multimodal Gifts.« *Trajectory* 3. https://doi.org/10.51002/trajectory_022_08.
- Theodossopoulos, Dimitrios. 2022b. »Introduction: Graphic Ethnography on the Rise. Theorizing the Contemporary.« *Fieldsights* July 28. <https://culanth.org/fieldsights/introduction-graphic-ethnography-on-the-rise> (Zugriff am 09.09.2024).
- Vähling, Christian. 2003. »Bildidiotismus und Jugendnot. Wie deutsche Pädagogen Kinderseelen retteten.« In *Comic! Jahrbuch 2004*, herausgegeben von Burkhard Ihme, 8–27. Stuttgart: Interessenverband Comic e. V. ICOM.
- Wadle, Hannah. 2012. »Anthropology goes Comics.« *Comics Forum* (Blog). February, 3rd. <https://comicsforum.org/2012/02/03/anthropology-goes-comics-by-hannah-wadle/> (Zugriff am 09.09.2024).

Deicing Fieldwork: ein ethnographisches Experiment

Gisela Welz

Abstract

Am Beispiel einer von der Verfasserin organisierten Podiumsdiskussion mit Umweltaktivist:innen und wissenschaftlichen Expert:innen lotet der Beitrag das Potential einer gemeinsam mit Mitgliedern der Forschungscommunity durchgeführten öffentlichen Veranstaltung für die ethnographische Wissensgenerierung aus. In der Public Anthropology werden solche und ähnliche Formate immer häufiger schon zu Beginn einer Forschung geplant und eingesetzt, anstatt sie erst nach Abschluss der Forschung bzw. nach Publikation der Ergebnisse zu realisieren. Wenn Forschende und Beforschte so eng zusammenarbeiten, entstehen neue forschungspraktische, epistemische und ethische Fragen, wie der in diesem Beitrag vorgestellte Erfahrungsbericht zeigt.

Keywords: Umweltpolitik; Protestbewegung; soziale Medien; experimentelle Ethnographie; Zypem; Public Anthropology

Im September 2018 moderierte ich eine Podiumsdiskussion in Nikosia, der Hauptstadt der Republik Zypern. Thema war das wachsende Engagement junger Zyprer:innen für den Naturschutz. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich mich bereits seit mehr als 20 Jahren mit Umweltproblematiken und Ressourcenkonkurrenzen auf der Mittelmeerinsel¹ beschäftigt. Aus meinen langjährigen Kontakten zu Naturschutzorganisationen, Regierungsstellen, wissenschaftlichen Expert:innen und zivilgesellschaftlichen Aktivist:innen² wusste ich, dass Umweltschutz in Zypern lange keine breite öffentliche Zustimmung fand (Baga 2002) und sich dies auch nach dem Beitritt zur Europäischen Union 2004 kaum verändert hatte (Welz 2009). Umso überraschender war es für mich, dass ab Mitte der 2010er Jahre junge Leute begannen, in Zyperns Hauptstadt Nikosia für den Schutz von bedrohten Arten auf die Straße zu gehen.

Woran lag das? Diese Frage interessierte mich und ich hoffte, bei der Veranstaltung, für deren Ausrichtung ich das Goethe-Institut Zypern gewinnen konnte, Antworten zu finden. Ich lud Sozialwissenschaftler:innen und Umweltaktivist:innen ein, auf dem Podium miteinander und mit mir zu diskutieren. Zweifellos hätte ich stattdessen auch mit den Beteiligten Einzel- oder Gruppeninterviews führen können, um mein Frageinteresse zu befriedigen, so wie ich dies in den Jahren meiner Forschung bisher immer getan hatte. Die Präsenz eines interessierten und engagierten Publikums, das an der Diskussion teilnehmen konnte, erschien mir jedoch als eine besondere Chance, durch den Austausch unter den Teilnehmenden neue Einblicke zu erhalten. Zugleich war es mir auch ein Anliegen, ein paar Worte über die ethnologischen Fächer und ihre Forschungsinteressen zu sagen, zumal Social Anthropology an den Universitäten auf der Insel so gut wie gar nicht studiert werden kann.³

1 Die Insel Zypern ist seit einer Invasion 1974 geteilt in eine von der Türkei abhängige, international nicht anerkannte Türkische Republik Nordzypern und die Republik Zypern, die nach der Entlassung der britischen Kolonie Zypern in die Unabhängigkeit 1959 entstand und die seit 1974 über den türkisch besetzten Nordteil keine Souveränität ausüben kann. Die Republik Zypern trat 2004 in der Osterweiterungsrunde der Europäischen Union bei, wobei der *Acquis Communautaire* auch für den türkischen Nordteil ausverhandelt worden war. Mehrere Versuche einer Wiedervereinigung Zyperns während der letzten Jahrzehnte scheiterten jedoch. Wenn in diesem Beitrag von ›Zypern‹ die Rede ist, ist die Republik Zypern, also der Südtteil, gemeint, wenn von ›Insel‹ gesprochen wird, ist Zypern in seiner Gesamtheit gemeint.

2 Neben eigenen Forschungen betreute ich mehrere Magister- und Masterarbeiten sowie Dissertationen, die aus von mir am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Goethe-Universität Frankfurt initiierten Lehrforschungsprojekten in den Jahren 1999 und 2005 entstanden. In beiden Projekten des forschenden Lernens beschäftigten sich Studierende im Rahmen von Exkursionen und Erasmus-Aufenthalten mit politischen und gesellschaftlichen Veränderungen im Zusammenhang mit dem Beitrittsprozess Zyperns zur Europäischen Union.

3 Private Colleges und Universitäten, viele davon *Franchises* internationaler Bildungsunternehmen, dominieren in beiden Teilen Zyperns einen profitorientierten tertiären Bildungssektor, der vor allem Studierende aus Nicht-EU-Ländern anzieht. Geistes- und Sozialwissenschaftler sind im Studiengangsportfolio insgesamt nur schwach vertreten; als zumeist in Großbritannien, den USA oder Griechenland als Sozial- oder Kulturanthropolog:innen ausgebildete Wissenschaftler:innen lehren sie häufig in der Soziologie oder Politikwissenschaft.

Eine Podiumsdiskussion als fieldwork device

Eine solche Veranstaltung macht aber nicht nur Forschungsinteressen und -ergebnisse unserer Fächer in einer außeruniversitären Veranstaltung öffentlich. Auch kann das Veranstaltungsformat der Podiumsdiskussion Teil ethnologischer Forschungspraxis sein, so wie es Tomás Sánchez Criado und Adolfo Estalella in ihrem Sammelband *Experimental Collaborations* (Estalella und Sánchez Criado 2018)⁴ vorschlagen. Gemeinsam mit Mitgliedern der Forschungscommunity durchgeführte öffentliche Veranstaltungen werden von ihnen als »new formats of dialogue and friction between researcher and researched« (ebd.: 16) bezeichnet. Damit einher geht ein Verständnis der Einbettung derartiger Veranstaltungen in den Verlauf der Feldforschung als ein *fieldwork device* (ebd.: 17), also ein Instrument bzw. Hilfsmittel der Forschung.

Dass Ethnograph:innen mit Mitgliedern der Gruppen, über die sie forschen, Workshops und Pressekonferenzen organisieren oder gemeinsame Zeitungsartikel oder Blogs schreiben, ist nichts Ungewöhnliches. Auch Interventionen zugunsten der Interessen von Forschungscommunitys haben viele Ethnolog:innen initiiert, um diese bei ihren Verhandlungen mit Regierungsstellen oder bei gerichtlichen Auseinandersetzungen zu unterstützen. Solche Formen des Engagements von Feldforscher:innen mit den und für die Gruppen, über die sie forschen, sind folglich nicht selten. Aber in der Vergangenheit wurden sie zumeist erst *nach* der Forschung initiiert, wenn die Forschungsergebnisse – oft bereits in Form einer Publikation – vorlagen. In der Public Anthropology werden sie dagegen ganz bewusst forschungsbegleitend eingesetzt und oft schon zu Beginn einer Forschung geplant und realisiert.

In dem von ihnen 2018 herausgegebenen Sammelband präsentierten Estalella und Sánchez Criado eine Reihe von Fallbeispielen aus Forschungen von Kolleg:innen, die neue Formen der Zusammenarbeit mit ihren Forschungspartner:innen in ganz unterschiedlichen Untersuchungsfeldern erprobt haben. Für einen neuen Band mit dem Titel *An Ethnographic Inventory: Field Devices for Anthropological Inquiry* (2023) haben die beiden Herausgeber sowohl etablierte Fachvertreter:innen als auch Doktorand:innen und andere *early career researchers* dazu eingeladen, in kurzen Texten über ihre Erfahrungen mit *fieldwork devices* zu berichten und Empfehlungen für deren Gebrauch zu geben. Hier werden – deutlicher als im ersten

4 Adolfo Estalella und Tomás Sánchez Criado kuratieren seit 2020 <https://xcol.org/> (Zugriff am 21.09.2024), eine Plattform für Ethnolog:innen, die experimentelle und multimodale Ethnographien betreiben und Interesse an onlinegestützter Zusammenarbeit haben. Tomás Sánchez Criado war Mitglied des DFG-geförderten wissenschaftlichen Netzwerks Public Anthropology bis zu seinem Wechsel von der Humboldt-Universität zu Berlin an die Open University of Catalonia in Barcelona.

Buch der beiden Herausgeber – Experimente mit künstlerischen Arbeitsformen und -produkten präsentiert und die multimodale Wende in der Ethnographie (vgl. ALBRECHT et al., Sektion TRANSFORMATIONEN) in den Vordergrund gestellt.

Was hier deutlich wird, ist, dass Feldforschung sich in derartigen Projekten zu einem Prozess der Wissensarbeit wandelt, die Forschende und Beforschte gleichermaßen fordert, einbindet und kreativ werden lässt. Die Mitglieder der Forschungscommunity, die mit den Feldforscher:innen zusammenarbeiten, werden nicht als Informant:innen, sondern vielmehr als epistemische Partner:innen verstanden (Niewöhner 2016). Damit werden ältere metamethodische Überlegungen der US-amerikanischen Anthropologie seit der *Writing Culture*-Debatte (Marcus 1998; Fischer 2009) aufgenommen. Diese Öffnung für neue Formen der Zusammenarbeit (Boyer und Marcus 2021) entgrenzt die Feldforschung als distinkte methodische Praxis. Zugleich stellt sie die Forscher:innen vor forschungspraktische, ethische und epistemische Herausforderungen, die in konventionellen Formen ethnographischer Datenerhebung nicht oder weniger deutlich zutage treten, wie der folgende Erfahrungsbericht anzusprechen versucht.

Ein neuer Umweltaktivismus in Zypern?

Im Frühjahr des Jahres, in dem die von mir organisierte Podiumsdiskussion stattfand, stellte die zyprische Aktivist:innengruppe *Cyprus Natural Coastline* in ihrem Facebook-Auftritt das Foto einer Baustelle online, das einige im Bau befindliche Luxusvillen zeigte. Das Immobilienprojekt befand sich auf einer Klippe an der zyprischen Westküste, genau über einer nur unter Wasser erreichbaren Höhle, in der Elternpaare einer nur noch wenige hundert Individuen zählenden Robbenart, die Mittelmeer-Mönchsrobbe (*Monachus monachus*), seit einigen Jahren wieder begonnen hatten, Junge aufzuziehen. Für Naturschützer verbanden sich mit der Rückkehr der Mönchsrobbe Hoffnungen auf eine allmähliche Erholung der fast komplett dezimierten Population dieser Meeressäuger an Zyperns Küsten. Die Bauarbeiten machten diese Hoffnung nun zunichte. »The photo went viral on the internet«, wie mir eine befreundete Aktivistin berichtete, und Proteste in mehreren Städten Zyperns waren die Folge. Als sich herausstellte, dass die Erteilung einer Baugenehmigung für den lokalen Unternehmer, der hier hochpreisige Immobilien für ausländische Investoren errichtete, gegen geltendes Recht verstoßen hatte, kam es zum Baustopp. Dieses Ereignis wurde als Wendepunkt in Bezug auf die öffentliche Wahrnehmung von Naturschutzkonflikten in Zypern gefeiert. Denn viele Jahrzehnte lang waren die gesellschaftliche Bedeutung und die politische Wirkungskraft des Umweltaktivismus auf Zypern gering gewesen. Nur durch Vernetzung mit EU-Behörden und mit transnationalen Organisationen

konnten Aktivist:innen damals Themen wie den Biodiversitätsrückgang oder die gefährdete Integrität von Küstenökosystemen zumindest in staatlichen Kontexten Gehör verschaffen. Unter der Bevölkerung hatten sie hingegen wenig Rückhalt, wurden oft belächelt oder angefeindet, weil sie die wirtschaftlich für Zypern wichtige Tourismusökonomie infrage stellten. Seit Mitte der 2010er Jahre bildeten sich nun aber neue Aktivist:innengruppen, die online ein hohes Maß an Präsenz zeigten. Unter anderem skandalisierten sie die Verstrickungen von Mitgliedern der politischen Elite mit der Immobilienwirtschaft und protestierten gegen eine fortschreitende Privatisierung der Küstenstreifen (Hadjimichael 2018). Aber nicht nur im Internet, sondern auch durch Straßenproteste, häufig mit performativen und karnevalesken Elementen, gelang es diesen neuen Gruppierungen, öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen und vor allem junge Zyper:innen für ihre Sache zu mobilisieren.

Was hatte diese Veränderungen ausgelöst? Zweifellos haben sich die Praktiken, Infrastrukturen und Technologien des Öffentlichmachens von Umweltproblemen in den letzten beiden Jahrzehnten weltweit stark gewandelt. Während man in den 1990er Jahren aus medien- und umweltsoziologischer Perspektive noch von einer klaren Arbeitsteilung zwischen beteiligten Akteursgruppen – wissenschaftliche Expert:innen, Naturschützer:innen, Massenmedien, politische Akteur:innen – ausgehen konnte (Hannigan 1995), hat sich dies geändert. Die früher übliche Abfolge der Identifizierung von Umweltproblemen durch Wissenschaftler:innen, ihrer dann folgenden Skandalisierung durch Aktivist:innen, deren Kampagnen danach von den Medien aufgegriffen werden und schließlich politischen Handlungsdruck für Entscheidungsträger:innen erzeugen, ist heute nicht mehr allgemein gültig. Hierfür werden insbesondere die interaktiven, vernetzten Kommunikationstechnologien und Plattformformate der sozialen Medien verantwortlich gemacht, die als niederschwellige Veröffentlichungsorgane Laien genauso wie wissenschaftliche Expert:innen, lokale NGOs und transstaatliche Organisationen befähigen, Umweltprobleme ohne Umwege öffentlich zu machen. Damit werden neue Onlineöffentlichkeiten geschaffen, aber auch neuartige Protestbewegungen auf die Straße gebracht. Die Reichweite und Effektivität von umweltpolitisch relevanten Gruppen hat sich dadurch vergrößert und vervielfältigt. Auch in der Republik Zypern ist dies zu beobachten (Papaioannou 2022).

Aber war es allein die intensive Nutzung der sozialen Medien, die für eine steigende Aufmerksamkeit für Umweltthemen in Zypern verantwortlich ist? Was motivierte die vielen jungen Menschen, die den Aufrufen der Umweltaktivist:innen zu Demonstrationen folgten? Meine Vermutung war, dass Erfahrungen aus der nur wenige Jahre zurückliegenden Schuldenkrise, die Zypern wie andere südeuropäische Länder ebenfalls massiv betroffen hatte, Existenzen zerstörte und die Zukunftspläne gerade auch der jungen Generation infrage stellte, mögli-

cherweise eine Rolle spielen könnten. Angesichts der Krise, die von der Mehrheit der Bevölkerung als Folge des Versagens des Staates ebenso wie der als extrem feindselig wahrgenommenen Haltung der europäischen Institutionen gewertet wurde, entstanden auf Zypern, so wie in anderen Mittelmeerländern, neue Protestbewegungen (Dalakoglou und Agelopoulos 2018). Zugleich zeigten weite Kreise der Bevölkerung eine bewundernswerte Solidarität und halfen den Schwächeren in der eigenen Gesellschaft. Profitierte die Umweltbewegung von einem neuen Protestklima in der Gesellschaft? Auch diese Fragen motivierten mich zur Veranstaltung der Podiumsdiskussion. Mich interessierte, wie einflussreiche Umweltaktivist:innen der jüngeren Generation, aber auch Vertreter der weniger sichtbaren Initiativen von »ecologists« der 1990er und 2000er Jahre sowie medienpolitische Expert:innen die Veränderungen der Umweltbewegung auf Zypern einschätzten.

›What is all this Akamas about?‹

Eine Abendveranstaltung im Goethe-Institut Zypern

Die Podiumsdiskussion fand an einem heißen Spätsommerabend 2018 in Nikosia in einem Saalbau im Garten einer von tropischen Bäumen und Blumenbeeten eingerahmten Villa im britischen Kolonialstil statt. Hier, in unmittelbarer Nähe der Demarkationslinie zwischen der Republik Zypern und dem besetzten Nordteil der Insel, ist das Goethe-Institut Zypern angesiedelt. In der Villa befindet sich die Verwaltung und ein Teil der angebotenen Deutschkurse wird hier abgehalten. Der Saal, der knapp 100 Personen fassen kann, dient Filmvorführungen und anderen Veranstaltungen, soweit diese nicht extern in Kunstmuseen, Kulturzentren und Kinos der Hauptstadt stattfinden. Ich selbst war zum ersten Mal im Jahr 2001 im gleichen Raum Podiumsteilnehmerin bei einer Diskussion über nachhaltige Entwicklung, die die lokale Vertretung der Friedrich-Ebert-Stiftung organisiert hatte. Podiumsdiskussionen sind als Formate des öffentlichen Diskurses in der zyprischen Zivilgesellschaft nicht ungewöhnlich; Expert:innenpanels und politische Talkshows sind in den auf Zypern rezipierten griechischsprachigen Fernsehprogrammen üblich. Wissenschaftliche Vorträge und Diskussionen, die sich an nicht-akademische Öffentlichkeiten wenden, werden von Vereinen und Verbänden angeboten und auch die zahlreichen privaten Universitäten und Colleges in Zypern sind in diesem Bereich sehr rege, häufig mit Angeboten in englischer Sprache. An einer der englischsprachigen Hochschulen hatte ich über Jahre immer wieder Veranstaltungen mit Kolleg:innen aus Zypern realisieren können. Als mir diese Möglichkeit wegen eines Wechsels in der Leitung nicht mehr zur Verfügung stand, wandte ich mich an das Goethe-Institut Zypern. Den besonderen

Status dieser Institution in Zypern, die die auswärtige Kulturpolitik der Bundesrepublik repräsentiert und dabei einerseits politische Zielsetzungen der Bundesregierung umsetzt, andererseits aber inhaltlich und organisatorisch eine große Unabhängigkeit genießt bei der Ausrichtung von lokalen Veranstaltungen, hatte ich anfänglich nicht bedacht (vgl. ADAM, Sektion ÖFFENTLICHKEITEN). Auch hatte ich nicht genügend beachtet, dass Deutschland seit seiner Rolle in der *Troika* während der Schuldenkrise – und insbesondere aufgrund des »Exempels«, das der damalige Bundesfinanzminister mit einem sogenannten *bail-in* an den zyprischen Bankkund:innen statuiert hatte – in der zyprischen Bevölkerung nicht besonders beliebt war. Erst nach meiner Veranstaltung hörte ich, dass einzelne Persönlichkeiten aus der Umweltbewegung, die ich im Publikum erwartet hatte, der Veranstaltung ferngeblieben waren mit Verweis auf den mit dem deutschen Staat verknüpften Veranstaltungskontext.

Als Thema des Abends wählte ich »What is all this Akamas about? Nature, protest and the media in Cyprus«. Der Obertitel zitiert einen Artikel, den der wohl bekannteste Naturschützer der Insel, der 2022 verstorbene Meeresbiologe Andreas Demetropoulos, 2001 in einer vom Umweltprogramm der Vereinten Nationen UNEP herausgegebenen Zeitschrift veröffentlicht hatte (Demetropoulos 2001). Es ging darin um den Schutz der Strände der Akamas-Halbinsel im Westen der Insel, die einer weltweit vom Aussterben bedrohten Art von Meeresschildkröten im Mittelmeer als Ablageort für ihre Eier dienen. Die Werbung für die Diskussionsveranstaltung, die auch über Facebook und andere soziale Medien verbreitet wurde, enthielt als Aufmacher ein Foto einer wenige Wochen zuvor stattgefundenen Demonstration, mit der junge Menschen gegen die akute Gefährdung der Akamas-Halbinsel protestiert hatten. Eine neue Bewegung mit dem Namen *Save Akamas – Save Cyprus* war entstanden. Das seit Jahrzehnten andauernde Ringen um einen effektiven Schutzstatus für diese noch vergleichsweise naturbelassene Küstenregion habe ich langjährig in meiner kulturanthropologischen Forschung auf Zypern begleitet (Welz 2015). Dass in der Akamas-Region im Meer und an Land noch viele Spezies nachweisbar sind, die anderswo längst verschwunden sind, ist einem historischen Zufall zu verdanken. Die ehemalige Kolonialmacht Großbritannien sicherte sich im Unabhängigkeitsvertrag 1959 die Nutzung der Halbinsel für militärische Übungen, so dass Bauaktivitäten hier, anders als überall sonst an der touristisch hochentwickelten Küste, lange ausgeschlossen blieben. Ein nachhaltiger und effektiver Schutz des Naturraums wurde aber durch die Interessen von Hoteliers und Immobilienentwicklern, die sich frühzeitig nach Ende der britischen Manöveraktivitäten attraktive Grundstücke gesichert hatten, vereitelt. Nach dem EU-Beitritt 2004 erhöhte sich zwar der internationale Druck auf die Regierung, aber erst 2010 legte das zuständige Ministerium einen ersten Antrag auf die Aufnahme von Teilen

der Akamas-Halbinsel in das *Natura-2000-Netzwerk der EU* bei der Europäischen Kommission vor. Das vorgeschlagene Gelände umfasste weniger als die Hälfte des Gebiets, das von der Europäischen Kommission beauftragte Expert:innen als unbedingt schutzbedürftig identifiziert hatten. Es dauerte nochmals ein Jahrzehnt, bis der Schutzstatus gesichert war. Heute sind jedoch auch diejenigen Teile der Halbinsel, die als Schutzgebiete im Sinne der Fauna-Flora-Habitat-Richtlinie ausgewiesen sind, infrastrukturell immer stärker erschlossen worden. Das Gebiet wird jährlich von Hunderttausenden von Tourist:innen besucht. Der wichtigste Schildkrötenniststrand, der bereits seit den 1980er Jahren ein nationales Schutzgebiet ist und wo ein von Andreas Demetropoulos gegründetes und betreutes Projekt für den Wiederaufbau der Meeresschildkrötenpopulation im östlichen Mittelmeer arbeitet, gilt auf bei ausländischen Tourist:innen populären Onlineplattformen wie Tripadvisor als ein ›must-see‹. Die an die eigentliche Halbinsel angrenzenden Küstenbereiche sind dicht bebaut mit hochpreisigen Investitionsobjekten; es handelt sich vielfach um sogenannte *passport properties*, deren Kauf es Nicht-EU-Bürger:innen ermöglicht, die zyprische Staatsbürgerschaft für sich und ihre Familien und damit einen EU-Pass zu erlangen. Die Kommunen rund um die angrenzende Bucht planen zudem den Ausbau des Hafens, um hier zukünftig auch Kreuzfahrtschiffe anlegen zu lassen.

Expertise auf dem Podium

Die Halle füllte sich mit einem mehrheitlich jungen Publikum, dazwischen aber auch ältere Menschen, die das – fast ausschließlich in englischer Sprache angebotene – Veranstaltungsprogramm des Goethe-Instituts regelmäßig besuchten. Die Stimmung war entspannt und viele begrüßten Freund:innen und Bekannte. Nach einem einführenden Vortrag von mir, dem höflich zugehört wurde, stellte ich die von mir eingeladenen Podiumsgäste vor, deren unterschiedliche Erfahrungen und Expertisen sie für die Fragestellung eines neuen Umweltaktivismus auf Zypern prädestinierten. Zwei der vier Expert:innen kannte ich bereits, die anderen zwei waren mir empfohlen worden von im Umweltaktivismus engagierten Forschungspartner:innen und ich sah sie zum ersten Mal.

Wen hatte ich zum Gespräch eingeladen?⁵ Christos Christophorou, PhD, ist Experte für Medienrecht und hatte über viele Jahrzehnte als Politikberater gewirkt.

5 Panikos Chrysanthou, ein zyprischer Filmemacher und Friedensaktivist, den ich seit vielen Jahren kenne, dokumentiert häufig kulturelle und politische Anlässe für sein audiovisuelles Archiv. Er begleitete die Veranstaltung mit seiner Kamera; viele im Publikum kannten seine Filme und freuten sich, ihn hier zu sehen.

Als Veteran der kleinen Initiative *Friends of Akamas*, der es in den 1990er Jahren gelang, *Greenpeace* als Partner für ihren Kampf gegen ein Hotelprojekt auf dem Akamas zu gewinnen, repräsentierte er als Zeitzeuge die Anfänge des zyprischen Umweltaktivismus auf dem Podium. Neben ihm saß Dr. Maria Hadjimichael. Sie ist Meeresbiologin und arbeitet an einem der führenden Forschungsinstitute im Mittelmeerraum im Bereich *Ocean and Coastal Management*. Mit dem zyprischen Umweltaktivismus der letzten Jahre ist sie als Insiderin bestens vertraut, im Fernsehen und in den Printmedien hatte sie sich zu Umweltskandalen schon oft kritisch geäußert, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Ihr Sitznachbar Dr. Gregoris Ioannou ist Politischer Soziologe und mittlerweile an der Universität Manchester tätig. Zum Zeitpunkt der Podiumsdiskussion arbeitete er an der Universität von Zypern und hatte gemeinsam mit einer Medienwissenschaftlerin ein Forschungsprojekt über die Agenda-Setting-Strategien zyprischer Umweltgruppen durchgeführt. Der vierte Teilnehmer, Klitos Papastyliou, ist ein in Zypern und darüber hinaus bekannter junger Umweltaktivist, der sich einen Namen gemacht hatte im Kampf gegen organisierte kriminelle Banden, die systematisch im großen Stil Singvögel töten, um sie als – wiewohl illegale – kulinarische Spezialität zu verkaufen. Er ist seit vielen Jahren auch in die Bemühungen um einen effektiveren Schutz der Akamas-Halbinsel stark involviert und wurde 2017 vom europäischen Magazin *Politico* als eine von 28 Persönlichkeiten gewählt, denen man zutraut, zukünftig Europa zu prägen.

Alle vier Teilnehmer:innen kannten einander auch aus anderen Kontexten jenseits des Naturschutzes. Dass gesellschaftskritische Akteur:innen neben ihrer politischen Arbeit – neben Umweltthemen sind dies zum Beispiel auch die zyprische Friedensbewegung, die eine Aussöhnung mit den türkischen Zyprer:innen anstrebt, oder die Unterstützungsarbeit für Flüchtlinge an der europäischen Außengrenze – oft auch an einer der vielen Hochschulen als Lehrende tätig sind oder im Bereich von visueller Kultur, Theater oder Musik arbeiten, hatte ich während meinen Forschungen auf Zypern immer wieder festgestellt, insofern waren die multiplen Expertisen der Podiumsteilnehmer:innen keine Besonderheit. Auffallend war hingegen sicherlich, dass sie sich in ihren politischen Zielen und in ihrer weltanschaulichen Orientierung wenig unterschieden. Die Direktorin des Goethe-Instituts Zypern hatte im Vorfeld meine Auswahl dahingehend kritisiert, dass sie gerne ›die gegnerische Seite‹, also Befürworter:innen oder Profiteur:innen einer touristischen Entwicklung auf dem Akamas, repräsentiert gesehen hätte, damit sich eine kontroverse und lebhaftige Debatte hätte entspinnen können. Die Podiumsteilnehmer:innen, die solche Debatten von ihren eigenen Medienauftritten zur Genüge kannten, begrüßten aber die von mir vorgesehene Zusammenstellung des Podiums – und hatten selbst durchaus nicht den Eindruck, dass sie gleicher Meinung waren, ganz im Gegenteil!

Eine neue Welle des Aktivismus?

Das Podium begann die Diskussion mit Statements, die sich auf meine Eingangsfragen bezogen (die ich ihnen bereits im Vorfeld per E-Mail zugeschickt hatte): Woher kommt die neue Welle des Aktivismus für die Umwelt? Warum geschieht dies gerade jetzt? Hat es mit den sozialen Medien zu tun? Maria machte den Anfang und stimmte zu, dass die jüngst entstandene Bewegung *Save Akamas – Save Cyprus* tatsächlich eine neue Qualität des Aktivismus repräsentiere, weil sie ein Narrativ entwickelt habe, das sich nicht nur auf die wissenschaftlich gebotene Dringlichkeit des Umweltschutzes beziehe, sondern die Natur als gemeinsames Erbe aller Zypri:innen in den Vordergrund stelle. Damit könnten sich auch Menschen identifizieren, die mit umweltpolitischen Diskursen über bedrohte Arten und Biodiversitätsrückgang nichts anfangen könnten. Als einziges Mitglied des Panels stellte sie eine Verbindung zur Schuldenkrise her, denn gerade die wirtschaftlichen Probleme hätten den politischen Entscheidungsträger:innen die Legitimation gegeben, den Ausverkauf der letzten unberührten Küstenabschnitte an die Privatwirtschaft voranzutreiben. Wörtlich sagte sie: »Young people realize that our heritage is being given away to the very people who caused the crisis in the first place, the investors and the banks.«

Gregoris wiederum hatte sich als Sozialwissenschaftler bereits mehrfach in der Forschung mit sozialen Bewegungen – nicht ausschließlich im Umweltbereich – in Zypern beschäftigt. Seine auf dem Podium dargestellte Analyse benannte drei Faktoren für den Erfolg der neuen Bewegungen. Zum einen seien die Aktivist:innen äußerst kompetent in der Übersetzung von wissenschaftlichen Fakten und von Informationen zum EU-Umweltrecht in Pressemitteilungen, die von den Medien aufgenommen werden können; außerdem würden sie in ihren Social-Media-Auftritten gezielt Bildmaterial nutzen, das beim jungen Publikum auf Resonanz stoße. Auch kulturelle Präferenzen würden angesprochen, indem Musikgruppen aus dem linksalternativen Milieu motiviert würden, für die Rettung des Akamas Benefizkonzerte zu geben. Zudem sei *Save Akamas – Save Cyprus* gleichermaßen in der Lage, die klassischen Massenmedien zu bedienen als auch die neuen sozialen Medien als Sprachrohr zu nutzen. Dass junge Leute *selfies* von ihrer Teilnahme an den Demonstrationen online stellten, habe dabei sicherlich nicht geschadet. Er charakterisierte die Kampagnen der Bewegung als politisch nicht eindeutig einzuordnen – dieser Pluralismus würde sie von anderen Umweltgruppen in der Vergangenheit, die oft marginalisiert wurden, deutlich unterscheiden: »Its ideological inclusiveness, the slogans, framings and rhetoric allow for the coexistence of different people – those more and those less politicized.« Auffällig sei, dass die Bewegung erfolgreich die explizite Erwähnung jeglicher Themen vermeide, die typischerweise die zyprische Öffentlichkeit polarisierten, insbesondere die türkische

Invasion von 1974 und den Umgang mit der fortgesetzten politischen Teilung der Insel.

Während Maria und Gregoris also dezidiert einen Unterschied des aktuellen Umweltaktivismus im Vergleich zu früheren Gruppierungen feststellten und hierbei auch die Potentiale der sozialen Medien nannten, war es für Christos wichtig, sich als Mitbegründer der ersten, nur aus wenigen Mitgliedern bestehenden Gruppe, die sich in den 1990er Jahren für den Schutz der Akamas-Halbinsel einsetzte, in Szene zu setzen, insbesondere für die jungen Menschen im Saal. Er hatte vergilbte Zeitungsausschnitte und Flugblätter mitgebracht, die er all die Jahre in seiner Garage in einem Pappkarton verwahrt hatte, und las sie dem faszinierten Publikum nun einzeln vor. In seinem Narrativ spielten die sozialen Medien keine Rolle. Er erzählte vielmehr davon, dass die Zeitungen damals gerne die von seiner Initiative vorbereiteten Pressemitteilungen abgedruckt hätten – »always happy to have a story to print« – und damit zur Bekanntheit der Aktivist:innen beigetragen hätten. Allerdings hätten auch die Gegner der Umweltschützer:innen, die reichen Geschäftsleute und die Kirche, der größte Landbesitzer der Insel, auf diese Weise ein Forum erhalten.

Dagegen betonte Klitos – der Einzige auf dem Podium, der keinen akademischen Hintergrund hatte – die Wichtigkeit biowissenschaftlichen Wissens für die Stichhaltigkeit und für die notwendige Plausibilisierung umweltpolitischer Forderungen. Er wies darauf hin, dass Forschungsergebnisse europäischer Expert:innenteams über die ökologische Bedeutung des Akamas für den gesamten östlichen Mittelmeerraum bereits seit Jahrzehnten vorlägen, und prangerte das systemische Versagen sukzessiver Regierungen der Republik Zypern an, die die von europäischen Behörden und transnationalen Gremien für Zypern erarbeiteten Studien und Empfehlungen nicht genutzt haben. Als aktuell anstehende Aufgabe der Aktivist:innen betonte er die Notwendigkeit, »to radicalize the issue«, insbesondere indem man die persönlich motivierten, wirtschaftlichen Interessen, deretwegen sich die politische Entscheidungselite gegen den Umweltschutz positioniert, öffentlich mache. Die gut besuchten Demonstrationen würden ebenfalls helfen. Jedoch befürwortete er ein noch offensiveres Auftreten und erinnerte daran, dass die aus seiner Sicht einzige auf Zypern erfolgreiche Naturschutzkampagne, nämlich diejenige für die ausnahmslose Implementierung des Verbots der Singvogeljagd, gerade deswegen so wirksam gewesen war, weil die Aktivist:innen nicht vor disruptiven Maßnahmen zurückschreckten und bereit gewesen waren, sich der Gefahr von Angriffen der Wilderer auszusetzen.

Als die Diskussion schließlich zum Publikum geöffnet wurde, meldeten sich viele Zuhörer:innen zu Wort, um persönliche Erfahrungen beizusteuern und eigene Einschätzungen zur Diskussion zu stellen.

Eine junge Mitarbeiterin des zyprischen Ablegers der internationalen Vogelschutzorganisation *Birdlife* meinte, ja, es sei großartig, wie viele junge Menschen

den Aufrufen im Internet zu Demonstrationen und anderen Aktionen zum Schutz der Umwelt folgen würden. »But when they shout about Akamas, do they actually know what they are shouting about?« Sie sei besorgt über die »Oberflächlichkeit« derjenigen, die sich mobilisieren ließen, und frage sich, ob die Teilnehmer:innen überhaupt wüssten, worum es gehe. Diese Bemerkung ließ den Erfolg der sozialen Medien in einem eher problematischen Licht erscheinen. Andere im Publikum, vor allem aus der älteren Generation, lehnten jedoch die These, dass der Umweltaktivismus in Zypern in eine neue Phase eingetreten sei, rundum ab und betonten stattdessen seine lange Tradition. Als ich darauf hinwies, dass es aufgrund der Mobilisierung im Internet zunehmend auch sehr kreative Protestaktionen auf den Straßen gäbe, die man früher so nicht gesehen habe, stand eine Frau in meinem Alter auf und meinte, das sei überhaupt nicht wahr. Sie erzählte, dass ihre älteste Tochter Mitte der 1990er Jahre mit anderen gegen den Bau eines Hotels direkt an einem Schildkrötenschutzgebiet protestiert habe und sich damals an eine Straßenlaterne gegenüber vom Präsidentenpalast der Republik Zypern gekettet habe. Ideenreiche und mutige Aktionen habe es also auch schon damals gegeben!

Bilanz: keine Bestätigung für meine Thesen – stattdessen unerwartete Einblicke

Für mich als Forschende war jeder einzelne Redebeitrag extrem aufschlussreich. Die von mir eingebrachte und auch von einigen Podiumsteilnehmer:innen erwähnte These einer neuen Qualität der Umweltbewegung wurde aber nicht allgemein geteilt. Schon allein das war für mich einigermaßen überraschend. Wie eingangs in dem Zitat von Sánchez Criado und Estalella angesprochen, können *fieldwork devices* wie eine Podiumsdiskussion sowohl Dialog ermöglichen als auch (produktive) Friktionen auslösen. Weil meine ursprüngliche Prämisse nicht aufgenommen wurde, kam ich auch mit meinen weitergehenden Fragen – sind die sozialen Medien entscheidend für die Dynamisierung oder spielen auch die Erfahrungen aus den Protesten im Zusammenhang mit der Schuldenkrise eine Rolle? – gar nicht zum Zuge. Podiumsteilnehmer:innen und Publikum tauschten sich gleichwohl lebhaft aus, frischten ihre Erinnerungen an frühere Umweltkonflikte auf und auch nach Ende des offiziellen Programms blieben viele noch, um in der warmen Nachtluft die Gespräche im Außenbereich bei einem Glas Wein fortzusetzen.

Für Sánchez Criado und Estalella hatten die öffentlichen Veranstaltungen, die sie in ihren eigenen Forschungen gemeinsam mit oder für ihre Forschungscommunitys im Feld organisieren, die Funktion, Situationen herzustellen, in denen Wissen explizit gemacht wird. Dies geschieht während und durch die Interaktion von Feldforscher:innen mit ihren Forschungspartner:innen, auch *counterparts* ge-

nannt, sowie einer weiteren Öffentlichkeit, beispielsweise in Form des Publikums einer Veranstaltung – wie eben in der Podiumsdiskussion, über die ich berichtet habe. Sie schreiben, dass ihre »organization of public events (talks, presentations, etc.)« das Ziel verfolgte, »to produce situations of knowledge elicitation and further documentation, therefore acting as a kind of curator for the group« (Criádo und Estalella 2018: 16). Ist mit der Strategie des *devicing fieldwork*, mit der gezielt Situationen hergestellt werden, die für die öffentliche Artikulation von Wissensbeständen durch die Erforschten geeignet sind, folglich nur ein weiteres Instrument in den Werkzeugkasten einer nach wie vor – mindestens latent – extraktivistisch orientierten, ethnologischen Forschung gewandert? Sánchez Criádo und Estalella verneinen dies nachdrücklich. Sie beziehen sich mit dem Begriff der *devices* auf im Feld der Science and Technology Studies arbeitende Soziolog:innen (Callon 2002; Law und Ruppert 2013), die mit *devices* nicht Werkzeuge in einem instrumentellen Sinn meinen, sondern Forschungspraktiken benennen, die – wie es die Mediensoziologin Noortje Marres und ihre Mitautoren formulieren – Ausdrucksformen des Gesellschaftlichen mit dem Ziel hervorbringen, soziale Phänomene untersuchbar zu machen: »a particular kind of experimental inquiry [that] attempts to purposefully deploy creative aspects of social life – including performance, materiality, reflexivity – with the aim of rendering social phenomena interpretable and knowable« (Marres et al. 2018: 18). In der Einleitung zu ihrem neueren Band betonen Sánchez Criádo und Estalella (2023: 5–6) zudem den vorläufigen und wandelbaren Charakter von *fieldwork devices*, der sie deutlich von konventionellen Forschungsmethoden unterscheidet und besonders geeignet mache für unvorhersehbare Feldforschungssituationen.

Zweifellos zeugt meine anfängliche Enttäuschung ob der eher geringen Bereitschaft von Podium und Publikum, meine Ausgangsthese aufzunehmen, davon, dass ich aus einem konventionellen, durchaus hierarchisch konzipierten Verständnis der Situation heraus handelte, so als ob ich die Entwicklung des Umweltaktivismus auf der Insel besser kenne und durchblicken würde als die schon jahrelang Involvierten vor Ort. Aber Podium und Publikum wiesen meine These zurück und bestärkten sich stattdessen gegenseitig in der Deutung, dass es eine lange Geschichte des Widerstands gegen Umweltzerstörung auf Zypern gibt. Auch wenn sie sehr wohl wussten, dass nur eine Handvoll Gruppierungen, jede mit kaum mehr als einem Dutzend Mitglieder (und oft mit den anderen Gruppierungen verfeindet), diesen Widerstand leistete, unterstützten sie sich bei der Veranstaltung im gemeinsamen Herstellen einer öffentlichen Erzählung, die Umweltaktivismus als kontinuierliche und in der Gesellschaft schon lange verwurzelte Haltung präsentierte.

Die Augen öffnete mir in dieser Hinsicht eine E-Mail, die mir ein zyprischer Freund, der im Publikum saß und mitdiskutiert hatte, ein paar Tage später

schrieb. Er meinte, die Diskussionsveranstaltung sei großartig gewesen, sie habe gewirkt »like a pot of hot soup on a winter day, or a campfire to gather around«. Die Veranstaltung habe älteren und jüngeren Mitgliedern der Umweltschutzszene in Zypern die Gelegenheit gegeben, sich wechselseitig in ihrem Selbstverständnis als Angehörige einer starken Tradition des Protests gegen jegliche Eingriffe in die Integrität des ökologischen Erbes der Insel zu bestärken. Sie konnten an diesem Abend ihr Gemeinschaftsgefühl – auch über die Konkurrenzen und Konfliktlinien hinweg, die sie im politischen Alltag häufig trennten – affirmieren. So hatten die Diskutant:innen und das Publikum die Podiumsdiskussion umfunktionalisiert, um ihre eigenen affektiven Bedürfnisse zu befriedigen. Ob daraus auch engere Zusammenarbeit zwischen einigen der Anwesenden resultierte, kann ich nicht sagen – für mich ergab sich aus der Podiumsdiskussion aber ein intensiver Austausch mit einigen Mitgliedern des Podiums und mit Bekannten, die im Publikum gesessen hatten, der aber leider infolge der Pandemie, während der ich keine weiteren Besuche in Zypern machen konnte, schwächer wurde. Im Rückblick musste ich feststellen, dass ich zwar versucht hatte, die Podiumsdiskussion als ein hochgradig kontrolliertes und von mir dominiertes Setting aufzusetzen mit dem Ziel einer »knowledge elicitation« (Estalella und Sánchez Criado 2018: 16) für meine Forschungszwecke. Weil Podium und Publikum dies wohl realisierten, sich aber nicht funktionalisieren ließen, sondern die Situation für sich nutzten – frei-lich ohne mich ablehnend oder gar feindselig zu behandeln –, ging mein Experiment in eine entspannte, ja sogar spielerische Situation über. Die Anwesenden setzten ihre eigenen Anliegen um, nämlich einen Gemeinschaftsgefühl stiftenden Diskurs zwischen Aktivist:innen und ihren Unterstützer:innen zu realisieren. Das wurde möglich durch das Erinnern von früheren Protesten und das Evozieren einer Kontinuität zwischen damals und heute.

Literatur

- Baga, Enikö. 2002. »Civic Involvement and Social Capital Creation: Evidence from the Environmental Sector in the Republic of Cyprus.« *The Cyprus Review* 14(1): 55–66.
- Boyer, Dominic und George E. Marcus (Hg.). 2021. *Collaborative Anthropology Today A Collection of Exceptions*. Ithaca: Cornell University Press. <https://doi.org/10.1515/9781501753374>.
- Callon, Michel. 2002. »Writing and (Re)Writing Devices as Tools for Managing Complexity.« In *Complexities. Social Studies of Knowledge Practices*, herausgegeben von John Law und Annemarie Mol, 191–217. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822383550-008>.
- Dalakoglou, Dimitris und Georgios Agelopoulos (Hg.). 2018. *Critical Times in Greece. Anthropological Engagements with the Crisis*. London: Routledge.

- Demetropoulos, Andreas. 2001. »What is all this Akamas about? The Controversy.« *Med-waves. The MAP magazine*, 2–5. Athens: UNEP-Mediterranean Action Plan.
- Estalella, Adolfo und Tomás Sánchez Criado. 2023. »Introduction: The Ethnographic Invention.« In *An Ethnographic Inventory: Field Devices for Anthropological Inquiry*, herausgegeben von Tomás Sanchez Criado und Adolfo Estalella, 1–14. London: Taylor & Francis.
- Fischer, Michael M. J. 2009. »Foreword: Renewable Ethnography.« In *Fieldwork Is Not What It Used to Be: Learning Anthropology's Method in a Time of Transition*, herausgegeben von James D. Faubion und George E. Marcus, vii–xiv. Ithaca: Cornell University Press.
- Hadjimichael, Maria. 2018. »The Stealing of the Seashore as a Second Wave of the Enclosure Movement: Examples from the Mediterranean.« In *Ocean and Coastal Management* 162: 151–157. <https://doi.org/10.1016/j.ocecoaman.2018.01.019>.
- Hannigan, John A. 1995. *Environmental Sociology. A Social Constructionist Perspective*. London/ New York: Routledge.
- Law, John und Evelyn Ruppert. 2013. »The Social Life of Methods: Devices.« *Journal of Cultural Economy* 6(3): 229–240. <https://doi.org/10.1080/17530350.2013.812042>.
- Marcus, George E. 1998. »Ethnography in/of the World System. The Emergence of Multi-Sited Ethnography.« In *Ethnography through Thick & Thin*, herausgegeben von George E. Marcus, 79–104. Princeton: Princeton University Press.
- Marres, Noortje, Michael Guggenheim und Alex Wilkie. 2018. »Introduction: From Performance to Inventing the Social.« In *Inventing the Social*, herausgegeben von Noortje Marres, Michael Guggenheim und Alex Wilkie, 7–37. Manchester: Mattering Press.
- Niewöhner, Jörg. 2016. »Co-laborative Anthropology: Crafting Reflexivities Experimentally.« In *Etnologinen tulkinta ja analyysi. Kohti avoimempaa tutkimusprosessia*, herausgegeben von Jukka Jouhki und Tytti Steel, 81–124. Helsinki: Ethnos.
- Papaioannou, Tao. 2022. »Appropriating Media Coverage of Protests: A Framing Analysis of the ›Save Akamas‹ Campaign in National News.« *European Journal of Communication* 37(5): 495–511. <https://doi.org/10.1177/02673231221082246>.
- Sánchez Criado, Tomás und Adolfo Estalella. 2018. »Introduction: Experimental Collaborations.« In *Experimental Collaborations. Ethnography through Fieldwork Devices*, herausgegeben von Adolfo Estalella und Tomás Sánchez Criado, 1–30. Oxford, New York: Berghahn Books. <https://doi.org/10.2307/j.ctvw04cwb>.
- Welz, Gisela. 2009. »Eine Chronik des Scheiterns europäischer Umweltpolitik. Der Konflikt um die Halbinsel Akamas in der Republik Zypern.« In *Projekte der Europäisierung. Kultur-anthropologische Forschungsperspektiven*, herausgegeben von Gisela Welz und Annina Lottermann, 143–162. *Kulturanthropologie NOTIZEN* Band 78. Frankfurt am Main: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie.
- Welz, Gisela. 2015. *European Products. Making and Unmaking Heritage in Cyprus*. Oxford, New York: Berghahn Books.

Multimodales Arbeiten in der Public Anthropology – A Map of Interventions und kein Territorium. Ein Manifest

Judith Albrecht, Tomás Criado, Ignacio Farías, Andrew Gilbert,
Carla J. Maier und Nasima Selim

Abstract

Das Manifest betont das transformative Potenzial multimodaler Forschung in der Public Anthropology und fordert eine institutionalisierte Evaluierung multimodaler Projekte. Multimodale Arbeiten wie Filme, Games, Graphic Novels und Ausstellungen ermöglichen durch ihre multisensorischen und kollaborativen Ansätze vielschichtigere Zugänge zu komplexen gesellschaftlichen und kulturellen Zusammenhängen als rein textbasierte Arbeiten. Das Manifest präsentiert Ergebnisse des Forschungsprojekts »Multimodal Appreciation«, darunter ein Toolkit zur Bewertung multimodaler Projekte. Anstatt sich als eine weitere Subdisziplin zu positionieren, wird multimodales Arbeiten in der Public Anthropology als grundlegende Haltung gesehen, die Theorie, Praxis und gesellschaftliche Relevanz mit der Entwicklung neuer Evaluationskriterien und -praktiken, Publikationsformate und Öffentlichkeiten konsequent zusammendenkt.

Keywords: Multimodal; Evaluation; multisensorisch; multimedial; kollaborativ; Public Anthropology

© Die Autor:innen 2025, veröffentlicht im Campus Verlag, Open Access: CC BY-NC-ND 4.0

Zitation: Albrecht, Judith, Tomás Criado, Ignacio Farías, Andrew Gilbert, Carla J. Maier und Nasima Selim. 2025. »Multimodales Arbeiten in der Public Anthropology – A Map of Interventions und kein Territorium. Ein Manifest.« In *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, herausgegeben von Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder, Thomas G. Kirsch. 479–496. Weinheim: Campus Verlag.

https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_031

Das transformative Potential multimodaler Forschung für die Public Anthropology

Was bedeutet es, ein:e Wissenschaftler:in der Public Anthropology zu sein, die multimodal arbeitet? Multimodale Projekte (z. B. in Form von Filmen, Games, Graphic Novels und Ausstellungen) sind für viele Ethnolog:innen zwar integraler Bestandteil ihres forschenden Schaffens und der eigenständigen Darstellung ihrer Forschungsergebnisse, häufig werden sie aber parallel zu der »üblichen« akademischen, meist textbasierten Arbeit durchgeführt (Collins et al. 2017).

Bis heute werden in der Regel am ehesten Filme, aber keine Performances, Games, Ausstellungen oder Graphic Novels als gleichberechtigter Teil akademischer Wissensproduktion anerkannt. Gleichzeitig lässt sich feststellen, dass eine wachsende Zahl an ethnographisch arbeitenden Personen aus der Public Anthropology, aber auch aus anderen Bereichen der Geistes- und Sozialwissenschaften mit multimodalen Formen der Beschreibung, Analyse und Intervention experimentiert, um Forschungsbereiche zugänglich sowie transkulturelle und multisensorische Perspektiven fassbar und erfahrbare zu machen. Damit sollen neue Zielgruppen erreicht und das Spektrum für gesellschaftspolitische Diskurse und Veränderungspotentiale erweitert werden.

Die »multimodale Wende« hat folglich zu einer Verbreitung und Vervielfältigung von »mehr-als-textlichen Formen« geführt. Zugleich geht damit eine kritische Diskussion von institutionalisierten Formen disziplinärer Wissensproduktion einher, in die sich multimodal arbeitende Forscher:innen produktiv einbringen. Die Zeitschrift *American Anthropologist* hat die Sektion »Visual Anthropology« bereits 2017 in »Multimodal Anthropology« umbenannt. Dies wird von den Herausgeber:innen der Sektion wie folgt erklärt:

»This section used to be called Visual Anthropology. Its new name – Multimodal Anthropologies – reflects changes in the media ecologies we engage as anthropologists, changes that have broadened our perspective to include other forms of media practice, while remaining inclusive of visual anthropology. Many of these changes can be linked to three developments: (1) the (relative) democratization and integration of media production; (2) the shift toward engagement and collaboration in anthropological research; and (3) the dynamic roles of anthropologists vis-à-vis both the profession and the communities in which they work. Together, these changes suggest a new framework, multimodal anthropology, by which we mean not only an anthropology that works across multiple media but one that also engages in public anthropology and collaborative anthropology through a field of differentially linked media platforms.« (Collins et al. 2017: 142)

Multimodale Arbeiten stellen einen großen Teil von Public Anthropology dar: Es kann keine Public Anthropology ohne *Multimodal Anthropology* geben.¹ Ziel dieses Manifests ist es, auf das im obigen Zitat hingewiesene Potential multimodalen Arbeitens in der Public Anthropology hinzuweisen und die Notwendigkeit herauszustellen, multimodales Arbeiten im akademischen Kontext als wichtigen Aspekt ethnographischen Arbeitens sowie als relevante Form der Wissens- und Wissenschaftsvermittlung anzuerkennen und stärker zu fördern.

Unterstreichen wollen wir dies durch Erkenntnisse aus dem Forschungsprojekt »Multimodal Appreciation: Prototypes for the Evaluation and Institutionalisation of More-than-Textual Ethnography«,² das neue Bewertungskriterien und Praktiken einer multimodalen und engagierten Public Anthropology entwickelt. Als zentrales Forschungsergebnis haben wir ein Toolkit für die Evaluation multimodaler Arbeiten entwickelt, in dem Handreichungen, Evaluationskriterien und Anwendungshilfen zusammengefasst sind, die Anthropolog:innen dazu befähigen sollen, multimodale Arbeiten in allen ihren medialen, sensorischen und kollaborativen Dimensionen wahrnehmen, analysieren und bewerten zu können.

Mit diesem Toolkit wollten wir kein »Monument«³ im Sinne eines abschließenden Statements darüber schaffen, was multimodale Anthropologie »in ihrer Essenz« ausmacht. Vielmehr sehen wir das Toolkit als »Public Garden«, der die verschiedenen Aspekte multimodalen Arbeitens – vom Arbeiten mittels verschiedener Medienformate über kollaborative Forschungs- und Produktionsprozesse bis hin zu unterschiedlichen Publikations- und Disseminationsformen – miteinander in Beziehung setzt und daraus für die Public Anthropology zentrale wissenschaftliche und gesellschaftliche Werte und Bewertungen ableitet und rechtfertigt. Gemeinsam mit Nasima Selim, einer der Gründerinnen der *Arbeitsgruppe Public Anthropology* der Deutschen Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie, schrieben wir dieses Manifest: Sie brachte wichtige Erkenntnisse aus dieser

1 Es gibt einen feinen Unterschied zwischen »multimodaler Anthropologie« und »Public Anthropology«, denn eine multimodale Arbeit kann allein um des Erkenntnisgewinns willen erstellt werden, während wir Public Anthropology als Beschäftigung mit Öffentlichkeiten und als Praxis der Aufbereitung anthropologischen Wissens in Formaten verstehen, die Öffentlichkeiten erreichen bzw. herstellen wollen. Die Beschäftigung mit multimodalen Arbeiten im Rahmen unseres Forschungsprojekts (s. u.) zeigt gleichzeitig, dass fast alle Produzent:innen dieser Arbeiten das Anliegen hatten, Wissen »anders« aufzubereiten, weil sie es der nicht-akademischen Öffentlichkeit zugänglich machen wollten.

2 *Multimodal Appreciation: Prototypes for the Evaluation and Institutionalisation of More-than-textual Ethnography* (2022–2024) ist ein von der Volkswagen Stiftung gefördertes Projekt, das am Stadtlabor für Multimodale Anthropologie, Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin durchgeführt wird.

3 In unserem ersten Projektworkshop prägte der Designer und Mitbegründer von *Mattering Press*, Julien McHardy, den für uns leitend gewordenen Ausdruck: »not a monument, but a public garden«.

Arbeitsgruppe sowie ihre eigenen theoretischen und methodischen Überlegungen zum Verhältnis zwischen multimodalem Arbeiten und Public Anthropology ein.

›Die Anthropologie war schon immer multimodal‹

Die Public Anthropology geht heute mit einer deutlichen Zunahme alternativer, anthropologisch inspirierter Medienproduktionen einher. Anthropolog:innen stehen nicht nur in Kontakt mit Medienvertreter:innen und Journalist:innen, sondern sie produzieren selbst Inhalte in verschiedenen Formen und über Genrengrenzen und verschiedene Publikationsformate und -organe hinweg (vgl. EINLEITUNG, Sektion VERMITTLUNG).

Während die meisten Befürworter:innen einer solchen Arbeitsweise das zukunftsweisende Potenzial des Multimodalen darin sehen, die anthropologische Praxis ›neu zu erfinden‹, gehen wir davon aus, dass die ethnologischen Fächer (sowohl mit Blick auf ihr Potenzial als auch in der Praxis) schon immer ›public‹ und ›multimodal‹ waren. Nicht-akademische Öffentlichkeiten und Multimodalität als Teil forschender Praxis waren innerhalb der Disziplin jedoch weitgehend marginalisiert (vgl. Behar und Gordon 1996).

Multimodale Arbeiten verweisen folglich auf die marginalisierten Ausdrucksformen unserer Fächervergangenheiten und regen dazu an, einen anderen Blick auf die Geschichte ethnographischen Arbeitens und Engagements zu richten. Denn ebenso wie heute waren auch die Ethnograph:innen der Vergangenheit in die unterschiedlichsten Beziehungskonstellationen ebenso wie in Formen kollaborativer Wissensproduktionen involviert. Ein nuancierter fachgeschichtlicher Rückblick bietet die Gelegenheit, zu überdenken, was bei der derzeitigen Faszination für Multimodalität auf dem Spiel steht: Anstatt eine ›Anthropologie im Entstehen‹ zu feiern und auf die Zukunft zu referieren und multimodales Arbeiten im Bereich des Experimentierens zu belassen, sollten wir Multimodalität als eine Praxis begreifen, die *von Anfang an* in den ethnologischen Fächern vorhanden war.

Eine weitere aktuell zu verzeichnende Entwicklung in den ethnologischen Fächern ist ihre zunehmende disziplinäre Ausdifferenzierung, die mit der Institutionalisierung von Subdisziplinen einhergeht. Diese Veränderungen verstehen wir unter anderem als einen wissenschaftspolitischen Prozess, der im Kontext der Ökonomisierung der sogenannten Wissensgesellschaft verortet ist (vgl. Diedrich und Heilemann 2011). Diese führt zu einer Spezialisierung innerhalb der ethnologischen Fächer⁴ sowie ihrer Institutionalisierung in fachspezifischen Gesellschaft-

4 Zusätzlich zu lang etablierten Spezialisierungen wie Politische Anthropologie und Verwandtschaftsethnologie zum Beispiel Visuelle Anthropologie, Design-Anthropologie, Public Anthropology, Stadtanthropologie, Medizinanthropologie, psychologische Anthropologie u. a. m.

ten und Initiativen, die sich ebenfalls über methodische und konzeptuelle Alleinstellungsmerkmale definieren und legitimieren (müssen).

Unter diesen Bedingungen formulieren viele Forschende einen wachsenden Experimentierwillen mit anderen Formaten und Genres, wollen andere Öffentlichkeiten mit ihrer Arbeit erreichen und hinterfragen (sub)disziplinäre Grenzen. Doch leider fehlt hierbei häufig der Austausch über die neuen Erkenntnisse, die multimodale Formate und Arbeitsweisen, auch über die Fächergrenzen hinweg, mit sich bringen, und so besteht über deren ›wissenschaftlichen Wert‹ in den akademischen Institutionen oft keine Einigkeit. Folglich gibt es auch keine gemeinsame Sprache, um die über etablierte akademische Konzepte und Analysewerkzeuge hinausgehenden Werte solcher Arbeitsweisen genau zu benennen.

Die Evaluierung und Institutionalisierung multimodaler Arbeiten in der Public Anthropology

Entgegen einer Praxis der Abgrenzung innerhalb der (oder zwischen den) ethnologischen Fächer(n) geht es uns in diesem Manifest (und in dem von uns entwickelten Toolkit) darum, die Bedeutung und den Wert multimodaler wissenschaftlicher Praxis in der Public Anthropology zu bestimmen und eine institutionalisierte Form der Evaluierung multimodaler Arbeiten im deutschsprachigen akademischen Raum voranzutreiben. Wir betonen folglich, dass wir multimodale Anthropologie nicht als eine weitere Subdisziplin sehen, sondern vielmehr als eine grundlegende Haltung des ethnologischen Arbeitens in der Public Anthropology, die auf einer wechselseitigen Verschränkung von Methode, Theorie, Praxis und gesellschaftlicher Relevanz aufbaut.

Multimodales Arbeiten ermöglicht und erfordert das Wahrnehmen, Nachdenken und Lernen *über* und *durch* die Beziehung unterschiedlicher Darstellungsformen wie beispielsweise Sound, Bild, Skulptur, Performance und darüber, wie diese als Teil anthropologischer Fragestellungen Wissen über komplexe gesellschaftliche, kulturelle oder politische Kontexte verarbeiten und anders verhandelbar machen, als dies innerhalb eines klassischen akademischen Aufsatzes möglich wäre. Eine weitere, hiermit verbundene Dimension multimodalen Arbeitens ist, zu begreifen, wie das Wissen über und durch Klang, Bild etc. sich nicht erst im finalen Produkt, also beispielsweise einem Film oder einer Klanginstallation, zeigt, sondern bereits innerhalb kollaborativer Arbeitsprozesse hervorgebracht wird.

Im Projekt »Multimodal Appreciation« haben wir beispielsweise mit Blick auf die Graphic Novel *The King of Bangkok*⁵ gefragt: Wie lassen sich über die Form der Graphic

5 Auf die Graphic Novel *The King of Bangkok* und ihre Entstehungsgeschichte gehen wir später noch genauer ein.

Novel komplexe soziale und persönliche Geschehnisse und Erfahrungen von Flucht und Migration nachvollziehen? Wie entfaltet sich ein kollaborativer Forschungsprozess zwischen eine:r Anthropolog:in, eine:r Illustrator:in und eine:r Publizist:in? Wie gelingt es, mit graphischen Mitteln Ethnographie zu betreiben und durch die Form des Comic ethnographisch zu denken? Wie lassen sich emotionale Nuancen und zeitgeschichtliche Zwischentöne in einer Graphic Novel evozieren, die in der rein textlichen Form nicht erfahrbar geworden wären (vgl. BINDER, Sektion TRANSFORMATIONEN)?

Eine zentrale Erkenntnis unseres Projekts ist, dass multimodales Arbeiten und Forschen in der Public Anthropology sich auf multisensorische und multimediale Methoden, verschiedene Formen der Wahrnehmungsvermittlung und Reflexion, Multiperspektivität und kollektives inter- und transdisziplinäres Arbeiten beziehen. Damit knüpfen wir an die Traditionen der ethnologischen Fächer an, die Public Anthropology als einen konstanten Versuch begreifen, die Grenzen zwischen anthropologischer und gesellschaftlicher Wissensproduktion aufzulösen.

Multimodales Forschen fordert somit jede:n Anthropolog:in heraus, über den Tellerrand eigener akademischer Selbstverständlichkeiten hinauszuschauen und zu fragen: Welche Kollaborationen liegen meiner Arbeit zugrunde, wer war an welcher Stelle an der Wissensproduktion beteiligt und in welcher Form lässt sich dieser Prozess transparent machen? Welche Methoden, Instrumente und Medien habe ich genutzt und wie prägen diese die Wahrnehmung und Sinnhaftwerdung meines Forschungsgegenstands und ihrer Repräsentation? In welchem Verhältnis stehen die textbasierten zu den filmischen, soundtechnischen oder performativen Forschungsergebnissen und welches spezifische Wissen wird durch sie generiert bzw. transportiert? Wie präsentieren Anthropolog:innen ihr Material heute und wie verändert dies die Publikationspraxis sowie gesellschaftliche Diskurse? Alle Anthropolog:innen sollte der Anspruch verbinden, sich einer öffentlichen Ausrichtung ihres Faches, einer Pluralisierung von Wissensproduktion und der Sichtbarmachung und Reflexion der eigenen (kollaborativen) Forschungs- und Produktionsprozesse zu verschreiben.

Öffentliche und multimodale Anthropologie als *Map of Interventions*

Das von uns entwickelte Toolkit für die Bewertung multimodaler Arbeiten enthält eine Anleitung für eine *Map of Interventions*⁶, mit deren Hilfe sich die verschie-

6 Da wir in unserer Forschungskooperation auf Englisch kommunizieren, belassen wir den Begriff der »Map«. Auch dies ist eine Besonderheit der kollaborativen Bemühungen im multimodalen Arbeiten: den Prozess des Denkens und Schaffens zugänglich zu machen und zu zeigen, wie Terminologien entstehen; Achtsamkeit für Multilingualität und Übersetzung einzufordern und damit die Grenzen und Herausforderung von Kommunikation deutlich zu machen.

denen Beziehungen, Konstellationen, Prozesse und Verdichtungen multimodalen Arbeitens sichtbar machen lassen:

»The map of interventions is a guide to collective mapping [...] It is an encouragement to create an interactive map that visualises collaborations, networks, the connections of academic and non-academic contexts and practices of knowledge production.« (Multimodal Appreciation Research Project n. d.)

In Abgrenzung zum deutschen Begriff der ›Landkarte‹ als ein visuelles und objektivierendes Medium geht es uns nicht um die Festschreibung von fachlichen, inhaltlichen, methodischen und wissenschaftspolitischen ›Territorien‹. Die *Map of Interventions* ist vielmehr eine Anleitung zum kollektiven Kartographieren, bei dem beispielsweise inter- und transdisziplinäre Kooperationen oder verschiedene (transnationale) Konstellationen von Wissensproduktion dargestellt werden können, in denen Anthropolog:innen und ihre Partner:innen gleichberechtigt agieren, manchmal in unterschiedlichen, manchmal in den gleichen Rollen und Funktionen.

Es geht also um ein ›Abstecken‹ (*mapping*) von Prozessen und Orientierungspunkten, ohne bereits im Vorfeld alle Bedingungen, Werte, Wirkungen und Ergebnisse eines multimodalen Vorhabens zu kennen und zu antizipieren. Es ist eine *Map of Interventions*, weil multimodales Arbeiten in der Public Anthropology immer die Aushandlung ihrer Methoden, Konzepte, Kollaborationen und Arbeitsstrukturen beinhaltet und so auch gleichzeitig in die bestehenden größeren Kontexte und deren Strukturen hineinwirkt (vgl. Einleitungen zum READER sowie Sektion TRANSFORMATIONEN).

Multimodale Projekte wie beispielsweise die partizipative Filmdokumentation *Maribor Uprisings*⁷ intervenieren mit ihrem filmisch-aktivistischen Ansatz in die Öffentlichkeit, die sie beforschen, und kreieren neue Öffentlichkeiten, indem das Publikum beim Screening in die Entscheidungen über den Verlauf des Films involviert wird und die Entscheidungen diskutiert und reflektiert. Je nach Publikum können die Diskussionen dabei sehr unterschiedlich verlaufen. Der interaktive Film, ähnlich wie interaktives Theater (vgl. König, Sektion TRANSFORMATION), initiiert Partizipation, Auseinandersetzungen und Diskussionen (vgl. Maier und Althans 2019).

Auch die verschiedenen Formen der Veröffentlichung und deren spezifische Bedingungen macht das kollektive *mapping* sichtbar: Häufig entsteht aus einem multimodalen Projekt ein akademisches Buch, ein Film, eine Ausstellung, ein Katalog und/oder eine Website, wobei oft nur Ersteres als ›wissenschaftliches Forschungsergebnis‹ angesehen wird. Die *Map of Interventions* macht nun genau diese Beziehungen und Zusammenhänge über verschiedene akademische und nicht-akademische Kontexte sichtbar. Sich über diese bewusst zu werden, kann dazu

7 Über den Film und seine Entstehungsgeschichte berichten wir an einem späteren Punkt des Manifests.

führen, die eigene Publikationsstrategie zu reflektieren, die Wahl des Verlages zu überdenken oder gemeinsam mit Verlagen nach Möglichkeiten des Publizierens multimodaler Arbeiten zu suchen.

Die *Map of Interventions* ist somit ein Werkzeug, um Klarheit über die Bedingungen, Kriterien, Zusammenhänge und Wirksamkeiten multimodaler Public Anthropology anhand konkreter Projekte zu erlangen und Strategien zu entwickeln, die damit verbundenen Transformationen mitzuvollziehen und bewusst mitzugestalten. Dies geschieht mit dem Ziel, multimodales Arbeiten stärker zu institutionalisieren – sowohl auf der Ebene von Studiengängen und Qualifikationsarbeiten als auch auf der Ebene von wissenschaftlichen Förderinstitutionen und Verlagen.

Unsere Verpflichtung, und vielleicht auch unser Auftrag als öffentliche und multimodal arbeitende Anthropolog:innen, besteht darin, eine Bandbreite unterschiedlicher medialer, transdisziplinärer, kollaborativer und methodischer Praktiken zu fördern und dabei verschiedene gesellschaftlich relevante Rollen und Funktionen als Lernende und Lehrende alternativer Epistemologien, Vokabularen und Konzeptualisierungen einzunehmen. Wir verstehen uns als Experimentator:innen mit diversifizierten Artikulations- und Handlungsformen an der Schnittstelle von Forschung, Begegnung und Engagement (Albrecht und Selim 2023).

Unserer Ansicht nach geht es bei den entstehenden Interventionen um unsere gemeinsamen Bemühungen, über disziplinäre Grenzen hinweg am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen und dieses aktiv mitzugestalten. Manchmal erfordert dies das Erzählen, Illustrieren, Aufführen oder Spielen von Geschichten, aber sehr viel häufiger geht es auch einfach darum, sich auf die Begegnung mit der Welt einzulassen. Wir verstehen das Multimodale als eine Arbeitsweise, in der verschiedene Modi der Wahrnehmung, der Interaktion und der Interpretation entlang von unterschiedlichen Dokumentationsformen und Genres miteinander in einen Dialog treten. Die *Map of Interventions* stellt alle diese unterschiedlichen Formen der Beschäftigung mit sowie der Mitwirkung an einer multimodalen Public Anthropology und ihren Interventionen dar.

Multimodale Begegnungen – Erkenntnisse aus 53 multimodalen Projekten

Unsere Beschäftigung mit 53 internationalen multimodalen Projekten im Rahmen des Forschungsprojekts »Multimodal Appreciation« zeigt, dass die resultierenden Arbeiten, die verschiedene Medien, Genres und Publikationsformate jenseits des akademischen Textes umfassen, häufig auf einer Website oder digitalen Plattform zusammengeführt werden. Die »multimodale Wende« hängt somit eng mit den Mitteln der digitalen Produktion, Präsentation und Verbreitung zusam-

men und macht sich diese zunutze. Umgekehrt hat das Digitale einen Einfluss auf die multimodalen Produktionsprozesse und die Formen der öffentlichen Präsentation solcher Arbeiten selbst, was auch innerhalb der Projekte oft reflektiert und in Bezug auf deren ästhetische Gestaltung mitgedacht wird.

Als Anthropolog:innen und als Produzent:innen multimodaler Arbeiten generieren wir grundlegende theoretische und methodologische Erkenntnisse aus der Zusammenführung dieser unterschiedlichen Arbeitsweisen mit Text, Ton, Film, Illustration, Spiel, Performance, Ton, Film und anderen digitalen Formaten. Diese unterschiedlichen Konstellationen haben wir eingehend analysiert und dabei festgestellt, dass der Pluralität verschiedener sozialer Realitäten, translokaler Zusammenhänge und Perspektiven, denen sich multimodal arbeitende Anthropolog:innen und ihre Kollaborationspartner:innen widmen, durch eben diese Ansätze besser Rechnung getragen wird, als es mit rein textbasierten Ansätzen möglich wäre.

»Visual images and written texts not only tell us things differently, they tell us different things« (MacDougall 1998: 265). Was MacDougall bereits 1998 über das Verhältnis von Bild, Ton und Text schrieb, gilt für die vielfältigen multimodalen Formen und Modi der Dokumentation und Repräsentation im Allgemeinen: Sie alle erzählen uns nicht nur etwas auf eine andere Art und Weise, sondern schlicht und ergreifend etwas anderes als ein geschriebener Text. Dabei sind sensorische Wahrnehmungsformen nicht abgekoppelt von Erkenntnisprozessen zu begreifen. Dadurch regen multimodale Ansätze dazu an, das Verhältnis und die Wechselwirkung zwischen textlichen und nichttextlichen Formen vertieft zu erforschen.

Wie wir im Folgenden in Bezug auf eine Auswahl der von uns untersuchten Projekte zeigen werden, ist es für die aktuelle Diskussion von großem Wert, bereits existierende multimodale Beiträge in der Public Anthropology stärker wahrzunehmen. Relevant ist, dass sie auch außerhalb des Fachpublikums anerkannt und rezipiert werden und gesellschaftliche Diskurse anregen – und dass sie zugleich auf die wissenschaftliche Praxis und Analyse selbst zurückwirken. Diese Projekte können uns lehren, was es bedeutet, multiple Formen der Relevanz zu erforschen, und was Anthropologie sein könnte, wenn Multimodalität im Zentrum stünde und nicht als bloßes ›Zusatzprodukt‹ behandelt würde.

›Multimodality is a community‹: mehr als digitale, transnationale und transdisziplinäre Beziehungen

Als Maka Suárez und Jorge Nuñez, Initiator:innen des Forschungsprojektes »Kaleidos« aus Ecuador, in unserem zweitägigen Workshop in Berlin im Januar 2024 ihre experimentelle Forschungsstruktur und digitale Plattform *EthnoData* mit anderen Macher:innen multimodaler Arbeiten diskutierten, betonten sie, dass Multi-

modalität für sie auf eine wachsende transnationale Gemeinschaft und Netzwerke mit geteilten Anliegen verweist: »What is the most important about multimodality for me is that it is a diverse space and a space for co-thinking« (Suárez). In Bezug auf das Digitale betrachten sie ihre Website als einen ersten »meeting point«, um neue Projekte und Beziehungen zu entwickeln:

»The website and platforms allow us to reach out to a greater audience [...] since the conversations that we need to have are global conversations. So not all the projects are digital, or are created in a digital environment, but the digital environment creates a kind of meeting point. The way I see it is that the digital is the initial encounter, and once we become friends, and intellectual friends, we can develop these other projects, we can invite you to Cuenca and you do your work there, and you already invited us to Berlin, so that's what is the important thing about multimodality. [...] It is not a field of research and a methodology, but it is mostly a network of friends, with concerns, and aspirations for academia that are not necessarily taken seriously within its institutional framework.« (Nuñez 2023)⁸

Schon immer haben technologische Neuerungen die Art und Weise, wie Anthropolog:innen ihre Forschungsergebnisse dokumentieren und präsentieren, sowie die Formen ihrer Zusammenarbeit mit sozialen Gruppen und Einzelpersonen verändert. Visuelle Anthropolog:innen sind sich der Tatsache bewusst, dass ihre Forschungspraxis stets von Veränderungen in den von ihnen verwendeten Technologien begleitet wurde: der Wechsel vom analogen Filmen und Fotografieren zu digitalen Videos, von der analogen Filmbearbeitung zu digitalen Programmen, von Computern zu mobilen Endgeräten usw.

»Mehr-als-digitale Beziehungen« bezeichnen Beziehungen in multimodalen Projekten, die zunächst im Digitalen geknüpft wurden oder im digitalen Raum bestehen, die aber immer auch in physische, materielle und analoge Alltagspraktiken eingebettet sind. Solche Beziehungen spiegeln sich beispielsweise in »Phone & Spear: A Yuta Anthropology« wider, einem multimodalen Projekt, das aus einem dialogisch geschriebenen Buch und einer Website besteht und das sich mit den Schnittstellen von Vergangenheit und Gegenwart sowie mit sozialem Wandel und Medien beschäftigt.

»Phone & Spear« ist ein audiovisuelles Medienprojekt, das von einer Aboriginal-Großfamilie in Nordaustralien mit Mobiltelefonen produziert und verbreitet wird. Das Projekt basiert auf einer zehnjährigen Zusammenarbeit zwischen dem Kunstkollektiv *Miyarrka Media* und der Anthropologin Jennifer Deger und stellt ein Experiment in der Anthropologie der Ko-Kreation dar.⁹ Es ist ein polyphones

⁸ Podcast: <https://www2.hu-berlin.de/multimodalappreciation/2024/04/12/workshop-1-documentation/> (Zugriff am 05.09.2024)

⁹ Podcast: <https://www2.hu-berlin.de/multimodalappreciation/2024/04/12/workshop-1-documentation/> (Zugriff am 05.09.2024).

Porträt einer indigenen Gesellschaft, die Mobiltelefone erfindungsreich einsetzt, um inmitten der schwierigen und oft verheerenden Umstände ihres Lebens die Verbindung von Verwandtschaft und Land zu bekräftigen und nachzuzeichnen.

»Phone & Spear« ist folglich nicht nur ein multimodales Buch über die Kunst eines Kollektivs, über Mobiltelefone und sozialen Wandel, sondern sucht auch nach einer neuen Form anthropologischen Schaffens und Repräsentierens. Wenn eine »alte Anthropologie« ihre Aufgabe darin gesehen hat, »andere Welten und Systeme« zu offenbaren und zu erklären, so geht es der Yuta-Anthropologie darum, verschiedene Welten miteinander in Beziehung zu bringen. Gemäß der sozialen Ästhetik der Yolngu – oder dem, was das Kollektiv als »das Gesetz des Gefühls« übersetzt – ist das Buch selbst eine eigenständige Beziehungstechnologie: ein Objekt, das Farbe, Muster, Klang und Geschichte kombiniert, um einst entfernte Welten in neue, sinnlich vermittelte Verbindungen zu bringen.

Die Multimodalität dieses Buchs rekurriert auf die dialogische und multilinguale Erzählstrategie sowie auf die Zusammenführung verschiedener bildlicher, performativer und klanglicher Elemente, die sich einerseits analog und andererseits digital (auf der Website) manifestieren. Die Bilder, zum Beispiel auf dem Handy generierte digitale Collagen aus Fotos und verschiedenen Icons sowie anderen Designelementen, wirken nie rein illustrativ, sondern sind diskursives Material, das vielschichtige Narrationen und verschiedene Zeitebenen verbindet.

Multimodale Projekte wie »Phone & Spear« zeigen, wie sich die Rolle von Bildern und multimodalen Artefakten in den ethnologischen Fächern verändert haben. Das einseitige Beobachten, Sammeln, Montieren, Interpretieren und Theoretisieren sind obsolet geworden, die Kollaboration und das »Ko-Kreieren« (ABBASS et al., Sektion KOLLABORATIONEN) rücken in den Vordergrund. Dazu gehört ein ethnographisches Arbeiten, das immer auch über Formen des Engagements und Sich-in-Beziehung-Bringens nachdenkt und diese Aspekte miteinbeziehen muss.

In diesem Sinne argumentieren wir, dass technologische Veränderungen schon immer die anthropologische Arbeitsweise beeinflussten, indem sie die Möglichkeit boten, die Beziehungen im Feld und die gemeinsame Produktion von Wissen zu verändern. Sie bergen aber auch stets eine Gefahr in sich: die Gefahr, neue Technologien und Dokumentations- und Darstellungsformen zu nutzen, aber nicht ausreichend über die damit verbundenen Herausforderungen zu reflektieren und in bestehende Hierarchien, Machtstrukturen und den europäisch-weißen Blick zurückzufallen.

Bei der Beschäftigung mit multimodalen Formen in öffentlich-anthropologischen Interventionen wird deutlich, dass es sich oft um eine kollektive Anstrengung handelt und dass die Arbeit als Kollektiv ein Hauptbestandteil des Arbeitsprozesses ist. Multimodale Arbeit bringt viele verschiedene Projektmitglieder zusammen, oft über einen langen Zeitraum hinweg:

»Because the anthropologist cannot go into the field does not mean that ›the field‹ disappears. And more than that – the documentation and theorization of social and cultural life continue as people record and comment on the things that happen in their lives and in their communities. And, why, exactly, did ›the field‹ need us to begin with?« (Collins und Durrington 2024: 93)

Multimodale Projekte gehen oft über die vorgesehene Dauer eines Forschungsprojekts hinaus, müssen anders finanziert werden oder sind vom ehrenamtlichen Engagement vieler abhängig. Hier sind oftmals kreative Strategien gefragt, um ein Projekt zu verwirklichen.

Wie diese Art der Zusammenarbeit auch eine andere Art der Forschung eröffnet und die praxisbezogenen Techniken und Denkweisen der Kollaborationspartner:innen herausfordert, lässt sich am Beispiel von *The King of Bangkok* (Soprancetti et al. 2021), einer nicht-fiktionalen Graphic Novel, illustrieren. Dieses multimodale Projekt basiert auf mehr als einem Jahrzehnt kollaborativer anthropologischer Forschung, dem Verfassen von Blogbeiträgen und der Dokumentation von Protesten in Thailand. Es ist der Versuch, Ethnographie in eine Bildsprache zu übersetzen – sprich: Ethnographie als Comic zu konzipieren und Comics ethnographisch zu denken.

Das Buch ist das Ergebnis einer vierjährigen Zusammenarbeit zwischen dem Anthropologen Claudio Soprancetti, der bildenden Künstlerin Sara Fabbri und der Herausgeberin Chiara Natalucci. Die Kooperation begann, nachdem Claudio Soprancetti sein Dissertationsprojekt abgeschlossen hatte – doch die Idee, auf Grundlage seiner Forschung eine Graphic Novel zu produzieren, ließ ihn nicht los. *The King of Bangkok*, das zuerst auf Italienisch, dann auf Thailändisch und schließlich auf Englisch veröffentlicht wurde, erzählt die Geschichte von Nok, einem alten blinden Mann, der in Bangkok Lotterielose verkauft, bis er beschließt, die Stadt zu verlassen und in sein Heimatdorf zurückzukehren. Anhand von Reflexionen über das heutige Bangkok und Rückblenden in seine Vergangenheit rekonstruiert Nok eine Reise durch die Slums der Arbeiter:innen, die Reisfelder im Nordosten Thailands, die Tourist:innendörfer von Ko Pha Ngan und die Proteste der Rothemden im Jahr 2010. Die in der Graphic Novel erzählte Geschichte basiert auf wahren Begebenheiten und Biographien: Hunderte von Stunden an Interviews und Archivrecherchen, gefiltert durch drei Augenpaare und Hände, bilden die Grundlage (Soprancetti et al. 2021).

In Gesprächen und Interviews mit den Macher:innen von Projekten wie »Kaleidos«, »Phone & Spear« und *The King of Bangkok* wird deutlich, dass sie versuchen, die Herausforderungen der multimodalen Zusammenarbeit in transnationalen Kontexten auf vielfältige Weise zu behandeln. Sie reflektieren zudem, wie Eigentumsansprüche, Urheberrechte und sozioökonomische Unterschiede ungleiche Zugangsmöglichkeiten zu den verwendeten Technologien bedingen.

›Begegnung‹ als erkenntnistheoretischer Standpunkt in der Public Anthropology

Ethnographische Feldforschung und das Schreiben darüber stellen entscheidende Aspekte anthropologischen Arbeitens dar. Alltägliche Begegnungen und Auseinandersetzungen mit verschiedenen sozialen Gruppen außerhalb unserer Forschungskontexte sind die andere, weniger bekannte und weniger anerkannte Dimension, aber sie sind es, die unsere Arbeit mit Sinn erfüllen.

Eine zukunftsweisende Public Anthropology sollte uns an die wichtigen ethischen Fragen von und den Umgang mit Machtasymmetrien, Repräsentation, Reziprozität und Übersetzung erinnern. Diese Fragen beschränken sich nicht auf die Beziehung zwischen den Forscher:innen und den Personen und sozialen Gruppen, mit denen sie arbeiten. Diese Fragen müssen auf die Begegnungen zwischen verschiedenen anthropologischen Weltanschauungen und adressierten Öffentlichkeiten ausgedehnt werden, wodurch Komplexität, Multiperspektivität und Multivokalität in der öffentlichen Arena eingeführt und erweitert werden. Wir schlagen ›Begegnung‹ (*encounter*) als einen erkenntnistheoretischen Standpunkt für das Verstehen heutiger Öffentlichkeiten und eine engagierte Public Anthropology vor, die über (kollaborative) Forschung hinausgeht und vielfältige Formen des Engagements, der Wissensproduktion und der Repräsentation ermöglicht (Albrecht und Selim 2023).

The Maribor Uprisings (2017) ist ein solches gemeinsames Projekt der Anthropologen Maple Raza und Michel Guillen¹⁰ und eines Kollektivs von Aktivist:innen in Maribor, Slowenien, das der Idee von Begegnungen *jenseits* der Forschung folgt. Das Filmprojekt entstand aus der Begegnung von Maple Raza mit der Stadt Maribor, mit der aktuellen politischen Situation und Aktivist:innen vor Ort. In diesem Projekt versteht sich Maple Raza in seiner Position des Anthropologen als Lernender und Moderator und nutzt den interaktiven Film als Vermittlungsformat bzw. -gegenstand, um mit unterschiedlichen Communities in Kontakt zu treten (vgl. WELZ, Sektion TRANSFORMATIONEN).

In der einst wohlhabenden Industriestadt Maribor entlud sich die Wut der Bevölkerung über die politische Korruption im Land im Jahre 2011. In *The Maribor Uprisings* – teils Film, teils Gespräch, teils interaktives Experiment – werden die Menschen eingeladen, sich an den gefilmten Protesten zu beteiligen. Anhand der dramatischen Aufnahmen eines Videoaktivist:innen-Kollektivs, das in die Aufstände involviert war, beginnt das Publikum seine kollektive Reise in Maribor, wo die Menschenmenge das Rathaus unter einem Hagel von Tränengaskanistern umzingelt und plündert.

¹⁰ Schnitt und Kamera.

Als Gruppe müssen die Zuschauer:innen wählen, welcher Kamera sie folgen wollen und wie sich die Ereignisse entwickeln werden – analog zu denjenigen, die an den Aufständen teilgenommen haben.

Die Ereignisse in dem interaktiven Film stehen dabei beispielhaft für eine Vielzahl von ideologischen Auseinandersetzungen in der heutigen Zeit: Was löst die Empörung in der Bevölkerung aus? Wie werden die Teilnehmer:innen in die Auseinandersetzungen mit der Polizei hineingezogen – was verändert sich dadurch? Könnte so etwas auch in der eigenen Stadt passieren? Die interaktiven Screenings sind viele Male von Maple Reza selbst moderiert worden. Wer den interaktiven Film zu Unterrichtszwecken oder anderen Screeningzwecken bestellt, erhält eine Anleitung zur Moderation und kann selbst Moderator:in werden.

»What does it mean to begin doing Multimodal Anthropology in your own work? First and foremost, it means working with people to produce things that fit their purposes and advance their goals« (Collins und Durrington 2024: 3). Anthropolog:innen, die multimodal und öffentlich arbeiten, sind (für eine bestimmte Zeit oder länger) Teil eines gemeinsamen Projekts. Sie können dabei mit ihren ethnographischen Fähigkeiten und/oder mit einer Vielzahl von theoretischen Ansätzen dienen.

Die unterschiedlichen Begegnungen innerhalb der gemeinsamen Projekte sind von zentraler Bedeutung: Ethnograph:innen sind niemals ausschließlich als Forschende und Akademiker:innen involviert, sondern als Personen, die auch anderes (nicht-akademisches) Wissen mitbringen und die auf bestimmte Art und Weise handeln, eingreifen, reflektieren und Impulse geben, die hilfreich sein können oder auch nicht. Bei diesen Begegnungen geht es darum, sich der verschiedenen ›Hüte‹ bewusst zu sein, die wir tragen (können), über unsere akademische Rolle hinaus. Als Ethnograph:innen sind wir genauso vielfältig positioniert und in Beziehungen mit anderen wie die Gruppen und Individuen, auf die wir treffen (vgl. EINLEITUNG, Sektion POSITIONIERUNGEN).

In diesem Punkt knüpfen wir an Traditionen einer Engaged und Activist Anthropology an, wollen diese in einen Dialog mit kreativen Umsetzungsformen bringen und vorschlagen, sich expliziter mit der Vermittlung anthropologischen Wissens in *breite* Öffentlichkeiten zu befassen. Wir verstehen Storytelling dabei als eine wichtige und zentrale Methode: »Storytelling wird als eine Methode des Erzählens verstanden, bei der Erzählen nicht Selbstzweck ist, sondern dazu dient, Wissen bzw. Informationen, Emotionen und Meinungen zu vermitteln bzw. zu verstärken« (Delgadillo und Edson 2004: 186, eigene Übersetzung).

Es kann keine Public Anthropology geben, ohne die Strukturen und die notwendigen Fähigkeiten zu entwickeln, die die Kunst des theoretisch informierten *Storytelling* erfordert (vgl. ANDRADE NEVES, Sektion VERMITTLUNG). Dies setzt voraus, viel von den Menschen, mit denen man arbeitet, zu lernen – zum Beispiel, wie sie Geschichten erzählen, welche Worte und Formen der Beschreibung sie ver-

wenden. Dies ermöglicht die Entwicklung einer sowohl beschreibenden als auch intervenierenden Sprache, die über die reguläre akademische Produktion hinausgeht: Unsere Ko-Schaffenden in multimodalen Arbeiten in der Public Anthropology zeigen uns Möglichkeiten auf, dies in Formaten zu tun, die bereits im Umlauf sind.

Ein solches *Storytelling* muss in der Lage sein, die Aufgabe zu bewältigen, eine komplexe Geschichte mit einfachen Worten zu erzählen, ohne die Komplexität zu reduzieren. Zu lehren und zu lernen, wie man komplexe Erkenntnisse mit verständlichen Formulierungen in Schrift, Sprache und multimodalen Ausdrucksformen darstellt, ist von zentraler Wichtigkeit für das Lehren und Lernen in den ethnologischen Fächern, wenn unsere Disziplinen in der breiten Öffentlichkeit als relevant angesehen werden sollen. Es gibt viele verschiedene Arten des Engagements, die in der akademischen Welt gewürdigt werden müssen; ansonsten werden sie immer ein zusätzliches, unbezahltes Engagement Einzelner bleiben.

Wenn wir unsere Einblicke und Erkenntnisse auf eine Gruppe von Expert:innen beschränken und in der Diskussion über die Verbreitung unseres Wissens immer wieder mit der Gefahr der Vereinfachung argumentieren, verbleibt die Anthropologie nur eine fortwährende kritische Reflexion, die sich nicht mit der wesentlichen und wichtigen Frage befasst: Wozu ist die Anthropologie gut? Und für wen? Wem dienen wir? Die ethnologischen Fächer, die sich so sehr mit der Frage von Machtstrukturen befassen, sollten ein echtes Interesse daran haben, nicht nur zu ko-produzieren, sondern Wissen zu teilen: Wissen zu teilen, bedeutet, Macht zu teilen (vgl. BUCHCZYK et al., Sektion ÖFFENTLICHKEITEN).

Die Konsequenzen, wenn wir multimodal arbeiten

Wenn wir multimodale Arbeiten in die akademische Welt integrieren wollen, bedeutet dies, dass wir unser Repertoire an Werten (*values*) für anthropologisches Arbeiten erweitern müssen, um eine Qualität multimodaler Arbeiten gewährleisten zu können: Warum entscheiden wir uns, multimodal zu arbeiten, und wie wird ein Werk tatsächlich multimodal?

Multimodale Produktionsweisen können als Reaktion auf bestimmte Erzählungen und Darstellungen im politischen und medialen, aber auch anthropologisch-akademischen Diskurs verstanden werden, denen »etwas fehlt« und die folglich unbefriedigend sind. In multimodalen Projekten steht oftmals das Bemühen im Vordergrund, multiperspektivisch zu arbeiten. Multimodalen Projekten kann die Frage zugrunde liegen, warum es schwerfällt, bestimmte Narrative zu durchbrechen.

Darauf aufbauend, lassen sich Produzent:innen multimodaler Arbeiten auf ein kollaboratives Experiment ein, etablierte Narrative nicht nur kritisch zu hinterfra-

gen, sondern etwas anderes zu schaffen und zu produzieren. Diese Produktionen bedürfen oft spezifischer Arbeits- und Forschungsprozesse und gehen mit anderen Formen der Reflexion und Repräsentation sowie der Vermittlung von Wissen einher. Das multimodale Arbeiten wird anderen Formen der Wissensproduktion und -erfahrungen entgegengesetzt.

Wie trugen und tragen multimodale Ansätze dazu bei, diese neuen Narrative zu erzeugen? Inwieweit waren und sind multimodale Werke »intransitiv«, das heißt inwiefern lag und liegt ihr Wert eher im Prozess und in der Praxis der Herstellung multimodaler Artefakte als in ihrer Ausstellung, Verbreitung und Rezeption? Können solche Narrative ausschließlich durch einen multimodalen Modus geschaffen werden? Die Veränderungen in den Welten, die wir erforschen, haben dazu geführt, dass wir uns mit den mehr-als-nur-textlichen Produktionen und Vermittlungen unserer Forschungsteilnehmer:innen beschäftigen müssen.

Für Produzent:innen multimodaler Arbeiten in den ethnologischen Fächern wurde dabei die Auseinandersetzung mit »Multimodalität« im Verlagswesen zum Anlass genommen, um zu überdenken, wie Rezensionen und Bewertungen aussehen können. Da multimodale Arbeiten immer viele Formen und Genre zusammenbringen, stellen sie sowohl Förderinstitutionen als auch Verlage vor die Herausforderung, neue Kategorien, digitales Know-how und alternative Publikationsstrategien entwickeln zu müssen. Die bisherigen Ergebnisse unseres Forschungsprojekts zeigen, dass es eine grundsätzliche Aufgeschlossenheit von Vertreter:innen etablierter Förderinstitutionen und Verlage gibt, multimodale Arbeiten in ihre Programme aufzunehmen. Es fehlt aktuell allerdings noch an weiterführenden Strategien und konkreten Richtlinien.

Gängige Formen der Begutachtung im akademischen Bereich schaffen momentan in erster Linie eine Atmosphäre der Angst. Angst in der akademischen Arbeit ist kontraproduktiv für jede Form des kritischen Denkens und Handelns. Angst unterdrückt kreative, experimentelle Formen und verhindert, dass sich die epistemischen und strukturellen Bedingungen ändern. In diesem Sinne stellen multimodale Arbeiten und öffentlich-anthropologische Interventionen auch die vorherrschende hierarchische Entscheidungsfindung und die Anpassung an eine solche hegemoniale akademische Praxis infrage.

Akademische Forschung sollte nicht von neoliberalen Formen der Projektarbeit vereinnahmt werden; Institutionen sollten ein wettbewerbsorientierten Streben nach immer mehr Publikationen in *peer reviewed journals* bzw. bei bestimmten, als renommiert geltenden Verlagen nicht als einzigen Karrieremaßstab begreifen. Akademisches Schreiben und jede Art von Forschung und ethnographischer Produktion sollten aus echtem Interesse und Anliegen erfolgen und dürfen nicht von einer ständigen Angst vor akademischem Versagen und Unzulänglichkeit über-

schattet werden (vgl. Loher und Strasser 2019). Eine angstfreie Stimmung erhoffen wir uns auch in unseren Seminarräumen.

Mit dem oben angesprochenen Toolkit schlagen wir Formen der Begutachtung multimodaler Arbeiten vor, die sich konstruktiv-kritisch und transparent mit einem Werk auseinandersetzen und neue Maßstäbe für dessen Entwicklung integrieren. Begutachtungen, die einen kollektiven und dialogischen Charakter haben, bei denen sich Gutachter:innen in Kopräsenz treffen und anhand eines gemeinsamen Evaluationsbogens und einer eingehenden Beschäftigung (*immersion*) mit dem jeweiligen Projekt in einen Dialog treten – und dabei die interaktive *Map of Interventions* nutzen und erweitern.

Forschende, Lehrende und Prüfende werden so im wissenschaftlichen Kontext mit den notwendigen Fähigkeiten ausgestattet, um multimodale Arbeiten in der Anthropologie angemessen zu beurteilen und somit auch fördern zu können. So ein Vorgehen bedeutet, sich transdisziplinär zu öffnen – und zu verstehen und zu praktizieren, dass multimodale Arbeiten nicht aus *einer* Disziplin kommen, sondern auf *viele* Disziplinen verweisen. In diesem Sinne trägt multimodales und öffentlich-anthropologisches Engagement dazu bei, einen wertschätzenden Umgang in der akademischen Welt zu imaginieren und herzustellen sowie eine andere Art des Lehrens, Lernens und Handelns in den ethnologischen Fächern zu schaffen.

Literatur

- Albrecht, Judith und Nasima Selim. 2023. »Multilingual Encounters Beyond (Research) Collaboration: Public Anthropology and ›Linguistic Others‹ in Post-2015 Germany.« *Public Anthropologist* 5(2): 153–184. <https://doi.org/10.1163/25891715-bja10053>.
- Behar, Ruth und Deborah Gordon (Hg.). 1996. *Women Writing Culture*. Berkeley: University of California Press.
- Collins, Samuel Gerald, Matthew Durrington und Harjant Gill. 2017. »Multimodality: An Invitation.« *American Anthropologist* 119(1): 142–146. <https://doi.org/10.1111/aman.12826>.
- Collins, Gerald und Matthew Durrington (Hg.). 2024. *Multimodal Methods in Anthropology*. London: Routledge.
- Delgadillo, Yvonne und Jennifer Edson Escalas. 2004. »Narrative Word-of-Mouth Communication: Exploring Memory and Attitude Effects of Consumer Storytelling.« *ACR North American Advances* 31(1): 186–192.
- Diedrich, Ralf und Ulrich Heilemann (Hg.). 2011. *Ökonomisierung der Wissensgesellschaft: Wie viel Ökonomie braucht und wie viel Ökonomie verträgt die Wissensgesellschaft?* Berlin: Dunker & Humblot.
- Kaleidos. Website. <https://www.kaleidos.ec/> (Zugriff am 05.07.2024).

- Loher, David und Sabine Strasser. 2019. »The Politics of Precarity: Neoliberal Academia under Austerity Measures and Authoritarian Threat.« *Social Anthropology* 27(S2): 5–14. <https://doi.org/10.1111/1469-8676.12697>.
- Maier, Carla J. und Birgit Althans (Hg.). 2019. »Arenen Transkultureller Bildung: Resonanzen/Interferenzen.« *Paragrana: Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie* 28(2): 11–22. <https://doi.org/10.1515/para-2019-0016>.
- MacDougall, David. 1998. *Transcultural Cinema*. Princeton: Princeton University Press.
- Miyarrka Media. 2019. *Phone & Spear: A Yuta Anthropology*. London: Goldsmiths Press. <https://library.oapen.org/handle/20.500.12657/63122> (Zugriff am 27.11.2024).
- Multimodal Appreciation Research Project. n. d. *Toolkit for Multimodal Appreciation*. Unveröffentlichtes Manuskript. Berlin: Stadtlabor for Multimodal Anthropology.
- Raza, Maple und Milton Guillen. 2017. *Maribor Uprisings*. Produktion: EnMasse Films, DVD.
- Sopranzetti, Claudio, Sara Fabbri und Chiara Natalucci. 2021. *The King of Bangkok*. Toronto: University of Toronto Press.

Autor:innen

Amal Abbass ist eine Berliner Sozialunternehmerin, die sich für Menschen afrikanischer und afrodiasporischer Herkunft einsetzt. Sie ist Mitbegründerin des *tubman.network e. V.* und hat Initiativen wie *Kindezi.de* ins Leben gerufen. 2023 erhielt sie den Berliner Frauenpreis für ihre Verdienste um soziale Gerechtigkeit. Aktuell entwickelt sie afrozentrierte Bildungsmodelle für Kinder in Deutschland und Afrika.

Jens Adam ist politischer Anthropologe und Professor für Kulturmanagement an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg. Vorherige Stationen waren die Forschungsgruppe »Internalisierung von Grenzen« am Zentrum für Interdisziplinäre Forschung, Bielefeld (2023/24), die Forschungsgruppe »Soft Authoritarianisms« an der Universität Bremen (2020–2023) sowie Positionen als wissenschaftlicher Mitarbeiter und Vertretungsprofessor an der Humboldt-Universität zu Berlin, der Georg-August-Universität Göttingen sowie der Universität Bremen. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Kulturpolitik und internationale kulturelle Zusammenarbeit, Demokratie und autoritäre Transformationen sowie Europäisierung und Grenzpolitiken.

Judith Albrecht ist Sozialanthropologin, Filmemacherin und Kuratorin. Als visuelle Ethnographin experimentiert sie mit den Grenzen visueller und mehr-als-textlicher Formen in der Ethnologie. Ihre thematischen Schwerpunkte liegen auf transkultureller Filmarbeit, multimodaler Anthropologie, sozialen Bewegungen, Gender, Trauma, Gewalt und Diaspora. Sie arbeitet seit 2015 in dem tansanisch-deutschen Filmkollektiv *BAFICO* und ist Gründerin des viersprachigen Multimediaprojektes und Blogs *Encounter* (arabisch, farsi, deutsch, englisch). Sie ist Gründungsmitglied der *Arbeitsgruppe Public Anthropology* in der Deutschen Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie. Website: www.judithalbrecht.com.

Götz Bachmann ist Professor für Medienethnologie und Methodeninnovation am Medienwissenschaftlichen Seminar der Universität Siegen. Seine Forschungsschwerpunkte sind Arbeitskulturen, Digitale Kulturen, Anonymität, Klandestine Öffentlichkeiten und Erweiterungen der Ethnographie. Im Bereich der Public Anthropology hat Götz Bachmann unter anderem mit Gewerkschaften zusammengearbeitet und jüngst eine dörfliche Bürger:innen-Universität (die »Kleine Uni Trogen«) mitgegründet.

Louisa Behrens ist queer-feministische Aktivistin und arbeitet mit den Themen geheime Öffentlichkeiten und Hochstapelei.

Beate Binder ist Professorin für Europäische Ethnologie und Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Anthropologie von Recht und Politik, den kulturanthropologischen Gender Studies und der Queer-Anthropologie, Erinnerungspolitiken und Stadt. Sie hat in den letzten Jahren verschiedene Forschungsgruppen geleitet (DFG-FOR »Recht – Geschlecht – Kollektivität«, NORFACE research unit CrimScapes, HERA research unit EUROPACH), die mit aktivistischen und zivilgesellschaftlichen Akteur:innen zusammengearbeitet und zum Teil neue Wege der Darstellung erprobt haben, z. B. in Form von EthnoGraphic Novels.

Helene Bode absolvierte ihren Bachelor in Politikwissenschaft und Kulturwissenschaft an der Universität Bremen und studiert seit 2024 einen Master in Ostasienwissenschaften mit dem Schwerpunkt China an der SOAS University of London. Die *Initiative for Mutual Studies of the Students of Rojava and Bremen (IMS)* ist eine Gemeinschaft von Studierenden aus Rojava und Bremen, die 2022 ein Symposium mit dem Titel »Revolution im Alltag und Alltag in der Revolution« veranstaltete. Die Veranstaltungen zielten darauf ab, nicht-universitäre Öffentlichkeiten zu erreichen und einen niedrigschwelligen Zugang zu einem Austausch über aktivistische und kulturwissenschaftliche Themen zu ermöglichen.

Sofia Botvinnik ist Kuratorin am Museum Europäischer Kulturen (MEK) in Berlin mit Schwerpunkt auf der Verbindung von Kuration und Vermittlung. Nach ihrem Masterstudium an der Universität Maastricht und einem Volontariat in Kunst- und Designvermittlung am Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg baute sie das Vermittlungsprogramm für das Ethnologische Museum und das Museum für Asiatische Kunst im Humboldt Forum auf. Seit 2020 hat sie für das MEK zahlreiche Ausstellungen wie »ALL HANDS ON: Flechten« und »Läuft: Die Ausstellung zur Menstruation« konzipiert und realisiert.

Magdalena Buchczyk ist Juniorprofessorin für Sozialanthropologie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seit über 15 Jahren arbeitet sie in den Bereichen Museumsanthropologie, Sammlungsethnografie, materielle und visuelle Kultur sowie Critical Heritage Studies. In Forschung, Lehre und Public Anthropology kuratiert sie Ausstellungen, kooperiert mit Museen, Organisationen und Kollektiven, z. B. Museum Europäischer Kulturen, Horniman Museum, Weltmuseum Wien, Amo Collective Berlin, Dhek Bhal, Bristol Bike Project, Co-exist Community Kitchen, Refugee Women of Bristol, sowie mit Künstler:innen wie Ilit Azoulay, Eleanor Shipman oder Joff Winterhart.

Tomás Criado ist Ramón y Cajal Senior Research Fellow an der Open University of Catalonia. Criadós ethnografische Arbeit und sein öffentliches Engagement konzentrieren sich auf die verschiedenen Formen von Beziehungs-, Wissens- und Materialpolitik in unterschiedlichen Umgebungen, in denen Pflege/Care als Interventionsform eingesetzt wird. Im Rahmen seiner Arbeit experimentiert er mit anthropologischen Interventionsformen und multimodalen Instrumenten für Formen des Storytellings und Prozesse der gemeinsamen Problemlösung oder Konzeptarbeit (digitale Plattformen, pädagogische Toolkits oder Spiele). Website: www.tscriado.org.

Benjamina Efua Dadzie ist eine engagierte Forscherin mit einem besonderen Interesse an den Kulturen der Akan und Yoruba. Der Schwerpunkt ihrer aktuellen Forschung liegt auf der anglikanischen Missionarstätigkeit im 19. Jahrhundert in Abeokuta, Südwest-Nigeria. Sie hat einen Bachelor of Arts in Archäologie von der Universität Manchester und einen Master in Anthropologie von der Universität East Anglia, wo sie derzeit als Doktorandin tätig ist. Ihr Forschungsgebiet liegt an der Schnittstelle von Kunstgeschichte, Museologie, Archäologie und Anthropologie.

Kavita Dasgupta ist Filmemacherin und Anthropologin und arbeitet an der Schnittstelle von Anthropologie, Medien und Kunst. Sie ist Multimedia-Editorin am Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung und Kuratorin des multimedialen Webjournals *ticketless-travellers.info*, das die gemeinsame Arbeit von Jugendlichen aus Delhi, Indien, der in Delhi ansässigen Nichtregierungsorganisation Ankur und Ethnologinnen aus Leipzig und Halle präsentiert.

Hansjörg Dilger ist Professor für Sozial- und Kulturanthropologie und Sprecher des SFB 1171 »Affective Societies« an der Freien Universität Berlin. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen die dekoloniale Auseinandersetzung mit ethnographischen Sammlungen sowie die Medizin- und Religionsanthropologie. Er ist Ko-Sprecher des DFG-Netzwerks »Public Anthropology: Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer« und Gründungsmitglied des Kollektiv *Polylog*, eines an der Schnittstelle von Wissenschaft, Kunst und Aktivismus arbeitenden Zusammenschlusses geflüchteter Frauen aus Syrien, dem Iran, Iran und Aserbaidschan sowie Studierender und Dozierender der Freien Universität Berlin.

Ignacio Fariás ist Professor für Stadtanthropologie am Lehrstuhl für Europäische Ethnologie und Co-Direktor des Stadtlabors für Multimodale Anthropologie, Humboldt-Universität zu Berlin. Seine Forschungsinteressen betreffen die gegenwärtigen ökologischen und infrastrukturellen Transformationen der Städte und die damit verbundenen epistemopolitischen Herausforderungen für die Demokratisierung der Stadtgestaltung. In seiner jüngsten Arbeit untersucht er die Politik von Umweltstörungen, von Tsunamis über Hitze bis hin zu Lärm. Er interessiert sich darüber hinaus für die städtische Ethnographie als eine Form der Stadtgestaltung.

Simon Farid ist Künstler, gelegentlich Gastwissenschaftler und Aufsichtskraft in einer Kunstgalerie in London. Seine Arbeit verortet sich in und zwischen diesen Bereichen mit Schwerpunkten auf Arbeitsbedingungen, Erfahrungen von Arbeitnehmern, Institutionskritik, Überwachung und Poetiken der Einsamkeit. Seine aktuellen Forschungsinteressen sind klandestine Öffentlichkeiten, öffentliche Archive als Orte der Geheimhaltung und Informalität.

Marcos Freire de Andrade Neves ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozial- und Kulturanthropologie der Freien Universität Berlin. Die Schwerpunkte seiner Forschung liegen in den Bereichen »Necrosocialities«, insbesondere der transnationalen Sterbehilfe, und der pharmazeutischen Governance. Er ist Mitglied des DFG-Netzwerks »Public Anthropology« und Sprecher der Arbeitsgruppe *Medical Anthropology* der Deutschen Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie (DGSKA). Zudem ist er Mitglied der *Cross-Party Group on End-of-Life Choices* im schottischen Parlament.

Andrew Gilbert ist Professor für Designanthropologie an der Kunsthochschule Giebichstein in Halle. Zusammen mit dem Stadtlabor der Humboldt-Universität zu Berlin, dem Ethnography Lab der Universität Toronto und dem *Digital Curatorial Collective* beschäftigt er sich mit der Erforschung von mehr-als-nur-textuellen Forschungsmethoden und wie Forschungsartefakte als Interventionenformen aktiviert werden können. Seine empirischen Forschungen hat er in Bosnien und Herzegowina durchgeführt. Seine thematischen Schwerpunkte auf Postsozialismus, politischen Aktivismus und Arbeitskämpfe werden in einer experimentellen, kollektiven grafischen Ethnografie zusammengeführt. Website: www.andrewgilbert.com.

Hans Peter Hahn ist Professor für Ethnologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main, vertritt die thematischen Schwerpunkte materielle Kultur, Museen, Konsum, Migration und Mobilität sowie Globalisierung. Sein regionaler Schwerpunkt ist Westafrika (Burkina Faso, Ghana, Togo). Aktuelle Forschungen beziehen sich auf das Konzept des ›Value-in-Things‹ und die Digitalisierung von Sammlungen als Prozess der Transformation sowie auf die Logiken des Sammelns. Er ist Programmverantwortlicher einer deutsch-französischen Doktorandenschule mit dem Titel »Den Anderen repräsentieren: Museen, Universitäten, Ethnologie« (2023–2027).

Carla Hartmann hat am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Goethe-Universität Frankfurt den Bachelor »Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie« studiert. Dort hat sie aus dem Lehrforschungsprojekt »Stadt | Wasser. Alltagsleben, Infrastruktur, Klimawandel« heraus in ihrer Bachelor-Arbeit die gesellschaftlichen Herausforderungen und Möglichkeiten im Umgang mit dem Klimawandel an der Küste von Caprica in Portugal erforscht.

Janine Hauer ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Ethnologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Nach Feldforschungsaufenthalten in Burkina Faso (2014, 2017 und 2018), während derer sie zu Urbanisierung und Landnutzungswandel im Kontext ›globaler Partnerschaften‹ forschte, befasst sie sich nun mit dem – für das Mitteldeutsche Chemiedreieck charakteristische – spannungsvollen Verhältnis von Chemie und chemischer Industrie und dem gesellschaftlichen Umgang mit (chemo-toxischen und radioaktiven) Ewigkeitslasten. Ihr Interesse gilt dabei insbesondere der Präsenz unterschiedlicher Zeithorizonte und den damit verbundenen politischen und ethischen Aushandlungen konkreter Entscheidungen sowie den Rollen von Öffentlichkeiten in diesen Prozessen.

Sabine Hess ist Professorin für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie an der Georg-August-Universität Göttingen. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in der Migrations- und Grenzregimeforschung sowie der politischen Anthropologie und kulturanthropologischen Geschlechterforschung, wobei sie vielfach am Schnittpunkt von Wissenschaft, Aktivismus und Kunst arbeitet. In diesem Zusammenhang war sie an verschiedenen Ausstellungs- und Archivierungsprojekten sowie Stadtlaboren als Mitarbeitende, Initiatorin und Leiterin beteiligt. Sie ist Mitbegründerin des europäischen Netzwerks kritische Migrations- und Grenzregimeforschung (kritnet) und leitet seit 2018 als Direktorin das Zentrum für globale Migrationsforschung der Universität Göttingen (CeMig).

Victoria Huszka ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin (Postdoc) an der Abteilung Empirische Kulturwissenschaft und Kulturanthropologie der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Sie bearbeitet derzeit das Teilprojekt »Akteursnetzwerke und multifunktionale Räume der Kunst-, Kultur- und Kreativarbeit in Nord- und Westdeutschland«. In diesem untersucht sie gemeinsam mit zivilgesellschaftlichen Akteur:innen, wie Kunst- und Kulturschaffende unter regionalspezifischen kulturpolitischen Bedingungen soziale Teilhabe in ländlichen Räumen verbessern können. In ihrer Dissertation, die 2024 unter dem Titel »#ruhrgebiet. Visualisierung einer Region im sozioökonomischen Wandel« im Waxmann-Verlag erscheint, hat sie die Zusammenarbeit von zivilgesellschaftlichen und staatlichen Akteursgruppen über die Plattform Instagram im Rahmen der Regionalentwicklung des Ruhrgebiets erforscht.

Paola Ivanov ist Kuratorin der Sammlungen aus Ost-, Nordost-, Zentral- und Südafrika am Ethnologischen Museum der Staatlichen Museen zu Berlin und Privatdozentin am Institut für Sozial- und Kulturanthropologie der Freien Universität Berlin. Ihre Forschungen und Publikationen konzentrieren sich auf Ästhetik, Kunst und materielle Kultur in Afrika sowie auf afrikanische Geschichte und globale Verflechtungen. Seit mehreren Jahren führt sie kollaborative Projekte mit unterschiedlichen Partner:innen aus Tansania durch, die sich mit den Sammlungen aus dem Ethnologischen Museum und deren kolonialen Provenienzen auseinandersetzen.

Thomas G. Kirsch ist Professor für Ethnologie und Kulturanthropologie an der Universität Konstanz. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der politischen Anthropologie und der Religionsethnologie. Er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, in deren Rahmen er eine politikberatende Arbeitsgruppe zu sozial- und kulturwissenschaftlichen Perspektiven auf risikobehaftete Langzeittechnologien leitet. Im Bereich der Public Anthropology kooperierte er u. a. mit dem Theater Konstanz, was in mehreren Theateraufführungen mündete, die aktuelle Herausforderungen auf dem afrikanischen Kontinent thematisierten.

Esther Klein studiert Kultur- und Religionswissenschaften im Bachelor an der Universität Bremen und beteiligt sich an der Initiative for Mutual Studies of the Students of Rojava and Bremen (IMS). In ihrem Studium beschäftigt sie sich mit diversen emanzipatorischen und insbesondere antikapitalistischen Aspekten der Gesellschaft, wobei ihr Schwerpunkt auf marxistischer Theorie liegt.

Sophia Kok ist queerfeministische Aktivistin und arbeitet mit den Themen geheime Öffentlichkeiten und Hochstapelei.

Anika König ist Vertretungsprofessorin am Institut für Sozial- und Kulturanthropologie an der Freien Universität Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Medizinanthropologie, Science and Technology Studies, Gender Studies und der anthropologischen Gewaltforschung. Sie kooperiert seit vielen Jahren mit Künstler:innen vor allem aus den Bereichen Fotografie und Theater, um anthropologische Forschungsergebnisse auch jenseits der Universität zugänglich zu machen.

Sylvestre Konan Anga Kouakou war 2021–24 von der Konrad-Adenauer-Stiftung geförderter Doktorand am Institut für Ethnologie der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Seine Forschung beschäftigte sich mit dem Afrikabild im deutschsprachigen Raum auf der Grundlage der Publikationen deutschsprachiger Afrikakorrespondenten. Zuvor hat er neuere und neueste Geschichte sowie interkulturelle Germanistik an der Universität Bamberg und an der Universität von Bouaké (Côte d'Ivoire) studiert. Während seiner Zeit als Doktorand hat er sich mehrfach an dem Projekt »Start ins Deutsche« beteiligt und eine Lehrveranstaltung zum Thema »Alltagsrassismus in Deutschland« durchgeführt.

Tom Lagodny hat an der Universität Hamburg Ethnologie studiert. Zurzeit schließt er seinen Master in Sozial- und Kulturanthropologie an der Freien Universität Berlin ab, wobei seine Forschungsinteressen im Bereich Medical Anthropology und Care-Politiken vorrangig in Deutschland und Lateinamerika liegen. Im Rahmen eines Seminars seines Masterstudiums hat er zusammen mit einer geflüchteten Frau aus Syrien einen Kurzfilm mitentwickelt und -produziert und dabei die Grundlagen der Public Anthropology kennengelernt.

Mirjam Lüdecke schloss ihr BA-Studium der Kulturanthropologie und Europäischen Ethnologie mit Geographie im Nebenfach an der Goethe-Universität Frankfurt am Main 2023 ab und studiert seit Oktober 2023 ebenda Geographie im MA mit dem Schwerpunkt »Geographische Stadtforschung«. Für den empirischen Teil ihrer BA-Arbeit forschte sie in und zu einem kommunalen Freibad in Frankfurt am Main und brachte dabei wissenschaftliches Wissen mit zivilgesellschaftlichen Öffentlichkeiten in Kontakt.

Carla Maier arbeitet an der Schnittstelle von Sound Studies, Kulturanthropologie und postkolonialen Studien mit Schwerpunkt auf Sound und Hören, multimodaler Anthropologie und Methoden des Gehens, Hörens und Erzählens im Kontext von Erinnerung und dekolonialen räumlichen Praktiken. Ihre jüngsten Arbeiten befassen sich mit dem Hören und den multisensorischen, antikolonialen und artenübergreifenden Dimensionen zeitgenössischer sozialer und ökologischer Themen, die sie in kollaborativen Kontexten wie dem *Amo Collective* am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin entwickelt.

Primerose Lucy Maposa ist eine erfahrene Fachkraft für öffentliche Verwaltung mit einem Hintergrund in lokaler Regierungsführung und einer Leidenschaft für die Entwicklung der Zivilgesellschaft. Sie hat einen Master-Abschluss in Internationaler Öffentlicher Verwaltung von der Universität Mazedonien, Griechenland, und einen Bachelor-Abschluss in Local Governance Studies von der Midlands State University, Simbabwe. Primerose war als Projektkoordinatorin beim *tubman.network* e. V. in Deutschland tätig, wo sie am Projekt »Access to Health« arbeitete. In Südafrika konzentriert sie sich auf die Zusammenarbeit mit internationalen Organisationen, um die Lebensbedingungen in ganz Afrika zu verbessern.

Kristina Mashimi ist Sozial- und Kulturanthropologin und arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Sonderforschungsbereich »Affective Societies« der Freien Universität Berlin. In ihrer Forschung folgt sie den diversen Verstrickungen von Religion, Bildung, Kolonialismus und globalem Kapitalismus. Derzeit befasst sie sich mit dekolonialen

und aktivistischen Perspektiven auf Kulturgüter und soziale Transformation in Tansania und darüber hinaus. Sie ist Co-Initiatorin und Mitglied des *Kollektiv Polylog*, eines an der Schnittstelle von Wissenschaft, Kunst und Aktivismus arbeitenden Zusammenschlusses geflüchteter Frauen sowie Studierender und Dozierender der Freien Universität Berlin.

Stephen Muthusi Katembu ist ein kenianischer Psychologe, Autor und Wissenschaftler, der derzeit an der Fakultät für Psychologie der Universität Nairobi lehrt. Zudem bietet er psychosoziale Unterstützung im Verein *tubman.network e. V.* in Berlin an. Seine Forschungsschwerpunkte sind Kindheitstrauma sowie kognitive Entwicklung und Radikalisierung unter ostafrikanischen Jugendlichen. Er ist Autor des Buches »Stir Up Your Potential«, gründete die Personal Development Challenge, um Jugendliche zur Selbstbestimmung zu inspirieren, und unterstützt die psychische Gesundheit von Gemeinden durch das *Mindspace Network*.

Marion Näser-Lather ist assoziierte Professorin für Europäische Ethnologie an der Universität Innsbruck. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen kulturanthropologische Gender Studies, Protestforschung, Digitalisierung sowie ethische und methodologische Aspekte des Forschens in sensiblen Feldern. Mit dem Konnex Verantwortung der Wissenschaft und Öffentlichkeit befasst sie sich als Mitglied des erweiterten Vorstandes der Vereinigung Deutscher Wissenschaftler, im Ständigen Ausschuss für Forschungsdaten und -ethik der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und in ihren Forschungsprojekten zu feministischen Bewegungen und Antimafia-Aktivismus.

Ursula Rao ist Direktorin der Abteilung »Ethnologie, Politik und Governance« am Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung. Sie forscht zu Machtstrukturen, politischen Dynamiken und Governance-Prozessen in Indien. Ihre aktuellen Forschungsprojekte beschäftigen sich mit den Folgen der Einführung biometrischer Technologien in der indischen Verwaltung. Außerdem beschäftigt sie sich mit urbanen Entwicklungen, journalistischen Praktiken, Ritualen und Hinduismus.

Katharina Schramm ist Inhaberin des Lehrstuhls für Sozial- und Kulturanthropologie an der Universität Bayreuth, wo sie auch Mitglied im Exzellenzcluster Africa Multiple: Reconfiguring African Studies ist. Sie leitet außerdem die Arbeitsgruppe *Anthropology of Global Inequalities*, die eine kritische und engagierte Public Anthropology vertritt. Ihre Forschung zu Rasse/race und anderen Differenzkategorien ist an der Schnittstelle von politischer Anthropologie, Science & Technology Studies und Heritage Studies angesiedelt. Sie ist Mitherausgeberin einer *boas-blog*-Serie »Undoing Race and Racism« und Teil des kollaborativen Forschungskollektivs *No One Can Be Born Twice*.

Nasima Selim ist Anthropologin, Schriftstellerin, Pädagogin und Forscherin, sie arbeitet derzeit an der Universität Bayreuth. In ihrer Arbeit beschäftigt sie sich mit der Beziehung von Wissen und Praxis in der Medizinanthropologie, der planetarischen Gesundheit, der Public Anthropology und der Anthropologie des Islams in Westeuropa und Südasien. Kreatives Schreiben (Sachbücher und Belletristik), reflexive, nichthierarchische Pädagogik und interdisziplinäre Zusammenarbeit prägen ihre wissenschaftlichen und literarischen Pro-

jekte. Sie ist Gründungsmitglied der Arbeitsgruppe Public Anthropology in der Deutschen Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie. Instagram/X: @nasima_selim; Website: www.nasimaselim.com.

Thomas Stodulka ist Professor für Sozial- und Kulturanthropologie und Co-Direktor des Studiengangs Visual Anthropology, Media, and Documentary Practice an der Universität Münster. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in einer Psychologischen Anthropologie, die psychische Erkrankung, mentale Gesundheit und politische Prozesse der Marginalisierung und Stigmatisierung in den Blick nimmt. Seine Forschungen zu ökosozialen Jugendbewegungen in Südostasien widmen sich dekolonialen Wissensformationen und ökologischer Freiheitpädagogik. Er ist Mitherausgeber des *anthrometronom*-Blogs, Mitbegründer des European Networks for Psychological Anthropology (ENPA) und Vorstandsmitglied des globalen Permakulturnetzwerks *PermatilGlobal*.

Ove Sutter ist Professor für Empirische Kulturwissenschaft und Kulturanthropologie an der Universität Bonn. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Politischen Anthropologie, zivilgesellschaftlicher Protest und Aktivismus, Transformation ländlicher Regionen und Erzählkulturen. Er hat in den letzten Jahren u. a. Forschungsprojekte zu alltagsweltlichen Dimensionen der Entwicklung ländlicher Regionen in EU-Entwicklungsprogrammen und zur zivilgesellschaftlichen Hilfe für Geflüchtete durchgeführt. Aktuell leitet er das vom BMEL geförderte Forschungsprojekt »Akteursnetzwerke und multifunktionale Räume der Kunst-, Kultur- und Kreativarbeit« (AMuRaKK).

Ferdiansyah Thajib forscht und lehrt zu transformativen Potenzialen von Kunstpädagogik, Selbstorganisation und kollektiven Praktiken. Seine Arbeit ist an der Schnittstelle von Theorie und Praxis angesiedelt mit besonderem Interesse an queeren Formen des Ausdauerns und affektiven Verstrickungen im Alltagsleben. Ferdi ist Mitglied von KUNCI Study Forum & Collective in Yogyakarta, Indonesien, das durch gemeinsames Lernen Wissen produziert und teilt. Derzeit ist er Senior Lecturer im Elite-Graduiertenprogramm »Standards of Decision-making Across Cultures« an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.

Magnus Treiber lehrt am Institut für Ethnologie der Ludwig-Maximilians-Universität München und arbeitet zu Flucht und Migration in regionalen und globalen Kontexten, zu Ethnographie und Fachgeschichte. Zahlreiche Länderseminare zum Horn von Afrika und Veranstaltungen zur Migrations- und Asylthematik ließen die ethnologische Wissensvermittlung auch über die Universität hinaus zu einem wichtigen Teil seiner wissenschaftlichen Tätigkeit und seines Erkenntnisinteresses werden. Und so versteht er auch Medienanfragen oder Bitten um Stellungnahmen in gerichtlichen Asylverfahren als Möglichkeit, ethnologische Perspektiven einzubringen und kritisch Stellung zu beziehen.

Asta Vonderau ist Professorin am Seminar für Ethnologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Ihre Forschungsthemen umfassen die Anthropologie der Gouvernamentalität und der Politik, Anthropologie datafizierter (Um-)Welten sowie Anthropologie der Energie und Ressourcen. Gegenwärtig forscht sie zu Umwelt- und sozialen Folgen von De- und Reindustrialisierung im Zuge der Energiewende in Mitteldeutschland. Ihr Interesse

gilt insbesondere der Frage, wie politische Versprechen einer gerechten Transformation öffentlich verhandelt werden und sich in Alltagspraxis materialisieren. Im Sinne einer Public Anthropology arbeitet sie an der Entwicklung neuer Modi der ethnologischen Wissensproduktion, welche zu den Kontroversen einer postfossilen Demokratie beitragen können.

Ehler Voss ist Privatdozent am Institut für Ethnologie und Kulturwissenschaft und Geschäftsführer der interdisziplinären Verbundforschungsplattform »Worlds of Contradiction (WOC)« an der Universität Bremen. Seine Forschungsschwerpunkte liegen an der Schnittstelle von Medien-, Medizin-, Religions- und Politikethnologie. Er ist Mitbegründer der *boasblogs*, die das Verhältnis der ethnologischen Fächer zur Öffentlichkeit reflektieren und einen kritisch-konstruktiven Beitrag zu aktuellen gesellschaftlichen Debatten leisten. Zudem ist er Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Ethnologie und Medizin (AGEM), die eine Brücke zwischen den Geistes- und Sozialwissenschaften und medizinischer Praxis bildet.

Gisela Welz ist Professorin für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie und Ko-Sprecherin des interdisziplinären DFG-Graduiertenkollegs »Fixing Futures: Investigating Technologies of Anticipation in Contemporary Societies« an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Stadt- und Regionalentwicklung, Kulturökonomie und Umweltpolitik. Insbesondere gilt ihr Interesse den methodologischen und epistemologischen Herausforderungen, die sich im Zusammenhang mit Globalisierungsprozessen und der Verwissenschaftlichung von Gesellschaften für die ethnographisch arbeitenden Disziplinen ergeben. Sie ist Ko-Sprecherin des DFG-Netzwerks »Public Anthropology: Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer«.

Olaf Zenker ist Professor für Ethnologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Politik- und Rechtsanthropologie. Er ist Gründungsmitglied der International Max Planck Research School »Global Multiplicity – A Social Anthropology for the Now«. Gemeinsam mit südafrikanischen Kolleg:innen hat er ein Netzwerk engagierter Expert:innen für Eigentumsrecht, Landreform und Umverteilungsgerechtigkeit in Südafrika initiiert, welches forschungsbasiert in politische Debatten interveniert. Derzeitig berät er als ethnologisches Mitglied der Projektgruppe zur Entwicklungszusammenarbeit in der globalen Gesundheitspolitik die Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften.

